This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

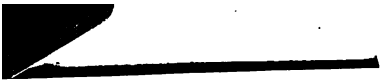
50535
61
2
(7-8)

Harvard College Library

BOUGHT FROM THE
ANDREW PRESTON PEABODY
FUND

BEQUEATHED BY
CAROLINE EUSTIS PEABODY
OF CAMBRIDGE

7-8



Ottilie Wildermuth's Werke.

VII. Band.

Ottilie Wildermuth's

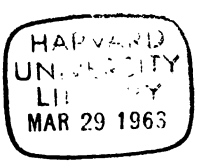
Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Siebenter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1862.

50535.61.2 (7,6)



Schnellpreſſendruck der J. G. Sprandel'ſchen Buchdruckerei in Stuttgart.

Aus dem Frauenleben.

Dritter Band.

Auguste.

Ein Lebensbild.

Lebensglück.

Dein Pfad ist meiner nicht. Wo du dich freust,
Da welkte hin mein Herz. Mein eigen Leid
Ist meinen Augen heiliger und reicher
Als alle deine Lust.

Aus dem Englischen.

In den Straßen der kleinen Residenz bewegte sich emsig das gewöhnliche Werktagstreiben. Dienstmägde rannten eilig mit ihrem Armkorb, um das verplauderte Viertelstündchen durch verdoppelte Eile einzubringen, Schulkinder trabten von verschiedenen Seiten mit gemäßigtem Lärm daher, da es erst in die Schule, noch nicht hinaus ging, und ein Karrenbauer, der den Kehricht fortführte, brachte nervöse Ohren zur Verzweiflung mit dem langsamen, schwerfälligen Geraffel seines Fuhrwerks.

Nur die Beletage eines hübschen Wohnhauses zog durch ihre festliche Miene die Blicke der Vorübergehenden auf sich; die Fenster des Salons waren geöffnet, um die kühle Morgenluft einzulassen, man sah grüne Guirlanden zwischen den schneeweißen Gardinen, blumengefüllte Vasen auf einer gedeckten Tafel, weißgekleidete Konditorjungen gingen ein mit geschmückten Torten, die viel lüsterne Blicke auf sich zogen, — kurz, selbst die Milchfrau vom Lande errieth die Bedeutung dieser Anstalten, wenn sie eine Bäckerfrau der Nachbarschaft, die recht wohlhäbig unter ihrer Hausthür stand, fragte: „gelt Sie, da oben gibt es eine Hochzeit?“ „O, ja,“

belehrte sie diese, „die Tochter der Frau Regierungsräthin Gruber.“ „Wen nimmt sie?“ fragte eine Stadtmagd, die sich dazu gesellte. „Einen Wittwer mit einer Last Kinder,“ sagte diese etwas geringschätzig. „Dann ist's aber nicht die Schöne?“ fragte die Magd. „Bewahre, die Kleine ist ja kaum recht aus der Schule, die Große ist's, erster Ehe, aber bereits eine geschiedte und brave Jungfer, reich gerade nicht, das Vermögen kommt von der zweiten Frau. Das Essen lassen sie aus dem Schwanen kommen, aber in die Kirche fahren sie erst um eilf Uhr, ihr könnt nicht darauf warten.“ Die Andern gingen weiter, und die Bäckerin machte sich an ihrem Fenster einen Wachtposten zurecht, wo sie über ihr Strickzeug weg das Terrain bequem überschauen konnte.

Im Festlokal oben waren die Anstalten schon weit gediehen; Frau Schmekenbächerin, eine alte Hausfreundin, von Natur zwar Schneidermamsell, die aber als Vertrauensperson zur Festordnerin geladen war, legte eben das schwere Silberzeug, das den soliden Wohlstand des Hauses beurkundete, auf das feine Damastgedeck, und betrachtete nebenher wohlgefällig, als eine Schöpfung ihrer eigenen Hand, die Brautmutter, die in einem prachtvollen Pensee-kleid von schwerem Moiree sich wahrhaft fürstlich ausnahm.

In dem Hinterzimmer, dessen Fenster auf ein kleines Gärtchen gingen, das als blühende Oase in dem steinernen Häuserquarré verborgen lag, herrschte festliche Stille, wie sie dem Tag ziemte. Die Toilette der beiden Mädchen, die es bisher bewohnt, war vollendet. Die Braut selbst hatte die alte Ordnung darin hergestellt und die Schwestern saßen in Stille beisammen in dem alten traulichen Raum, den sie so lange schon einträchtig zusammen bewohnt hatten.

Wer die Königin des heutigen Festes, die Braut hier gesucht hätte, dessen Auge wäre wohl zuerst auf die blühende,

jugendschöne Gestalt im weißen Kleide gefallen, die, einen Kranz von Rosenknospen in der glänzenden Fülle des braunen Haars, von all dem duftigen Zauber umweht war, den man unbewußt mit dem Namen ‚Braut' verbindet; nur zu jung fast erschienen die kindlichen Züge des klaren Angesichts. Auch war nicht sie die Braut: Schleier und Myrthenkranz schmückten die ernste hohe Gestalt im schwarzen Atlaskleide, die, wohl zwölf Jahre älter als das siebzehnjährige Kind, fast mehr einen nonnenhaften als bräutlichen Eindruck machte.

Marie war nicht schön, ihr Teint war farblos, ihre Züge unbedeutend, ihr Wuchs beinahe zu hoch, aber ihre dunklen Augen mit dem Ausdruck herzlicher Güte und klaren Verstandes, die ganze wohlthuende Harmonie ihres Wesens machten sie doch zu einer anmuthigen Braut. Elisabeth saß achtlos auf die weitausgebreitete Wolke ihres lichten Gewandes auf einem Schemel zu den Füßen der Schwester und sah sie etwas bedenklich an. „Es ist doch Schade, Marie," sagte sie, „daß du nicht in Weiß gehst, du siehst wahrhaftig wie eine Nonne aus!"

„Was sollte eine ehrsame Frau Dekanin mit sieben Kindern nachher mit einem so luftigen weißen Staat anfangen?" erwiderte Marie lächelnd. „Ach ja!" seufzte Elisabeth etwas kläglich, „bitte, sag' mir, Marie, ist dirs denn nicht entsetzlich bang?" „Entsetzlich nicht, aber ein wenig wohl," sagte diese mit etwas gedämpfter Stimme, „doch Gott wird mir beistehen und es liegt ein reiches Feld vor mir." „Erstaunlich reich!" seufzte die Kleine wieder, „ach, sag mir, aber du darfst nicht böse sein, jetzt darf ich dich das schon noch fragen, warum hast du nicht lieber früher einen Andern genommen? Weißt, es gibt ja auch brave Männer mit etwas weniger Kindern." „Es hat mich kein Anderer wollen,"

sagte Marie mit ruhigem Lächeln; — sie hatte längst jedes bittre Gefühl überwunden, das in dieser Antwort hätte liegen können. „Das begreife ich wirklich nicht, so klug und gut und geschickt, wie du bist," sagte Elisabeth nachdenklich vor sich hin, „aber du hättest ja auch bei uns bleiben können! Ich weiß noch gar nicht, wie wir zurecht kommen ohne dich." „Du glaubst wohl nicht, daß ich heirathe blos um einen Mann zu bekommen?" sagte, nun etwas piquirt die sonst so nachsichtige Schwester und ihre Wange färbte sich dunkelroth.

„O nein, o ich bitte dich verzeih! wie du mir so oft schon verziehen hast!" bat die warmblütige Elisabeth, indem sie die Arme um der Schwester Hals schlang und sie liebevoll anschaute mit den wunderbaren braunen Augen, „du weißt ja, ich mein' es nicht bös, aber ich bin und bleib eben ein dummes, junges Ding." „Sei zufrieden, Liebste," sagte Marie begütigend, „ich habe nichts zu verzeihen, verzeih nur du deiner lästigen Gouvernante, die du ja heute los wirst!" „O du bist nur zu gut, zu lieb gegen mich gewesen!" rief die Kleine mit der überströmenden Liebe, die ein warmes Herz vor dem Scheiden fühlt, „was hast du für Geduld mit mir gehabt! wie tausendmal meine Unordnung geebnet, meine Unbesonnenheit gut gemacht, o, wo wird eine ältere Schwester so freundlich sein wie du?" „Nun, dann gebe ich doch keine schlimme Stiefmutter," sagte lächelnd Marie. „Du? ach nein, die allerbeste, den Dekan hat wahrhaftig ein guter Stern mit dem kranken Baron in's Bad geführt, und geschieht ist er, daß er an dem Einen Tag, wo du Mama abholtest, gleich merkte, welch ein Kleinod da für ihn zu finden sei! Mich hatte er in den drei Wochen, wo ich dort war, oft genug gesehen, fiel ihm kein einzigmal ein, daß ich eine Mutter für seine sieben Unmündigen geben könnte!"

„Das glaube ich," sagte scherzend Marie, und ihr Auge ruhte mit neidloser Bewunderung auf dem blühend schönen Antlitz der Schwester, die Trauben wären ihm zu hoch gehangen!" „Und ein Kind weiter zu erziehen, hätte er nicht brauchen können," meinte Elisabeth fröhlich, „es ist gewiß schön von dir, Marie, daß du ihn genommen, aber schrecklich edelmüthig bist du doch!" „Schrecklich? das wäre schlimm!" „Nun, weißt du, ich könnte nicht so sein! Wenn ich heirathe, ich möcht' es gut haben, recht unmäßig gut!" „Dazu helfe dir Gott!" sagte Marie innig und drückte einen schwesterlichen Kuß auf den schönen Mund.

„Dürfen wir kommen?" fragte draußen ein junges Stimmchen. „Nur herein!" rief Marie freundlich — doch lag in ihrer Stimme fast mehr muthige Ergebung als schüchterne süße bräutliche Erwartung. Die Thüre ging auf und herein trat der Bräutigam, Dekan Gerhard, ein stattlicher Mann, nahe den fünfzigen; er war in seiner Jugend Hofmeister gewesen und hatte nichts von der Unbeholfenheit, die hie und da den Landgeistlichen anhängt, er nahm sich sehr respektabel und würdig aus in der neuen feinen schwarzen Kleidung, hinter ihm sein ältester Sohn Ernst, der angehende Seminarist, ein netter, klug und bescheiden aussehender Junge, mit glatt gekämmtem blondem Haar, der halbversteckt ein Karmen in der Hand trug, mit dem er die neue Mutter begrüßen wollte; dann kamen die sechs andern, zwei Knaben und vier Mädchen, gutmüthig aussehende Kinder, noch etwas unkultivirt und kindisch, wie es schien, obwohl ihnen Marie nicht mehr fremd war. Nathanael, der jüngste, ein dreijähriger Knabe, schien schwach auf den Füßen und wurde von den Schwesterlein geführt, plauderte aber vergnügt davon, daß er habe Kutschen fahren dürfen.

„Da bring ich dir die kleine Heerde, Marie," sprach

Gerhard mit bewegter Stimme. Marie reichte ihm schweigend die Hand, sie sahen sich tief und innig in die Augen; Beide verstanden wohl, daß es sich hier mehr um einen ernsten und heiligen Entschluß für die Zukunft handle, als um ein seliges Ja, das auf glühende Herzenswünsche das Siegel drückt; das lag auch in dem leisen Kuß, den er in keuscher Scheu vor den Kindern auf ihre Stirn drückte. Er trat in tiefer Bewegung an's Fenster, während Marie mit inniger Liebe sich zu den Kindern niederbeugte, denen die ungewohnte Erscheinung der neuen Mutter in dem langen schwarzen Gewand und Schleier einige Scheu einflößte, bis sie freundliche, herzliche Worte zu ihnen sprach und sie so liebevoll ansah mit den guten treuen Augen, bis alle Furcht vergangen war, und sie wieder zutraulich mit ihr plauderten.

Elisabeth war beim Eintritt des Bräutigams heimlich zur Seitenthür hinausgeschlüpft, nicht ohne daß der naseweise kleine Heinrich zuvor dem Schwesterlein zugeflüstert hätte: „Du, die wär' aber schöner gewesen! wenn die der Vater genommen hätte!" worauf Fränzchen ihm sachverständig entgegnete: „Dummer G'sell, das ist ja ein Stadtfräulein, keine Mutter!"

Das Stadtfräulein flog zur Mutter hinüber, die eben befriedigt das gelungene Arrangement übersah. „Ach, Mütterchen," sagte sie, halb lachend, halb weinend, „drüben ist nun die ganze Schaar, unser Stübchen läuft fast über, o lieber Gott, was hat doch die Marie einen guten Muth! sieben auf einmal, wenn's nur auch drei wären oder vier! Aber ich glaube, die Wittwer haben immer sieben Kinder," fuhr sie nachdenklich fort, „es liegt ein gewisser Rhythmus darin: ein Wittwer mit sieben Kindern!" „Dein Vater hatte nur eins," sagte lachend die Mutter. — „Das ist wahr, und noch so ein gutes wie die Marie! da muß es ein Spaß sein, wenn man

so ein Püppchen schon fertig antrifft, aber sieben!" „Es sind aber im Ganzen nette Kinder," sagte begütigend die Mutter, die nicht leiden konnte, daß man die Heirath ihrer Stieftochter so gar verwunderlich fand. „Gewiß recht ordentlich, besonders weil Marie sich ihrer Toilette annahm, der himmelblaue Thibet kleidet die Mädchen ganz niedlich." „Ja, den schauderhaft rothen Zitz, den die Jungfer Tante zum Festschmuck gekauft hatte, haben wir glücklicher Weise zu Bettüberzügen genommen," sagte lachend die Mutter.

Inzwischen fuhren die Wagen vor, die Braut trat ein an der Hand des Bräutigams, um vor dem feierlichen Gang von der Mutter Abschied zu nehmen. Mutter und Tochter hatten sich vielleicht nie mit so tiefer Bewegung umarmt; wo ist ein Scheiden auf Erden, dem sich nicht ein leises Gefühl der Reue beimischt? Man hatte das gute Einvernehmen der Frau Gruber und ihrer Tochter stets als ein Muster für dies schwierige Verhältniß angeführt und die Erstere als Beispiel einer guten Stiefmutter gerühmt, auch war sie sich selbst jederzeit als ein solches erschienen. — Erst in diesem Augenblick sagte ihr ihr eigen Herz, daß es nicht ihr Verdienst war, wenn das Kind, das sie während der ersten Jahre ihres Ehstands, die sie in rauschendem Gesellschaftsleben zugebracht, meist sich selbst, der Schule und den Dienstboten überlassen, das sie später fast zur Dienerin ihres eigenen Lieblings, der reizenden Elisabeth, gemacht hatte, nun als gereiftes, innerlich klares Wesen vor ihr stand, ihre Stütze und Hilfe, die liebevolle, geliebte Leiterin der jungen Schwester.

Marie war eine demüthige, selbstlose Seele, die mehr an ihre eigenen Versäumnisse dachte als an die Anderer, sie fühlte in aufrichtigem Herzen den Dank, den sie an der Schwelle ihres neuen Lebens der Mutter darbrachte.

Mariens Entschluß schien der Regierungsräthin nicht zu

schwer, hatte sie selbst doch auch einst als ziemlich junges, hübsches und verwöhntes Mädchen einen Wittwer geheirathet. Freilich hatte sie ihn aus dem einfachen Grunde genommen, weil er ihr gefiel und ihr eine behagliche angesehene Lage bot und das Eine, stille Kind, das schon in die Schule ging, eben keine schwere Zugabe war.

Mariens Gefühle, mit denen sie sieben Kinder an's Herz nahm, die sie nicht unter dem Herzen getragen hatte, waren freilich andere. Diese mütterliche Aufgabe vor allem, so schwer, so hoch und schön wie sie vor ihr stand, hatte sie erwogen, als sie ihren Entschluß faßte. Es war nicht eben schmeichelhaft für den Dekan, daß sie mehr den Vater den Kindern zu lieb, als die Kinder dem Vater zu lieb nahm, aber eine gute Bürgschaft für das Glück und den Frieden seiner Zukunft war es jedenfalls.

Endlich wurde das geduldige Harren der Neugierigen vor der Hausthüre belohnt, die Brautjungfern waren schon von ihren Wohnungen aus nach der Kirche spedirt worden, in drei Wagen stieg jetzt der Kern der Hochzeitgesellschaft ein. Die Regierungsräthin hätte sich wohl kaum den Luxus von drei Wagen erlaubt, wenn nicht die elegante Equipage eines Hochzeitsgasts, Herrn Gérards, eines Vetters des Bräutigams, der sich als Kaufmann im Auslande eine halbe Million und einen französischen Namen erworben, ausgeholfen hätte.

Mit vielem Selbstgefühl ließ sich die Brautmama von Herrn Gérard in den prächtigen Wagen heben, den sie mit einer Base von Distinktion und Minchen, der ältesten Tochter des Dekans, einnahm. Sie athmete leicht, daß die alte Jungfer Tante, die indeß die Haushaltung des Dekans geführt, die Einladung zur Hochzeit abgelehnt hatte, da ihr eine große Wäsche und der eigne nahe Abzug so viel zu thun machte. Sie wußte,

daß ihr rettungslos abgeschmackter Aufzug die ganze Gesellschaft blamirt hätte, da sie sicher die eleganteste Haube, die man ihr verehrt, noch verkehrt aufgesetzt, oder durch irgend ein altes Ranunkelröschen verunziert hätte.

Nun wurden unter dem Fittich einer Frau Tante Kontroleurin die fünf Jüngsten in einen Wagen gepackt, nach einem kleinen Aufenthalt, den die schauderhafte Entdeckung veranlaßte, daß die Jungfer Tante dem Fränzchen blaue Strümpfe angezogen hatte, und die Noth, bis man von einem Nachbarskind weiße herbeigeschafft. Sie fuhren aber glückselig ab, streckten mit dem Gefühl großer Wichtigkeit ihre blumengeschmückten Häupter aus den Wagenfenstern, um die Inschriften der Kaufläden zu studiren, und hatten leider wenig Zeit zu beten und an die selige Mutter zu denken, wie sie Marie ermahnt hatte.

Die spöttischen Bemerkungen, mit denen man die fünf Unmündigen begleitet hatte, verstummten vor dem würdigen Eindruck, den das Brautpaar machte, vor der blühenden Erscheinung der schönen Elisabeth, die nebst dem Seminaristen mit ihnen einstieg. Der junge Ernst machte sich so schmal wie ein Lineal, damit Elisabeth gehörig ihre luftigen weißen Gewänder ausbreiten konnte. Obwohl sie nur zwei Jahre älter war als er, so wagte er doch kaum, sie von der Seite anzusehen, und mußte sich in der Stille besinnen, ob so schön wohl die griechische Helena gewesen sei. Daneben war sein Geschmack so unklassisch, daß ihm die schlanke, blühende bewegliche Gestalt in dem modischen Kleid doch besser gefiel, als die lange gerade Helena auf Bildern, in den faltigen Gewändern, bei denen man fürchtete, sie müsse bei jedem Schritt darüber fallen. Die junge Elisabeth dachte wenig an ihren stummen Verehrer, sie hielt die schönen, unschul-

digen Kinderaugen immer auf die liebe Schwester gerichtet, wie in mitleidiger Frage: ob sie's denn gewiß nicht bereue? Marie nickte ihr zu mit freundlich beruhigendem Lächeln und Elisabeth ahnte, wenn sie es auch noch nicht wissen konnte, daß das stille Licht, das in diesen Augen aufgegangen war, vielleicht den häuslichen Herd sicherer warm und hell halte, als das auflodernde Freudenfeuer eines liebeseligen, jungen Herzens. — Die Brautfräulein harrten bereits in der Kirche und machten Raum für die Braut und Elisabeth. Es waren Mariens Jugendfreundinnen. „Herbstflora!" flüsterte Herr Gérard ironisch seinem Nachbar zu; und in der That, Elisabeths junge Schönheit hob sich aus den Andern wie eine frisch erblühte Rose aus einem Asterbeet, während Minchen, als bescheidenes Maßliebchen auch noch der Reihe der Brautjungfern eingefügt wurde.

Ein Amtsbruder und Jugendfreund des Bräutigams traute das Paar; es schien den Anwesenden seltsam, zu einem Hochzeittext die Worte zu nehmen: ‚wir heben unsre Augen zu den Bergen, von welchen uns Hilfe kommt', daß er aber damit den Sinn der Braut wohl verstanden hatte, das zeigte ihm der verklärte Ausdruck ihrer Züge, wie sie nach oben schaute. Es kamen in der Hochzeitrede wenig von den rührenden Stellen und beweglichen Schlagworten vor, bei denen alle Thränenquellen flüssig werden; auch weinte die Braut nicht; ihre ganze Seele, alle Kraft ihres tiefen Herzens faßte sie zusammen in dem Gebet, mit dem sie Gott um Segen bat und Kraft für ihre Aufgabe.

Die junge Elisabeth aber, die weinte zum Herzbrechen; der Vetter Kaufmann sah ganz mitleidig zu ihr hinüber und die Mutter, die in der Reihe hinter ihr stand, suchte ihr durch leise Berührungen mehrmals zu bedeuten, daß das über den erforderlichen Anstand gehe; auch faßte sie sich

wieder, als die Schwester zum Stuhl zurückkehrte und sie, ehe sie sich neigte zum stillen Gebet, mit dem sanften Lächeln ansah, das so oft schon die Wellen ihrer jungen Seele gelegt hatte.

Die Wagen fuhren mit der Hochzeitgesellschaft nach Hause und das weibliche Publikum, das in großer Anzahl der Feier beigewohnt hatte, ließ nun auf dem Heimweg seinen Bemerkungen freien Lauf: „Eine ganz passende Parthie," meinte Eine, „nur ist sie beinahe größer als er." „Aber ahnd wird's ihr thun," sagte die Andere, „so gut wie die's daheim hatte; die hochschließenden Kleider stehen doch nicht recht gut." „War eben auch kein Plästr," warf die Dritte ein, „so einen Backfisch neben sich aufwachsen sehen!" „Wenn's nur nicht sieben wären!" tönte eine andere theilnehmende Stimme, „und vier Mädchen darunter! es wollte ja gar kein Ende nehmen mit Kindern; und ein's ist noch dazu kontrakt oder so!" „Sie ist aber ein geschiedtes Mädchen, sie wird schon mit ihnen fertig, und ist doch eine Versorgung!" „Was Versorgung? wenn der Mann wegstirbt, so liegen ihr die sieben Würmer auf dem Hals, mit hundert und zwanzig Gulden Pension!" „Sie haben Mütterliches und erben eine ledige Tante," tröstete wieder Eine. „So, meinetwegen, dann ist's was andres; eigner Nachwuchs wäre nicht mehr wünschenswerth."

„Nicht geschieden ist sie doch," hub wieder die Frau Häusler an, „sie hätte das Heirathen nicht nöthig gehabt, sind ja vermöglich." „Aber das Herz, Frau Häusler," warf schüchtern Fräulein Heinerike Merzler ein, „das Herz will auch seine Gefühle!" „Ach was Herz!" entgegnete die energische Frau Häusler, „nehmen Sie mir nicht übel, aber bei einem Spezial mit sieben lebendigen Kindern, da ist nicht mehr viel für's Herz vorhanden." „Gerade!" meinte Fräulein

Eberhardine Strubel, die von minder empfindsamer Natur war als Jungfer Heinerike, „die Wittwer sind eben die ärgsten Narren. Gesegnete Mahlzeit! wird allemal spät mit so einer Hochzeit.“

‚Soll man sagen leider oder zum Glück,‘ wie einmal der alte Fouqué selig anhebt, daß eine ernste, feierliche Stimmung doch oft wie ein gewisser Druck auf den Menschen lastet, auch wenn ihr Ernst noch so ungeheuchelt war, und daß sie mit einem gewissen Gefühl der Befreiung zu der Stimmung und Unterhaltung des Alltagslebens zurückkehren, leicht aufathmend mit dem unausgesprochenen Gedanken: So, das wäre abgemacht! So ging es auch der Hochzeitgesellschaft im Hause der Frau Regierungsräthin, nachdem die Umarmungen und Glückwünsche vorüber waren und sich Alles um die schön arrangirte Tafel geordnet hatte; auch Elisabeth hatte sich die hellen Augen trocknen lassen von der sanft liebkosenden Hand der Schwester und sie glänzten wieder freundlich in lebhafter Unterhaltung mit dem Vetter von Antwerpen, dem als weitgereistem und gebildetem Kaufmann der Stoff zum Gespräch nicht ausging. Die Kinder amüsirten sich vortrefflich an einem eigenen Tischchen im Nebenzimmer, und der Seminarist, den man als konfirmirte Standesperson zu den Erwachsenen gesetzt hatte, blickte manchmal sehnsüchtig nach ihrer ungezwungenen Heiterkeit hinüber; er saß freilich der jungen Tante gegenüber, deren Schönheit er wohl zu würdigen wußte, aber was half's ihm? so oft er seine schüchternen Blicke zu ihr erhob, begegnete er einem ironischen Lächeln des Kaufmanns, das ihn glühend roth machte, bis ihn seine Nachbarin, eine der Brautjungfern, ein gutmüthiges verständiges Mädchen, in ein Gespräch über sein Seminarleben, seine kleinen Ferienreisen und über die Eigenschaften seiner Geschwister brachte.

Und nun entlud sich das Gebirge der Hochzeitsträuße auf die Tafel, die allerdings Leben und Bewegung in die Gesellschaft bringen, aber jede gemüthliche Unterhaltung unmöglich machen.

Hochzeitsträuße nämlich (zur Notiz für Solche, die diese glückliche Sitte nicht kennen), sind kleinere oder größere Gaben, die meist anonym, weniger dem Brautpaar als den Hochzeitgästen, zumal den Brautjungfern, von anwesenden und abwesenden Bekannten zugesandt werden; das ist denn eine Spannung und Ueberraschung, eine hübsche Gelegenheit, einen neckischen Scherz oder eine sonst verborgene Huldigung darzubringen, und — eine weitere Illustration zu dem schwäbischen Sprüchwort:

G'vatterstehn und Hochzeitgehn
Ist 'ne Ehr und macht den Beutel leer.

Auch hier thürmten sich Berge von großen und kleinen Paketen zumeist vor den Damen auf, sie erhielten allerlei scherzhafte Zusendungen, Figuren in Wachs und Dragant, unter denen Pfarrer en miniature eine große Rolle spielten, mit neckischen Gedichten begleitet, die sie mit einigem Geräusch zu verstecken suchten, bis sie erbeutet und unter großem Protest zu allgemeinem Ergötzen vorgelesen wurden. Auch ließen sich, da es für Ehrensache gilt, recht viele Hochzeitsträuße zu erhalten, jüngere und ältere Damen von Haus aus werthvolle Gegenstände schicken: Uhren, Schmuck, Kleiderstoffe, welche die übrige Gesellschaft mehr in Erstaunen setzen als sie selbst, sintemal sie diese Geschenke längst besessen und sich nur wieder hatten schicken lassen, um neue Kosten zu ersparen und doch als vielbeschenkt zu gelten.

Der Seminarist war glückselig über eine silberne Cylinderuhr, dem Geschenk seiner neuen Mutter, am Kindertisch

brach vollends lauter Jubel aus über neue Puppen der Mädchen und ein wunderschönes Bilderbuch des kleinen Nathanael, der aber bald herausschlich und sich unversehens auf Mariens Schooß einnistete. Er fühlte ihren liebevollen warmen Blick wie ein krankes Pflänzchen den Sonnenschein, sie wehrte lächelnd dem Vater, der sie von der Last befreien wollte und hielt das Kind weich und warm an ihrem Herzen, bis es, müde von der ungewohnten Aufregung, eingeschlafen war, sie trug es leise in ihr Mädchenstübchen hinüber, legte es sanft auf ihr Bett und kam mit klaren Augen zurück, um sich am Anblick der eigenen und fremden Herrlichkeiten zu ergötzen.

Dem Kaufmann, der sehr lange schon von der Heimath abwesend war, war die Sitte der Hochzeitsträuße, die auch erst in neuern Zeiten eine fabelhafte Ausdehnung gewonnen hat, fremd gewesen, er selbst wurde als Fremder auch nicht besonders reichlich bedacht, die umsichtige Brautmutter sogar hatte ihn vergessen, und improvisirte nur noch eine Sendung, bestehend in einem geschliffenen Trinkglas des seligen Herrn Regierungsraths, von der Sorte, wie sie nie gebraucht und nur jezuweilen zerbrochen werden. Unversehens verschwand er für einige Zeit und kurz nach seinem Wiedererscheinen wurde der verlaufene Strom der Hochzeitsträuße auf's Neue flüssig und zu großer wirklicher Ueberraschung erhielten die Brautfräulein allerliebste Kleinigkeiten von Gold, die ihnen in der That noch gänzlich neu waren. An Elisabeth kam ein besonders elegantes Etui, das schien nun in der That ein ernsthafter Scherz! das Brillantschlößchen eines wundervoll gearbeiteten Armbandes blitzte ihr entgegen, als sie es öffnete, sie erschrack fast, und doch ließ sie geschehen, daß Herr Gérard es ihr anlegte, um zu beweisen, daß es viel zu eng für diesen vollen Arm sein müsse, es schloß aber doch um

das feine Gelenk, der schöne weiße Arm und das goldene Band sahen aus wie zusammengewachsen, — es wäre Sünde gewesen, es wieder zu lösen; doch hatte Elisabeth ihr Bedenken dabei,

. . . . und Ringe sind's, die eine Kette bilden,

kam ihr als unwillkürliche Reminiszenz zu Sinn. Aber selbst die geschmackvollen Geschenke des Kaufmanns traten in Hintergrund gegen die Hochzeitgabe des Barons von Ellershausen, des ehemaligen Zöglings des Dekan, dem seine leidende Gesundheit nicht gestattet hatte, an dem Feste Theil zu nehmen: ein silberner Pokal mit Sinnbildern aus der Bibel in erhabener Arbeit und der Inschrift: „Wohl dem, dem ein tugendsam Weib bescheeret ist, die ist viel edler denn die köstlichsten Perlen."

„Fast zu kostbar für einen geistlichen Haushalt," sagte der Dekan mit unverhehltem Wohlgefallen an dem edlen Geräth, „und doch bescheert uns Gott wohl hie und da ein Familienfest, das ein Ehrentrunk aus diesem Pokal verherrlichen soll." —

Vor sechzehn Jahren, an seinem ersten Hochzeitfest, hatte die Mutter des Barons, eine praktische Dame, die bescheidene Einrichtung des jungen Pfarrers mit einem Hochzeitgeschenk von soliden silbernen Löffeln ergänzt, er dachte dankbar, wie mit den sieben Kindern doch auch der Segen eingekehrt sei, so daß er jetzt gerne das Schöne zum Nützlichen hinnehmen dürfe, den edlen Festtrunk nach dem täglichen Brod.

Es wäre nun der Zeitpunkt gewesen für die Hochzeitgesellschaft, sich zu zerstreuen, in zwanglose Gruppen zu theilen, dazu aber war der Raum etwas beschränkt, das Gärtchen unten allzu sehr der Oeffentlichkeit ausgesetzt. — Eine der

Brautfräulein ließ ſich endlich bewegen, an's Klavier zu ſitzen, das man in's Nebenzimmer placirt hatte, und die Variationen, die ſie ſpielte, halfen der ſtockenden Konverſation wieder auf, ſo daß das Brautpaar Gelegenheit fand, ſich wegzuſtehlen. Eliſabeth, die in fieberhafter Angſt war, Marie möchte ohne Abſchied von ihr gehen, ließ ſich nicht mehr halten durch die brillante Konverſation des Kaufmanns und ſchlich hinüber in's alte Stübchen.

Mariens Reiſekleid war ſchon bereit gelegt — eine Hochzeitreiſe war bei dem Amt und Hausſtand des Dekans kaum ſtatthaft, ſie wollten nur einen Ausflug von einigen Tagen an den Rhein und auf das Gut der Baronin von Ellershauſen machen, da ohnehin die Jungfer Tante darauf beſtand, noch eine große Wäſche zu Ende zu bringen, die Kinder ſollten einſtweilen unter der Obhut einer alten Magd nach Hauſe reiſen.

„Komm, Kind, hilf mir," ſagte Marie lächelnd und ſetzte ſich, um Kranz und Schleier löſen zu laſſen. Eliſabeths Hand zitterte und als ſie ſich vor ſie ſtellte, um die Nadeln auszuziehen, da umfaßte Marie die Schweſter, legte ihr Haupt an Eliſabeths Herz, und ſie, die allezeit Ruhige und Gelaſſene, weinte bitterlich, wie ein Kind. Ja, wie ein Kind; wenn das auch ſonſt nicht ſtets ein treffender Vergleich iſt, ſo paßt er doch auf die Thränen einer Braut, — ſie fließen ſo heiß, ſo reichlich und doch ſind ſie bald getrocknet wie Kinderthränen. Ob Mariens Thränen nur dem Abſchied von den Mädchentagen und der Schweſter galten, ob lange begrabenen Jugendträumen, die ſich einſt ein anderes Loos gemalt, als das reſignirte Glück einer zweiten Gattin, einer Mutter fremder Kinder? — Niemand weiß es, und Niemand hat ein Recht darnach zu fragen. Die Thränen einer Braut ſind heilige Thränen, wenn ihre Augen

nachher so innig und andächtig zum Himmel blicken können, so liebevoll und klar in das Auge des Gatten wie die Mariens. Auch vergaß Marie bald die eigenen Thränen in zärtlichem Trösten der Schwester, die ganz aufgelöst war in Abschiedsleid. — Der Abschied von der Mutter war ein ruhigerer und der Dekan, der seine erste Gattin einem zahlreichen Familienkreis hatte entreißen müssen, unter so herzbrechendem Jammer, als ob sie, eine zweite Andromeda, einem Drachen geopfert werden sollte, war noch recht dankbar, so leichten Kaufs davon zu kommen, und eilte, seinen Raub in Sicherheit zu bringen.

Bei der Gesellschaft oben wollte die Unterhaltung nicht mehr recht gehen, obgleich man ein Gesellschaftsspiel: Suchen nach der Musik, in Gang gebracht hatte. Elisabeth konnte sich mit ihren verweinten Augen kaum mehr sehen lassen und war unempfänglich für die Tröstungen Herrn Gérard's, die Kinder waren ohnehin übersättigt, müde und langweilig, froh, daß die Frau Base Kontroleurin sie nach Hause nahm, bis auf Minchen, die älteste, die Mariens Stelle im Jungfernstübchen einnahm, und den Seminaristen, der bei einem Freund ein Unterkommen gefunden hatte.

Auch die übrige Gesellschaft fand bald, daß es spät sei, zu unendlicher Erleichterung der ermatteten Regierungsräthin, Herr Gérard mußte früh am andern Morgen wieder abreisen, erbat sich aber die Erlaubniß, bei den neuen Verwandten wieder einsprechen zu dürfen, wenn ihn seine Geschäfte später in die Residenz führten, — er hielt recht bedeutsam einen Augenblick die schöne kleine Hand Elisabeths in der seinen, aber die erhöhte Feststimmung war verflogen — um weiter zu bringen, mußte man günstigere Zeiten abwarten; die übrigen Hochzeitgäste machten sich inzwischen ihre Gedanken, die Brautfräulein fuhren nach Hause, um ihre

Geſchenke und ihre Mittheilungen auszulegen, — die Mama leerte das Deſſert zuſammen, es brachen Mägde ein, um Stühle und Geräthe fortzuſchaffen, und der Feſtſaal nahm einen höchſt unerquicklichen Charakter an.

Es war Nacht, Eliſabeth verweilte noch ein wenig bei der Mutter, eh' ſie in ihr verwaistes Stübchen ging, wo Minchen bereits ſteinfeſt ſchlief. „Ach, glaubſt du gewiß, daß Marie glücklich wird?“ fragte ſie, wohl zum zehntenmal. „Gewiß,“ tröſtete ſie die Mutter, die ungeduldig geworden wäre, wenn ihr nicht dieſe Liebe ihres ſchönen Kindes zu der viel älteren Stiefſchweſter eben gar zu liebenswürdig und bewundernswerth erſchienen wäre; — „der Dekan gefällt mir immer beſſer, er iſt ein würdiger Mann und ein Mann von Welt dazu, und dann denke, daß man mit neunundzwanzig Jahren andere Anſprüche an Glück macht als mit ſiebenzehn.“ — „O Mütterchen, ich ſage dir, mir iſt ganz bang geworden unter der Hochzeitrede, wie der Pfarrer die Hingebung und Aufopferung eines ganzen Lebens ſo herrlich und ſegenbringend darſtellte, es kam mir am Ende ſelbſt ganz ſchön und als das einzig Wahre und Rechte vor, ſo daß ich fürchtete, ich werde nun auch unverſehens ganz freiwillig wie die Marie einen Wittwer mit ſieben oder gar mit neun Kindern heirathen müſſen. Ach, Mutter, liegt denn wirklich Glück und Segen allein in der Aufopferung? weißt, ich wäre doch auch ſelbſt glücklich geworden!“ — „Sei nur ruhig,“ lächelte die Mutter, die ſelbſt wenig Erfahrung im Gebiet der Aufopferung hatte, denn der Regierungsrath ſelig war, wie die Welt meinte, ein guter Hammel geweſen, — und ſtreichelte ihr tröſtend die glühenden ſammtweichen Wangen, „du ſiehſt mir noch nicht darnach aus, und es gibt verwöhnte

Lieblinge der Natur, Sonntagskinder, die es auf ihr eigen Köpfchen hinausführen dürfen.“ Elisabeth hatte wie ein Kind den Kopf auf den Arm der Mutter gelegt, die ihr den Rosenkranz aus den schönen Haaren gelöst hatte, — wer, wenn er in diese leuchtenden Sonnenaugen, in dies blühende helle Angesicht sah, konnte der Mutter verdenken, wenn sie dachte, jetzt eben ein solches Sonntagskind vor sich zu haben. „Gut Nacht, Mütterchen! Du machst den Anfang mit Verwöhnen!“ rief sie heiter, und suchte ihr Lager, auf dem sie bald so süß schlief als ihre neue Nichte. Doch nicht so fest, denn sie träumte, sie sei die Braut eines dicken alten Herrn mit einer rothen Schnupftabaksnase und wußte doch gar nicht, wie das zugegangen sei. Sie mußte bitterlich weinen und hatte noch nasse Augen, als sie morgens erwachte und die klare Sonne in ihr Fenster schien und Minchen bereits mit verschlafenem Gesichtchen nach ihr herüber sah, aber sie war ganz seelenfroh, daß es ein Traum gewesen. „Ach Gott Lob und Dank, daß ich noch keine Braut bin! Guten Morgen, Minchen, schlaf nur noch ein wenig, bis ich angekleidet bin, ich helfe dir nachher.“

Es ist ein Segen um die leise Macht der Gewohnheit, um das augenblickliche Vergessen selbst, das wie weiches Moos einen zerklüfteten Stamm, die Wunden der Trennung überzieht und wie milder Frühlingswind die Thränen des Leides trocknet, — ein Segen und eine Wohlthat, denn wer vermöchte seinen Lebensweg zu gehen, wenn all die Last von Weh und Herzeleid auf der Seele liegen bliebe, die von jungen Jahren an darüber geht. Und doch empfinden wir dies Vergessen wieder mit leiser Reue, dies Entwöhnen als Schwäche, ja als Schuld, als ein Unrecht gegen die, von denen wir mit Schmerzen geschieden sind. Es lebt das unverlöschliche Gefühl in der Seele, daß sie für ewiges Festhalten an dem, was ihr eigen, geschaffen ist, für ewige Liebe und Treue.

Die Regierungsräthin fand es nicht so schwer, ohne Marie fortzuleben, obgleich sie die Stieftochter aufrichtig lieb gehabt und wahrhaft hoch geschätzt hatte. Eben diese Hochschätzung, die sie Mariens ächten Tugenden nicht versagen konnte, war ihr je und je etwas lästig geworden, sie war eine Frau der Gesellschaft, sie liebte ihr Kaffeekränzchen am Nachmittag, ihren Theeabend mit einem ruhigen anständigen Kartenspielchen, ihre Sonntagsparthie in den Lustgarten eines umliegenden Ortes, und das Gefühl, daß der ernstere Sinn ihrer Tochter an all diesem wenig Geschmack finde, es für überflüssig, am Ende gar für Unrecht halte, bedrückte sie, obwohl sich Marie nie darüber aussprach; sie konnte das ruhige Lächeln nicht ertragen, mit dem Marie ihren endlosen Berathungen über einen Kleiderstoff, über eine Haubenfaçon zuhörte, und die Kürze und Einfachheit, mit der sie ihre eignen Toilettenangelegenheiten behandelte, schien ihr übertrieben und unnatürlich für ein Mädchen. Und Elisabeth war ihr Abgott! sie war eifersüchtig auf die Liebe und Verehrung gewesen, mit der sie zu der Stiefschwester aufsah, und dann hatte wieder die Furcht, zu partheiisch zu scheinen, ihrer Zärtlichkeit für ihr Kind Zwäng aufgelegt. Nun wollte sie ihrem Liebling erst goldene Tage machen! „Marie hat gewiß den besten Einfluß auf meine Kleine gehabt," gab sie zu, „aber sie hätte mir das Kind zur Nonne gemacht. Die gute Marie, die selbst wenig Aeußeres hat, that freilich wohl, sich mehr auf ernsterem Gebiet zu halten, sie hat ja nun auch auf diesem Wege ihre Versorgung gefunden, aber meine Elisabeth ist doch wohl für eine andere Zukunft berufen!" Elisabeths Leid um die Schwester war ein ungemischtes, Mutter und Schwester hatten ihr unbewußt bei ihr die Rollen gewechselt: während sie bei der Mutter Gewährung jedes Wunsches, Sympathie für jedes kindische Vergnügen, Nachsicht für jeden

Fehler fand, blickte sie zu der Schwester auf, mit unbedingtem Glauben, mit vollstem Vertrauen, sie war ein verwöhntes Kind, aber kein eigenwilliges, es war ihr süß, sich leiten zu lassen. Mit dem Instinkt eines liebewarmen, großmüthigen Herzens hatte sie früh gesucht, durch reiche Liebe die Parteilichkeit der Mutter zu vergüten, und Marie hatte ihr diese Liebe so innig, so dankbar erwiedert. Immer noch war sie wohl zehnmal des Tages im Begriffe zu fragen: was meinst du, Marie? oder nicht wahr, Marie? Sie ermüdete die Mutter mit ihren endlosen Fragen und Gesprächen über Marie; wo sie jetzt wohl sei, und was sie jetzt wohl thue? und sie trug Mariens ersten Brief bei sich wie einen Brautbrief, um ihn immer wieder zu lesen.

Aber die Mutter that ihr Bestes, das Kind zu zerstreuen, ihm Vergnügen zu machen, und das war bei Elisabeth nicht schwer. Sie trat in ein französisches Lesekränzchen zur weitern Ausbildung in der Sprache, wo man viel Thee trank, eine Weile aus der bibliothèque pour la jeunesse vorlas, ziemlich schlecht französisch plauderte, bis es immer holpriger ging, man sich gegenseitig auslachte und dann mit unendlichem Vergnügen zur lieben Muttersprache zurückkehrte und nach Herzenslust deutsch schwatzte. Sie wurde in diesem Winter zum erstenmal in die Welt eingeführt, in die musikalischen Abende der Madame Scheeler, zu den geistvollen Cirkeln mit Tableaux und Jeux d'esprit der Frau Comerzienrath Schneemüller, und wenn sie sich auch da noch etwas schüchtern und nicht ganz zu Hause fühlte, so übte doch die ganze Atmosphäre von Blumen und Düften, von Sang und Klang, die die geschmückten teppichbelegten Räume durchwehte, einen bezaubernden Einfluß auf ihr junges poesiereiches Gemüth und sie meinte jeden Abend: heut sei es doch am Schönsten gewesen. Der Frühling kam, aus den Soirees beim Lampenlicht wurden

Abende im Freien, die jungen Mädchen machten Frühſpaziergänge in das nahe Wäldchen und hielten fröhliche Pikenicks in der Gartenlaube einer ländlichen Schenke, Eliſabeth war überall die Heiterſte. Doch vergaß ſie der Schweſter nicht und das Heimweh nach ihr wachte oft lebendiger als je auf, wenn ſie Abends in ihr Stübchen kam.

Sie hatte zu Anfang Marien lange Briefe, halbe Tagebücher geſchrieben, aber die gute Marie hatte bei dem beſten Willen nicht viel Zeit zum Antworten; ſo wurden auch Eliſabeths Briefchen immer kürzer und ſchloſſen ſtets ‚in Eile.‘

Vor Schlafengehen hatten die Schweſtern ſtets ein Kapitel der Bibel zuſammen geleſen, ehe ſie ihr ſtilles Nachtgebet geſprochen; Marie hatte gern noch mit der Schweſter darüber geredet, nicht im Lehrton, ſondern als eine Suchende, aber eben ihre beſcheidenen Fragen und Bemerkungen hatten Eliſabeths Sinn tiefer in das Verſtändniß der heiligen Blätter geführt. „Wer lieſt nun die Bibel mit mir?“ hatte ſie vor dem Scheiden in klagendem Ton Marien gefragt. „Die Mutter vielleicht,“ beruhigte ſie Marie. „Ach nein, du weißt, die Mutter hat ‚Etwas für's Herz auf dem Weg zur Ewigkeit,‘ daraus lieſt ſie hie und da Abends, oder aus dem Witſchel, aber ſie ſagt, die Bibel verſtehe unſer eins doch nicht recht, da laſſe man's lieber gehen.“ — „Lies für dich,“ bat ſie Marie, „und wenn du willſt, ſo ſchreib dir hie und da deine Gedanken darüber auf und theile ſie mir mit, willſt du?“ — „Herzlich gern, aber ich werde nicht können.“ — „Verſuchs!“

Es kam nicht oft zum Verſuch; die Mutter hatte ſich bald nach Mariens Abzug bei einer Leihbibliothek abonnirt; da kamen gar zu intereſſante ſchöne Geſchichten, Eliſabeth las der Mutter vor, bis ſie eingenickt war, dann las ſie noch für ſich oft tief in die Nacht hinein, bis auch ihr die Augen zufielen. Pflichtmäßig öffnete ſie noch vor dem Einſchlafen

ihr kleines Testament, die müden Augen konnten kaum mehr die Worte unterscheiden, viel weniger drang der tiefe Sinn in das zerstreute Köpfchen, und sie entschlummerte, ehe sie nur gesucht, ihn zu erfassen. Manchmal freilich faßte sie wenigstens die großgedruckten Stellen auf und sie konnten ihr zu Zeiten Nachdenken verursachen. „Ach, Mütterchen," sagte sie einmal Abends, als sie mit ihr allein war, „weißt du, daß ich heut immer an die Stelle denken muß: ‚wer nicht sein Kreuz trägt und mir nachfolgt, der kann mein Jünger nicht sein.' Mutter, ich habe ja gar kein Kreuz zu tragen." — „Einfältiges Kind, du wirst doch das Kreuz nicht gewaltsam herbeirufen wollen! das ist nicht so gemeint. Warte nur, das Kreuz kommt früher oder später von selbst und dann, wenn es einmal kommt und wir nicht ausweichen können, dann sollen wir mit religiöser Ergebung uns darein schicken, wie du siehst, daß ich mich jetzt in meinen Wittwenstand schicke; es gibt auch Frauen, die ihr Lebenlang darüber seufzen, daß sie Wittwen geworden sind, siehst du, die wollen dann ihr Kreuz nicht auf sich nehmen; das ist der Unterschied."

So ganz überzeugt fühlte sich Elisabeth noch nicht; das mußte man allerdings der Frau Regierungsräthin nachsagen, daß sie ihr Kreuz mit Leichtigkeit und Anstand trug, sie hatte sich wohl die scharfen Kanten weich ausgefüttert, um es desto länger tragen zu können.

„Aber heute, Mutter, muß ich zu der alten Braun," sagte Elisabeth an einem andern Morgen, „Marie hat mich nun schon zweimal gefragt, ob ich sie nicht vergessen habe." — „Heut ist es unmöglich, wir müssen in die Blumenausstellung und nachher habe ich der Frau Präsident versprochen, mit dir in ihren Garten zu kommen; Ricke kann der Braun übriges Essen und etwas Geld bringen."

„Aber sie hat sich so gefreut, als ich einmal nach Ma-

riens Hochzeit selbst bei ihr war, und gesagt, es habe ihr indeß Niemand vorgelesen." — „Dazu gibt es andre alte Weiber, die besser Zeit haben als du," entschied die Mutter. „Ueberhaupt muß ich dir sagen," fuhr sie fort, „daß mir das Wesen mit Besuchen bei Bettelleuten und in Spitälern und Kleinkinderschulen etwas affectirt vorkommt. Das war zu meiner Zeit gar nicht der Brauch, und man ist damals auch fromm gewesen und wohlthätig. Die Bettelleute sind so frei und kommen zu uns, die brauchen wir nicht aufzusuchen, und die verschämten Armen werden nur unverschämt, wenn man so expreß zu ihnen geht; glaub' mir, das ist eine Modesache."

„Aber Marie hat es nicht als Modesache gethan," sagte Elisabeth, in der Schwester Seele gekränkt, mit nassen Augen. „Gewiß nicht," sagte die Mutter begütigend, „nur weißt du, Marie war doch so allmählig auf dem Weg zur alten Jungfer, da sucht man allerlei, um das Herz auszufüllen, und es ist ja jetzt gut, daß sie mit solchen Sachen umgehen kann, nun sie eine geistliche Frau ist, aber bei dir, Kleine, hat's immerhin noch Zeit." — „Es ist wahr, ich verstehe mich nicht so recht darauf, und bin bei den Leuten immer in Verlegenheit," sagte Elisabeth erleichtert, und legte beruhigt dies Stückchen Kreuz wieder bei Seite.

Der Sommer kam und mit ihm in dem Bekanntenkreise der Regierungsräthin die große Frage: „wohin?" das heißt, „in welches Bad werden sie diesmal gehen?" — „Ich bin noch nicht entschieden," meinte Frau Geheimerath, „Baden ist mir zu geräuschvoll und Niedernau zu still, Wildbad echauffirt mich zu sehr und wird immer theurer, und ein Seebad greift mich an." — „Kreuznach, meint mein Doktor, würde mir vielleicht passen," sagte Frau Hofrath Willing, „aber die Einrichtung sei dort etwas mangelhaft." — „Homburg ist

meinem Mann verordnet," sagte Frau Oberfinanzrath Andres, „und der Medicinalrath meint, es könnte mir auch gut thun, aber es gehen gar keine von meinen Bekannten hin, da wäre mir's doch langweilig." — „Mein Sohn soll nach Helgoland," sagte Frau Commerzienrath Kurz, „und er schlägt mir vor, das auch zu versuchen, da mir Ems im vorigen Jahr so gut wie gar nichts geholfen, aber denken Sie sich die abscheulichen Hüte, die man dort trägt! Nein, ich bin mein Lebtag nie eitel gewesen, und werde jetzt nicht erst anfangen, aber wenn ich mich in einer solchen Vogelscheuche sehen müßte! lieber nach Weißbad in der Schweiz, das der Madame Ulrich voriges Jahr so gut that." — „Das sei aber für Brustübel, und Sie leiden ja im Kopf." — „Ach, der Doktor meint, der Unterschied sei nicht so groß, man muß eben alles versuchen, was haben denn Sie im Sinn, Frau Regierungsräthin?" — „Ich gehe eben in Gottes Namen wieder nach Baden," seufzte diese ergeben, „ich habe diesmal gar einen ordentlichen Winter gehabt, und ich denke, das ist noch die Nachwirkung vom vorigen Jahr. Warme Bäder kann ich zwar nicht gut ertragen, aber die Ruhe und die Luftveränderung ist doch die Hauptsache, und eine Erholung thut mir so Noth nach der großen Anstrengung mit der Aussteuer und Hochzeit meiner Marie." — „Ach, freilich," stimmte Frau Hofrath Berzenberg andächtig bei, „ja wohl, die Luft ist die Hauptsache und die Nachkur." — „Allerdings die Nachkur," fiel die Frau Hofräthin ein, „mir wird's jedesmal schlechter im Bad, man hat doch seine gewohnte Ordnung nicht, aber den Winter bringe ich dann immer wieder erträglich zu." — „Sie nehmen natürlich Ihre Elisabeth mit, Frau Regierungsräthin?" — „Glaube kaum," sagte diese, „zwei Personen kommen doch sehr hoch, und Sie wissen wohl, eine Wittfrau muß sich nach der Decke strecken. Meine Kleine plagt mich

ſo, ſie zu der Marie zu laſſen, die wir ja noch nicht beſucht haben, dahin will ich ſie auf der Reiſe nach Baden bringen und ſehen, ob ſie lange dort bleiben mag."

Die Regierungsräthin hatte in der That Grund, auf einige Erſparniſſe zu denken, ſie war nicht eben reich und durch Mariens Verheirathung fiel noch ein Theil ihrer Einkünfte weg, aber ſie hielt es für Eliſabeths Zukunft viel beſſer, bei ſparſamer Eintheilung des innern Haushalts, nach außen durch geſelligen Aufwand ſich in den Ruf großer Wohlhabenheit zu ſetzen. Deshalb hatte ſie auch nie zugegeben, daß Marie früher ihrem Herzensdrang folgte und als Lehrerin oder Erzieherin einen eigenen Beruf wählte. „Sagte ich nicht, du würdeſt mir's noch danken?" ſagte ſie bei dem Antrag des Dekans, „als Gouvernante hätteſt du lange warten können, bis du Braut geworden wäreſt; da trifft's unter Hunderten kaum Eine, nun kannſt du ja doch noch erziehen nach Herzensluſt."

Doch war es nicht, als ob die Regierungsräthin Tag und Nacht auf nichts geſonnen hätte, als ihre Tochter mit Glanz an den Mann zu bringen, wie es unſere modernen Schriftſteller als Typus einer Mutter aufſtellen; o nein, ſie träumte ſich freilich eine glänzende Zukunft für ihr ſchönes Kind, aber ſie freute ſich von Herzen ihres Beſitzes und war ihrer Jugend froh, bei der eine Trennung noch in der Ferne lag. Sie war viel zu feſt überzeugt, daß der Beſitz ihrer Eliſabeth dereinſt der Gipfel menſchlicher Glückſeligkeit ſei und daß kein Sterblicher ungefährdet in dieſe Sonnenaugen blicken könne, als daß ſie daran gedacht hätte, jetzt ſchon Pläne zu machen. Eliſabeth beſann ſich darüber gar nicht, ſie wußte, oder fühlte doch wenigſtens unbewußt, daß ſie liebenswürdig war und geliebt, aber ihr glückſeliger Uebermuth hatte nichts Verletzendes, ſie war ſo bereit, jede ihrer Schwächen

einzugestehen, jeden Vorzug Anderer anzuerkennen; so warmen Herzens, und allezeit fröhlich!

Sie war im vorigen Jahr königlich vergnügt in Baden gewesen in ihrer neuen reizenden Toilette, auf den Promenaden, unter den mannigfaltigen bunten Gestalten, in der märchenhaften Pracht der Säle, auf den schönen einsamen Waldwegen, aber sie freute sich nun auch wie ein Kind, als sie hörte, daß sie diesmal wenigstens die ersten Wochen während der Mutter Badeaufenthalt bei Marie zubringen sollte. So führte sie denn die Mutter hin, ohne sich länger als einen Tag bei Dekans aufzuhalten; Elisabeth aber versprach ihr genaue Berichte über all' ihre Erlebnisse bei Marien.

Elisabeth an die Mutter.

Ja, liebe Mutter, da wäre ich nun bei der Marie, aber ich muß sagen, trotz allem, was Ihr allemal von dem schönen Wirkungskreis gesagt habt, den sie bekomme, gelüstet mich's doch gar nicht nach so einem; du liebe Zeit, was ist die Marie für ein geplagtes Geschöpf vom frühen Morgen bis in den späten Abend! Da sollen um sieben Uhr schon die Buben zur Schule und vorher noch überhört werden, den Mädchen muß man die Zöpfe flechten, und der Kleine ist skrophulös und soll Dreifaltigkeitsthee trinken, und die Pauline hat Anlage zum Schiefwerden, mit der soll man gymnastische Uebungen vornehmen, dem Minchen Liebe und Geschmack zu Haushaltungsgeschäften beibringen und sie mag doch nicht. Daneben haben sie Aecker, da soll man nach den Taglöhnern schauen und für alle Wöchnerinnen des Städtchens kochen! Und der Herr Dekan, ja der thut nichts zur Sache, als daß er hie und da eine neue Ordre erläßt, was alles noch ge-

ſchehen und nicht geſchehen ſollte, und wenn er einmal einen loſen Knopf an ſeinem Rock hat, ſo kommt er mit der Miene einer gekränkten Unſchuld, daß ſeine Frau dieſen ſchweren Unfall nicht ſchon lange vorhergeſehen und beſeitigt hat.

Ja die Männer! behüt' mich Gott, daß ich heirathen ſollte, nein, wenn ich denke, was wir daheim ein nettes, behagliches Leben zuſammen führen!

Marie iſt übrigens nicht unglücklich, oder geſteht ſie's mir nur nicht, weil ſie wohl weiß, daß ich dieſe Heirath nicht zugeben wollte. Sie iſt ſehr ſelten übler Laune, hat mit den Kindern eine merkwürdige Geduld und ſie und ihr Mann ſcheinen ſich ganz gut zuſammen zu verſtehen, was mir unbegreiflich iſt. Du glaubſt nicht, was er für Prätenſionen an ſie macht! „Liebe Frau, könnteſt du nicht heute ſelbſt auf dem Acker nachſehen und einen Verſuch mit der neuen Maisgattung machen?“ und „Marie, nicht wahr, du biſt ſo gut und ſiegelſt und überſchreibſt mir die drei Päckchen oben an die Pfarrämter Schnekenthal und Ladenburg und ein's an's Conſiſtorium? aber verwechsle ſie nicht und beſorge alle noch vor zehn Uhr! Minchens Aufſatz ſollteſt du noch leſen, und halt! ſieh mal, die Gartenmauer vor dem Haus ſieht ſo kahl aus, ſorge doch für Gefäße zu Topfpflanzen, aber von hübſchen etruriſchen Formen, nur ganz wohlfeile von gewöhnlichem Thon ...“ — „Ja, Schatz, ſolche hat der Töpfer nicht.“ — „Ach was, er muß ſchon haben, aber was ich will, findet allemal Schwierigkeiten.“ Wenn ich dann denke, Marie ſei ganz außer ſich über ſolch' unſinnige Zumuthungen, ſo lacht ſie nur und ſagt: „Nur gemach, verehrte Regierung, die getreuen Stände haben auch eine Stimme!“ Ich weiß nicht, was er für Vorſtellungen von den Fähigkeiten einer Frau haben muß, — nein, in Ewigkeit nehme ich keinen Mann!

Er hält freilich viel auf Marie und nimmt vorweg an, daß sie alles verstehe und alles auf's Beste mache, aber das ist ein kostbares Zutrauen, wenn man Einem auflabet, was für Drei zu schwer wäre!

Du sagtest wohl, ich solle mich in mein Stübchen setzen oder in den Garten, wenn die Unruhe im Hause so groß sei; aber weißt Du, Mütterchen, da habe ich denn doch ein böses Gewissen dabei, wenn ich sehe, wie viel Marie thut und wie man dem Minchen ein gutes Beispiel geben soll. Das gerade ist das Fatale bei so einem Getreibe, daß sich kein Mensch ruhig seines Lebens freuen kann.

Es ist mir schon leid, daß ich nur so lang bei dem Brief an Dich sitze, ich meine jetzt gleich, ich sollte mich des kleinen Nathanaels annehmen, der im Gärtchen unten allein auf dem Boden herumkrabbelt, während Marie die Waschkiste des Seminaristen auspackt. Lebe wohl für heute, liebe Mutter, schreib mir auch, wie Dir's im Bade geht, sie haben mir Alle Grüße an Dich aufgetragen. Von Herzen

Deine gehorsame Tochter
Elisabeth.

2.

Ich muß gleich wieder schreiben, daß Du nicht der armen Marie und ihrem Mann Unrecht thust.

So schlimm wie Du meinst, ist es wahrhaftig nicht hier; weißt Du, ich bin eben verwöhnt von unserem gemüthlichen, angenehmen Leben daheim.

Es ist oft wirklich auch nett hier, wenn man einmal die Kinder im Frieden beisammen hat und das Völklein so

um den Tisch sitzt und man nicht gerade zanken darf: „Paul, wie ißʼst du so garstig; Karoline, verschütte nicht immer Wasser! Eduard, bleib sitzen!“ Auch die gemeinsamen Spaziergänge sind hübsch, nur geht meist eins der Kinder verloren, oder patscht eins in's Wasser, oder werfen sie das Wägelchen mit Nathanael um, sonst aber sind sie vergnügt. Der Schwager ist gewiß ein braver Mann, und ich sehe wohl, daß ihn Marie von Herzen lieb hat und er sie, nur meine ich, er sollte viel mehr erkennen, was er an ihr hat, er nimmt es nur so hin. Marie lacht, wenn ich das zu ihr sage, und meint, ich solle mir nur einmal vorstellen, ob ich verlangen wollte, daß mein Mann alle Tag und Stunden bewundernde und anerkennende Reden an mich hielte; — nun, das ist wohl wahr, ich kann mir aber überhaupt nicht vorstellen, wie's wäre, wenn ich einen Mann hätte; es müßte doch noch ein ganz anderer sein, als der Marie ihrer, wenn ich mich entschließen sollte!

Mit den Kindern steht sie ganz nett, freilich gibt's aber auch Schwierigkeiten, an die eine rechte Mutter nicht denkt. Der Seminarist ist, glaube ich, das Beste von allen; wenn der gute Mensch nicht den Fehler hätte, daß er seine Waschkiste jedesmal zur Unzeit schickte und beständig das Unglück gehabt hätte, daß ihm seine Lampe umgefallen ist und Oelflecke auf Bücher, Betten und Kleider gemacht hat, ich glaube, Marie hätte gar nichts an ihm auszusetzen. Er verehrt seine Mutter sehr, und erstreckt seine Verehrung auch auf mich; seiner letzten unglückseligen Waschsendung hat er ein Sträußchen mit Genzianen und allerlei seltenen Waldblümchen für mich beigelegt. Mit dem Minchen ist's schwieriger, die ist jetzt vierzehn und fühlt sich, da will sie bald ein neues Kleid, das der Vater unnöthig findet, bald wird sie zu einer Tanzparthie eingeladen, was der Vater nicht zugibt, und Marie

ſoll dann der Popanz ſein und alles abſchlagen und verbieten. Es freut mich, daß ſie darüber doch ein Wort mit ihrem Mann geſprochen hat, deſſen Ausſprache ſie ſonſt verehrt, als ob er ihr Papſt wäre. „Liebes Herz," ſagte ſie freundlich, „Du mußt mir die Liebe der Kinder gewinnen und erhalten helfen, Du mußt hie und da den Ernſt und die Strenge über Dich nehmen und mir erlauben zu gewähren und zu mildern. Stiefmütterchen ſind ein Gartengewächs und brauchen Pflege, wenn ſie gut anwachſen ſollen," ſetzte ſie wehmüthig lächelnd hinzu.

Als ſie den Kleinen geſtern zu Bett legte, fing er plötzlich an zu weinen; „iſt's wahr, Mutter, daß du nicht unſre rechte Mutter biſt, nur eine Stiefmutter? und Stiefmütter ſind doch bös?" „Wer ſagt Dir das?" „Pauline." Die Pauline, die ich immer am wenigſten von den Kindern mag, ſah flammroth aus, wie das böſe Gewiſſen. Ich war ſo bös über ſie, es war natürlich, daß man bisher das Kind noch nicht mit dem Begriff von zwei Müttern verwirrt hatte, was brauchte ſie es zu ſagen! „Gelt, Mutter, es iſt nicht wahr?" fragte das Kind ängſtlich. „Du haſt noch eine Mutter im Himmel, lieber Nathanael," ſagte Marie liebevoll. „Ich brauche keine Mutter im Himmel, ich will Dich!" rief das Kind faſt heftig. „Deine Mutter hat Dich ſehr lieb gehabt," fuhr Marie fort, „und hat geweint, daß ſie Dich und die Geſchwiſter allein laſſen mußte. Wie ſie nun im Himmel war, beim lieben Gott, hat ſie ihn gebeten, er ſolle ihren Kindern wieder eine treue, gute Mutter ſchicken, die ſie hütet und für ſie ſorgt. Da hat mich der liebe Gott zu euch geſchickt, wollt ihr mich lieb haben?" Der Kleine antwortete mit Küſſen, Fränzchen aber fragte bedenklich: „wenn wir dann Alle einmal in den Himmel kommen zu der rechten Mutter, wo thut man Dich denn hin?" „Dann

sind wir Alle daheim," sagte Marie, indem sie das Kind zu sich zog, „in dem schönen, schönen Paradiesgarten und eure selige Mutter und ich sind beisammen und haben einander lieb wie Schwestern, dann erzähle ich ihr, wie ihr gut gewesen seid und wie ihr mich lieb gehabt habt!" Die andern Kinder waren im Zimmer, und ich sah wohl, wie ihre Herzchen auch weich geworden waren von der Mutter Worten, nur die Pauline sah noch stöckisch aus; Marie sagte nichts zu ihr, aber später, als sie zu Bett waren, ging sie leise zu ihr hinauf und blieb lange oben. Was sie mit ihr gesprochen, weiß ich nicht, aber seitdem ist das Mädchen viel freundlicher und williger. Ich meinte, durch so viel Entgegenkommen vergäbe sich Marie den Respekt gegen die Stiefkinder, aber sie sagte: „Laß mich nur, Liebe, ein Pfropfreis muß sorgsamer gehütet werden, bis es angewachsen ist, als der natürliche Zweig." Sie mag Recht haben, aber ich muß sagen, mir käme es sauer an, noch um Liebe zu betteln, wenn ich solche Opfer gebracht! Wie ich denn immer ein unbesonnenes Ding bin, so habe ich auch Marie Deinen letzten Brief lesen lassen, worin Du mich so bedauerst wegen all der Unruhe. Ich gestand ihr natürlich, daß ich in meinem Brief an Dich ihr Schicksal beklagt habe; sie wurde aber nicht böse, sie küßte mich und sagte lachend: „tröste Dich, Elisabethchen, mein Loos ist nicht so schlimm." „Aber sag' mir, Marie, bist Du wirklich glücklich, im Ernst so recht glücklich?" „Liebes Herz," sagte sie, „ich habe in Wahrheit kaum Zeit, mich nur darüber zu besinnen, aber ich glaube, ich bin an dem rechten Platz, für den Gott mich bestimmt hat, und das zu wissen, ist schon viel." Sie sah mir wohl an, daß mir das wie ein mageres Glück vorkam, und sagte recht herzlich: „glaub' mir, Elisabeth, das glücklichste Loos ist das, das uns lehrt, recht oft und unmittelbar in Gottes Augen zu schauen, und das

iſt das meine. Dann weißt Du, daß ich einen Gatten habe, der mich liebt und mir vertraut, und den ich achten und lieben kann von Herzen, — gräme Dich ja nicht um mich, liebes Herz; wenn Dir ein poeſiereicheres Loos fällt, als das meine, ſo wünſche ich Dir von Herzen, daß es dabei auf ſo ſicherem Grunde ruhe." „Mutter, ein neues Heft!" „Mutter, die Spinnfrau iſt draußen!" „Frau Spezialin, welches Salatland ſoll geleert werden?" tönte ſchon wieder ein dreiſtimmiger Ruf von außen, — das war die erſte ruhige Unterredung, die ich mit Marie hatte, ſeit ich hier bin.

Alſo ſchreib nichts Bedauerliches mehr, liebe Mutter, ich freue mich, daß Du Dich gut unterhältſt, aber ich freue mich noch mehr, bis ich Dich abholen darf, obgleich ich gewiß gern hier bin und viel bei der Marie lernen kann.

Leb wohl und vergnügt und vergiß nicht

Deine

verwöhnte Eliſabeth.

3.

Diesmal, Mütterchen, komme ich nur auf einen Sprung zu Dir; Marie bittet mich, Dir die ſüßen Brödchen zu einem Abendbrod in's Bad zu ſchicken. Es iſt mir rührend, wie die Marie an Alles denkt und zu allem doch noch Zeit findet. Wenn ich zu Dir komme, müſſen wir für all die Kinder etwas Hübſches kaufen. Ich wäre immer lieber hier, wenn man nur auch einmal in Ruhe bleiben könnte, aber das ärgert mich, daß ich bei jedem Vergnügen, das ich mir gönne, dann doch ein böſes Gewiſſen habe, da ſich Marie ſo abmüht. Wenn ſie doch nur zwei Mägde hielte, oder eine Hausjungfer, ſo könnte man doch ſeines Lebens auch froh werden; da hat

sie nun neben der Köchin nur so ein junges, verwahrlostes Waisenkind, von dem man mehr Mühe als Hilfe hat; sie ist aber jederzeit ruhig und zufrieden.

Nun kommt wieder eine neue Geschäftsvermehrung: der kranke Baron von Ellershausen, weißt Du, der Zögling des Dekans, hat sich als Gast angemeldet. Er soll wieder eine Luftveränderung versuchen und sich erheitern, da diesen Frühling seine Mutter gestorben ist. Man richtet ihm im Gartenhaus eine Wohnung ein. Er bringt freilich seinen Bedienten mit, aber man muß ihn unterhalten, zerstreuen, ihm vorlesen, und das, meint Marie, könnte ich hie und da thun, bis Ernst in die Ferien kommt. Ich will ihr's gerne zu lieb thun, aber langweilig finde ich's doch, wenn ein so junger Mann gar nichts als krank ist: — es sei ein Herzleiden, sagen sie.

Mich wundert, daß er nicht lieber in ein Bad geht, wo er alles bequemer fände und weniger Mühe machte, doch ist er, so viel ich weiß, nicht sehr reich und wird sich auch einsam fühlen unter Fremden. Ich will mich gern seiner annehmen, so viel ich kann, nur das thäte mir leid, wenn man in einem fort betrübt sein müßte; ich habe ja auch die selige Frau Baronin gar nicht gekannt.

Du bist gut, liebe Mutter, daß Du mich jetzt schon zu Dir nach Baden berufen willst und ich würde mich sehr freuen, aber ich kann's doch fast nicht über's Herz bringen, Marie gerade jetzt zu verlassen, wo es besonders viel zu thun gibt. Sollte ich freilich gute Reisegelegenheit finden, so stehe ich nicht dafür, ob ich doch nicht komme, aber hier geht Niemand in Bäder; hier fragt man sich nur: baden Sie im Neckar oder im Zuber?

Nun Adieu für heute, lieb Mütterlein!

Die junge Elisabeth that wirklich ihr Bestes, nicht zu sehr hinter der emsigen Schwester zurückzubleiben, aber doch kam ihr hie und da der Aufenthalt in dem geschäftigen Hause wie eine Art Exil vor, und sie dachte mit geduldiger Sehnsucht an die Herrlichkeiten Badens, an ihr heiteres, genußreiches Leben in der Residenz.

Bei Marie erreichten die Geschäfte den Kulminationspunkt, als die Vorbereitungen für den längern Aufenthalt des Barons getroffen wurden: Handwerksleute aller Art gingen ab und zu, die Zimmer alle sollten in komfortablen Stand gesetzt und die Kinder hübsch gekleidet werden, der Dekan kam nur hie und da aus seinem Studirzimmer, um zu Elisabeths großer Empörung neue Anordnungen zu treffen, und an dem Geschehenen Ausstellungen zu machen; Marie besorgte alles nach bestem Wissen in guter Laune und ließ sich den Tadel nicht zu schwer kümmern; Elisabeth griff gutwillig allenthalben an, aber das Wetter war eben wunderschön, es kamen Aufforderungen zu Landparthien von befreundeten Familien des Städtchens, die sie oft schweren Herzens abschlug, — es war denn doch verdrießlich, gerade jetzt an's häusliche Joch gespannt zu sein.

Im Hause war große Bewegung, als endlich der Wagen des Barons anfuhr und der Bediente dem bleichen jungen Mann sorgfältig heraushalf. Lehrer und Zögling begrüßten sich mit einer Innigkeit, die Elisabeth erst Respekt vor dem Schwager einflößte, auch Marien grüßte der Baron herzlich mit der Bitte: „Wollen Sie meine Freundin sein? ich habe keine Mutter mehr.“ Er bat, gleich in den Garten gehen zu dürfen. „Der Herr Baron können im Augenblick keine Treppe steigen,“ versicherte der Bediente, „sie haben kürzlich einen neuen Anfall gehabt.“ Elisabeths Augen hingen mit innigem Mitleid an dem Kranken, doch seufzte sie in der Stille:

„mein Gott, welch ein trauriger Gast!“ Marie schien in dem Augenblick keine Pflicht mehr zu haben, als die der mütterlichen Fürsorge für ihren reisemüden Pflegling, und bald war er zu behaglicher Ruhe im Gartenhaus eingerichtet.

Der Baron war durch den Tod seiner Mutter besonders geschwächt und bedurfte der äußersten Ruhe; so führte er denn seinen eigenen kleinen Haushalt im Gartenhaus, ohne zu ahnen, wie sehr das die Mühen der Hausfrau vermehre, nur ein oder zwei Mitglieder der Familie lud er abwechselnd sich zu Gaste. Für die Kinder war der vornehme Gast, mit dessen Erwartung sie sich schon wochenlang zuvor in der Schule gerühmt hatten, von unendlicher Wichtigkeit, nicht zu gedenken der niedlichen Geschenke, die er ihnen mitgebracht hatte. Vom frühen Morgen an schlichen sie um das Gartenhaus, und freuten sich, ihn zu sehen oder einen Gruß von ihm zu erhalten und erzählten sich dann, was er mit ihnen gesprochen. Wer vollends mit dem Baron speisen durfte, wo es immer einige Extrabissen gab, war der Glückliche und Beneidete. In einem unruhigen, betriebsamen Hause ist es wohlthätig, wenn ein fester Ruhepunkt da ist, um den sich die Andern zu Zeiten sammeln können, eine behagliche Großmama, ein Großvater im Lehnstuhl, — ein Krankenbett sogar, wenn es nicht zu leidensvoll ist, kann zu einem solchen Ruhepunkt werden. So brachte auch die Anwesenheit des Barons, nachdem er einmal im Gartenhause eingerichtet war, müde und krank, wie er war, doch ein wohlthuendes Element, einen Hauch von Ruhe und Poesie in das Alltagsleben des kinderreichen Dekanhauses, er hatte nicht umsonst die schwere, lange Schule des Leidens durchgemacht, er war selten ungeduldig und hatte gelernt, seine peinliche Reizbarkeit zu unterdrücken, dankbar für jede freundliche Aufmerksamkeit, die man ihm widmete; seine Schwäche hatte nichts Weich-

liches, seine Sanftmuth nichts Weibisches, sein tiefer Blick zeigte, daß in dem kranken Körper die Seele gesund und lebensvoll geblieben war.

Er fühlte sich bald daheim in der bürgerlichen Umgebung bei der unbedingten Liebe und Verehrung, die er für seine Wirthe hatte, und wenn er Abends auf der Terrasse saß, von blühenden Rosenhecken umgeben, freute er sich herzlich, wenn sich die muntere Jugend im Garten tummelte. Elisabeth hatte meist das Amt der Vorleserin, überhaupt entfaltete sie alle Liebenswürdigkeit ihres Wesens in der freundlichen Bemühung um den Kranken. „Weißt du, Marie," meinte sie, „so ein Kranker ist nicht wie sonst ein junger Mann, man fühlt sich so gar nicht genirt, das finde ich angenehm." Ob der Baron sie ebenso ungefährlich fand, wie sie ihn, ob er immer hörte, was sie las, ließ sich wohl nicht bestimmen, so klar und wohlklingend auch die Stimme der schönen Vorleserin war; er saß oft so tief in ihren Anblick versunken, sein Blick sog ihre junge Schönheit ein wie eine schwache Pflanze das Sonnenlicht. Aber es lag kein glühendes Verlangen, nur ein inniges wehmuthvolles Entsagen darin; obwohl noch jung, fühlte er sich doch so außerhalb des frischen, hellen Lebens, dem diese süße Knospe erst entgegenblühte, daß sein Ton im Verkehr mit ihr fast der eines ältern Bruders war.

Elisabeth fühlte sich auch mehr befriedigt von der Häuslichkeit der Schwester und lernte den Schwager lieber gewinnen und besser verstehen im Umgang mit dem Baron, nur selten noch seufzte sie bei sich, daß dies Leben eigentlich doch schrecklich einförmig sei. Der reichgebildete Geist und die tief poetische Seele des Barons, der hohe Ernst, mit dem er den wahren Grund des Lebens erfaßte, regten ganz neue Saiten in ihr an, denn so ‚sehr gebildet' auch die Kreise der Hauptstadt waren, in denen sie sich bewegte, die musikalischen Abende,

die Lesekränzchen, die französischen Cirkel und Gesellschaftsspiele — im Ganzen war es doch leichte Münze, die da kursirte, und alles Nachdenken über sich selbst, über die ernste und tiefe Bedeutung des Lebens wurde mehr eingeschläfert als aufgeweckt. Im Verkehr mit einem Geiste, der Aug in Aug mit dem Tode sich entfaltet hatte, mußte sich freilich die Anschauung des Lebens anders gestalten, und die Mutter bemerkte mit einiger Sorge den nachdenklichen Ton in Elisabeths letzten Briefen: „Du weißt, Kind, wie viel ich auf Religion halte," schrieb sie ihr, „aber das viele Reden davon oder gar ein übertriebenes, ernstes Wesen, wie es sich in Deinem letzten Brief ausspricht, habe ich nie mögen; freuet euch mit den Fröhlichen, steht in der Bibel. Darum wird es Zeit sein, daß Du nun hieher kommst, ich bleibe ohnehin nicht lange mehr, und vermisse Dich sehr, da meine Gesellschafterin, die Frau Hofräthin, heute schon abreist; auf Gelegenheit kannst Du nicht mehr warten, reise eben von der nächsten Station aus mit dem Eilwagen."

Es ging einmal wieder sehr werktägig im Dekanathause zu, — Marie hatte große Wäsche und der Baron, der das wußte, hatte sich die zwei Kleinsten zur Gesellschaft ausgebeten, um niemand von den brauchbaren Mitgliedern des Hauses in Anspruch zu nehmen. Elisabeth hatte das Küchenamt und befand sich eben in einigem Gedräng zwischen dem überkochenden Fleischtopf und der heißen Butter, als die Kinder mit schmetterndem Geschrei ankündigten: eine Chaise, eine Chaise! Frau Marie trat aus der Waschküche mit lobenswerther Seelengröße dem eleganten Wagen entgegen, aus dem sich ein ebenso eleganter Herr und eine noch elegantere Dame erhoben, während ein zierliches Kammerfräulein vom

Bock hüpfte; sie wurde noch gefaßter, als sie in dem Herrn Vetter Gérard, den Kaufmann aus Antwerpen, erkannte. „Keine junge Braut!“ war ihr erster Gedanke beim Blick unter den feinen Spitzenhut der Dame, es war aber gar keine Braut, sondern Madame Buisson, die Frau seines Associé, die er, da er ohnehin auf Reisen war, nach Baden begleiten wollte, wo sie einige Zeit verweilen sollte.

Er hatte einen kleinen Umweg nicht gescheut, um den Vetter in seinem neuen Eheglück zu begrüßen und fühlte sich mehr als belohnt, als er seine schöne Tischnachbarin von der Hochzeit her wieder fand, die in anmuthiger Verlegenheit in dem Hauskleidchen, das ihrer jungen Schönheit wenig Eintrag that, unter der Küchenthüre stand. Auch Elisabeth erröthete freudig und ließ in der Ueberraschung das Fleisch überkochen und die Butter verbrennen. Die erste entschiedene Aufmerksamkeit, die ein junges Mädchen von einem Manne erfahren, wird selten von ihr vergessen.

Mit der Geistesgegenwart einer ächten Frau hatte Marie indeß die Gäste in's Zimmer geführt und für Erfrischungen gesorgt. Den weitern Hausfrauensorgen bei einem so plötzlichen Ueberfall war der praktische Vetter zuvorgekommen, indem er, gleich einem wohlthätigen Hausgeist, allerlei Delikatessen: Pasteten, kaltes Geflügel und Confekt aus seinen Wagentaschen herbeizauberte, die der frugalen Familientafel auf's Glänzendste aufhalfen.

Auf Elisabeth war nicht viel zu rechnen, sie mußte doch Toilette machen, das sah die Schwester selbst ein, und in dem himmelblauen Mousselinkleid, das ihr freilich am Besten stand, konnte sie in der Küche nicht mehr verwendet werden; Minchen dagegen, die sonst oft auf die junge Tante eifersüchtig war, fühlte sich geschmeichelt von ihrer eigenen Brauchbarkeit und that ihr Bestes, während Elisabeth sich, bis der

Herr des Hauses kam, der Unterhaltung der Gäste widmete, was ja auch eine nützliche Leistung war und keine zu schwere, da diese, zumal die Dame, die Kosten derselben allein trugen. Madame Buisson, die Reisegefährtin Herrn Gérards, fand die Freude und das Interesse sehr natürlich, mit dem dieser eine so schöne Bekanntschaft erneuerte; mit aller Lebhaftigkeit ihres beweglichen Wesens beschloß sie alsbald, das liebliche Kind zu protegiren und war in kurzer Zeit auf dem intimsten Fuße mit ihr. Bald erfuhr sie, daß eben jetzt Elisabeths Mutter in Baden sei. „Das ist ja allerliebst, liebes Fräulein, da gehen Sie morgen mit uns, sie zu besuchen.“ „Die Mutter wünscht das selbst,“ sagte Elisabeth etwas verlegen, da ihr die Reisegelegenheit nun doch zu schnell kam, „aber ich kann gerade jetzt meine Schwester nicht verlassen.“ „O Kind, Sie sind gar zu gewissenhaft! wo würden Sie wieder so gute Gelegenheit finden? Das sieht Ihre Schwester selbst ein.“ — „Und dann, — ich könnte noch gar nicht all' meine Sachen richten.“ „Das glaub' ich gerne,“ rief die muntere Französin, „in Baden sind die Ansprüche fabelhaft, aber eine Gestalt und ein Gesicht wie das Ihrige, mein Kind, das dispensirt von vielem. Ich kann Ihnen so leicht mit allem aushelfen, mein guter Mann hat mich mit einem lächerlichen Ueberfluß von Toilettenartikeln auf die Reise versehen, der mir wahrhaft lästig wurde und manches darunter, das entschieden zu jugendlich für mich ist. Ce cher Henri, er möchte mich immer jünger machen und versteht nicht, daß das nicht mit Rosabändern und hellen Sommerstoffen zu machen ist, sondern dunklere oder mattere Farben den Teint später mehr heben, aber der klügste Mann bleibt immer un peu bête, das werden Sie auch noch erfahren, liebes Kind. Was nun von dem Kram für eine so junge Schönheit taugt, da thun Sie mir den Liebesdienst, mich davon zu befreien. Kommen

Sie einmal, lassen Sie uns Ihre Garderobe ein wenig mustern, ich lasse dann meine Koffer und Schachteln auch in Ihr Zimmerchen bringen, wir werden schon miteinander zu Stande kommen!“ Die lebhafte Dame, die nun ganz in ihrem Element war, nahm Elisabeth am Arm, die kaum wußte wie ihr geschah und hüpfte mit ihr die Treppe hinauf. Gérard war hoch erfreut, durch die unverhoffte Aussicht auf die reizende Reisegefährtin, und ergab sich gern darein, daß sie vor der Hand von Madame Buisson so ganz in Beschlag genommen war.

Um seiner Frau die drangvolle Viertelstunde der letzten Vorbereitungen zum Mittagsmahl zu erleichtern, führte der Dekan den Vetter in den Garten und stellte ihn dem Baron vor. So artig ihre gegenseitige Begrüßung war, so lebhaft die Unterhaltung, namentlich von Seiten des weltgewandten Kaufmanns geführt wurde, so war doch eine gewisse Zurückhaltung, ein leises Unbehagen von Seiten des Barons fühlbar; er war lange geübt in der Schule der Entsagung und hatte gelernt, ohne Bitterkeit und Klage auf die Jungen und Fröhlichen zu sehen, — aber ein junger Mann seines Alters, strotzend vor Gesundheit und Lebensfülle inmitten voller rüstiger Thätigkeit, erregte ihm immer ein peinliches Gefühl; er empfand da seine eigne Unthätigkeit als einen Vorwurf, und Gérard, in unbewußtem Gefühl der Ueberlegenheit dem kränklichen Manne im Lehnstuhl gegenüber, hatte nicht Feinheit genug, ihm darüber weg zu helfen. „Du weißt, daß wir auf dem Wege nach Baden sind,“ sagte er beiläufig zum Dekan, „und daß wir Fräulein Elisabeth entführen.“ „Das trifft sich ja ganz geschickt, da die Reise von hier aus umständlich ist und ihre Mutter sie lange schon dort zu haben wünscht,“ sagte dieser; er bemerkte nicht, wie die bleiche

Wange des Barons noch bleicher wurde und sein Blick sich traurig senkte, — wieder ein Sonnenstrahl weniger in seinem freudearmen Leben!

Marien, die sich überall gern Zeit zu Ueberlegen nahm, kam der Plan zu Elisabeths morgender Abreise gar zu plötzlich und die Freundschaft der Madame Buisson für eine zweistündige Bekanntschaft gar zu vertraut vor, aber sie wurde überstimmt, da die Gelegenheit so günstig war, und mußte sich fügen.

Madame Buisson war sehr glücklich in ihrer großmüthigen Sorge für Elisabeths Garderobe, die, obgleich sie aus der Residenz kam und die Mutter nicht daran gespart hatte, doch für Baden nicht zugänglich gefunden wurde. Ihr Kammermädchen mußte in aller Eile noch arrangiren und verändern; sie putzte den schnell gewonnenen Liebling so schön und eifrig heraus, wie ein Kind seine Weihnachtspuppe. Elisabeth war es wie ein Traum, es gemahnte sie wie Aschenbrödel im Feenmährchen, daneben war ihr unheimlich, daß das fremde Mädchen so unter ihren Sachen wirthschaftete, und sie glaubte durch doppelte Dienstfertigkeit Marien vergüten zu müssen, daß sie sie so schnell verließ.

Marie, obgleich ihr nur halb wohl bei dem raschen Entschluß und bei dem rastlosen Treiben der neuen Freundin war, beruhigte und tröstete sie. „Nun sei nur noch ganz in Ruhe bei uns," bat sie, „wir wollen den Thee auf der Terrasse bei dem Baron trinken."

Der Abend war kühl und angenehm, — die Kinder, die in der grünen Laube ihre Seitentafel hatten, schielten verstohlen nach dem Theetisch, der heute besonders reich besetzt war; Minchen servirte bei den Erwachsenen. Der Baron war schweigsam und sein Schweigen bedrückte auch die sonst so heitre Elisabeth, die, ohne sich zu überschätzen, mit dem Irrthum der

Jugend sich da für unentbehrlich hielt, wo sie einmal ein Plätzchen ausgefüllt hatte, und daher ihr Weggehen fast als eine Schuld empfand. Desto lebhafter führten die neuen Gäste die Unterhaltung: Gérard war überall gewesen, hatte alles gesehen, die Jungfrau war ‚superbe,‘ der Kölner Dom ‚in der That interessant,‘ die Terrasse von Konstantinopel ‚magnifique;‘ viel gründlichere Kunde als von den Gegenden bekam man aber durch ihn von den Gasthöfen, und er wurde am ergötzlichsten, als er auf die Drangsale schlechter Wirthshäuser zu sprechen kam. Der Baron wurde immer stiller, Madame Buisson hatte vergeblich ihre ganze Unterhaltungsgabe an ihn verschwendet und wandte sich endlich mitleidig zum Dekan mit der leisen Frage: „nicht wahr, er ist auch geistesschwach, der arme Mann?“ was dieser lächelnd verneinte.

Es wurde kühl, der Bediente des Barons trat hinter seinen Stuhl, um ihn zum Aufbruch zu mahnen. „Singen Sie uns noch etwas!“ bat er Elisabeth, aus seiner Apathie erwachend, „ich habe die Guitarre hier.“ Er selbst hatte Elisabeth auf dem nun bald veralteten Instrument Unterricht gegeben. Elisabeth nahm sie, ohne sich lange bitten zu lassen; es schien, ihre Gedanken waren mehr bei den seinen, als bei der Unterhaltung des Vetters gewesen, denn sie stimmte sein Lieblingslied an:

Es ist bestimmt in Gottes Rath,
Daß man vom Liebsten, was man hat,
Muß scheiden.
Wiewohl im ganzen Lauf der Welt
Dem Herzen nichts so sauer fällt
Als Scheiden, — ja Scheiden.

Sie hörten alle in tiefer Stille der schönen klaren Stimme zu, wie sie in dem dunkelnden Abendhimmel verklang und erhoben sich, um in's Haus zu gehen.

„Ich sehe Sie nicht mehr," sagte der Baron zu Elisabeth, „Sie werden früh reisen, leben Sie wohl, ich wünsche Ihnen recht fröhliche Zeit zum Ersatz für die trübseligen Stunden, die Sie einem Kranken erheitert haben, Gott geleite Sie!" „Ein seltsamer Wunsch in ein Bad," flüsterte die Französin mit unbewußter Ironie, indem sie Elisabeths Arm nahm, die nur wenig Abschiedsworte mit beklommener Stimme sagen konnte.

Der Baron sah der hellen, leichten Gestalt nach, bis sie im Hause verschwand, dann wandte er sich langsam zum Gehen und sagte leise, leise vor sich hin:

Ich mußte von Dir scheiden
Und wußt' ich stürbe doch bald;
Du warst der scheidende Sommer,
Ich war der sterbende Wald.

Am frühen Morgen fuhr der Wagen Gérards vor. Elisabeth erschien in der zierlichen Reisetoilette, die von der Hand der jungen Pariserin jenen letzten Hauch von leichter Eleganz erhalten hatte, der das unerreichbare Talent der westlichen Nachbarn ist, um deßwillen wir Frankreich gern den Ruhm zugestehen müssen, die Kammerzofe von ganz Europa zu sein. Marie hatte immer noch an ihr zu beruhigen. „Ach ja," lächelte Elisabeth unter Thränen, „ich weiß wohl, es ist einfältig von mir, zu denken, ich sei Euch nöthig geworden; du wirst mich nicht lang vermissen, o ich hatte wohl Recht, Marie, den Abschied von dir an deiner Hochzeit so schwer zu nehmen, es war ein Scheiden auf immer, du gehörst nicht mehr mir! es ist doch nichts mehr mit den Frauen!" „Das Herz wird immer weiter, je mehr es Kammern ver-

miethet," ſagte Marie heiter, ihr die Thränen von den Augen küſſend; „liebes Kind, du wirſt auch einmal ſo von mir ſcheiden und deine Abſchiedsthränen werden trocken in einem einzigen ſtrahlenden Blick; aber wenn der Herzenskönig einmal ſein Reich eingenommen hat, dürfen all die alten Freunde auch wieder einziehen und fröhlich daneben wohnen."

Madame Buiſſon und der Vetter traten ein und mahnten zum Gehen. Eliſabeth wurde faſt nicht fertig mit Abſchiednehmen von den Kindern, ſie verſprach Jedem etwas recht Schönes von Baden zu bringen; auch von dem Schwager, mit dem ſie ſich in letzter Zeit erſt recht befreundet hatte, ſchied ſie herzlich; Marie, über deren Gleichgültigkeit ſie geklagt hatte, küßte Eliſabeth ſchweigend, um nicht weinen zu müſſen; — ſie war eine glückliche Frau und eine gute Mutter, aber ein Stück Frühling und Sonnenſchein ſchied ihr doch wieder mit der blühenden Schweſter.

Die Jalouſien am Gartenhaus waren noch feſt geſchloſſen als der leichte Wagen vorüberrollte; Eliſabeth blickte wehmüthig hinauf ohne das Witzwort zu hören, das Madame Buiſſon Herrn Gérard zuflüſterte über die junge soeur grice; aber es ging hinaus in die weite freie bunte Welt, im goldnen Sonnenſchein zwiſchen grünen Bäumen; all der fröhliche ſorgloſe Reiſeleichtſinn, der ſogar oft kühle nüchterne Naturen ergreift, kam über ſie, und ſie gab ſich dem ganzen ſüßen Gefühle jungen friſchen Lebens hin.

Der Dekan und ſeine Familie waren derweile von der Begleitung in's Haus zurückgekehrt in der etwas öden langweiligen Stimmung, die nach jeder Abreiſe die Zurückbleibenden beſchleicht; „das hat ſich ja ganz prächtig gefügt," meinte der Dekan, „die Frau Mama wird erfreut ſein, die ſchon lang fürchtete, ihr Töchterlein gehe bei uns zu Grunde in häuslicher Drangſal!" „Ich weiß nicht recht," meinte

Marie bedenklich, „es gefällt mir nicht so ganz, das junge Mädchen mit dem jungen Mann, . . .“ „Nun, die Jugend schadet dem Vetter George nichts mehr, er muß vorn in dreißig sein, auch ist ja die Frau Associé nebst Kammerjungfer als Ehrenwache da, und dann — wäre es auch kein Unglück, wenn aus dem Reisegefährten ein Associé für unsere Elisabeth würde, gesteh' nur, das hast du auch schon gedacht!“ „Gedacht vielleicht, aber nicht gewünscht,“ sagte Marie, „ich weiß nicht, ob es gut wäre für Elisabeth.“ „Je nun, George ist ein guter Bursche, ziemlich solid, wie ich glaube, die Frau Mama würde sich nimmer kennen vor Freude, und Elisabeth gäbe eine prächtige Dame in so glänzende Verhältnisse; war ihr's doch oft viel zu werktäglich bei uns, da könnte sie immer Sonntag haben!“ „Vielleicht nie,“ sagte Marie ernst, „glaubst du nicht, daß wir mehr Sonntag haben und wäre unsere Arbeit doppelt so viel, als ein solches Leben voll äußerlichen Glanzes?“ „Du hast recht,“ sagte der Dekan, dem sich, wie das auch ernsten und guten Menschen zu gehen pflegt für einen Augenblick, die tiefere Ansicht der Dinge unter der Oberfläche versteckt hätte und gab der sanften Mahnerin die Hand. „Dem Baron wirds fehlen um seine Vorleserin und Sängerin,“ fing er wieder an. „Seinetwegen ist mir Elisabeths Abreise eigentlich lieb,“ sagte Marie, „der Verkehr hätte am Ende doch gefährlich werden können.“ „O wohin denkst du?“ sagte lachend der Dekan, „ein Siecher, wie er! so einfältig ist der Baron selbst nicht, der arme Mann, dem von der Wiege auf der Sarg neben dem Bette stand; und vollends Elisabeth, ein so junges, schönes, lebenslustiges Geschöpf.“

„Mitleid ist ein gefährliches Ding,“ meinte Marie. „Nicht wahr,“ lächelte der Dekan, „sonst hättest du mich auch nicht genommen?“ „Die Ehre ist meinerseits,“ scherzte

Marie, „hast du mir nicht neulich aus der Bevölkerungsliste nachgewiesen, daß allein in unserem kleinen Vaterland zehntausend unverheirathete Frauen übrig bleiben.“ „Dreizehntausend achthundert und neunundvierzig sogar,“ berichtete der Dekan. „Da muß ich mich ja noch schön bedanken,“ lachte Frau Marie und ging getrosten Muthes wieder an das werktägliche Tagewerk, wegen dessen sie Elisabeth so beklagt hatte, um in emsiger Arbeit das Heimweh nach ihrem Sonntagskind zu verarbeiten.

Das Sonntagskind hätte wahrhaftig kein Recht gehabt, der Schwester Kühle und Gleichgültigkeit vorzuwerfen, sie selbst dachte nicht gar zu oft an Marie und ihre sieben Unversorgten, an ihre großen Wäschen und die vielen zerrissenen Strümpfchen, ja nicht einmal sehr oft an den armen Baron, der im Stillen um seinen geschiedenen Sommer trauerte; sie lebte inmitten aller Herrlichkeiten Badens, in Concerten und Bällen, Eselsparthien und Pikeniks, bewundert und gehätschelt von allen Seiten. „Es ist doch eine schöne Sache um den Reichthum!“ dachte die Mama, nicht zum erstenmal in ihrem Leben, als sie sah, wie selbst die Perle der Schönheit in reicher Fassung schöner glänzt; — es war doch ein ganz anderes Leben, nun ihnen die elegante Equipage Herrn Gérards zu Gebot stand, in der Gesellschaft der gewandten Dame, die es verstand, überall Bekanntschaften anzuknüpfen, als zuvor, wie sie und die Frau Hofräthin miteinander zwei Zimmer bewohnten, sich aus einer Privatmenage speisen ließen und allein auf der Promenade herumspazirten. Das Bad mußte schon recht wohlthätig gewirkt haben, denn es war in der That merkwürdig, wie viel sie an Vergnügungen und Parthien aushalten konnte; Elisabeths heitere Laune

und blühende Gesundheit war vollends unverwüstlich und jeden Abend, wenn die Mutter ernstlich anhub vom Heimgehen zu reden, bat sie schmeichelnd: „o Mütterchen, noch ein paar Tage! weißt, morgen ist die Parthie auf's alte Schloß, und übermorgen die Fahrt nach Schloß Eberstein, dann kommt auch noch die Prinzessin, die möcht' ich doch gerne noch sehen!"

An Marie hatte sie nur einmal geschrieben; „es ist zu schön hier, liebe Marie," schrieb sie, „und wie ich eben immer ein verwöhntes Kind bin, so geht mir's auch hier wieder viel zu gut, Du glaubst nicht wie freundlich jedermann gegen mich ist, besonders die gute Madame Buisson, wir müssen auch hier mit ihr zusammen wohnen in sehr schönen Zimmern, und ich glaube sie bezahlt sie allein. Auch Euer Herr Vetter ist sehr artig, er will durchaus, ich soll ihn Cousin nennen; gestern hatte er bei der Tafel ein Vielliebchen an mich verloren, da schickt er mir diesen Morgen eine allerliebste kleine Cylinderuhr, ich erschrack darüber, und Mutter und ich sind sehr in Verlegenheit, ob wir es annehmen sollen. Madame Buisson sagt, wir dürfen nicht an's Zurückschicken denken, er sei ja unser Vetter, und er kaufe solche Sachen in der Schweiz ganz wohlfeil.

Ich habe unmöglich Zeit, lange zu schreiben, ich soll noch mit ausfahren; wenn wir wieder daheim sind, schreibe ich Dir alles recht ausführlich, — es wird mir ein wenig ahnd thun, nach all der hiesigen Herrlichkeit, aber ich freue mich auch wieder, bis ich alles meinen Freundinnen erzähle. Wenn Du nur eine Weile statt meiner hier sein könntest, Dir wäre eine Erholung so wohlthätig! Empfiehl mich dem Herrn Baron, wenn er noch da ist, und grüße all die Kinder, auch Deinen Mann."

Sie hatte freilich keine Zeit zum Schreiben, auch nicht

zum Lesen; das kleine Testament, aus dem sie vor Zeiten mit Marie gelesen, blieb unausgepackt im Koffer; sie hatte auch keine Zeit nachzudenken und zu beten, aber sie war nicht bekümmert dabei; sie meinte es ja mit keiner Seele bös, that niemand was zu leide und jedermann hatte sie lieb, — der liebe Gott nahm ihr's gewiß nicht übel, daß sie so vergnügt war! dachte sie. Freilich fiel ihr zuweilen der arme Baron ein; es waren doch auch schöne Abende gewesen, wo sie ihm gelesen oder vorgesungen hatte; sie wußte, er würde jetzt in der kühlen Jahreszeit auf sein Gut zurückkehren, da Marie nicht Raum hatte, ihn über den Winter zu beherbergen, da mußte er wohl sehr allein sein. „Er soll sich eben einen Vorleser halten," tröstete sie sich, „oder wird ein ordentlicher Pfarrer da sein, der sich seiner annimmt; er ist ja so gebildet und so fromm, da wird ihm die Einsamkeit nicht zu drückend vorkommen."

Cousin George blieb nicht immer in Baden, er machte ab und zu kleine Geschäftsreisen, immer aber brachte er eine kleine Ueberraschung, ein neues Vergnügen für Elisabeth mit und sie amüsirten sich stets vortrefflich mit einander. Schon daß er ein so aufrichtiger Bewunderer ihrer Schwester war, empfahl ihn bei ihr. „Mein Vetter, der Dekan, hat wirklich mehr Glück als Verstand," meinte er, „eine so gescheidte und gebildete Frau, und so häuslich daneben; in keinem Gasthof habe ich so delikate Krebssuppe gegessen. Aber er ästimirt sie wirklich nicht gehörig: keine Frau von Bildung dürfte so angestrengt sein, sie sollte eine perfekte Köchin, eine Bonne für die Kinder und ein Zimmermädchen haben; aber freilich eine Dekanatsbesoldung! Ich würde, wenn ich mich verheirathete, den Reichthum nur schätzen, weil er mir erlaubte, meiner Frau das Leben so süß als möglich zu machen. Ich wäre nicht einmal an Antwerpen gebunden, — wir

könnten den Winteraufenthalt in jede beliebige Stadt verlegen, — im Frühling schöne Reisen, Sommers ein Bad, zum Ausruhen einen hübschen Landsitz, so einen Feengarten nach Ihrer Phantasie, Fräulein Elisabeth!“ Elisabeth wurde glühend roth und rief schnell der Madame Buisson, um ihr eine Blume zu zeigen, die am Weg blühte, obgleich sie wissen konnte, daß Madame Buisson keine Blumen bewunderte als gemachte. So gern sie sich mit dem Vetter unterhielt, so bange wurde ihr, wenn er einmal sentimental werden wollte; mehr instinktmäßig als absichtlich vermied sie jede ernstere Annäherung, und als endlich die Mutter auf der Heimkehr bestand und auch der Vetter seine Reise weiter ausdehnen mußte, trennten sie sich, ohne daß es zu einer bestimmten Erklärung von seiner Seite gekommen wäre, die in aller Stille die Mutter erwartet, Elisabeth fast gefürchtet hatte. Daß er sie bewunderte, vielleicht liebte, daran konnte kein Zweifel sein, möglich war aber doch, daß ihn außer Elisabeths Zurückhaltung auch noch eigne Bedenken abhielten, sein Glück und Geld einer Schönheit zu Füßen zu legen, deren materieller Besitz jedenfalls für einen Kaufmann nicht der Rede werth war.

Madame Buisson konnte kaum ertragen, daß der Badeaufenthalt nicht mit einer solennen Verlobung enden sollte; ihre Zärtlichkeit für Elisabeth war sich gleich geblieben, mehr noch um der Bewunderung willen, die ihre Schönheit erregte, als wegen ihrer eigenen kindlichen Liebenswürdigkeit. „Es ist hohe Zeit,“ meinte die Mutter wohlgefällig, „daß ich die Kleine heimnehme, sie würde mir verdorben hier;“ und sie hatte recht, vielleicht dankte sie es nur dem träumerischen Sinn, dem glücklichen Selbstgenügen der ersten Jugend, die in eignen Idealen versunken, achtlos auf ihre Umgebung ist,

daß Eliſabeth kindlich und unbefangen blieb unter den vielen Huldigungen, die zart und unzart ihrer Schönheit gebracht wurden.

So war denn die Kleine wieder daheim, und trotz ihrer glücklichen Heiterkeit brauchte es eine Weile, bis ſie ſich an den Uebergang zum Werktagstreiben aus dem vielbewegten Badeleben gewöhnte. Ohne es zu wollen und zu glauben, war ſie denn doch verwöhnt worden; die Verhältniſſe ſchienen ihr jetzt etwas klein, regelmäßige Arbeit langweilig und doch war dieſer Herbſt und Winter vorher ſchon zu praktiſchen Studien und Handarbeiten beſtimmt geweſen, die indeß über Stickereien, Muſik-, Sprach- und Zeichenſtunden etwas verſäumt worden waren.

Aber die Zumuthung, jetzt noch Kleidernähen zu lernen, erſchien ihr als reine Unmöglichkeit; mit dem Arbeitskörbchen über die Straße gehen, ſich wie ein Kind beſtimmte Stunden in eine Nähſtube ſperren laſſen, — es ging wahrhaftig nicht! „Siehſt du, Mütterchen, mit achtzehn iſt man dazu wirklich zu alt, auch macht ſich nicht Eine der Mädchen, die Schneidern gelernt, ihre Kleider ſelbſt, und die Schmekenbächerin wäre ja ganz gekränkt, wenn wir ſie nicht mehr nehmen wollten.“ „Nun meinetwegen, du verwöhntes Kind,“ meinte die nachſichtige Mutter ſcherzend, „du mußt eben einmal einen Millionär heirathen, damit du nicht nöthig haſt, deine Kleider ſelbſt zu machen.“

Die Anſpielung der Mutter war unſchwer zu errathen, und obwohl ſich Eliſabeth vor einem Antrag Gérards gefürchtet hatte, obwohl er keine beſondere Rolle in ihren Gedanken und Träumen ſpielte, ſo gewöhnte ſie ſich doch allmählig daran, ſich ihre Zukunft unter glänzenden, ſorgloſen Verhältniſſen zu denken, und geſtattete ſich, durch die Schwäche

der Mutter begünstigt, manchen Luxus, der über ihre Verhältnisse ging.

Es kam ihr wirklich schon bescheiden vor, daß man zum Arrangiren der Wintergarderobe die Schmekenbächerin in's Haus nahm, da manche ihrer Freundinnen ihre Kleider beim Schneider machen ließen. Frau Schmekenbächerin, die alte Hausfreundin, war eine sehr gesuchte Schneidermamsell oder vielmehr Madame, zumeist in vornehmen Familien, wo man durch häusliche Beschränkung à tout prix ein anständiges Auftreten nach außen ermöglichen will. Ihre Lebensweise erschien erstaunlich einförmig. Tag für Tag sah man sie früh Morgens mit einer ungeheuren Tasche am Arm, in einen sehr bunten altmodischen Shawl gehüllt, zur Arbeit ausziehen; diese Tasche war eine wahre Arche Noah an mannigfaltigem Inhalt: sie enthielt ihre Muster, eine gewaltige Scheere und hölzerne Nadelbüchse, nebst eisernem Fingerhut, eine Schürze zum Arbeiten, ein Paar weiche Pantoffeln, die sie ihrer Größe wegen fast als kleine Boote hätte vermiethen können; die neuesten Hefte des Modejournals, und je nachdem die vornehme Familie, in der sie arbeitete, frugale Sitten hatte, auch einige Semmeln und Würste, um der Mahlzeit nachzuhelfen.

Nachdem sie zugeschnitten hatte, thronte sie in unverrückter Majestät am Nähtisch, kommandirte die Töchter des Hauses oder die untergeordneten Nähterinnen, die ihr zur Hülfe beigegeben waren, aß erstaunlich viel für ihre sitzende Lebensart und gern etwas Gutes, wurde auch stets besonders berücksichtigt und selbst in den sparsamsten Familien mit einem Hefenring zum Kaffee und einem Biskuittörtchen zum Vesper regalirt, während die Hülfsnähterin nur mit einem Wecken und einer Laugenbrezel abgespeist wurde.

So flink ihre Zunge war, so flink war auch ihre Nadel,

und gewöhnlich war Abends um neun Uhr der rohe Zeug in ein vollendetes Kunstwerk umgeschaffen, wo sie dann zum Lohn der Tugend ein anständig gekleidetes Individuum unter der Hausthüre erwartete, an dessen Arm sie nach kurzer Promenade durch die Hauptstraße nach Haus zog. Dies Individuum fand sich getreulich auch unter allen Unbilden der Witterung ein, und die Mägde der jeweiligen Familie, in der sie arbeitete, waren schon von ihr angewiesen, ihm bei schlimmem Wetter die Hausthüre zu öffnen.

Die Schmekenbächerin, obschon in gesetzten Jahren, hielt etwas darauf, in allen Ehren eine solche Freundschaft zu unterhalten. „Sehen Sie, Madame," erklärte sie der Regierungsräthin, „es muß das Herz an etwas hangen, ich habe früher Katzen und Hunde gehalten, aber Hunde werden nicht gern gesehen in den Kundenhäusern, die Katze hat mir daheim Hunger gelitten und den Hausleuten gestohlen: es war der helle Verdruß. Nachher wissen Sie wohl, habe ich mich einmal verheirathet mit dem Siljuettirer, das war aber ein schlechter Mensch, ich darf nicht daran denken, wie viel er mich gekostet, bis ich ihn nach Amerika spedirt; sehen Sie, die Mannsleut können's nicht ertragen, wenn so ein schöner Verdienst von der Frau kommt; ‚wenn's der Gais z'wohl ist, so scharrt sie,' sagt das Sprüchwort. Da halt ich's denn für besser, einen rechtschaffenen Menschen zu begünstigen, dem ich sein ordentlich Taschengeld in den Sack gebe, ohne daß er zu übermüthig wird; so hab ich denn doch jemand, der mich abholt und mit dem ich Sonntags spazieren gehen kann, auf's Heirathen laß ich mich nicht mehr ein, das ist viel kostspieliger."

Sonntags hätte man die Schmekenbächerin nicht wieder erkannt, da zog sie im allermodernsten Putz, erforderlichen Falls mit sechs Volants am Kleide, in Atlaßhut und Sammt-

mantille, mit dem elegantesten Sonnenschirmchen bewaffnet, sogar mit einer Uhr am Gürtel, Morgens in die Kirche und Nachmittags im Schloßgarten spazieren am Arm des Individuums, dem sie zu diesem Zweck einen feinen Tuchrock und seidenen Regenschirm in ihrem eigenen Kasten verwahrte, auch bekam er zu weitern Promenaden mit Einkehr außer seinem gewöhnlichen Taschengeld noch einen rothseidenen Geldbeutel mit etlichen Thalern und kleiner Münze, aus dem er die Zeche bezahlen durfte, den er ihr aber nach der Heimkehr wieder zustellen mußte.

So schien das Leben der Schneiderin sich sehr einförmig abzuhaspeln, aber im Grunde war es äußerst mannigfaltig, und wenn das jeweilige Individuum zufällig ein Literat gewesen wäre, so hätte sie ihm den schönsten Stoff zu Memoiren liefern können.

Hinter ihrem Nähtisch hatte sie die beste Gelegenheit, allmählig nicht nur das Thun und Treiben, die geselligen und pekuniären Verhältnisse, sondern auch das Sein und Wesen ihrer Kunden zu studiren; und die Schmekenbächerin war weder taub noch blind. Kein glänzender Anstrich nach außen, kein liebenswürdiges Benehmen vor den Augen der Welt konnte ihren Blick täuschen, der auf den Grund geschaut hatte.

In aller Stille, wie ein Schwamm die Flüssigkeit, saugte sie in einem Hause Notizen ein, und es bedurfte im nächsten eines geringen Druckes, um den Strom der Neuigkeiten in Fluß zu bringen. Verschwiegen war sie nur über die Geheimnisse ihres Berufs: wo sie die Kleider besonders auspolstern und wattiren mußte, um einem mangelhaften Wuchs, einer schiefen Seite nachzuhelfen, das konnte keine Seele von ihr erfahren, das waren Amtsgeheimnisse; aber über das, was sie selbst bemerkte, hatte sie keine Pflicht der Bewahrung.

Um die Resultate ihrer Beobachtung zu erfahren, durfte man nur mit dem Gegentheil von dem anfangen, was man zu hören wünschte; da führt der Commerzienrath Riegel wieder seine Frau am Arm, was das ein galanter Ehemann ist! so sind nicht mehr alle nach zwanzigjährigem Ehstand!" „Just 's konträre, Frau Oberamtsrichter, wenn Sie wüßten, was der für Spektakel verführt und der Frau den Kreuzer schwer macht, da haben Sie nicht Ursach, einen Vergleich zu machen; wenn er ihr einen Kronenthaler gibt in die Haushaltung, so soll sie elf Gulden für Rechnungen davon bezahlen, und wenn ich da arbeite, so muß ich in's Hinterstübchen sitzen und die Frau bringt mir das Essen ganz heimlich, als ob ich ein Verbrechen beginge; ja wohl da, ‚das Amarmführen kostet nichts'! Da wär' mir der Herr Oberamtsrichter am kleinen Finger lieber." „Nein, wie hübsch die Emilie Felter gestern Abend war in dem neuen Barége, die müssen reicher sein, als man weiß! Sie hat immer das Neueste," bemerkte eine junge Dame. „Im Gegentheil, Fräulein Fanny, so ist's keine Kunst; fragen Sie einmal, was sie daheim im Kasten hängen hat? Ein Kleidchen am Leib und eins in der Garderobe (so nennen sie ihren Kleiderkasten, an dem sie zu drei haben), das andere kommt an die Vorkäuferin, — nicht ein einziges solides Kleid mit neuem Futter, wie Sie haben; zu der Emilie Winterkleid mußte ich das Futter aus ihres Vaters Schlafrock nehmen, der ist dann doch noch warm genug, weil er siebenzig Flecke hat, und ein Hauskleid hat sie ohne Aermel, weil sie eine Jacke dazu trägt aus ihres Vaters Frackschwänzen; nein, mit dem Reichthum ist's da nicht gefährlich; das Kapital, was die haben, will ich noch nach dem Nachtessen auf dem Butterbrod essen."

„Hat Fräulein Klein bald Hochzeit?" fragte eine besorgte Mutter in einem andern Hause. „Glaub's nicht, im

Gegentheil," sagte Schmekenbächerin, bedeutsam den Kopf schüttelnd, „'s scheint mir, der Bräutigam wolle rückwärts; kein Wunder, wenn er das hungrige Leben im Haus mit ansieht! Stellen Sie sich vor, Frau Assessor, wie ich kürzlich dort war, hatten sie Kohl gekocht und nichts als die hellen lieben Kartoffel dazu; kommt noch um Mittag der Bräutigam! je, was ist zu thun? ‚Katharine, hol' Sie noch zwei Bratwürste!' Am Tisch will Sophie, die Kleine, die Würste zerschneiden, ‚schneid nicht so viel zusammen, es ist nachher so unnützlich,' flüsterte ihr Julie, die Braut, zu; schneiden sie wahrhaftig die eine Wurst in Rädlein und lassen die andre ganz! sollte wohl noch ein Nachtessen für den Bräutigam geben. Der guckt die Sache etwas wunderbarlich an und nimmt sich Ein Rädlein; ich aber, nicht faul, nahm die ganze Wurst; nein, die Augen hätten Sie sehen sollen! Den Bräutigam lächerte es ganz, der hat sein Theil gedacht! mich wundert's nicht, wenn er nicht mehr will, eine Frau aus so einem geizigen Haus! wenn ich da an Ihre anständigen Braten denke, Frau Assessor, ich glaube, wenn die Kleinin ihre Leute nur an so einem riechen ließe, sie kochte acht Tage lang kein Fleisch mehr; im Gegentheil!" Und die geschmeichelten Frauen hörten wohlgefällig auf solche Mittheilungen, nicht bedenkend, daß sie jetzt die Schleuse für's nächste Haus füllten und daß die Schmekenbächerin vielleicht morgen bei Fräulein Klein sagte: „kein Wunder, daß Assessors Töchter keinen Mann bekommen, sie lernen nicht sparen! Die Frau braucht dritthalb Pfund Butter die Woche, da bleibt nichts mehr übrig." Da Frau Schmekenbächerin wohl wußte, daß sie bei den Herrn des Hauses höchstens ein geduldetes Subjekt sei, so zog sie Wittwenhäuser als Kundschaft vor, vorausgesetzt, daß es nicht allzuschmal darin hergehe; die Frau Regierungsräthin, bei der sie seit langen Jahren ganz einheimisch war, war aber gewiß, daß sie zu

ihr jedesmal kam, auch wenn sie sonst mit Bestellungen überhäuft war. Elisabeth war allezeit ihr Liebling gewesen, „es war der Kleinen so gut Kleider machen, sie hatte ihr Lebtag so einen geschickten Wuchs gehabt!“ Sie mußte ihr bewundernd nachsehen, wo sie ging und stand, „nein, wie dem Kinde alles paßt, der schottische Leib wieder wie angegossen auf's erste Probiren!“ Sie witterte sogleich die Aenderungen, die sich die Pariser Kammerjungfer mit Elisabeths Garderobe erlaubt, da sie aber selbst manches daran absehen konnte, ließ sie es in Gnaden passiren, und that ihr Bestes, dem luxuriösen Geschmack der Kleinen noch mehr Vorschub zu thun. Es konnte gar nichts zu schön sein für ihre Elisabeth, und sie wußte eine Menge Exempel von Eltern, die es viel weniger aufwenden können, und die doch viel mehr an Töchter wenden, bei denen es nicht halb so der Mühe werth sei. Sie verstand schon die Richtung des Windes; wäre die Mutter entschieden für größere Einfachheit gewesen, so hätte sie bemerkt: „Da haben wieder Sie Recht, Frau Regierungsrath, unsre Elisabeth ist in allem schön, das Einfache ist wieder das Nobelste, die Moriz'schen drüben sehen in all dem Staat nicht halb so vornehm aus, wie unsre Elisabeth, im Gegentheil.“ Nun aber wurde Elisabeth wie eine junge Fürstin geputzt, und um ihre Nachgiebigkeit zu entschuldigen, ließ die Mutter gegen Schmekenbächerin einige Andeutungen über die wahrscheinliche Zukunft ihres Töchterleins fallen, die nicht verloren waren, und bald flüsterte man sich zu, die junge Gruber sei heimlich verlobt mit einem Millionär aus England oder sonst wo.

Ob es diese Neuigkeit allein war, die den Leuten erst recht die Augen öffnete über Elisabeths Schönheit, oder ob neue Bekannte von Baden her auf sie aufmerksam gemacht hatten, genug, sie kam diesen Winter förmlich in die Mode;

ihre Schönheit, ihre liebliche Singstimme, die kindliche, unbefangene Fröhlichkeit ihres Benehmens machten sie in viel weitern Kreisen als im vergangenen Winter gesucht und bewundert. Die Regierungsräthin bekam neue Bekannte, sie wußte kaum wie, und ihr Spiegel steckte stets voll Einladungskarten.

So wurde denn die Gefahr des Verwöhnens daheim noch größer und anhaltender für die Kleine, die Mutter selbst wurde besorgt bei dem andauernden Taumel von Festen und Genüssen, zunächst freilich nur für Elisabeths Gesundheit, obgleich diese frisch und elastisch, wie immer, durch all diese Herrlichkeiten ging, beglückt von den gelungenen, und belustigt von den mißlungenen Parthieen. Ihrer eignen Schwäche sich bewußt, getröstete sich die Mutter auf einen lang versprochenen Besuch Mariens, der dem Strudel ein wenig Einhalt thun würde. Auch Elisabeth freute sich kindlich darauf, wenn auch nicht mehr so, wie sie sich vor einem halben Jahr gefreut hätte. Die Mutter glaubte, es schicke sich, für die Frau Tochter die Gaststube zu räumen, die gewöhnlich zum Abstellquartier für allerlei heimathlose Effekten diente, ja, sie legte sogar die gestickten Ueberzüge bereit; Elisabeth aber bestand darauf, daß man Mariens Bett wieder in dem alten Mädchenstübchen aufmache, das die Schwestern so lange getheilt. Der Streit erledigte sich von selbst, Marie kam gar nicht, sie schrieb, daß sie unwohl sei und sich nicht getraue, zu reisen, schrieb überhaupt sehr wehmüthig — sie wisse nicht, ob sie Mutter und Schwester nur wieder sehen würde — es war ein Ton, dessen man gar nicht an ihr gewöhnt war, und der Elisabeth auf's Höchste beunruhigte.

Die Mutter lächelte dazu und machte allerlei Einkäufe in weißer Waare, die sie zu verschiedenen kleinen Gegenständen zuschnitt, auch fing sie an, feine Jäckchen und Häubchen zu

stricken, und hörte gern, wenn man sie im Kränzchen darum berief und sagte: „ja, ja, das ist eine gute Stiefmama; wird freilich angelegt sein bei der Frau Dekanin, die nicht viel übrige Zeit hat.“ Für Elisabeth war dieser neue Zweig der Thätigkeit eine höchst wohlthätige Ableitung von den endlosen Sorgen für ihr Vergnügen und ihre Toilette, Trägheit war nie ihr Fehler gewesen, aber es wurde ihr schwer, bei einer geordneten Arbeit fest zu bleiben. „Aber heut, Mama, muß der Kragen festonirt werden,“ konnte sie am Morgen sagen, dann setzte sie sich am Arbeitstischchen fest und stichelte so emsig und flink, wie Frau Schmekenbächerin. „Aber, Mama,“ fiel ihr plötzlich ein, „meine Blumen! es könnte sicherlich heut noch regnen, ich muß mein Myrthenbäumchen in die Sonne tragen!“ Nun, das geschah und sie setzte sich wieder. „Aber, Mama, was ich gestern für ein einziges Dessin von Julien mitgebracht habe! Das müßte die netteste Morgenhaube für dich geben, ich muß es nur geschwind durchzeichnen, Julie könnte es wieder verlangen;“ nun ging's an ein Suchen nach dem Dessin, das in höchstem Eifer durchgezeichnet wurde; der Kragen wurde wieder vorgenommen, aber da fiel ihr ein, daß der Kanarienvogel nothwendig frisches Vogelkraut haben sollte — so ging's mit Unterbrechungen fort und der Kragen, dessen Vollendung so große Eile hatte, war in drei Tagen fast noch auf demselben Standpunkt zu finden — es waren so gar viel nothwendige Geschäfte dazwischen gekommen!

Wo sie aber eine Arbeit zu bestimmtem Zweck und Ziel vor sich sah, eine Arbeit, die sie Jemand zu liebe thun konnte, da wurde die fröhliche Ballkönigin zum emsigen Bienchen und die Liedchen, die sie bei der Arbeit sang, klangen noch so heiter und lieblich, als die Weisen, die sie zu ihren Ball- und Festvorstellungen trillerte. Sie war glückselig mit dem

Schatzkämmerlein, das sie nun in tiefem Geheimniß für ihre liebe Marie anlegte.

Auf Schloß Ellershausen, dem bescheidnen Erbgut des Barons, war der Winter dem kranken Gebieter viel stiller und langsamer hingeschlichen, als der fröhlichen Elisabeth in der Residenz. Mit seiner Mutter hatte er früher auch einigemal den Winter in der Stadt zugebracht, aber diesmal hatte er bald den Gedanken daran aufgegeben. Obwohl ein Mann von feiner Sitte und hoher Bildung, hatte er doch zu viel allein gelebt, um nicht etwas menschenscheu zu sein; die Geschäftigen wie die Fröhlichen brachten ihm seine gezwungene Thatlosigkeit immer schmerzlich zum Bewußtsein und seit der Mutter Tod wurde seine Neigung zur Stille fast unbesiegbar.

Und doch fühlte er sich so allein, so unendlich allein, seit die Mutter nicht mehr war, deren starke Liebe vom Keime an mit dem Tod um sein Leben gerungen, und die nur für ihn allein gesorgt und gelebt hatte. Sein einziger Gang, wenn er das Haus verlassen konnte, war auf den Friedhof, wo seine Mutter ruhte, die alte Familiengruft war lange nicht mehr zugänglich gewesen; neben dem schön gearbeiteten Marmordenkmal der Mutter war ein Kindergrab mit einem kleinen steinernen Kreuz, vor dem er oft und lange in tiefem Sinnen stand, hier ruhte seine kleine Zwillingsschwester, die bald nach der Geburt gestorben war, und er konnte den Gedanken nicht los werden, daß das Grab, das die Hälfte seines Lebens aufgenommen, ein besonderes Recht auf ihn habe. Die Mutter hatte ihm so oft erzählt, welch zartes und schwächliches Kind er stets gewesen, wie von seiner Geburt an alle ihre Freunde jahrelang nicht geglaubt, daß das Kind den nächsten Tag überlebe, wie sie mit unerhörter Mühe und

allerlei wunderbaren Versuchen doch sein Leben von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr erhalten habe, daß ihm oft dünken wollte, dies Leben sei gewaltsam dem Tode abgerungen und er habe kein Recht zum Dasein. Er konnte sich keiner Zeit erinnern, wo er frisch und gesund, wie andere Kinder, sich seines Lebens hätte freuen können.

„Gustav, ich bitte dich, nimm dich in Acht!" war der Refrain aller Reden seiner Mutter, so lang er zurückdenken konnte. Selbst die glückliche rasche Entwicklung seines Geistes, sein rastloser Eifer für Studien, war ihr nur ein weiterer Gegenstand der Sorge, sie hätte, wie seine geistige Entfaltung, so auch gerne das Wachsthum seines Körpers zurückgehalten, nur damit sich seine Kraft nicht daran erschöpfe.

Aerzte und Badekuren, Tannenwälder und Bergluft, wollten nicht hinreichen, dem geliebten Leben Kraft und Gesundheit, den bleichen Wangen Blüthe zu geben; jedem Aufschwung jugendlicher Lebenslust folgte eine um so größere Erschöpfung. „Danken Sie Gott, daß der Junge überhaupt noch lebt," war der leidige Trost des Arztes, „mir ist jedes Lebensjahr bei ihm ein Wunder," und die Mutter lernte endlich sich damit begnügen, das theuer erkaufte Leben, so wie es war, mit Dank hinzunehmen. Ihr Verhältniß zu ihrem Gatten war ein ziemlich kühles gewesen, er stand in friedlichem Kriegsdienst bei einem auswärtigen Fürsten und lebte viel an dem dortigen Hofe.. Sein Tod brachte wenig Aenderung in ihre Lebensweise, nur daß sie jetzt ihre Kraft und Zeit noch viel ungetheilter ihrem Sohne widmen konnte.

Für den Sohn selbst war freilich die Leidensschule schwerer noch als für die Mutter. In dem schwachen Körper lebte ein starker Geist, eine feurige Seele, der die kraftlose Hülle oft zur schmerzlichen Pein, zum unerträglichen Hemmschuh wurde. Alles, was groß und schön war, in der Vergangen-

heit, wie in der Gegenwart, begeisterte ihn, riß ihn zur Bewunderung und Nachahmung hin. Er wollte Alles werden: Seemann, Kriegsheld, Staatsmann, Künstler, Gelehrter, je nachdem eben ein Ideal vor seiner Seele stand; neben der reinen Liebe für das Edle und Hohe lebte ein glühender Ehrgeiz im Grund seiner Seele: ein Name, der noch Jahrhunderte überdaure! das war das Ziel seines sehnsüchtigen Verlangens. — Und nichts, nichts von alle dem; überall stand seine körperliche Schwäche als unübersteigbare Schranke vor jeder Laufbahn, die er stürmischen Muthes betreten wollte; — kein Heroenbild der Vorzeit sollte er mehr anschauen, nur Tantalus und Prometheus schienen ihm Vorbilder seines Daseins, und Prometheus hatte doch etwas vollbracht! Ihm dünkte, er wolle sich gerne an den Felsen schmieden, gerne den Geier am Herzen nagen lassen, wenn er nur Eine Menschenseele mit unsterblichem Feuer belebt hätte. So war er ein reizbarer, verschloßner, unzufriedner Knabe, nur sein feiner und edler Sinn ließ ihn die hingebende Liebe seiner Mutter nicht mißbrauchen. Der warme Odem dieser selbstlosen Liebe bewahrte ihn vor Selbstsucht und Verbitterung. Nach vielen verunglückten Versuchen mit Bonnen, Gouvernanten und Hauslehrern gelang es dem jungen Theologen Gerhard am dauerndsten, die Liebe und das Vertrauen seines Zöglings zu gewinnen. Der Lehrer war dem Schüler wohl kaum gleich an geistiger Begabung, an feurigem Schwung der Phantasie, aber ein ruhiger steter Sinn, der es verstand, sich im Gegebnen wohnlich anzubauen, statt machtlos stets nach dem Geträumten zu streben, wirkte beruhigend auf den rastlosen Geist des jungen Gustav; Gerhard verstand, ihn anzuregen für kleine Liebhabereien, harmlose Beschäftigungen, die wohlthuend den Geist lossspannen und die Zeit kürzen, und die

Mutter sah mit Entzücken, wie unter seiner Leitung mehr Heiterkeit und Leben bei ihrem Liebling einkehrte.

Die tiefste und höchste Lehre, die in der Schule des Leidens zu lernen ist, das Eine Wort, das dem Schmerz die Bitterkeit nimmt und dem Tode den Stachel — das freilich kann der Lehrer mit dem besten Willen seinen Schüler nicht lehren, eben weil es nicht nur ein Wort ist, sondern eine Kraft, die kein Mensch dem Menschen verleihen kann.

Gerhard wünschte aufrichtig und mit vollem Herzen, seinem Zögling mit dem Glauben an eine allweise, gütige Vorsehung Ergebung in sein Geschick beizubringen. Aber es ist schwer für den Glücklichen und Gesunden, dem Kranken und Unglücklichen von Geduld und Ergebung zu predigen. „Du hast gut reden," ist die leise, bittere Gegenrede des Leidenden, und selbst die seligsten Trostworte der Schrift aus Menschenmunde sind kranken Herzen oft nur wie flüchtiges Begießen der ausgebrannten Au — vom Himmel allein muß der Segensstrom quellen, der den harten Grund erweicht und die welke Pflanze belebt und aufrichtet, sei es nun im milden, leisen Regen, oder in mächtigem Gewitterschauer. Nur Einer ist, der alles Leid empfunden und aus dessen tiefster Tiefe den unsterblichen Lebensquell gegraben hat, der Heilung gibt für jede müde Seele; und wenn er seinen Weg unmittelbar zu einem Herzen findet, so ist es gewiß zumeist in der Nacht des Leidens. „Der Herr will im Dunkeln wohnen, Sein Pfad geht in tiefen Wassern."

In den langen, langen, schlaflosen Nächten, in denen er nur das Pochen seines kranken Herzens hörte, ging auch für Gustav endlich die rechte Lösung für sein dunkles Geschick auf, und er fand es nicht mehr zu schwer, mit Geduld durch den Kampf zu laufen, der ihm verordnet war.

Seine ganze Umgebung, die Mutter zumeist, fühlte sich

innig wohlthätig berührt von dem neuen Leben, von dem innern Friedenshauch, der sich ohne Worte in seinem Benehmen kund gab; sie schob alles auf Rechnung des guten Herrn Gerhard, der selbst erstaunt war über die Wirkungen des Religionsunterrichts, den er, fast mit einiger Schüchternheit, dem geistvollen, tiefdenkenden Knaben ertheilt hatte. Er hatte, besser als er wußte, seine Pflicht erfüllt, indem er ihn ohne viel eigne Zusätze in die Schrift einführte; lautet doch die tröstliche Weisung des Herrn an Petrus nur: ‚weide meine Lämmer,‘ und nicht: ‚speise du sie selbst!‘

Die erste selige Freudigkeit, mit der der Pilger von der Höhe das ferne Ziel erblickt, bleibt freilich nicht immer dieselbe, wenn es gilt, den Weg Schritt um Schritt zum Ziele zu gehen. Und auch dem Baron dünkte doch oft noch sein Pfad viel schwerer und mühsamer, als zu ertragen sei. Das hatte er nie so empfunden wie in diesem Winter, dem ersten, den er seit der Mutter Tod auf dem einsamen Gut zubrachte; er liebte die Stille, aber es kann doch auch zu still sein, wenn so ein Tag um den andern heraufsteigt und keiner ein anderes Gesicht trägt als der vorige.

Als die Mutter noch gelebt, da hatte er noch einen Lebenszweck außer sich gehabt, ein Wesen, an das er denken, für das er sorgen, das er lieben und erfreuen konnte, erfreuen selbst in der Mühe und Sorge, die sie durch ihn hatte. Er konnte wenig thun für die Mutter, aber er dachte für sie. Er suchte beim Lesen alles zu bezeichnen, was für ihre gemeinsame Abendlektüre taugte, er übersetzte aus fremden Sprachen, was sie ansprechen könnte; er hatte sich erfreut an ihrer Freude, wenn ihm ein neues Gericht zusagte, und wenn er sich auf ihren Wunsch nach Tisch auf den Sopha legte, hatte er in unschuldiger Heuchelei sich tief schlafend gestellt, nur um sie zu beglücken durch seinen ruhigen Schlummer. Er hatte

unermüdet den alten Hofgeschichten aus der glänzenden Zeit ihrer Jugend gelauscht, hatte sich immer wieder die Reliquien jener vergangenen Herrlichkeit zeigen lassen und sie bewundert, und sich im Stillen an der adeligen Grazie ergötzt, mit der Mama die Frau Pfarrerin protegirte, die sich ihrerseits durchaus nicht protegiren lassen wollte.

Ihre Liebe und ihre beständige Sorge für ihn hatte freilich oft etwas Bedrückendes, Einengendes gehabt, ein beständiges Hofmeistern und Hüten, er blieb ihr fortwährend das Kind ihrer Pflege; aber es war doch Liebe gewesen, und nun war das alles vorüber. Sein Bedienter und die Köchin, aus denen derzeit seine Dienerschaft bestand, wären für ihren jungen Herrn durch's Feuer gegangen; Madline, die Köchin, setzte ihre Ehre darein, ihn, wie sie der seligen Mama versprochen, so gut zu versorgen als diese selbst; so ging ihm an Pflege und Aufmerksamkeit nicht viel ab. Aber all sein Leben und Lesen und Studiren kam ihm so zwecklos vor! er fürchtete sich fast vor dem Ton des Pianos, wenn er einmal wieder spielen wollte, seinen Zeichenapparat mochte er nicht ansehen. Er ging an sonnigen Tagen im Garten auf und ab, an trüben im großen Salon; er schrieb Briefe, aber seine wenigen Korrespondenten hatten alle einen Beruf und waren nicht rasch im Antworten; er war glücklich, wenn er über einer Lektüre einmal den Schlag einer Viertelstunde überhört hatte — sie schlichen so langsam.

Der einzige Wechsel seines Daseins, und auch dieser war wechsellos, war ein Besuch des Pfarrers, der allabendlich zu einer Schachparthie kam. Schach war des Pfarrers Liebhaberei, besonders weil dies Spiel das Schweigen so sehr begünstigt, denn im Schweigen hatte er's zu einer wahren Virtuosität gebracht. Er reichte mit Einem Satz für die ganze Abendkonversation aus. Wenn er vor dem Beginn des Spiels

anhub: „A—h—ber, Herr Baron," so schloß er vielleicht, wenn es nach zwei Stunden beendigt wurde: „wir haben heuer einen merkwürdig gelinden Winter," und bemerkte nachher daheim gegen seine Frau: „man unterhält sich immer gut mit dem Baron." Der Baron versuchte, sich um die Angelegenheiten der Dorfbewohner — seine Unterthanen waren sie nicht — zu bekümmern, sie theilnehmend anzuhören, ihnen aufzuhelfen, fast mehr als in seinen Mitteln lag; hatte er aber einmal Einem geholfen, so kam gewiß am nächsten Tag ein Anderer: „Aber, Herr Baron, Sie dauern mich, daß Sie sich von dem Kerle anführen lassen, da ist keine Hoffnung und kein Schmalz (Hopfen und Malz verloren), da wär's bei mir zum Beispiel besser angelegt, so ein redlicher Mann, wie ich bin, und mein Weib so sparsam, daß sie ihrer eignen Mutter den Bissen nicht gönnt!" Er wurde in Wahrheit von redlichen Leuten aller Art mißbraucht, belogen und betrogen; und durch seine körperliche Schwäche verhindert, in eigner Anschauung ihre Verhältnisse und ihr Treiben näher kennen zu lernen, wandte er sich fast mit Widerwillen von dem Volk ab; er that ihnen nur noch Gutes aus bloßem Pflichtgefühl, ohne rechte Liebe und Freude.

Alle Tage ging er nach Tisch in das Zimmer seiner Mutter, das unverändert bleiben mußte, er legte sich auf ihr Sopha und versuchte zu schlafen, nur um einen Augenblick träumen zu können, daß noch ein paar liebevolle Augen seinen Schlummer bewachen. Und doch sah er so oft im Wachen und Träumen ein andres Bild, als das ehrwürdige Gesicht seiner Mutter, ein Bild, das er nie in diesen Räumen gesehen hatte, jung, blühend und strahlend vor Lebensfreude, und ob er sich tausendmal sagte: es ist Wahnsinn, wolltest du die frische Blüthe an dein welkes Leben binden? tausendmal mußte er wieder denken: es wäre doch schön! und ich wollte sie

lieben und im Herzen tragen mit einer unendlichen Liebe, die ihr Alles, Alles ersetzen sollte! Und er träumte sich die liebliche Gestalt an seine Seite; wo er ging und stand, ihre leuchtenden Augen auf sein Buch geheftet, ihre süße Stimme am Klavier, ihren leichten elastischen Schritt im Garten — bis er zuletzt wehmüthig den Kopf schüttelte und sagte: ‚es wird ja doch in Ewigkeit nichts.‘

Er wollte sich nicht verzehren in fruchtlosem Sehnen und müßigem Klagen, er kämpfte ritterlich, den Frieden wieder zu finden, der vorher sein inneres Leben so hell gemacht, aber es ging schwer — wieder und wieder kam ihm die tiefe Sehnsucht, einschlafen zu dürfen, um nicht mehr zu erwachen, und fast mit Bedauern fühlte er sich mit dem Beginn des Frühlings etwas kräftiger als im vorigen Jahr. Einmal, nur ein einzigmal wünschte er Elisabeth noch zu sehen, um, wenn auch ohne Worte, doch in seiner Seele noch Abschied zu nehmen von dem einzigen Traum von Erdenglück, den er je gehegt. Wie er dies möglich machen sollte, wußte er freilich nicht recht. Da kam im Mai, im wunderschönen Monat Mai, ein Brief seines alten Freundes, des Dekans, mit der Kunde, daß ihm ein Söhnlein geboren sei, das achte Kind, aber mit demselben Jubel aufgenommen, als ob es das Erste wäre — und eine Einladung zur Gevatterschaft. Da mußte auch Elisabeth kommen, hoffte er, und seine Hand zitterte wie die eines Mädchens beim ersten Liebesbrief, als er mit geflügelten Worten seine bereitwillige Annahme der Einladung schrieb. Er fügte die dringende Bitte bei, ihm für einige Wochen eine Wohnung in der Stadt zu miethen, damit er im Hause nicht Mühe und Störung mache, was selbst Frau Marie, deren großer Liebling der Baron war, bereitwillig und dankbar einging.

Das Dekanathaus füllte sich mit Gästen. Elisabeth hatte fast nicht erwarten können, bis sie das Kind ihrer Marie sehen durfte; sie saß lachend und weinend an der Wiege und studirte in dem geweihten Halbdunkel des Wochenzimmers die Züge des schlummernden Kindleins; dann reichte sie wieder Marien leise die Hand, vor der sie eine eigenthümliche Ehrfurcht empfand, so daß sie gar nicht dazu kommen konnte, mit ihr von dem zu reden, was sie im Augenblick so gewaltig bewegte. Sie hätte sich gerne nützlich gemacht, konnte aber neben der ingrimmigen Thätigkeit der Wartefrau nicht beikommen und hatte auch etwas besonders Träumerisches und Gedankenabwesendes, das sogar Marien auffiel. Die Mama begnügte sich mit vielen weisen Rathschlägen; auch sie hatte große Freude an dem Kindlein und hörte sich gern Großmama nennen, wobei sie beiläufig in den Spiegel schaute und fand, daß sie für diesen ehrwürdigen Titel noch merkwürdig jung aussehe. Ein Glück war's, daß die Kinder des Dekans herzgute Geschöpfe waren und selbst die größte Freude an dem Brüderlein hatten, sonst hätten sie billig eifersüchtig werden können, da der Papa sich in Wahrheit geberdete, als ob dies das erste Kindlein sei, das er erlebe, und noch dazu eins von einer ganz besonders ausgezeichneten Species. Aber sie wußten nichts von Neid, und als die Mutter sie zum erstenmal um die Wiege versammelte und ihnen das Kindlein zeigte und sie dabei mit ihrer schwachen Stimme liebevoll fragte: das ist nun euer Brüderlein, das euch der liebe Gott geschickt, wollt ihr es recht lieb haben? da fanden sie fast verwunderlich, wie man das nur noch fragen könne. Ernst, der Seminarist, der besonders innig an der Mutter hing, der hätte sein Herzblut für das Kind gegeben; sie hatte es selbst auf seine Arme gelegt und ihm gesagt: „ich weiß nicht, lieber Ernst, wie lange dein Vater und ich bei dem Kinde sein

dürfen; ich lege es dir an's Herz, ich glaube, du wirst einst sein treuster Freund, sein Schutz und Leiter sein." Seitdem war ihm das kleine Wesen lieb und heilig als ein anvertrautes Kleinod, und in tiefster Seele that er ein stilles, ernstes Gelübde, des Vertrauens der Mutter werth zu werden.

Minchen, die die Mutter zuvor noch möglichst in die Geheimnisse der Haushaltung eingeweiht hatte, waltete im glücklichen Gefühl ihrer Wichtigkeit allzeit mit dem Schlüsselbund klirrend, in Küche und Keller, und es war merkwürdig, wie sie manches, was die Mutter mit vielfachem Predigen nie hatte von ihr erreichen können, nun auf's Beste vollbrachte im Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit.

Am Tage vor der Taufe trafen von verschiedenen Seiten Vetter Gérard und der Baron ein. Ersterer hatte sich im Gasthof einquartiert, dem Baron hatte man ein paar hübsche Zimmer in einem freistehenden Hause der Nachbarschaft gemiethet; die Wöchnerin war so wohl auf, daß sie Beide auf dem Sopha empfangen konnte. Der Baron sah zum erstenmal ein kleines Kind in der Nähe, und das kleine Wesen mit den winzigen Fingerchen erschien ihm fast so wunderbar, als es den Kindern vorgekommen war; Vetter Gérard fand es nicht so erstaunlich, er sah nur flüchtig darüber hin und sagte: „ja, ja, es kann wahrscheinlich noch einmal ein ganz netter Junge werden, kann's schon sehen? die Dinger kommen, glaub' ich, blind auf die Welt? und garstig sind sie so zum Anfang, das müssen wir gestehen." Er bemerkte die Indignation der Mutter gar nicht, da eben Elisabeth eintrat. So tief sich auch der Baron in dem Augenblick auf das Kindlein neigte, um das mädchenhafte Erröthen zu verbergen, das seine bleichen Wangen überzog, es entging ihm doch nicht die ganz besondere Befangenheit, mit der Elisabeth den Kaufmann begrüßte, der seinerseits auch nicht mit der fließenden

Sicherheit sprach, die ihm sonst eigen war. Er vergaß darüber ganz, sie zu grüßen, und schrak fast zusammen, als sie selbst ihn freundlich anredete: „guten Abend, Herr Baron, wie geht es Ihnen?“ So wohl ihm diese Freundlichkeit that, so durchzuckte ihn doch wieder schmerzlich der Gedanke: „nur einen ganz ungefährlichen Mann grüßt ein Mädchen zuerst,“ und Elisabeth betrübte sich fast über seinen kurzen Gruß. — Der Baron bemerkte, daß sie ein Beisammensein mit dem Kaufmann zu vermeiden schien, „auch das ist ein Zeichen eines befangenen Herzens!“ seufzte er bei sich, „sie ist gar nicht mehr dieselbe, all' ihre unbefangene Fröhlichkeit ist weg! In Gottes Namen! aber ich hätte sie lieber einem Andern gegönnt.“

O, er hatte freilich recht gesehen, das leichte Herzchen der fröhlichen Elisabeth war ein recht schweres, trug sie sich doch mit dem gewichtigsten Entschluß, den ein junges Mädchen fassen kann. Vor wenigen Wochen hatte Vetter Gérard bei der Mutter und ihr förmlich um ihre Hand geworben.

Der Mutter war diese Werbung nicht unerwartet und nicht unerwünscht gekommen. Freilich hätte sie gern die Trennung von ihrem einzigen Liebling länger verschoben, aber es war denn doch auch hübsch, in diesen bedrängten Zeiten eine Tochter so jung und so brillant versorgt zu wissen. Daß Elisabeth der Antrag willkommen sein werde, bezweifelte sie keinen Augenblick; sie legte mit recht vielsagendem Lächeln den bedeutsamen Brief in ihre Hand und war hoch erstaunt, als das Kind todtbleich wurde und die Hände zusammenlegte mit dem Ausruf: „ach um Gotteswillen!“ „Nun, nun,“ sagte die Mutter beruhigend, „stell dich nicht so närrisch, Kleine, das ist noch lang nicht das Schlimmste, das einem begegnen kann, wenn ein Mann von einer halben Million um einen wirbt, es kann dir unmöglich so ganz unvermuthet kommen, hast du in der That nie gemerkt, daß du ihm gefällst?“

„Ach das natürlich!“ entgegnete Elisabeth unschuldig, „aber weiter habe ich eigentlich nie gedacht, es kommt mir so plötzlich.“ „Nun, so nimm dir Zeit, dich an den Gedanken zu gewöhnen,“ tröstete die Mutter, „es muß ja nicht im Augenblick sein, ich schreibe indeß dem Gérard; oder soll ich Nein schreiben, ganz entschieden?“ „Ach nein, das doch nicht!“ sagte Elisabeth wieder ängstlich, „aber warum kommt er denn gerade an mich? ich dachte, er werde drinnen eine Reiche wählen.“ „Drum bist du ein Sommerkind,“ sagte liebkosend die Mutter und küßte die schöne Stirne der Tochter; „ich sagte dir's ja, es gibt Lieblinge der Natur, die's auf ihr eigen Köpfchen hinaustreiben.“ „Aber ich weiß nicht, ob das mein eigen Köpfchen ist!“ sagte Elisabeth weinerlich. „Nun so besinn dich noch darüber und gib dich indessen ganz zur Ruh.“

Aber Elisabeth konnte sich nicht zur Ruhe geben; die Frage: „soll ich, oder soll ich nicht?“ „will ich, oder will ich nicht?“ ging mit ihr zu Bette und stand mit ihr auf und lag wie ein Schatten auf allem, was sie sonst erfreut hatte. Der Mutter war sie unbegreiflich, und zum erstenmal in ihrem Leben wurde sie ernstlich böse über ihren Liebling. „So ein unnöthiger Jammer!“ meinte sie, wenn sie die schweren Seufzer Elisabeths hörte. „Du weißt ja, daß ich dich nicht zwinge, schreibe ihm ab, wenn du einen Widerwillen gegen ihn hast.“ „Das nicht, gewiß nicht, liebe Mutter, er hat mir immer gefallen, wir waren ja in Baden oft so vergnügt zusammen.“ „Nun gut, so sagst du ihm zu, so weiß er, woran er ist und du auch.“ „Nein, o nein, ich bitte dich! wenn er nun käme und ich müßte gleich seine Braut sein! Gewiß, Mütterchen, das kann ich noch nicht.“ „Nun, so nimm dir Zeit, aber nicht zu lange, das bist du ihm schuldig; ich fürchte auch, die Sache kommt in der Leute Mund,

es scheint mir, die Schmekenbächerin hat etwas gemerkt, und was die weiß, das weiß die Stadt." Wie nun die Schmekenbächerin etwas davon sollte erfahren haben, konnte Elisabeth nicht ergründen, besann sich aber auch nicht darüber, sie hatte sich genug zu besinnen über ihr eigenes Herz und kam zu keinem Schluß. Die Mutter hatte Herrn Gérard geschrieben, daß Elisabeth noch so jung und nicht vorbereitet auf einen so entscheidenden Entschluß sei, und darum um Bedenkzeit bitte. Da schon das Taufsest bei Dekans in Aussicht stand, so hoffte sie, er werde bei dieser Gelegenheit am leichtesten die Antwort persönlich holen. Dessen getröstete sich auch Herr Gérard, obschon ihm dieser Aufschub höchst unerwartet und unbequem kam, da er sich die Ueberraschung und Freude der Kleinen über ein solches Glück gar nicht groß genug hatte denken können. Doch schickte er sich darein: ‚ein bischen Sprödethun muß man ihr immerhin zu Gute halten, es ist ja ein für allemal, ich finde es fast pikanter, als wenn es so ganz von selbst gegangen wäre.' Inzwischen holte er sich die Waffen, mit denen er das junge Herz vollends zu erstürmen gedachte, bei Goldschmied und Juwelier, und wartete beruhigt der entscheidenden Stunde.

Die Schmekenbächerin, die den Gevatterstaat fertigen mußte: neue Fransen an das Pensеekleid der Mama und ein schwarzes Satinkleid für Elisabeth, begriff nicht, warum das Fräulein diesmal so gar schweigsam und so gleichgültig über Schnitt und Garnitur des neuen Kleides war. „Na, wollen sehen, ob Sie besser aufwachen, wenn ich Ihnen einmal das Hochzeitkleid mache! weißen Atlas und Seidentüll darüber, garnirt mit ächten Blonden; hab's zwar verschworen, keinen Seidentüll mehr zu verarbeiten, es ist ein infamigtes Nähen, weil man immer nichts in der Hand hat, Ihnen zu lieb thät' ich's aber doch, weil's so einzig steht; Sie müßten die

allerschönste Braut sein, wie ein eingeborner Engel.“ Selbst diese Aussicht erheiterte Elisabeth nicht ganz und doch knüpften sich an die Schilderung der Brauttoilette allerlei Bilder einer glänzenden Zukunft, voll von Festen und Genüssen, wo sie, wie eine Feenkönigin, mit vollen Händen Glück und Freude ausspenden könne; und wenn sie bei einem Ausgang an prachtvollen Kaufmannsgewölben vorüberkam, konnte sie sich mit gewissem Behagen eine Zeit ausdenken, wo nichts von diesen Herrlichkeiten mehr zu kostbar für sie sein würde; — und doch fand sie nicht den Muth, das Wörtchen auszusprechen, das der Schlüssel zu dem goldnen Schatz war.

So standen die Sachen, als die kontrahirenden Mächte bei Dekans zusammentrafen, und je näher die Entscheidung rückte, desto banger wurde Elisabeth davor; sie wurde mit einem Mal ungeheuer geschäftig und machte sich überall zu thun, wo der Vetter nicht war, nur um einer Erklärung auszuweichen. Gérard war sehr unzufrieden darüber, es wollte ihm mit dem Warten zu lange werden, ‚aber wunderschön ist sie,‘ dachte er wieder, ‚Madame Buisson hat Recht, Schönheit imponirt viel mehr als Reichthum, sie muß sich einzig ausnehmen, wenn sie vollends ins rechte Licht gesetzt wird; nein, die werden Augen machen!‘ Und in dieser Hoffnung resignirte er sich, zu warten, ‚bis die Taufgeschichte vorüber sei.‘

In der Frühe des Tauftages ging Elisabeth in den Garten, um Blumen zum Schmuck der Tafel zu holen; der Vetter war noch nicht erschienen, aber als sie in so tiefen Gedanken, wie sie sie sonst wohl selten gekannt, an der Terrasse vor dem Gartenhaus vorüberging, hörte sie die bekannte, tiefe, wohlklingende Stimme des Barons: „Guten Morgen,

Fräulein, sind Sie so eilig?" „Das nicht," entgegnete sie, etwas verlegen über das unerwartete Begegnen, „ich gehöre eigentlich heute zu den entbehrlichen Personen, es sind so viel geschäftige Leute oben!" „Nun, so könnten Sie wohl eine Weile Ihre alte Mission erfüllen und einem Kranken Gesellschaft leisten." Elisabeth setzte sich auf ihr altes Plätzchen, ihm gegenüber auf der Terrasse. Ihre Nähe that ihm so wohl, er hatte nicht vergebens mit sich gerungen, bald hoffte er im Stande zu sein, sie klaglos scheiden zu sehen ins frische, frohe, regsame Leben, dem sie angehörte, und er dachte, sich zuvor noch ohne Gefahr dem süßen Zauber ihres Umgangs hingeben zu können. „Wie haben Sie den Winter verlebt, Herr Baron?" brach Elisabeth das Schweigen, das sie etwas bedrückte. „Allein, ganz allein," sagte er mit tief wehmüthigem Ton, „und Sie, liebes Fräulein?" fuhr er heiterer fort, sich ermannend, „in Glanz und Freude und Herrlichkeit, unter Musik und Tanz, denke ich?" „Ach ja," sagte Elisabeth mit halbem Schuldbewußtsein, „es ist wahr, ich bin vor lauter Vergnügen gar nicht zu mir selbst gekommen. Es war freilich recht schön," setzte sie hinzu und ihre Augen leuchteten mit fröhlicher Erinnerung; „aber nicht wahr?" und sie blickte schüchtern in die dunkeln tiefen Augen, die auf ihr ruhten, „Sie halten das doch nicht für recht?" „Sie würden mich für den Fuchs mit den sauren Trauben halten, wenn ich die Freuden der Welt verdammen wollte," sagte er lächelnd. „O nein," sagte Elisabeth sehr ernst, „gewiß nicht, ich weiß, daß Sie über allen Neid erhaben sind, und ich glaube an Ihre Worte; sehen Sie," fuhr sie mit kindlichem Vertrauen fort, „ich weiß wohl, daß ich ein verwöhntes Kind bin, die Mutter ist zu gut für mich, und ... und ... ich weiß nicht, ob ich nicht für mein Leben lang allein meinen Weg zum Himmel suchen muß, da möchte ich gern einen

treuen Freund, der mir sagte, was recht ist. Halten Sie die Freuden der Welt, den Tanz zum Beispiel, für Sünde?" Ihre Augen waren feucht von tiefer Bewegung, wie sie ihn ernst, fast ängstlich fragend ansah. „Das ist wohl schwer zu entscheiden," sagte der Baron ernst auf ihre ernste Frage, „zumal für mich; das Gebiet, das zwischen dem einfachen Recht und Unrecht liegt, ist wohl das schwierigste. Gewiß ließ Gott nicht so viel liebliche Wiesen, so viel schöne Blumen wachsen, wenn sein Wille wäre, daß wir absichtlich nur einen steinigen Pfad suchen sollten, und ich denke, die Blumen, die von selbst am Wege blühen, dürfen wir ohne Gefahr pflücken; wenn wir aber den Weg verlassen, und nach mehr, nach immer neuen Blumen suchen, so ist die Gefahr groß, daß wir die rechte Richtung ganz verlieren."

„Das eben ist auch schwer zu sagen, welche Blumen selbst am Wege wachsen! alle diese Freuden wurden mir eigentlich entgegengebracht," sagte Elisabeth, „und doch ist mir, es könnte mir ein Hinderniß auf dem rechten Wege sein." „Kein Mensch kann für den andern den Himmel finden," sagte der Baron, „ich selbst muß erkennen lernen, was sich zwischen mein Herz und seinen Gott stellt, und das ist mir Sünde und wenn es noch so schuldlos wäre für die ganze Welt.

„Die fünf klugen Jungfrauen durften schlummern ohne Gefahr, denn ihre Lampen waren bereit; ob sie auch hätten tanzen können ohne ihr Oel zu verschütten," fügte er mit seinem ernsten Lächeln hinzu, „das kann ich nicht entscheiden, es ist eine Versuchung, in die ich nie gekommen bin." „Ach ja, Sie haben es gut!" rief Elisabeth in vollkommenem Ernst, erröthete aber im Augenblick tief über die unbedachte Aeußerung. „Sie haben Recht, ich habe es gut," sagte der Baron ruhig, „mein Beruf ist so einfach, ich habe nicht zu wählen, nur zu leiden und — zu entsagen. Das ist kein sanfter Weg,

aber ein gerader. Möge Gott Sie, wenn es sein kann, auf weicheren Pfaden zum Ziele führen!" schloß er herzlich. „Elisabeth!" rief es oben, „Elisabeth, wo bleibst du, es ist Zeit zum Ankleiden!" „Vielleicht sprechen wir uns noch einmal, ich danke Ihnen," sagte flüchtig Elisabeth in der halben Verlegenheit, die meist den Uebergang aus dem höhern Leben ins Alltägliche begleitet.

Der Baron sah ihr lange nach, und was durch seine Seele zog, das war nicht mehr die Klage um ein versagtes Gut, nur ein inniges Gebet für sie, die ihm nicht beschieden war.

An dem Tauffest des Dekans, der bei der Gemeinde sehr beliebt war, nahm das ganze Städtchen Antheil; sinnige Jungfrauen hatten die Kirche und den Taufstein bekränzt und mit dem tonkundigen Schullehrer schöne Gesänge einstudirt, die Schuljugend sollte gleichfalls das Fest durch Gesang verherrlichen; die Bürgergarde bildete Spalier vom Dekanathaus bis zur Kirche, was nur dadurch ermöglicht wurde, daß die vorderen Glieder immer hinter den letzten durchsprangen und sich vorn wieder aufstellten. Die Oeffentlichkeit der Scene, der Kirchgang zu Fuß brachte Elisabeth, die bei solchen Gelegenheiten an die geschlossenen Wagen der Residenz gewöhnt war, in nicht kleine Verlegenheit, dem Volk aber war das Ergötzen an dem schönen Aufzug wohl zu gönnen.

Voraus der kleine Festkönig, unbewußt seiner Würde, friedlich schlummernd unter dem grünseidenen Tuch, auf den Armen der Schwester Pauline, umringt von den vier jüngsten Geschwistern, die alle strebten, wenigstens einen Zipfel des Tauftuchs zu erfassen; dann die stattliche Großmama in der Blondenhaube und dem pensseseidenen Kleid; Elisabeth, in aller Blüthe ihrer jungfräulichen Schönheit, noch schöner

fast in dem schwarzen Kleid, mit dem frommen Ernst auf den lieblichen Zügen, als einst im weißen Kleide und Rosenkranz. Gérard, ihr Mitgevatter, hatte ihr ein prachtvolles Blumenbouquet in Gold und Perlen als Gevatterstrauß überreicht; der Baron hatte in feuchtem Moos die auserlesensten Blumen seines Gewächshauses von daheim mitgebracht; sie hatte die goldenen Blumen bei Seite gelegt und sich mit den duftenden geschmückt. „Wie ein Engel," flüsterten die staunenden Zuschauer des Zugs. Wie zu einem Engel blickte Ernst, der mit seiner Schwester Minchen in aller Würde der ersten Gevatterschaft hinter ihr schritt, auf ihre schöne Gestalt.

Ein ungleiches Paar folgte: der Baron und der Kaufmann. „Das ist ein schöner Herr," entschied die Volksstimme über den letztern, „so starklecht und sieht so gut aus und so gar schön angezogen. Sehet! die weiße Weste ist von Atlas mit Silber gestickt!" Der Baron zog höchstens mitleidige Blicke auf sich und den Ausruf: „das ist ja ein wahres Stilet!" (Skelet). Der Papa in festlichem Amtsornat schloß den Zug, und Elisabeth athmete leicht auf, als sie, der öffentlichen Volksschau entrückt, in die Kirche eingetreten waren. Ihre Gedanken waren so sehr ernst diesen Morgen, die feierliche Luft der Kirche that ihr wohl, die Klänge der Orgel, der schöne Gesang, die heiligen Worte, mit denen das Kindlein geweiht wurde für das Leben, über das Leben hinaus zu einem unvergänglichen Erbe, drangen in ihre innerste Seele. Alle Wahl und Qual, die sie in den letzten Wochen umgetrieben hatte, lösten sich in dem einen Gebet aus tiefstem Herzen: Herr, zeige Du mir den rechten Weg! Sie hielt das schlummernde Kindlein mit den weichen Zügen voll tiefen Friedens auf den Armen und ihre Seele vereinte sich mit den Worten des Liedes, das eben von der Orgel herab tönte:

Hirte, nimm die Schäflein an,
Haupt, mach es zu Deinem Gliede,
Himmelsweg, zeig ihm die Bahn,
Friedefürst, sei Du sein Friede,
Weinstock, nimm's zu deinen Reben,
Laß es ewig an dir schweben.

Die Welt wog ihr so leicht in diesem Augenblick, es dünkte ihr nicht schwer, sie von sich zu werfen, und ihr graute fast, wieder zurückzukehren in ein Leben voll Lust und Unruhe, von dem sie doch leise fühlte, daß es ihr wieder lieb, ach nur zu lieb werden könnte.

Sie dachte an den Entschluß, der ihr bevorstand. In Gottes Namen! beschloß sie bei sich, wenn es der Mutter Wunsch ist, und ich den Gérard so glücklich mache, so will ich Ja sagen. Der neue Stand bringt ja auch viel ernste Pflichten mit sich, ich habe dann so viel Mittel zum Gutes thun und Gott wird mir helfen, auch durch die Welt den rechten Weg zu finden. Ihre Blicke fielen auf Gérard, der ihr gegenüber stand; ach, es lag so gar nichts in seiner Haltung, in seinem ganzen Wesen, das von einem Eindruck der heiligen Handlung zeugte, er sah nach ihr mit einer ungeduldigen Begehrlichkeit, die ihr bange machte, sie fühlte fast ein Grauen, wenn sie daran dachte, in diese Hand vor dem Altar die ihre zu legen. Sie sah nach dem Taufstein hinüber, wo eben der Baron das Kind über die Taufe hielt, welch tiefer, heiliger Ernst lag auf seinen Zügen, wie innig und liebevoll ruhte sein Blick auf dem Kindlein, als wollte er ihm mit dem Segen des Himmels auch alles Glück der Erde wünschen, das ihm selbst versagt war. Sie konnte Gérard nicht mehr ansehen und all der Muth und die Freudigkeit, das Ja zu sprechen, war ihr wieder entsunken; unschlüssiger als zuvor ging sie den Weg von der Kirche heimwärts und

beneidete Alle, die sich nicht quälen durften mit solch einer Entscheidung. Daheim versammelten sich die Kinder mit dem Täufling um die Mutter, die mit Freudenthränen ihr Kindlein auf die Arme nahm; Vetter Gérard lehnte im gedeckten Festsaal am Fenster, gähnte und streckte sich und sagte: „ich habe gar nicht gewußt, daß die Geschichte so lang dauert; auf Ehre, es ist halb vier Uhr, Zeit, daß man sich zu Tische setzt.“ Die Tafel war auf's Schönste geschmückt, eine theilnehmende Freundin aus der Stadt hatte die Anordnung übernommen, damit die Familie sich ohne Sorgen der Festfreude widmen konnte. Der Baron saß Elisabeth gegenüber, neben sie setzte sich Gérard, dem es nun hohe Zeit schien, daß die Geschichte mit dem Besinnen zu Ende sei, wie mit der Tauf-Ceremonie; er wurde mit jedem Glas des edlen Taufweins zutraulicher, nannte die Regierungsräthin Frau Mama, als er mit ihr anstieß, und geberdete sich so siegessicher, daß dem Baron, der Elisabeths tiefes Erröthen mißverstand, denn doch das Herz zu schwer wurde; er zog sich geräuschlos zurück, was nicht auffiel, da er ja sehr selten in größerer Gesellschaft verweilte. Dem Dekan, der sehr fröhlich angeregt war in dem Festgefühl, das auch einmal alle Alltagssorgen zurückdrängte, und ihn im Blick auf sein Kinderhäufchen diesmal nur Hoffnungen und Freuden sehen ließ, wäre es auch hübsch erschienen, das häusliche Fest mit einer Verlobung zu schließen; die Mutter hielt ohnehin Elisabeths Zögern nur für mädchenhafte Schüchternheit, und dachte, es wäre das Beste, sie ein wenig zu überrumpeln; immer behutsamere Reden und Blicke zielten auf die arme Elisabeth, die endlich einen geschickten Vorwand ergriff, in den Garten zu entschlüpfen, um nur noch einen Augenblick Ruhe und Zeit zu gewinnen; ihr war, als möchte sie lieber ans Ende der Welt entfliehen, nur um gewiß allein zu sein.

Aber auch im Garten war sie nicht allein; auf der Terrasse saß der Baron, den Alle in seiner Wohnung geglaubt hatten, und es machte sie etwas befangen, daß es nun fast den Anschein hatte, als sei sie ihm gefolgt. Sie wollte mit flüchtigem Gruß an ihm vorüber gehen, aber seiner freundlichen Bitte: „bleiben Sie nicht ein wenig hier?“ konnte sie doch nicht widerstehen.

„Ich möchte gern Abschied nehmen von Ihnen,“ fing er an, „ich werde morgen abreisen.“ „So früh schon?“ fragte Elisabeth, „ich dachte, Sie nehmen wieder einen Sommeraufenthalt hier?“ „Diesmal nicht, ich muß vielleicht ins Bad und will mich die übrige Zeit in meine Einsamkeit begraben. Da ich bald gehe, so nehmen Sie vielleicht meinen Glückwunsch nicht für voreilig an,“ setzte er hinzu, sich gewaltsam zusammen nehmend; „Gott segne Sie, liebe Elisabeth, und geleite Sie, wohin Sie auch Ihr Weg führt! Sie werden wenig Zeit mehr haben, an mich zu denken; aber es kommen doch vielleicht Augenblicke, in denen es Ihnen wohl thut, zu wissen, daß ein Wesen, dem Sie einmal Leben und Sonnenlicht waren, Ihrer denkt und für Sie betet, hier — oder dort.“ Er nahm in tiefer Bewegung Elisabeths Hand in die seine, sie sah ihn an mit nassen Augen, ihr Herz war zu voll zum Sprechen, kaum brachte sie die Worte hervor: „ich bin noch nicht Braut, ach, ich weiß ja gar nicht ...“

„Wenn Ihr Herz gewählt hat, liebe Elisabeth,“ sagte der Baron, dessen mühsam errungene Kraft zu wanken begann, „so lassen Sie es sich durch keine Scrupel schwer machen, Sie könnten für jeden Kreis ein Segen werden — werden Sie glücklich — leben Sie wohl!“ Er wollte sich erheben, Elisabeth aber bat ihn fast ängstlich, seine Hand haltend: „o, bleiben Sie noch, der treue Rath eines ruhigen Freundes ist mir so nöthig.“ „Ich bin kein ruhiger Freund!“

rief der Baron aus, überwältigt von seinem lang verhaltnen Gefühl; „Elisabeth, lassen Sie mich gehen, ich kann Sie noch nicht als die Braut eines Andern sehen; o, wäre mir vergönnt gewesen, Sie durch's Leben zu tragen; ich habe nie, nie mit dem Schicksal gehadert, bis zu dieser Stunde! Gott wird mir helfen, ohne Klage in mein trübes Dasein zurückzukehren; aber jetzt lassen Sie mich gehen! Leben Sie wohl, Elisabeth," sagte er noch einmal mit weicher Stimme, „nehmen Sie meine Worte auf, wie die eines Sterbenden, dem ja auch vergönnt ist, den Schleier von seiner Seele zu nehmen, der sie lebenslang verhüllen mußte, und zürnen Sie mir nicht." Er wollte aufstehen, aber Elisabeth hielt noch immer seine Hand, er wagte sie anzusehen, sie hatte ihre wunderbar schönen Augen zu ihm aufgeschlagen und aus dem Schleier jungfräulicher Scheu brach ihm ein Himmel so inniger, voller, hingebender Liebe entgegen, daß er in einem nie geträumten Entzücken ausrief: „Elisabeth, ist's möglich, Elisabeth, o, sprich ein einziges Wort, ist's nicht Mitleid, bist du mein?" „Dein," flüsterte sie leise, und der Frühling war aufgegangen, um sie und in ihnen.

Droben hatte Herr Gérard sich indeß mit Elisabeths Mutter verständigt, die durchaus kein Hinderniß für seine Wünsche wußte und ihm rieth, bei Elisabeth gerade auf's Ziel zu gehen. „Sie müssen natürlich zu Anfang noch Geduld haben mit der Kleinen, sie ist schüchterner, als man ihr ansieht, sie wird selbst schon ruhiger und klüger werden, wenn sie einmal entschieden hat."

Aber Elisabeth wollte lange nicht wiederkommen, die Mutter und der Bräutigam in Hoffnung beschloßen, sie im Garten aufzusuchen; Gérard steckte den prächtigen Brillantring in die Westentasche, der nun bald die schöne Hand seiner Braut schmücken sollte.

Es war sehr still im Garten, und sie kamen, ohne einen Laut zu hören, bis zu der Terrasse; da sahen sie denn freilich eine überraschende Gruppe. Der Baron saß in seinem gewöhnlichen Lehnstuhl. Elisabeth hatte einen niedrigen Gartenstuhl neben ihn gerückt und ruhte, den Kopf auf seinem Arm, ihre Hand in der seinen, die Augen zu ihm aufgeschlagen, wie ein Kind an ihn geschmiegt; keines von den Beiden sprach, nur ihre Blicke flossen in einander, so voll inniger Liebe, voll seliger Ruhe — ein Lied ohne Worte.

Elisabeth sah die Mutter mit Gérard kommen: sie erschrak nicht, sie fuhr nicht betroffen auf, sie fühlte sich so innig wohl und geborgen in der Gewißheit, die ihr nun geworden, wie eine Taube in der Felsenhöhle, sie richtete nur den Kopf auf und sah sie freundlich lächelnd an mit süßem Erröthen und sagte ruhig: „liebe Mutter, es ist doch anders gekommen, als wir glaubten, ich weiß nun gewiß, was ich gewollt; nicht wahr, Mütterchen, du gibst uns deinen Segen?“ Die Mutter war so betroffen, daß sie zuerst nicht Worte finden konnte; auch Herr Gérard war darauf nicht vorbereitet — dieser Fall war in dem ‚Galanthomme, oder der junge Mann, wie er sein soll,‘ so gar nicht vorgesehen, er hub mit glühendrothem Gesicht und unterdrückter Heftigkeit an: „in der That, mein Fräulein . . .“ Aber der Taube war mit Einemmal der Muth gewachsen und mit kindlicher Offenheit, wenn auch zu Anfang mit schüchternem Ton, sagte Elisabeth: „es thut mir herzlich leid, Herr Gérard, wenn ich Sie je über meine Gefühle getäuscht habe, meine Absicht war es gewiß nicht; mein Herz habe ich bis jetzt selbst nicht gekannt, sonst hätte ich Ihnen viel früher gewisse Antwort gegeben; halten Sie es meiner Jugend und Unerfahrenheit zu gut,“ und sie bot ihm freundlich die Hand. So rasch aber ging es bei dem schwer gekränkten Liebhaber nicht mit der Ver-

söhnung, er war zu bitter getäuscht und glaubte sich absichtlich gefoppt. Nie war ihm im Traume eingefallen, den stechen Baron für einen gefährlichen Nebenbuhler zu halten, mit Bitterkeit sagte er: „Wirklich wußte ich bis jetzt nicht, wie schwer der Rang einer Baroneſſe in den Augen einer jungen Dame wiegt; wenn Sie, Madame Gruber, eine solche Verbindung über Ihr mütterliches Gewissen bringen, so habe ich nichts einzureden.“ „In der That, Herr Baron,“ hub die Mutter an, „kann ich kaum glauben, daß Sie eine so rasche Gefühlsaufwallung eines Kindes, wie Elisabeth, für entscheidend und bindend annehmen; Sie selbst müssen wissen, welche Bedenken . . .“ „Ich weiß sie alle und habe sie lange und wohl erwogen, verehrte Frau,“ sagte ruhig und mit fester Stimme der Baron, „auch war es die Ueberwallung eines lang bekämpften Gefühls und nicht besonnene Ueberlegung, was mir den Muth gab, um ein Gut zu werben, das mir stets ein unerreichbarer Stern schien. Elisabeth ist jung, Sie sind die Mutter, wir Beide haben kein Recht, unsern rasch geschlossenen Bund für fest anzunehmen ohne Ihre Einstimmung, und ich lege Elisabeths Wort wieder in die Hand ihrer Mutter. Ich kann ihr nichts bieten, als eine Lage, die sorgenfrei ist für bescheidene Bedürfnisse, nichts von allem Glanz des Lebens, nichts von Freude und Lust der Jugend, kein frisches freudiges Zusammenwirken von Mann und Weib — nichts als ein Herz voll unendlicher Liebe, um ein Leben voll Opfer und Entsagung zu lohnen, eine Ehe, die ein Brautstand sein möge für die selige Vereinigung in der Ewigkeit.“

„Gratulire zum ewigen Brautstand,“ sagte mit hämischem Ton der Kaufmann, indem er sich empfahl.

Der Baron küßte Elisabeth leise auf die Stirne und führte sie der Mutter zu. „Elisabeth, wie auch dieser Tag ende, ich werde ihn segnen als einen Stern meines trüben

Lebens, entscheide dich frei und glaube, wenn du auch nur diesen Augenblick mein warst, du bleibst doch mein guter Engel." Er schritt langsam dem Hause zu — nicht mit dem raschen Schritt eines Siegers, langsam, fast überwältigt von der Bewegung der letzten Stunden — die Mutter sah ihm seufzend nach: „ach, es wäre ja alles recht und müßte gerade kein Millionär sein, und eine Baroneſſe wäre auch nichts Schlechtes, aber das ist doch in Ewigkeit kein Mann für meine blühende Elisabeth!"

Herr Gérard empfahl sich französisch mit Hinterlassung eines reichen Pathengeschenks; auch der Baron reiste in der Frühe des nächsten Tages ab, nach einer langen Unterredung mit dem Dekan; Elisabeth wollte er nicht mehr sehen, ehe ihre Mutter entschieden hatte, um ihre Wahl nicht zu bestechen.

Ach, da konnte von keiner Bestechung mehr die Rede sein! Durch alles Wiegen und Wägen des Familienraths über ihre Zukunft, durch alle Für und Wider, Wenn und Aber, blieb die junge Elisabeth, das sonst so kindische, unschlüssige Wesen, fest wie eine Mauer. „Du gibst es gewiß noch zu, Mütterchen," sagte sie zuversichtlich, „denn es ist mein Glück."

Man berieth nach des Barons Wunsch die Aerzte, die ihn so lange behandelt; sie kamen überein: daß der Sitz des Leidens schwer zu ergründen sei, es sei vielleicht das Rückenmark angegriffen, vielleicht liege der Grund des Uebels im Herzen; möglicherweise auch blos in den Nerven; es sei kaum anzunehmen, daß der Baron je zu voller Kraft und Gesundheit komme; möglicherweise könne man aber bei solchen Zuständen alt werden, ebensowohl müsse man jedoch

auch auf ein plötzliches Ende gefaßt sein. „Und wenn ich nur Einen Tag die Seine bin," entschied Elisabeth auf diesen Ausspruch, „so ist dieser Eine Tag mehr werth, als ein ganzes Leben voll Weltglück."

Es war verwunderlich, daß die sonst so nüchterne und besonnene Marie die erste Bundesgenossin der Schwester wurde; bedenklicher blieb der Dekan, schon aus Pflichtgefühl, weil er innerlich doch die Parthei seines Freundes nahm, aber auch er ging über, und der Mutter blieb zuletzt keine andre Wahl, als sich überstimmen zu lassen; ob der Gedanke an ‚meine Tochter, die Baronin von Ellershausen,' nicht ebenso viel dazu beitrug, als der innige Herzenswunsch der Tochter, sei dahingestellt. So ward das Jawort abgesandt und großer Jubel unter der Kinderschaar des Dekans, daß Elisabeth Braut sei und sie Alle zur Hochzeit dürfen; Ernst, dem ältesten, theilte es Elisabeth selbst mit, er wünschte ihr Glück mit schüchterner Stimme; in stiller Nacht aber entstand sein erstes Gedicht, das anhub: „So bist Du denn versunken, Du schöner Jugendtraum, Du lichter Himmelsfunken, Ich ahnete Dich kaum!" — das aber Niemand je zu Gesicht bekam.

Und abermal tagte ein Hochzeitmorgen in der Frühe eines goldnen Herbsttages, und Frau Schmekenbächerin hatte das Glück, ihre schöne Elisabeth wie einen ‚eingebornen Engel' herauszuputzen. Marie hatte noch einmal das Mädchenstübchen getheilt und sah mit liebevollem Lächeln in das strahlende Angesicht, aus dem durch allen Ernst des Tages, durch alle Thränen des Abschieds eine stille, selige Gewißheit innern Glückes leuchtete.

„Kind, liebes Kind," bat Marie, „ich danke Gott für deine Freudigkeit, aber nimm dir's nicht zu leicht, du weißt

doch nicht, ob dich lauter Glück erwartet!" „Nicht lauter Glück, aber lauter Segen," sagte die Braut mit inniger Zuversicht und ging dem Bräutigam entgegen.

Die schauluſtige Menge jedes Standes vor dem Hauſe und in der Kirche hatte diesmal noch viel mehr Veranlaſſung zu Anmerkungen, als vor zwei Jahren bei Mariens Hochzeit. Frau Schmekenbächer zwar verſicherte ihre Nachbarn, „der Herr Baron ſind gar nicht ſchwindſüchtig, im Gegentheil, ſo bleich ſind ſie eben von Natur;" aber es wurden doch verſchiedene Vergleichungen angeſtellt: „Wie der Winter und der Frühling," „wie Tag und Nacht." Die poeſiereichſte blieb aber die eines jungen Künſtlers, den lange ſchon im Stillen die ſchöne Eliſabeth begeiſtert hatte: „wie ein Engel des Lichts, der einen Todten nach Wallhalla führt."

Mit der Hochzeit ſchließt wie billig ein rechter Roman; da aber unſere Geſchichte keinen Anſpruch auf den Titel eines Romans machen kann, und da viele der theilnehmenden Leſer ſo beſorgt als die Zuſchauer in der Kirche der Schließung des ungleichen Ehebundes zugeſehen haben, ſo ſei uns vergönnt, den Vorhang auch nach dem fünften Akt noch einmal aufzuziehen und zu ſehen, welch mächtige Erzieherin eine ächte Liebe für unſere verwöhnte Eliſabeth geworden iſt.

Die Aerzte haben bis jetzt Recht behalten; auch mit all dem reichen Zuwachs an Glück und Herzensfreude, auch unter all der zarten, liebevollen Pflege, die ihm durch ſeine junge Frau geworden, iſt der Baron nicht zu voller Kraft und Geſundheit erſtarkt. Wir finden ihn wieder in einem Bade, das ſo manchmal ſchon ihm Stärkung und Erquickung gab, immer noch ſind große Geſellſchaften für ihn angreifend, immer noch kann er nicht Theil nehmen an den Genüſſen

der Jungen und Fröhlichen, und sucht Stille und Einsamkeit. Aber es ist eine liebliche Einsamkeit, denn sie ist getheilt durch den blühenden Engel, der ihn noch nicht nach Wallhalla, aber in ein Leben voll Frieden und Segen geführt hat. Sie scheint geschaffen zur Zier fröhlicher Gesellschaften, zum Schmuck des Ballsaales, in ihrer unverwelkten, feengleichen Schönheit, und doch scheint es nicht, als ob sie auch nur mit Einer leisen Klage zurückverlange zu den Kreisen, in denen sie sich einst so fröhlich bewegte. Sie hat genug zu thun, bis sie jeden Lichtblick, der in der Macht menschlicher Liebe steht, in das kranke Leben ihres Gatten leitet; sie allein weiß, wenn er gern ihr fröhliches Geplauder, ihre lieblichen Lieder hört, oder wenn es ihm wohl thut, still, ganz still in einem heimlichen Plätzchen des grünen Waldes sein Haupt ruhen zu lassen an ihrer treuen Brust. Sie weiß, wenn sie den kleinen Kreis erwählter Freunde um ihn sammeln darf, die theilnehmen an seinen geistigen Interessen und Bestrebungen; sie versteht es, Besuche fern zu halten, ohne zu kränken, wenn ihm Stille Bedürfniß ist. Sie weiß mit heitrem Scherz seine düstern Grübeleien zu zerstreuen, und in den schwersten Stunden findet er in ihrem Auge die stille Thräne, die dem wunden Herzen wohler thut, als alle Worte des Trostes.

„Eine gefährliche Sache für einen siechen Mann, mit einer so schönen jungen Frau in ein Bad zu gehen," meinten einige frivole Stimmen; aber sie kannten nicht den gefeiten Kreis, den die rechte Herzenstreue um eine vermählte Frau zieht, und der selbst die Keckſten und Verdorbenſten abhält, ihr auch nur mit einem Blick, mit einem Wunsche nah zu treten. „So sind sie nun nicht mehr Zwei sondern Eins." Die Wahrheit dieses Wortes empfand man nicht leicht bei einem Ehepaar wie bei diesem. Auch Vetter Gérard fühlte

Halt auf dem Weg zum höchsten Ziel; aber es gab auch Zeiten, wo das Leiden, die Schwäche des Körpers, seine Seele verdunkelte: wenn ein Pulsschlag regen Lebens durch die Völker zog, wenn Genossen seiner Jugend in thatkräftigem Wirken in neuen Bahnen auf dem Gebiet des Wissens die Lorbeeren pflückten, die der Traum seiner Jugend gewesen, und er mußte in thatenloser Stille, als der Pflegling seiner Frau, daheim bleiben; — da konnte selbst ihre sanfte Stimme, ihr lieblicher Gesang nicht immer den Dämon der Schwermuth bannen. Und wenn er sie bat: „o bete du für mich, daß Gott mir auch nur Eine Stunde Gesundheit, volles kräftiges Lebensgefühl schenkt!“ und ihre innigen Gebete blieben unerhört, — da flossen wohl in der Einsamkeit ihres Zimmers heiße Thränen des Mitleids, wie sie sie nie geweint um eignes Leid; und wenn sie aus fröhlichen Familienkreisen kam, wo ein kräftiger Mann mit gesunden Kindern scherzte und spielte, da konnte ihr doch oft die eigne Heimath still dünken und die Zukunft einsam.

Aber die Sonne inniger Liebe, starken Glaubens brach siegreich durch jede Nacht; sie fühlte sich geliebt, wie selten ein Weib geliebt ward, sie wußte, daß in jedem Morgen- und jedem Abendgebet ihr Gatte Gott dankte für sie, als für seinen höchsten Segen.

Und wenn es Stunden gab, die schwersten und bittersten ihres Lebens, wo selbst ihre warme, reiche Liebe dem Gatten nicht alles vergüten konnte, so erhielt sie eben das demüthig und führte Beide immer wieder zur rechten Quelle alles Trostes. Immer tiefer, immer reicher lernten sie hier schöpfen, immer mehr verstand sie Mariens Worte: das schönste Loos ist, das uns lehrt, am unmittelbarsten in Gottes Augen zu schauen, und durch all die leisen Schatten und stillen Thränen, die ihr Erdenglück noch begleiten, tönen

ihr wie heiliger Orgelklang die Worte: Ein Brautſtand für die Ewigkeit.

Ernſt, der Seminariſt, hat nun ſeine Studien beendet; er iſt Pfarrgehülfe im Dorf Ellershauſen, und der ſchönen Burgfrau treuer Gehülfe bei ihren Reformen im Dorfe. Eliſabeth iſt noch das Ideal ſeiner Gedanken, die Dame ſeiner Lieder, ohne daß ſie oder ſonſt eine ſterbliche Seele je etwas davon geahnt haben. Aber es iſt ein ſtilles Lieben, ein ſchmerzloſes Entſagen ohne Wunſch und ohne Klage. Er hat ein Märchen geleſen von der weißen Waſſerroſe, die ein Schwan von fern umzieht mit leiſem Geſang. Aber er gedenkt nicht zu vergehen im Singen, wie der Schwan, er gedenkt der weißen Blume, die nie ſein eigen wird, werth zu bleiben in friſchem kräftigem Leben. Und wenn er dereinſt der Braut, von der er noch nicht weiß, wo ſie für ihn erblüht, ein reines und unentweihtes Herz entgegen bringt, eine warme Seele für das Schöne und Edle, nicht verkühlt und nicht befleckt vom Hauch der Welt, ſo dankt er es der weißen Blume, die es nie geahnt und nie erfahren wird, was ſie ihm geworden.

Der erſte Ehezwiſt.

Hüte dich mit allen Sorgen
Vor dem ersten kleinsten Zwist;
Flämmchen heute, Flamme morgen,
Bis nicht mehr zu löschen ist.

Manches willig sich versagen,
Fremde Schwäche billig tragen,
Reicher Trost in schlimmer Stunde,
Gleicher Muth bei schlimmer Kunde,
Fromm vertrauen allerwegen
Und der Liebe voller Segen
Sind der Ehe Blitzableiter,
Und die Wetter ziehen weiter.

H. Hoffmann.

Ein Regentag.

Ein Regentag im Bad, das ist kein Scherz! Im Bade, wo man keinen Beruf hat, als sich zu erholen und zu amüsiren, ein Regentag, der beides rein unmöglich macht. Sei's noch drum in einem großen Bad, das Bibliothek und Kunstsammlung, Konversationssäle, Spieltische, Musik und bedeckte Promenaden hat, da geht's allenfalls einen Tag oder zwei auch ohne Sonnenschein. Aber in einem kleinen vaterländischen Bad, dessen Kurgäste nicht weit her und fast lauter Frauen sind, wenn's da nicht einen, sondern zwei und drei Tage regnet, wenn die grünen Berge voll schwerer Nebelwolken hängen und die Pfützen, die sich vor dem Hause sammeln, die einzige Aussicht bleiben, wenn nicht einmal der Bote mit Briefen und Zeitungen über den angeschwollenen Bach kann, da ist's kein Wunder, wenn's am Ende innen und außen nebelgrau aussieht und ein schwerfälliges Heimweh sich ansetzt.

Schon zwei Tage regnete es fort und fort in dem sonst so anmuthigen Bad Frauenthal, und es sah aus, als ob's noch wochenlang regnen wolle. Am ersten Tag hatte man sich leidlich darein ergeben; sämmtliche Frauenwelt hielt sich in ihren Zimmern, die jungen Damen hatten die englischen und französischen Bücher aus dem Boden des Koffers hervorgeholt und begannen eifrig die versäumten Studien wieder aufzunehmen, in der Küche glühten den ganzen Morgen Bügelstähle, um zerknitterte Kleider, Aermelchen und Chemisetten auszubügeln, alte Briefschulden wurden abgetragen, die Lücken der Tagebücher ergänzt, und der einzige männliche Badgast, ein brustkranker Lehramtskandidat, der hier zum Erstenmal in seinem Leben der Hahn im Korbe war, hatte den ganzen Tag vollauf zu thun mit Federnschneiden.

Nun aber schlich der Nachmittag des zweiten Tags herbei, die Tafel war aufgehoben, alle Ressourcen der Unterhaltung, der letzte Rest guter Laune erschöpft. Eintönig plätscherte draußen der Regen, eintönig pickte die Wanduhr, eintönig übte der Kandidat mit einem Fräulein eine endlose vierhändige Sonate ein. Mit langweiligen Häkel- und Strickarbeiten saßen die Damen langweilig auf den Stühlen an den Wänden des Saales; keine von ihnen hielt es für möglich, daß dieser Nachmittag auch einmal zu Ende gehen könne.

Da trat mit ihrem alten freundlichen Lächeln die Badmama ein, und ein schwacher Hoffnungsstrahl dämmerte in den Gesichtern auf, die ihr begrüßend zunickten. Die Badmama war nur eine Schullehrerswittwe, die ein paar bleichsüchtige Nichten, die Töchter eines Bruders, der Kaufmann im Ausland war, hieher begleitet hatte; sie selbst hatte in ihrem Leben kein Wasser getrunken, als klares Brunnenwasser, kein Bad gebraucht als das Neckarbad, wo sie eben Zeit und Gelegenheit dazu gefunden. Sie hatte ein so gutes mütter-

liches Aussehen, ihre weißen Haare, die sich unter dem Wittwenhäubchen scheitelten, lagen über dem milden Gesicht mit den klaren, freundlichen Augen, wie der Schnee über einem Hause, aus dessen Fenstern die Weihnachtslichter glänzen. Man mußte sie Mama heißen, und es war nicht zu wundern, daß sie in kurzer Zeit eine solche Geltung gewonnen, ohne daß sie sich je darum bemüht.

Die Mama hatte noch nicht viel Zeit gehabt, an den Regentag zu denken. Sie hatte einen Sack voll Strümpfe zu stopfen mitgebracht von ihrem Sohn, auch Kaufmann, der erst von Reisen heimgekommen war, sie hatte nebenbei in der Hinterstube der Wirthin einen hoffnungslosen Flickkorb entdeckt, an dem die alte Hausnähterin erlegen war, dessen hatte sie sich mit tapferem Muthe angenommen. Daneben hatte auch sie ihre Badelektüre, die sich besser für's stille Kämmerlein als für die Promenade eignete: den alten Arndt, Scriver und Kempis, das Starkenbuch und das Habermännlein, darum waren ihr die trüben Tage nicht unlieb, an denen sie nicht verpflichtet war, die theuerempfohlenen Nichten zu begleiten. Heut aber war Elise hinaufgekommen mit dem Seufzer: „Tante, nächstens sterben wir vor Langweile, kommen Sie nur auch ein Bischen herunter." — „Ei, wird nicht so schlimm sein, will doch einmal zusehen," meinte die immer heitere alte Frau. Es sah aber in der That schlimm genug aus, als sie eintrat. „Ei, wie trübselig, ihr Frauenzimmer," begann sie, „noch keinen Kaffee getrunken?"

„Wir haben schon aufs Zimmer bestellt," ertönten einige Stimmen. „Ei, was Zimmer, wer wird in solcher Trübsal den Kaffee allein trinken! und wie sitzen wir da an der Wand, wie lauter tanzlustige Jungfern, von denen Niemand was will, das ist keine Anstalt! Wie, Herr Keller!"

Der Kellner, dessen Locken heute ungekräuselt um seine

umwölkte Stirne hingen, flog herbei; die Badmama wurde stets zuerst bedient. „Jetzt, Herr Keller, lassen Sie den großen runden Tisch aus der untern Wirthsstube herauf tragen.“ „Den tannenen Tisch hieher in den Saal?“ — fragte der Jüngling zweifelhaft. „Ja, gerade den, wir können kein so schmales, langes Ding brauchen, Sie decken ihn dann schön zu mit einem großen Teppich, dann sieht's ihm kein Mensch mehr an, daß er tannen ist, wenn er auch noch seine unschicklichen Füße herausstreckt, nach denen sieht man nicht.“ Der Tisch ward hergeschleppt und arrangirt. Mit einiger Verwunderung war teten die Damen der Dinge, die da kommen sollten.

„So, nun bringen Sie Kaffee für uns Alle, nicht in Tassen und dergleichen, in einer rechten ordentlichen Kaffeekanne, wir wollens dann schon vertheilen, und lassen ein Bischen einheizen.“ — „Einheizen im Juli?“ fragten einige Stimmen erstaunt. „Ja, gewiß, ich lasse einbrennen, wenn mich friert, geben Sie acht, ob's dann nicht heimelig wird.“

Bis der Saal warm und der Kaffee fertig war, sah die Mama nach den jungen Damen. Die hatten inzwischen die glückliche Entdeckung gemacht, daß der Kandidat englisch verstand und die Lallah Rookh bei sich hatte, die er sich erbot, ihnen vorzulesen und zu erklären; die zwei unter ihnen, die nicht englisch lernten, saßen in einer Ecke, in eifrige Mittheilungen vertieft, jede mit einem Schooß voll von Stammbuchblättern, dazwischen gepreßte Vergißmeinnicht und Immergrün. Denen brauchte sie nicht für Unterhaltung zu sorgen. Uebrigens wurde doch unter ihrer Anleitung ein Kaffeetisch für die Jugend in's Nebenzimmer gestellt, den sie eigenhändig ordnete.

Nun hatte es im Saal ein ganz anderes Ansehen gewonnen, als die Frauen so recht behaglich, wie in einer Kaffeevisite, um den runden Tisch saßen, wo die Mama einschenkte und servirte. „Da wären wir ja ganz nett beisammen,“ sagte

sie vergnügt, „wo ist denn aber unser jung's Fraule?“ Das „junge Fraule,“ von der Mama vorzugsweise so genannt, obgleich die Mehrzahl der Frauen noch nicht alt war, war eine Neuvermählte, deren bleiche Wangen das Bad röthen sollte, bis ihr Gatte, der fürstlicher Rentbeamter war, von einer unaufschieblichen Reise zurückkehrte. „Madame Schröder schreiben,“ bemerkte der Kellner mit unterdrücktem sarkastischem Lächeln. „Auch einmal wieder?“ sagte etwas spöttisch Frau Lenz, eine hübsche, stattliche Frau, aber die Verdrießlichste der Gesellschaft, „liegen ja schon drei Briefe von ihr im Botenstübchen unten.“ — „Freilich,“ bestätigte der Kellner, Sie haben vorgestern einmal und gestern zweimal geschrieben und die Bötin kann erst fort, wenn das Wasser verlaufen ist.“ — „Nun, das muß ich sagen ....“ begann wieder, etwas schärfer, Frau Lenz. „Laßt mir mein Fraule in Ruh!“ befahl die Mama, „besser zu viel als zu wenig. Da hebt ihr ein Plätzchen neben mir auf!“ In dem Augenblick trat die Besprochne ein, mit einiger Verlegenheit dem Kellner ein ziemlich dickes, aber zierlich gefaltetes Briefchen in die Hand schiebend, der mit einverständigem Lächeln damit abtänzelte. „So, Fraule, geschwind, der Kaffee ist eben noch warm!“ rief die Mama; „eben auch einmal wieder 's Herzlein ausgeleert?“ — „Da sieht man freilich, wie kurz Sie verheirathet sind,“ meinte die Frau Doktorin, eine noch gut erhaltene Frau, nahe an vierzig, mit einem hausbacknen, gutmüthigen Gesicht; „in ein paar Jahren ist das ganz anders, da ist man froh, wenn man alle vierzehn Tage zum Schreiben kommt.“

„Das kann ich doch nicht ertragen!“ rief plötzlich erglühend die sonst so bleiche und schüchterne Frau, „dieses ewige Predigen, daß es anders kommen müsse! Also mit der Stunde, wo man sich ewige Liebe vor Gott verspricht, soll

man die Liebe zu Grabe tragen? und all dies Gerede von Flitterwochen! Bei uns gibt es keine Flitterwochen, es soll bei uns nicht anders werden, in Ewigkeit nicht!" Erstaunt über diesen Eifer sahen sich die Frauen an, und Frau Kaufmann Schweizer, die ihre Badkosten hier durch den Ertrag eines kleinen Waarenlagers zu decken suchte, begann nicht allzu leise von Romanheldinnen zu sprechen, die Mama aber kam begütigend dazwischen. „So so, das soll nicht anders werden bei Euch, das habt Ihr so ausgemacht? Ja das ist schön. Wissen Sie, wie mir das vorkommt? wie wenn Sie im schönsten Blüth' in Garten gehn und sagen: Ach, das ist so schön! das soll gar nicht aufhören, es soll nicht! Und wenn der liebe Gott Ihren Wunsch erhörte und Sie sähen im Herbst all die andern Bäume, die ordentlich ihre Blüth' fallen ließen zur Zeit, recht schön voll mit Aepfeln und Birnen, was gilt's, Sie gäben ihre blühende Bäume auch drum? Lieb's Fraule, ich hab wo gelesen, daß im Paradiese Bäume stehen in voller Blüthe und doch voll schöner Frucht, aber auf der Welt wachsen solche nicht."

„Aber wenn die Liebe aufhören soll, dann bleibt ja dem Baum auch kein grünes Laub!" seufzte die junge Frau.

„Ei, die braucht gar nicht aufzuhören; fragen Sie einmal alle die Frauen da, wenn sie auch nur einmal in vierzehn Tage schreiben, ob sie nicht heute noch, wie die Weiber von Weinsberg, wenn ihnen gestattet würde, ihr Liebstes und Bestes zu retten, den Mann davon tragen würden, und ob sie nicht seither in vielen schweren und traurigen Stunden und an vielen schönen Freudentagen gespürt haben, daß man sich nicht vergeblich-Liebe und Treue versprochen, auch wenn man sich nimmer alle Tage küßt." Mit inniger Zustimmung sahen Aller Augen, auch die der Frau Schweizer, auf die Mama. Fräulein Karoline, die sich dem Frauenkreis angeschlossen, sah

still vor sich nieder, und nur Frau Lenz heftete ihre Blicke mit einem etwas verbissenen Ausdruck fest auf ihre Arbeit.

„Das glaub ich gern, aber wie wenig sieht man oft von dieser Liebe," sagte die junge Frau. „Ist es denn nothwendig, daß man äußerlich kalt und trocken wird, wenn man sich doch im Herzen das Theuerste ist?"

„Ei bewahre," fiel Marie, eine heitere, lebensfrohe Frau, ein, „das ist gar nicht nöthig; freilich läuft man oft tagelang recht altbacken um einander herum, da ist aber auch die Frau schuld, wir müssen daheim das Flämmlein pflegen, daß es der Mann brennend antrifft, er kann's von draußen nicht mit hereinbringen. Und es kommt viel darauf an, wie man den ersten Zwist überwindet."

„Den ersten Zwist? ach, wann kommt der?" fragte ängstlich die junge Frau.

„Wann? unterschiedlich; bei uns kam er sehr bald."

„Aber aus welchem Grunde denn?"

Der Tag nach der Hochzeit.

„Ja, sehen Sie, wir haben einander so lieb gehabt, wie nur irgend ein Brautpaar, und wenn ich die Briefe aus unserer Brautzeit verbrennen wollte, ich könnte einen Ochsen dabei braten! Von einer Hochzeitreise wollte mein Mann nichts hören. „Nicht in der Fremde, daheim, am eignen Tisch will ich mein liebes Weib zuerst eigen haben." So fuhren wir denn von der Hochzeit weg in die neue Heimath, in der ich noch ganz fremd war. Mitnehmen wollten wir auch Niemand. Daß die Magd nicht gleich eintreffen konnte, war uns eben lieb.

„Am Morgen in der Früh mußte mein Mann in seine

Kanzlei, nun sah ich mich erst recht um in unsrer Wohnung. Da standen im Wohnzimmer die Meubel kreuz und quer durcheinander, nothdürftig ausgepackt, die Stuhlfüße noch in Papier, der Boden mit Stroh und Heu besät, der Gang voll Kisten. Es sah Alles recht trostlos aus. Ich machte mich dran, Ordnung zu schaffen, aber die schweren Meubel konnte ich nicht allein schieben, Niemand war zur Hülfe da; wo ich ein Fach öffnete, fiel mir ein Haufen von Dingen entgegen, für die ich keinen Platz wußte. — Daheim war ich an eine besorgte Mutter, an hülfreiche Schwestern gewöhnt. — Es ward mir etwas heimwehartig und weinerlich zu Muthe, aber ich bezwang mich tapfer; jetzt kam ja bald mein Liebster; wie wird der mich so freundlich trösten und mir so lieb helfen! Ich ordnete und rückte zurecht so gut ich konnte, dann öffnete ich alle Fenster, um die Heu- und Strohmassen auszukehren. Es war ein sehr kühler Herbsttag, ich hatte das in der Hitze des Geschäfts nicht gefühlt und war eben im vollsten Eifer, als die Thür aufging und mein Mann eintrat." — „Aber um Gotteswillen, welcher Unsinn, jetzt die Fenster aufzusperren!" lautete sein Eintrittsgruß. Ich schluckte noch meine Thränen mühsam hinunter und sagte mit erzwungenem Lächeln: „Sieh, wie ich schon so fleißig gewesen bin! Komm, probier', wie unser Sopha ist." — „Habe nicht Lust im Staub zu ersticken," sagte er verdrießlich und ging hinauf in seine alte Stube, die er schon zuvor bewohnt hatte. Jetzt aber brachen meine Thränen los, da saß ich inmitten meiner staubigen Stube und weinte zum Herzbrechen. Es war mir, als sei's nun mit allem Glück zu Ende auf immerdar. Das also war die Liebe bis in den Tod, so rauh konnte er mich anfahren und schon am Morgen nach der Hochzeit! Dazwischenhinein wartete ich im Stillen, ob er nicht komme, reumüthig, Versöhnung suchend. Er kam aber nicht. Da raffte

ich mich auf, ergeben, resignirt. So wollte ich denn nur meiner Pflicht leben, auch ohne Liebe, ohne Freude, ohne Dank, — und ging in die Küche. Was war da anzufangen? Ich hatte noch kein Fleisch, keine Butter, keine Kartoffeln, Milch aber hatte die Nachbarin gebracht und Mehl war auch da von Hause. So beschloß ich denn Brei zu kochen. Albert hatte ja einmal mit mir und den kleinen Geschwistern Brei in der Laube gegessen und ihn damals delikat gefunden. Dann hatte ich auch noch kalten Braten, den uns die Mutter mitgegeben. Ich machte mich an's Werk, und die Geschäftigkeit vertrieb in etwas meinen Herzenskummer. Der Brei, der mußte ja die Erinnerung an die schönen Tage der ersten Brautzeit in ihm erwecken, mußte ihn mahnen, wie hart, wie lieblos sein Betragen diesen Morgen gewesen. Aber daß er nicht ein einzigmal herunterkam, um nach mir zu sehen! Ach, ich wußte nicht, daß er ein verdrießliches Geschäft zu schleuniger Vereinigung von der Kanzlei mit heimgenommen hatte, wußte nicht, daß er seit der gestrigen kühlen Heimfahrt an Halsweh litt und sich gefreut hatte, nun daheim ein behagliches Stübchen zu treffen." — „Ja warum hat er Ihnen das nicht gleich gesagt?" meinte Frau Schweizer. „Das ist's eben, wo wir oft zu viel sagen, da sagen die Männer oft zu wenig, auf's Errathen verstehen wir uns aber besser als sie, drum soll das unsre Sache sein. Nun, ich trug also meine Mahlzeit hinauf. Der Mann rückte freundlich sein Tischchen zurecht, sah aber gar nicht zerknirscht aus. „Und was bringt meine Frau Gutes?" Ach, der Brei war auf einem offenen Feuer gekocht, da mein Herd noch nicht im Stande war, und schmeckte entsetzlich nach Rauch. Ich schmeckte das selbst, aber Albert, meinte ich, sollt' es doch nicht spüren am ersten Tag nach der Hochzeit! Er zog aber ein entsetzliches Gesicht und schob den Teller zurück. Tief-

gekränkt stellte ich ihm schweigend den Braten hin. „Eine kuriose Mahlzeit das," sagte er halb scherzhaft, halb verdrießlich, „wenn Du's nicht besser kannst, Frau, so bedaure ich mich." Ich ging schnell hinaus mit dem verschmähten Brei und drunten floß auf's Neue unaufhaltsam meine Thränenfluth, und die allerschönsten Verse von begrabnem Glück und unverstandner Liebe, die nur je in einem Mädchenalbum standen, kamen mir zu Sinne. Ich legte mein thränenmüdes Haupt auf den Sopha und dachte an meine Mutter daheim, die nicht ahnen werde, wie unglücklich ihr armes Kind sei. Da fiel mir in meinem schwermüthigen Sinnen ein, wie Albert vorhin einen alten Shawl um den Hals gebunden hatte, und ich begann zu ahnen, daß er unwohl sein könnte. Ich schlich wieder hinauf. Er lag auf seinem Sopha. „Fehlt dir etwas?" fragte ich leise und schüchtern. „Fehlt dir etwas?" fragte er lächelnd, indem er mich zu sich zog und in meine verweinten Augen sah. Nun kam's zur Erklärung! Ich leerte mein Herz aus und erzählte ihm unter Lachen und Weinen, was ich Alles gedacht und wie ich so unglücklich gewesen, und er erzählte mir, wie er sich, als er sein Halsweh gespürt, so gefreut habe, daß ihn nun sein Weibchen daheim pflegen und versorgen werde, und wie ihn's dann gekränkt, daß ich nicht einmal nach ihm gesehen und ihn mit Staub und Zugluft empfangen hätte. Wir lachten zusammen, daß wir alle Zwei so dumm gewesen, und er mußte zu Bett und ich kochte ihm Thee und Limonade und verpflegte ihn nach Herzenslust. Ich könnte nicht eben sagen, daß dieser erste Zwist der letzte gewesen sei, aber so oft mich das Gefühl des Unverstandenseins überschleichen wollte, so dachte ich auch an jenen thränenvollen Morgen und besann mich zuerst, ob mein Mann nicht etwa auch unverstanden sei.

Das Salatbeet.

Die Gesellschaft lachte herzlich über dieses erste Herzeleid. Die Frau Doktorin aber sagte: „So gar früh hat's bei uns nicht angefangen, aber viel wichtiger ist der Grund unseres ersten Streites auch nicht gewesen. Ich war, wie die meisten Mädchen, daheim keine sonderliche Gartenfreundin, und das kleine Gärtlein vor unserem Hause war mir daher am Anfang unseres Ehestandes eine rechte Herzenslast. Aber ich gewann eine unbeschreibliche Freude daran und setzte meinen Stolz darein, den hübschesten Küchengarten zu haben. Zunächst dem Hause, an dem sonnigsten Plätzchen, hatte ich Salat gesät und freute mich königlich, am Sonntag der Frau Pfarrerin, die sonst die erste Gärtnerin war, davon bringen zu können. Ihre Magd hatte mir nämlich verrathen, daß der ihrige noch ganz klein sei. Am Samstag Abend ging ich im höchsten Profit mit einem Porzellanteller in den Garten, aber ach, mein schöner, junger Salat! Der Mann hatte all seine unnöthig vielen Pfeifen ausgeklopft, ausgespritzt, gereinigt, Alles auf mein Salatbeet! Das war ganz verdorben mit Tabaksasche, Tabakssaft, und roch wie eine übernächtige Bierstube. In höchster Alteration eilte ich hinauf, der Mann saß ganz behaglich auf dem Sopha und rauchte wie ein Kamin. „So, Schatz, jetzt habe ich meine Pfeifen einmal gründlich ausgeputzt." — „Ja, auf meinen Salat!" rief ich mit leidenschaftlichem Weinen. Bei dem Weinen allein blieb's aber nicht. Ich bin etwas hitziger Natur und weiß nimmer, was ich sagte; was Er sagte, das weiß ich wohl noch, sag's aber nicht. Er ist auch ein Sprudelkopf und wir kamen in bittrem Verdruß auseinander. Vor Schlafengehen dachte ich wohl daran, daß die Sonne nicht über unserem Zorn untergehen

sollte. Aber die Sonne war längst drunten und mein Mann schlief, als ich mit versöhnlichem Herzen in das Schlafzimmer kam. So ging's den ganzen folgenden Sonntag fort mit Trutzen. Das Leben war mir recht entleidet; aber an mir war's doch einmal nicht, wieder einzulenken, dachte ich, ich war doch offenbar im Recht. Es hätte ihn ja freuen sollen, eine so fleißige Frau zu haben! Er aber schien gar nicht gesonnen, es zu thun. Da kam am Montag Morgen wie ein Himmelsbote des armen Flaschners Kind aus der Nachbarschaft zu mir, das einen immer mit Blechwaaren überlief: ‚Obet Se net so gütig seien und bui Amtspfleg kaufen?' Eine Amtspflege ist nämlich eine Anstalt für Tabaksasche, Pfeifenreinigung, und sie war dazu noch schön lackirt. Ich kaufte das Ding; habe wohl zuviel dafür bezahlt und sprang damit hinauf. Mein Mann saß noch ganz innerlich brummend an seinem Tisch, wie ein Maikäfer im Juli. ‚Da, Alter,' sagt' ich fröhlich, ‚bring ich dir etwas, daß du mir deine Pfeifen nimmer auf die Salatbeete leerst!' Er guckte zuerst noch zweifelhaft auf, als er mir aber in's Gesicht sah, da schwand der alte Groll. Er schämte sich auch ein Bischen und es gab die schönste Versöhnung. Seitdem habe ich mich recht gefürchtet vor meiner eigenen, schnellen Zunge, und wenn ich hitzig wurde, ist es nie mehr zu so heftigen Worten gekommen."

Die Feier der Genien.

„Im Garten erlebte ich auch das erste Herzeleid meines jungen Ehestandes," begann Frau v. Linden, eine fein aussehende Wittwe in mittlern Jahren, die sich Anfangs etwas vornehm isolirt hatte und erst, seit die Mama da war, sich der übrigen Badegesellschaft mehr anschloß. „In meinem

elterlichen Hause herrschte viel Kunstsinn, viel geistiges Leben. Es war reich an Festen, und meine Mutter namentlich war unerschöpflich in sinnigen Erfindungen, diese Feste mit immer neuem Schmuck zu verschönern. Mein Mann, der als Oberförster nah' bei unserem Landsitz wohnte, war als ein etwas prosaisches Element in unsere poetische Welt gekommen. Aber seine männliche Schönheit, sein freies ritterliches Wesen hatten mich bald gewonnen. Ich folgte ihm mit Freuden in das romantisch gelegene alte Schloß, das uns zum Wohnsitz angewiesen war, und hoffte, ihn bald neben der strengen Diana für den Dienst der Musen und Grazien zu gewinnen. Daß er hie und da Abends einschlief, wenn ich ihn mit dem Neuesten der Literatur bekannt machen wollte, kränkte mich wohl, doch zeigte er wieder so viel frischen, hellen Sinn für alles wahrhaft Schöne und begleitete mich zu Zeiten mit seiner kräftigen Stimme so herzlich zum Klavier, daß ich auch das geistige Element bei ihm nicht vermißte. Nur ging er viel zu oft fort, so manchesmal, wenn ihn auch der Dienst nicht zwang. Ich machte ihm darüber nie Vorwürfe; ich hatte die schönsten Vorsätze, ihn mit Liebe zu gewinnen. Im Mai war sein Geburtstag. Bis dorthin hatte ich mir einen glänzenden Coup ausgedacht, der eine neue, glückselige Periode für unser häusliches Leben heraufführen sollte. Zwar wußte ich, daß mein Mann kein besonderer Freund der verzierten Altäre, Blumengewinde und Ehrenpforten war, mit denen man bei uns zu Haus Feste beging, aber diese Feier hatte ich so schön und sinnreich ausgedacht, daß sie ihn gewinnen mußte.

Unsere Gartenlaube wurde mit Hülfe des Gärtners und Jägerburschen so hergestellt, daß sie auf einer Seite eine Rosenlaube, auf der andern einen Wald bildete. Aus der Waldseite sollte unsre Cousine, die eben auf Besuch bei uns war, als Genius des Waldes mit Jagdattributen hervortreten und

ihn in einem Gedicht hinauslocken zum Waidwerk. Dann wollte ich aus der Rosenlaube erscheinen und ihn in einem noch viel schöneren Gedicht zurückrufen zu den Freuden des häuslichen Herdes. Er wußte noch nicht, daß ich Dichterin war. Diese neue Entdeckung mußte den Sieg den Häuslichkeit vollenden!

In den letzten Tagen vor dem Fest hatte ich gar nichts dawider, wenn Hugo den ganzen Tag abwesend war; es gab so viel zu rüsten und zu thun. Am Vorabend aber war Alles auf's Schönste bereit, der Tempel, unsere Garderobe sammt der Poesie.

Ich war früh am Morgen wach. Das Frühstück sollte im Garten eingenommen werden, wo ich als häuslicher Genius am Schluß meines Gedichts den Frühstückstisch hinter der Blumenwand enthüllen wollte. „So früh, liebes Kind?" begann Hugo, „das ist eben gut, ich wollte dich heut bald ums Frühstück bitten, ich bin zur Auerhahnfalz auf's Jagdschloß geladen, da sollte ich bald fort."

„Heute?" fragte ich betroffen; wie konnte man nur seinen Geburtstag fern von daheim zubringen wollen! Aber ich sagte nichts mehr, war ich doch sicher, daß er bald mir, dem Genius mit dem Rosenkranz, in die Arme sinken und Jagd und Wald heut im Stich lassen werde.

„Wart' nur ein halb Stündchen," bat ich, „wir frühstücken im Garten, ich lasse dich dann gleich rufen."

Ich hörte nimmer was er brummelte und schlüpfte fort, um meine und der Cousine Toilette zu besorgen. Unsere sonst etwas unschöne Minna nahm sich in dem grünen Gewand, mit Pelzwerk verziert, ganz hübsch aus. Mich umhüllte ein faltenreiches weißes Gewand, ein weiter lichter Schleier, ein Rosenkranz auf dem Haupte, ein brennendes Lämpchen, als Symbol der Häuslichkeit, in der Hand, vollendete die Ausstattung des Genius. Wir eilten in den Garten

und versteckten uns hinters Gebüsch; ich schickte den Jägerburschen, der das ganze ziemlich blödsinnig anstarrte, hinauf, um den Herrn zu holen, und erwartete klopfenden Herzens die große Stunde.

Hugo kam, bereits in vollem Jagdkostüm, hinter ihm sein großer Hühnerhund. Etwas verwundert bemerkte er die verwandelte Laube, Minna trat hervor und begann:

„Siehst du auf's Neu die Wälder grünen?"

Da fuhr Tiras, wahrscheinlich durch das Pelzwerk an ihrem Kleide gereizt, mit wüthendem Bellen auf sie los; der arme Genius des Waldes floh heulend und schreiend mit zerrissenem Gewand. Hugo versuchte unter erstickendem Lachen ihn zurückzurufen, ich stürzte hervor, stieß an den Frühstückstisch, der klirrend umfiel, dazu goß ich mir die Oellampe über's Kleid und wäre beinahe angebrannt. Durch Tiras Gebell angelockt, sprang die Schaar der andern Hunde herbei, Mägde und Knechte gleichfalls. Es war ein Geschrei und Gebell und Durcheinander, das beispiellos ist. Hugo stand in der Mitte mit endlosem Lachen und rief dazwischen: ‚Aber sag' mir, Kind, was habt ihr denn im Sinne gehabt? was hat die Minna gewollt? wer Gukuks hat die jungen Tannen da aus dem Wald gestohlen und was ist's mit dem Frühstück?' Ich ergriff den einzigen Ausweg, der zu machen war, und weinte und schluchzte zum Erbarmen. Die Magd räumte die Trümmer auf, Hugo that sein Bestes, mich zu trösten, da er aber immer wieder dazwischen zu lachen anfing, so flossen meine Thränen stets auf's Neue. Endlich sagte er: ‚Hör', Kind, ich glaub', es ist besser, du erholst dich in aller Ruhe, Frühstück bekomme ich scheint's doch hier keines mehr, da will ich selbst zusehen, wo ich welches finde. Leb' wohl, morgen komme ich bei Zeiten heim.'

So ließ er mich allein in meinem Leid, an dem Tag,

auf den ich mich so sehr gefreut. Ich eilte in mein Zimmer, schloß mich ein, warf die Gewänder des Genius ab und hüllte mich in ein Hauskleid. Ich wollte nichts essen, keinen Menschen sehen, und hätte es wohl auch gehalten, wenn nicht um Mittag die Fräulein Tante gekommen wäre, Hugo's Tante, eine Dame fast wie Sie, liebe Mama ..." — „Bin keine Dame," sagte die Mama in ihrer gutmüthig trockenen Weise.

„Nun, die Tante hörte all den Jammer und dießmal mußte ich selbst mitlachen, wie sie so herzlich darüber lachte. ‚Aber sind Sie nicht ein einfältiges Kind, liebe Helene, den Hugo mit Rosenkränzen und Genien anzufeiern! Braten Sie ihm das nächstemal einen guten Rehziemer und seh'n Sie dann, ob's nicht besser geht.' Dieser Vorschlag kränkte mich tief. ‚So niedrig schätzen Sie Hugo, daß nur der roheste Sinnengenuß Werth für ihn haben kann?' — ‚Das glauben Sie selbst nicht, Kind, und so schlimm ist's gar nicht. Eine behagliche Mahlzeit, die man mit gutem Gewissen verzehrt, paßt recht wohl für ein häusliches Fest, sonst hätte der Heiland nicht Wasser in Wein verwandelt an einem Hochzeitsfeste. Wenn Sie Ihrem Mann ein Leibgericht kochen, das er ja auch im Wirthshaus haben könnte, so schätzt er's nicht wegen dem rohen Sinnengenuß, sondern weil Sie ihn so lieb haben, daß Sie an das denken, was er gern mag, auch wenn's Ihnen sonst gleichgültig wäre. Von so einer Liebe, die sich in das Andere hineindenkt, geben Sie keinen starken Beweis, wenn Sie ihm Altäre und Genius in den Weg stellen.' Die Tante hat noch viel gesagt, was ich mir gemerkt habe. Ich empfing meinen Mann am andern Tag mit einem freundlichen Gesicht und mit dem besagten Rehziemer, und habe ihn gebeten, mich nimmer auszulachen mit dem verfehlten Tempel, und er hat mich recht bedauert um die verunglückte Herrlichkeit. Er war als

Waise stets in fremden Häusern erzogen worden, wo der Sinn für Familienfreude nie in ihm genährt wurde. Ich habe später keine Tempel mehr gebaut, aber die Feste ließ ich mir nicht nehmen, und er selbst bekam eine herzliche Freude daran und hat mir eigenhändig oft grüne Zweige gebracht, um einen Festsaal zu schmücken." Eine helle Thräne stand in dem Auge der Wittwe, die nun mit einemmal dem kleinen Kreis so nahe gerückt war.

Das seidne Kleid.

„So poetisch ist's freilich bei uns nicht hergegangen," sagte Frau Schweizer. „Ich habe gleich zwei Lehrlinge und einen Gehülfen angetroffen, wie ich als junge Frau kam. Da hätte ich nicht Zeit gehabt, Kränze zu machen; aber ein Gugelhopfen mußte doch her, so oft meines Mannes Geburtstag war. Worüber wir aber zum erstenmal gestritten, das weiß ich, glaub' ich, selbst nimmer. Doch ja; ein reisender Kaufmann hatte uns ganz neue Stoffe gebracht. Von einem hatte mein Mann nur ein einziges Kleid genommen, weil's so theuer war. Es war ein prächtiges Kleid, Seidenzeug mit breiten blauen Streifen, zu schön!

Nun wohnte grad 'nüber von uns auch ein Kaufmann in langen Waaren, Müller hieß er. Seine Frau ist jetzt todt; ich will ihr nichts Böses mehr nachsagen, aber die war Ihnen eitel und hochmüthig! Alles wollte sie schöner haben als ich! Wenn ich einen Kragen trug mit Einer Reihe Spitzen, gleich hatte sie an ihrem zwei; wie ich einen neuen Sammthut bekam und dachte: Schöneres kann sie jetzt doch nicht haben! was meinen Sie, wie sie nächsten Sonntag in die Kirche kam? Eine Straußenfeder hängte sie am Hut herunter, eine weiße

Straußenfeder! Die Müllerin nun trug am Sonntag vor dem Maientag ein neues Kleid mit rothen Seidenstreifen, aber es war blos halbseiden. Wie ich das gesehen, dachte ich, den neuen Seidenzeug mußt jetzt du haben. So ließ ich meinem Mann keine Ruhe und es gab mehr als Einen Streit darüber, das kann ich Ihnen sagen; zuletzt aber ließ er mir den Zeug. Mein Mann ist ein stiller Mann und ein rechter Geschäftsmann; er kommt nur nicht so mit den Worten fort. Wie ich das Kleid aber hatte, war mir's nicht so recht wohl dabei, und ich schickte es nicht gleich zum Schneider. An demselben Nachmittag kam mein Mann von unsrem Herrn Gevatter, der Eisenwaaren führt. Dort hatte er einen so schönen Gartentisch von Gußeisen gesehen. Sie müssen wissen, unser Garten ist meines Mannes Leben; da bringt er fast alle Abende zu, er geht gar selten in's Wirthshaus. Von dem Gartentisch sprach er das ganze Nachtessen über; ich habe ihn nicht oft so viel reden hören. ‚So kauf' ihn doch!' sagte ich. ‚Nein, das geht nicht an,' sagte er, ‚es gibt so große Ausgaben in diesem Frühling, ein hölzerner thut's auch.' Aber eh' wir in's Bett gingen, sagte er noch einmal: ‚Es ist ein ganz prächtiger Tisch!'

Den andern Tag mußte er über Feld zu einer Gantverweisung und ich war im Laden. Ich mußte wieder an den Gartentisch denken und wie der Mann so von selbst den Wunsch aufgegeben hatte. Da kam die gnädige Frau von Grafenberg in den Laden, um ein Kleid zu kaufen. Ich legte ihr all' unsre Stoffe vor, es gefiel ihr aber Nichts recht. Da fiel mir der neue Kleiderstoff ein. Ich holte ihn schnell herunter. Der gefiel ihr; ich glaub' es auch! und sie kaufte ihn; und ich, eh' sie recht aus dem Laden ist, springe hinauf zum Herrn Gevatter: ‚Was kostet der Tisch?' Er war nicht zu theuer, konnte noch zwei Gartensessel dazu kaufen, nehme

gleich zwei Laufburschen und laß Alles in meinen Garten tragen. Jetzt kount' ich's aber fast nimmer erwarten, bis der Mann heim kam. Es war noch bei guter Tagszeit — mancher Andre wäre bis Nacht in's Wirthshaus gesessen — da kam er. Es verwunderte ihn fast, daß ich noch mit ihm in den Garten gehen wollte; — das hätten Sie aber sehen sollen, wie der aufschaute, als der schöne Tisch dastand und ich ihm erzählte, womit ich ihn bezahlt! Das wolle er mir in seinem Leben nicht vergessen, sagte er. Und wie am Maientag die Müllerin mit ihren rothen Seidenstreifen hinauszog, da saßen wir an unsrem Tisch so seelenvergnügt; es war mir gar nimmer leid um das Kleid. Wenn wir jetzt am Abend mit den Kindern um den Tisch herum sitzen, da erzählt's ihnen mein Mann allemal wieder, wie die Mutter ihr schönstes Kleid drum gegeben habe, um ihm eine Freude zu machen."

Frau Schweizer war ganz aufgeblüht in der Erinnerung an diesen Lichtpunkt ihres Ehestandes. Die Reihe zum Beichten kam nun an die Frau Stadtpfarrerin. Die meinte, es sei kaum der Mühe werth; aber die andern Frauen behaupteten, jetzt sei man einmal im Zuge und sie müsse auch herausrücken. So mußte sie denn anfangen.

Der Oelpunsch.

„Ich war, wie Frau Marie, meinem Mann aus einem Kreis von lieben Schwestern, von heitern Freundinnen, von einer guten Mutter weg, in unsre neue Heimath gefolgt, und das von Herzen gern. Ein Pfarrhaus war immer das Ziel meiner Wünsche gewesen, und ich hielt es gar nicht für möglich, daß ich an der Seite eines geliebten Mannes auch nur einen Augenblick die Lesekränzchen und Singabende, die Con-

certe und Theater meiner Residenzheimath vermissen könnte. Wir hatten eine kleine Reise gemacht, während welcher Zeit die Mutter Alles hübsch einrichtete. Die alten Pfarrstuben mit ihren blinden Fenstern verwunderten sich höchlich, als sie mit so eleganten neuen Möbeln geputzt wurden. Die Mutter verließ uns am Tage nach unserer Rückkehr, und die ersten vierzehn Tage brachten wir so ziemlich auf Spaziergängen oder auf dem Sopha zu, von dem wir erschrocken auffuhren, wenn ein ehrsames Beichtkind an die Thüre klopfte. Ob und wie mein Mann damals seine Predigten studierte, weiß ich nicht, ich weiß nur, daß sie mir sehr schön vorkamen. Aber nach den ersten Wochen erwachte sein geistliches Gewissen. Er begann seine Kirchenregister nachzuführen und saß vertieft in griechische Bücher, so oft ich in die Studierstube trat. Obgleich ich mir hundertmal im Stillen vorpredigte, es sei so ganz recht und vernünftig, so hatte ich doch manche stille Thräne zu verschlucken, wenn er oft so gar keine Augen mehr für mich hatte. Noch bitterer kränkte mich's, als er einmal, als draußen in der Küche ein Porzellanteller — nicht der erste — klirrend zu Boden fiel, zu mir sagte: ‚Wenn mein Weibchen nicht fleißiger draußen nachsieht, so werden wir bald kein ganzes Geschirr mehr haben.' Ich hatte mir damals vorgenommen, einen ganzen Tag nicht mehr aus Küche und Speisekammer heraus zu kommen. Ein Vorsatz, den ich fast eine halbe Stunde lang hielt, und dann die Kränkung erlebte, daß ihm meine Abwesenheit nicht einmal aufgefallen war. Aber zeigen wollte ich ihm jetzt, daß ich eine Hausfrau war, und was für Eine!

„Der Sylvesterabend kam und August hatte lange schon von einem Weinpunsch gesprochen, der das Delikateste sei, was man trinken könne. Wir hatten eben unsern ersten Gast, einen Universitätsfreund meines Mannes, auch eine Begeben-

heit in einer jungen Haushaltung! der sollte mit diesem Göttertrank bewirthet werden. Nun hatte man mich zwar, sobald ich Braut geworden, das Kochen im besten Gasthof lernen lassen, aber Punsch hatte ich noch nie gemacht; daheim hatte man eben Essenz gekauft. Der Löfflerin Kochbuch oder die Marianne Strüf mußte da schon aushelfen. Arak ließ ich aus der Stadt bringen, guten, weißen Wein hatte mir die Mama, nebst allerlei andern Flüssigkeiten in Flaschen, mitgegeben. Die Herren waren noch am Abend ausgegangen. Diese Zeit wollt' ich benützen, um den Punsch heimlich zu bereiten. Meine junge Köchin zündete mir Feuer an und hängte die Pfanne darüber. Ich löste nach Vorschrift den Zucker mit etwas Wasser und Citronensaft auf. Nun holte ich die Flasche, ‚Rißling von der Weinverbesserungsgesellschaft' stand auf der Etikette, und goß sie darein. ‚Aber der Wein pflumpft recht,' bemerkte die Magd, die eben die Küche verließ, um Wasser zu holen. ‚Er ist vielleicht ein wenig schwer; das verliert sich beim Kochen,' belehrte ich sie, ohne näher nachzusehen. Ein verdächtiger Geruch jedoch, der von der Flüssigkeit aufstieg, machte mich stutzig. Ich nahm den Löffel und versuchte: o pfui! Jetzt erst untersuchte ich die Flasche. Ach, meine Schwester Clara, das Unglückskind, hatte Salatöl in die leere Rißlingsflasche gegossen und die alte Etikette daran gelassen!

„Rasch schüttete ich das entsetzliche Gebräu in einen Krug. Die Magd durfte nicht ahnen, daß ihre Herrin Oel für Wein genommen; das würde meinem Ansehen einen Stoß geben und mein Mann sollte es noch viel weniger wissen. Wohin damit? In der Eile der Verlegenheit stellte ich den Krug auf das Fenstersims im Wohnzimmer hinter den Vorhang und reinigte die Pfanne. Zum Glück war der Arak noch gerettet, Wein gab's ja, auch noch etwas Citronen; so ließ sich der

Schaden noch ersetzen. Der Magd sagte ich würdevoll: ‚Kath'rine, der Wein war wirklich ein wenig schwer, ich werde andern nehmen müssen.' In dem Augenblick läutete es, die Herren kamen nach Hause. Wie gern wollte ich sie diesmal in die Studierstube gehen lassen, denn mein Mann durfte den Mißgriff auch nicht wissen; der gar nicht! Aber August ließ den Freund dahin vorangehen und ging mit mir in's Wohnzimmer. ‚Willst du noch etwas?' fragte ich in ziemlicher Verlegenheit. ‚Bei dir will ich noch sein,' sagte er lächelnd. ‚Aber was hast du, Kind? Ist dir nicht wohl?' — ‚O mir ist ganz wohl,' lächelte ich erzwungen. August zog mich sanft an's Fenster. Es war ein Sylvesterabend gewesen, an dem wir uns verlobt hatten; nun war in der Erinnerung daran eine jener innigen Stimmungen über ihn gekommen, nach denen ich mich in der letzten Zeit oft so schmerzlich gesehnt hatte, und in die ich mich jetzt so gar nicht versetzen konnte. ‚Denkst du an jenen Abend, Lina?' fragte er. Ach, ich dachte nur an meinen Oelpunsch! ‚Welch' herrliche Sternennacht!' und er öffnete das Fenster. ‚Um Gotteswillen!' rief ich, aber der verhehlte Krug stürzte und zerbrach. Der Oelpunsch, zum Glück abgekühlt, floß in Strömen über meinen schönen, neuen Teppich, an mein hübsches, blaues Winterkleid, über August's Beinkleider. — Freund und Magd eilten zu Hülfe und das ganze Unheil kam zu Tage. Ich war so beschämt, daß ich den ganzen Abend nimmer zu guter Laune kam, obgleich August so freundlich war, mich noch zu trösten und der Freund selbst einen guten Nachpunsch braute.

„Der Schaden von der Geschichte war nicht klein gewesen, aber auch der Nutzen nicht, denn das blieb das erste und letzte Mal, daß ich vor meinem Manne etwas verheimlicht habe."

„Dann war's kein zu theures Lehrgeld, liebe Frau,"

sagte die Mama; „eine Frau, die lautern und aufrichtigen Herzens ist, ist lauteres Gold im Hausstande, das keine Säure angreifen kann. Ein Geheimniß zwischen Eheleuten ist ein fressender Krebsschaden."

„Gewiß," sagte Fräulein Karoline, die den ganzen Abend still gewesen war, „für eine Freundin von mir wäre es ein Segen gewesen, wenn so ein Oelguß ihre erste Unwahrheit zu Tag gebracht hätte."

„So, das ist schön, daß Sie auch etwas zu erzählen haben!" rief Frau Marie, „nur heraus damit."

„Ich habe es nicht selbst erlebt und kann es nicht so anschaulich erzählen," sprach erröthend Karoline, „ich kann nur einfach sagen, wie Alles gekommen."

Zerbrochen Glas, zerbrochen Glück.

„Meine Freundin war sehr jung und ein verwöhntes Kind, als sie einen ziemlich ältern Mann, einen Rechnungsbeamten, heirathete. Er war als Bräutigam so kindisch wie nur Einer, und die Emilie erwartete, auf den Händen durch's Leben getragen zu werden. Ihr Mann meinte es auch gut, er war ein grundredlicher Mann, aber in seinem Junggesellenleben war er so etwas wie ein Topfgucker geworden; er meinte, weil er der Herr sei im Hause, so müsse er auch regieren über jeden Kartoffelschnitz. An Genauigkeit gewöhnt, verlangte er, daß man auf's Kleinste achte, und da hatte er Recht, aber er ärgerte sich ungebührlich über den kleinsten Fehler, und damit machte er's schlimm.

Schon am zweiten Tage waren Emiliens erste Thränen geflossen, weil er einer zerbrochenen Tasse wegen einen halben Tag lang verdrießlich gewesen! am achten Tage aber kam

seine Schwester mit ihrem Mann auf einer Durchreise zum Besuch. Emilie, in ihrer Herzensfreude, wollte sie mit ihrem Besten bewirthen und brachte fremden Wein in kostbaren, geschliffenen Gläsern, dem Hochzeitgeschenk eines vornehmen Gönners. Beim Eintreten sprang ihr die Katze zwischen die Füße; sie stolperte, das Brett fiel zu Boden und drei der Gläser zerbrachen. ‚Welche Ungeschicklichkeit!‘ rief der Gatte ärgerlich, ‚und wie einfältig, die schönen Gläser zu nehmen!‘

„Er hatte vielleicht nicht Unrecht, aber acht Tage nach der Hochzeit war's doch stark, zumal wenn man Einem vorher fast den Boden unter den Füßen geküßt hat; die junge Frau hat sich darüber bitter gekränkt. Wie aber oft der Unstern über einem Hause steht, so zerbrach sie andern Tags eine schöne, kostbare Lampe in seiner Abwesenheit. Das mußte dem Herrn verschwiegen werden. Damit gab sie sich der Magd in die Hände. Mit Mühe und Kosten verschaffte sie sich eine neue. Geld hatte sie nicht viel unter der Hand, so nahm sie's aus der Haushaltungskasse und verrechnete unmäßig viel für Arme, für Zwiebel, Gemüse und Allerlei. Daheim hatte ihr Vater nie in's Haushaltungsbuch gesehen, und was an der Rechnung Rest blieb, hatte ihre Mutter unter die Rubrik ‚Allerlei‘ geschrieben. Ihr Mann aber rechnete nach und verlangte Nachweisung. Zuerst weinte sie, wenn die Rechnung nicht zutreffen wollte; nach und nach lernte sie das Lügen besser. Der Mann, der wurde mißtrauisch, hielt sie immer knapper im Geld, rechnete immer genauer nach; sie aber steckte sich immer mehr in kleine Schulden, die zuletzt große wurden, und das wurde noch schlimmer, als Kinder kamen.

Die Frau Postmeisterin, ihre Nachbarin, erzählte ihr, wie fortwährend Geldpäckchen an den Herrn Rechnungsrath kämen; nicht an's Amt, für seine Person. Daß das für eine Pflegschaft

war, wußte sie nicht und er sagte ihr nichts; so machte sie das immer verstockter gegen ihn, da sie seine nöthige Sparsamkeit für unnöthigen Geiz hielt. Die Magd, die die zerbrochene Lampe hatte verhehlen helfen, leistete ihr schlimme Dienste, half ihr borgen, versetzen, verkaufen. Der Mann ahnte von dem Allem noch nichts, da er bei vermehrten Geschäften weniger Zeit hatte, nach Kleinigkeiten zu sehen. Aber es war eine Gewitterluft im Hause, bei der Niemand wohl ward.

Ich war einmal einige Wochen bei ihr und errieth viel vom Stand der Dinge. Ich bat sie um Gotteswillen, offen zu sein, aber sie fürchtete ihren Mann viel zu sehr: ‚Jetzt kann ich nimmer, es ist viel zu weit gekommen; ja wenn ich's ihm damals gesagt hätte, als die Lampe zerbrochen war. Du weißt nicht, wie viel ich jetzt schuldig bin.' — ‚Aber ich bitte dich, wie soll's denn am Ende noch werden?' — ‚Ja, siehst du, vielleicht komme ich doch noch einmal zu Geld.' — ‚Könntest du nicht deine Mutter um etwas bitten?' — ‚Ach nein, sie kann nichts mehr entbehren. Sie schafft mir fast alle Kleider an, weil ich meinen Mann nicht um Geld dazu ansprechen mag. Er wird verdrießlich, so oft ich Geld will und von selbst denkt er nicht dran, daß ich etwas brauche.' — ‚Wie willst denn aber zu Geld kommen?' — ‚Nun, ... weißt du, später, ... ich meine einmal viel später, wenn uns die Mutter etwas hinterläßt ....'

Mir schauderte; so weit war die Frau gekommen, die einst die zärtlichste Tochter gewesen, daß sie nun im Stillen auf den Tod der Mutter wartete, die ihr ihr Lebenlang nur das Eine zu Leid gethan, daß sie zu gut gegen sie gewesen war.

Ich bin nicht mehr zu ihnen gekommen, aber es ging traurig. Emilie steckte sich immer mehr und mehr in Schulden. Statt unter die Herrschaft ihres rechtschaffenen Mannes hatte sie sich unter die Gewalt einer schlechten Magd gegeben,

die sie in aller Weise mißbrauchte und bestahl, während all ihr Sinnen und Trachten darauf gehen mußte, ihren Mann geschickt zu betrügen.

Die Mutter starb und hinterließ Schulden statt Vermögen, so daß der Mann noch von Emiliens nicht großem Heirathsgut an Geschwister ausbezahlen mußte. Jetzt noch wäre es Zeit gewesen für sie, Alles zu gestehen, für ihn, sie mit Güte zu gewinnen; aber er sprach sich etwas bitter über schlechten Haushalt aus, das schreckte sie wieder ab und sie schwieg.

Einmal, als sie besonders in Noth war, lief ein Geldpaket an ihren Mann ein, das sie heimlich für sich behielt. Es war das Erstemal, daß sie wagte, in dieser Weise Hand an sein Eigenthum zu legen. Sie beredete sich, sie könne es bald ersetzen, oder sie werde es ihm später sagen, oder könne ihr's eine Freundin lehnen; — von dem Allem geschah natürlich nichts.

Der Zins war Waisengut gewesen und fehlte bei der Abhör. Der Mann schöpfte endlich Verdacht; da kam das Gewitter, das lange gedroht, zum Ausbruch: Schulden wurden eingeklagt, versetzte Stücke gebracht, vieljährige, noch unbezahlte Rechnungen gefordert, von denen sie ihrem Mann falsche Quittungen vorgewiesen; — die Verwirrung, der Schaden war grenzenlos.

Die Schande der Frau wird zum Flecken für den Mann. Ein solcher Skandal in dem Hause eines Kassenbeamten vertrug sich nicht mit seiner Stelle. Die Untersuchung konnte ihm zwar gerade keine Schuld nachweisen, doch wurde er quieszirt. Er lebt in bittrer Armuth in einer kleinen Grenzstadt und nährt sich von Copiren und sonstigen Schreibereigeschäften. ‚Und die Frau?' — Er wollte sie lange nicht vor Augen sehen; sie aber hatte ihre volle Schuld erkannt und war gar demüthigen Herzens geworden. Sie zog in die

Nähe seines Wohnorts; ihren Sohn nahm ein Freund ihres Vaters umsonst in die Lehre, die Tochter hatte eine brave Frau aufgenommen. Sie arbeitete um Geld und suchte von ihrem Erwerb heimlich etwas in die Hände ihres Mannes zu bringen. Ein Geistlicher versuchte auf ihr Bitten das Werk der Versöhnung. Der that dem Gatten die Augen auf, und er sah auch ein, wie es an ihm gewesen wäre, sein junges, unverständiges Weib mit Güte zur rechten Hausfrau zu ziehen, statt daß er sie durch Unfreundlichkeit verschüchtert hatte. Nun sind sie seit lange beisammen, arbeiten und sparen treulich und einträchtig mit einander. Vielleicht ist ihnen doch noch einmal ein besseres Loos beschieden!"

Diese Geschichte hatte Alle etwas ernst gestimmt und es trat eine Pause ein. Frau v. Linden bat sich leise Namen und Wohnort der Familie aus und notirte sich Beides. — Nun war nur noch die Mama und Frau Lenz übrig, welch letztere, gegen ihr sonstiges hartes und trockenes Wesen, während der Erzählung große, innere Bewegung gezeigt hatte. Sie hatte sich immer etwas abstoßend und zurückhaltend benommen, darum wagte keine der Frauen, sie an die Fortsetzung zu mahnen, auch die Mama sagte nichts, und sah sie nur still an mit ihren klugen Augen.

Die unglückliche Frau.

„Ich weiß nicht," fing sie endlich an, „warum mich's heute treibt vor Allen zu sagen, was ich bis jetzt keiner Einzigen anvertraut habe. Aber ich meine, heut müsse heraus, was mir wie ein Stein auf dem Herzen liegt. Ich fürchte, ich habe nicht vom ersten, sondern vom letzten Zwist zu erzählen.

Ich habe keine Eltern gehabt, bin aber als Pflegtochter

recht im Wohlstand aufgewachsen, und habe, ich darf's wohl sagen, Freier genug gehabt. Ich besann mich lange, einen zu wählen, weil ich dachte, ich wolle nur heirathen, um es recht gut zu bekommen. Mein Mann gefiel mir. Er hatte ein schönes Gut mit einem Schlößchen darauf, das mir auch gefiel. Ich sagte ihm aber, daß ich mich mit der Oekonomie nicht plagen könne und daß er dazu seine Leute halten müsse. Er meinte, das werde sich schon geben.

Nun darf ich aber wohl sagen, es muß bei mir Alles recht sein, ich mag es nun gern thun oder nicht, und um die Haushaltung habe ich mich angenommen, wie sich's gehört: aber befehlen lassen wollte ich mir nicht. Wenn mein Mann sagte: ‚Bis Abend sollten Bohnen gesteckt werden,' so durfte er gewiß sein, daß das nicht geschah; ich wollte schon selbst thun, was nöthig war. Wenn er mich recht behandelt hätte, so wäre Alles gut gegangen, aber er wollte überall den Herrn spielen.

Einmal fuhren wir mit Revierförsters zu einem Liederfest. Es war aber langweilig, und wir erfuhren, daß zwei Stunden davon, in Bergstatt, ein Ball sei. Wir zwei Frauen hatten Lust, hinzugehen, die Männer aber nicht. Als nun diese eben an einem andern Tisch saßen, sagte die Revierförsterin: ‚Jetzt wollen wir einmal einen Spaß machen: Sie lassen Ihren Knecht anspannen und wir fahren hinüber auf den Ball, die Männer können mit unserer Droschke dann nachkommen, wenn sie wollen.' Das war mir auch recht; wir ließen in aller Stille anspannen und fuhren davon. Dem Wirth gaben wir einen Gruß auf, und auf dem Ball könnten uns die Herren treffen. So ganz vergnügt war ich nicht auf dem Ball, und mit einem guten Wort hätte mich mein Mann diesmal leicht gewinnen können. Ich sah oft aus dem Fenster, ob er nicht komme. Die

Revierförsterin fing eben eine Galopade an, da flog ihr ein Plumpsack auf den Rücken. Es war ihr Mann, der unter lauter Lachen und Scherz kam, um sie abzuholen. Der meinige war zu Fuß vom Liederfeste heimgegangen und ließ mir kein einziges Wörtlein sagen. So fuhr ich Nachts allein heim. Vor mir fuhren Revierförsters und ich hörte ihr lautes, fröhliches Gelächter. Das drückte mir fast das Herz zusammen; hätte denn mein Mann nicht auch einen Jux draus machen können? Wie ich heimkam, sagte er wieder nichts, nicht in Gutem, nicht in Bösem. Ich hätte mir's vielleicht diesmal gefallen lassen, wenn er gescholten hätte. Den Knecht zankte er, und befahl ihm, ein andermal nur anzuspannen, wenn er, der Herr, es befehle. So brachte er mich auch noch bei den Dienstboten um's Ansehen. Das verbitterte mich vollends, und wenn ich später einmal gern gefahren wäre, so ließ ich mir ein Gefährt von der Stadt bringen.

Es hätte anders werden können, als wir Kinder bekamen, und ich muß sagen, er hat da recht für mich gesorgt. Aber auch bei den Kindern hat er Alles nach seinem Kopf haben wollen und hat mir den Buben in eine Kost gethan, während ich doch dachte, er hätte bei unserem Provisor noch genug lernen können. Bei unserem Mädchen, da habe ich dann meinen Willen durchgesetzt, die hat eine Französin. Mein Mann hat eine Pfarrerstochter aus dem Land für sie in's Haus nehmen wollen, das habe dann ich nicht gethan.

Ich darf wohl sagen, daß ich in vielen Jahren keine recht frohe Stunde gehabt habe," fuhr sie düster fort, „und wir hätten so glücklich leben können! Ein so schönes Gut, keine Nahrungssorgen und gesunde brave Kinder. — Aber so weit kann einen ein Mann bringen, der die Frau nichts will gelten lassen. Schon gar lang wär' ich gern einmal in ein Bad gegangen. Es hat mir immer gefallen, daß da die

Frauen so ihr eigener Herr sind; auch wäre ich gern von daheim fort gewesen, und nahe Verwandte hab ich nicht. Ich hatte letzten Winter viel Kopf- und Zahnweh; die Revierförsterin meinte, da würde mir Frauenthal gewiß gut thun. Zum Erstenmal wieder seit lange gab ich meinem Mann ein gutes Wort darum, und sagte ihm meinen Wunsch; auf die Kosten hatten wir ja nicht zu sehen. Statt daß er sich aber gefreut hätte, mir auch einmal einen Gefallen thun zu können, fragte er den Doktor. Der ist aber gerad so Einer wie mein Mann. Er lachte und sagte, wenn ich mich viel im Freien aufhalte und Flußbäder brauche, so sei mir das viel gesünder; meine Natur sei viel zu hitzig für ein warmes Bad. Was weiß so ein Doktor von meiner Natur! Wie ich so recht in bitterem Verdruß darüber war, wurde mir ein kleines Erbe von einem entfernten Vetter geschickt, das mir zugefallen war. Das kam mir eben recht. Am selben Tag, wo es kam, schrieb ich um drei neue Kleider, um eine Schneidernähterin und um eine Haushälterin in die Stadt. Als das geschehen war, sagte ich meinem Manne: ‚Daß du's weißt, ich will dich nicht inkommodiren mit meiner Badreise; ich gehe für mein eigen Geld. Eine Haushälterin habe ich bestellt, bis ich wieder komme.' Ich kann's Ihnen nicht beschreiben, wie er mich darauf angesehen hat. ‚Du kannst überhaupt mit deinem Geld thun, was du willst,' sagte er, ‚wenn du in's Bad gehst, mir zum Trotz, so kommst du in mein Haus nimmer zurück. So lang' du fort bist, werde ich Sorge tragen, daß dir das Deinige unverkümmert gesichert wird. Also merk dir's, wenn du dießmal gehst, so gehst du für immer.' Nun sagen Sie, ist das auch der Mühe werth, wegen so einer Kleinigkeit! Ich war wie vom Donner gerührt; aber das wäre ja niederträchtig gewesen, wenn ich jetzt zum Kreuz gekrochen wäre! Gott

weiß, es war mir zu Muthe, als ging's zu einer Leiche, als ich mich in's Bad rüstete, und wenn er ein freundliches Wort gesagt hätte, so hätte er mich wieder gewonnen. Aber das that er nicht, obgleich er aussah wie der Tod.

Seit acht Tagen bin ich nun hier und weiß nichts von daheim, und weiß nicht, ob ich noch eine Heimath habe. Nun aber sagen Sie, ob nicht mein Mann an Allem Schuld ist?"

Die arme Frau verhüllte ihr Gesicht und brach in heftiges Weinen aus. Die Andern alle waren ganz still geworden. Die Mama aber sprach sachte: „Liebe Frau, Ihr eigen Herz sagt Ihnen besser, als ich's kann, daß Sie sich schwer verfehlt haben. Und ich muß sagen, daß ich vor Ihrem Manne Respekt habe und glaube, daß er ein rechter Ehrenmann ist. Er ist von Gott zum Herrn und Haupt seines Hauses gesetzt, und nicht nur zum gehorsamen Diener seiner Frau. Wenn ich noch ein Mädchen wäre, ich sage Ihnen, den nähme ich zehnmal lieber, als einen wie Ihr Revierförster, der sich und seine Frau so wenig respektirt, daß er aus einem Unrecht einen Spaß macht."

„Aber sollen die Frauen allzeit Unrecht haben; soll der Mann befehlen wie ein Pascha?" fragte Frau Lenz, deren Thränen still standen. „Das sage ich nicht und das will unser Herrgott nicht, der die Männer ermahnen läßt: Ihr Männer, liebet Eure Weiber. Wir Frauen haben Alle ein gar liebebürftig Herz. Wo ein Mann das versteht, wird er viel erreichen. Mancher hat das versäumt, Mancher hat's schon schwer mißbraucht. Wo und wie Ihr Mann gefehlt, kann ich nicht bestimmen; nur etwas will ich Ihnen sagen. Mein Mann selig hat mir einmal erzählt von einem König von Spanien, dem eine glühende Kohle auf den Fuß gefallen. Er wollte sie wegwerfen, als ihm einfiel, daß sich das für einen König nicht schicke; so hieß er's den Minister.

Der Minister sagte, das sei nicht sein Geschäft, und befahl's dem Pagen. Der Page aber war adelig, er wollte wieder nicht, und holte den Kammerdiener; bis der aber kam, hatte die Kohle den Schuh und den halben Fuß durchgebrannt. Liebe Frau, wenn Ihnen ein Weh wie eine brennende Kohle auf's Herz fällt, so besinnen Sie sich ja nicht, wer eigentlich verpflichtet sei, sie wegzunehmen, sonst könnte sie Ihnen derweil das Herz durch und durch brennen. Frisch mit Gottes Hülfe selbst ergriffen und weggeworfen, auch wenn's Fingerchen ein wenig schmerzt, die Wunde heilt gewiß."

„Aber," sagte zögernd Frau Lenz, „wenn ich nun mich ganz und gar unterwerfen wollte, wer weiß, wie's mein Mann aufnähme, und ob ich mich nicht vergeblich erniedrigt hätte."

„Ich glaube, Sie haben's noch nie mit der Liebe und dem Gehorsam versucht, mit denen die Frau sich eine mächtige Stimme im Haus erwerben kann. Ein rechter Mann wird selbst demüthig, wo er ein demüthiges Herz sieht. Ich kenne Ihren Mann freilich nicht, aber ich halte ihn für einen rechten. Wenn Sie sich vor Gott bewußt sind, daß es recht ist und gut und eine heilige Pflicht, daß Sie umkehren und in sich gehen, so gehen Sie in Gottes Namen, und fragen Sie nicht, was nachher wird. Der Herr wird Ihren Weg segnen; und wenn es doch nicht gut würde, so wird er Sie trösten, wie eine Mutter tröstet."

Die arme Frau erwiderte nichts und weinte ganz still. Aber in diese Pause brachen die jungen Mädchen ein, die längst genug hatten an der Lallah Rookh, und die an dem Lehramtskandidaten die neue werthvolle Entdeckung gemacht hatten, daß er Walzer und Polka's zu spielen verstehe. Nun wurde der Kaffeetisch aufgehoben; in Ermanglung von Herren machte sich die Hälfte der jungen Damen hübsche Mützchen von Sacktüchern und engagirte die andere Hälfte. Die Em-

pfindsamen hatten ihre Stammbücher nebst Herbarium längst eingepackt; das Alter mußte der Jugend weichen. Aber zu würdigem Schluß dieses geselligen Abends schlug die Mama gemeinsamen Gerstenschleim nebst Pfannkuchen zum Abendessen vor, während sonst jede Dame apart ein Wassersüppchen oder Täßchen Thee genossen hatte. „Ja, das ist schön," rief Frau Marie, „und zum Nachtisch muß die Frau Mama ihr Geschichtchen erzählen, die allein ist's noch schuldig!"

Der Mama Geschichte.

Das Abendessen war zu Ende; die Mama wurde auf's Neue bestürmt.

„Ist kaum der Mühe werth, daß ich expreß noch einmal anfange," meinte sie, „ich habe blutwenig zu sagen. Ich war eine Waise und aß das Gnadenbrod einer Tante, dort lernte mich mein Mann kennen, der Stunden im Hause gab. Als er einen Dienst hatte und mich fragte, ob ich Frau Schulmeisterin werden wolle, brauchte ich keine drei Minuten Bedenkzeit. Die Frau Tante war aber nicht damit zufrieden, und obwohl sie es nicht hindern konnte, so hat sie sich doch sehr ungnädig gezeigt und nicht einmal die Hochzeit bei sich gehalten; ‚es hätte sie sonst so angegriffen!" So feierten wir in unserer neuen Heimath eine gar stille, bescheidene Hochzeit. Einen königlichen Hochzeittert haben wir aber gehabt: „Die Liebe ist stark, wie der Tod. Ihre Gluth ist feurig und eine Flamme des Herrn, daß auch viele Wasser nicht mögen die Liebe auslöschen, noch Ströme sie ersäufen. Wenn einer alles Gut in seinem Hause um die Liebe geben wollte, so gälte es alles nichts." *)

*) Hohelied 8, 6. 7.

Auf unserer Hochzeittafel, an der nur noch eine Freundin und der Herr Pfarrer saß, stand kein Champagner, aber ein guter Apfelmost, den mein Mann aus unserem eigenen Baumgut gezogen. Als wir anstoßen wollten, waren nur drei Gläser auf dem Tisch, ich stand auf und wollte noch eins holen, wußte aber nur nicht wo, da wir keins mehr hatten; da hielt mich mein Mann bei der Hand: ‚Laß gehen, lieber Schatz, wir zwei trinken aus Einem. Wenn wir zum Erstenmal Streit haben, dann soll jedes sein eignes nehmen.‘

So stand denn von da an Ein Glas auf unserem Tische, Tag für Tag, auch als uns der liebe Gott so weit gesegnet hatte, daß wir uns an Ehrentagen ein Gläschen guten Wein verstatten durften. So oft Einem von uns ein unfreundliches Wort über die Lippe wollte, so sah es das Andere an und fragte: ‚Brauchen wir heut zwei Gläser?‘ und dann schämte sich's und war still.

Und wenn wir Kindtaufe feierten, oder meines lieben Bruders Heimkehr aus fernen Landen, oder sonst ein Freudenfest, und die andern klingelten die Gläser zusammen, da sagte mein Alter: ‚Wir können nicht anstoßen, gelt Weib?‘ und bot mir das Glas; und ich trank, und er trank, und wir sahen uns in die Augen; da war mir's jedesmal, als ob wir heut wieder Hochzeit hätten.

So haben wir vierzig Jahre lang in Lieb und Frieden mit einander aus Einem Glas getrunken, Most und klares Wasser, guten Wein und auch manchen bittern Leidenstrank; immer aus Einem Glas.

Und als mein lieber seliger Mann auf seinem Sterbebette lag und fast nimmer sprechen konnte, netzte ich noch seine heißen Lippen mit einem kühlen Trunk. Da bot er mir das Glas, sah mich noch einmal an und sagte leis: ‚Es ist eins geblieben.‘ — ‚Und eins soll's bleiben in alle

Ewigkeit,' wollt ich sagen, aber sprechen konnte ich nimmer; da falteten wir die Hände in einander, bis die seinen kalt waren. Der Abschied hat mir so wohl gethan, daß mir seitdem nichts auf der Welt mehr zu schwer geworden ist."

Die Mama schwieg und aller Augen waren feucht und Alle sagten sich herzlich, ohne viele Worte, gute Nacht."

Der Regen war vorüber und der allerschönste, sonnenhelle Morgen ging auf nach jenem Abend. In durchleuchtendem weichem Sammtgrün lag die Wiese, und die Waldbäume glänzten, wie mit Diamanten besetzt.

Nur wenige Badgäste waren auf, die Mama aber stand schon auf der Terrasse und sah mit ihren klaren Augen in die neue Herrlichkeit hinaus. Sie dachte wohl eines noch herrlichern Morgens nach längern trüben Tagen. —

Im Hof war der Knecht beschäftigt, die Badkalesche herzurichten. „So früh auf, Johann?" fragte die freundliche Mama. „Muß einspannen," erwiderte er, „eine Madam geht heut früh schon heim." Und nach einer Viertelstunde sah sie die Frau Lenz reisefertig heraustreten. „Meine weiteren Effekten lasse ich abholen," sagte sie dem begleitenden, etwas verblüfften Badewirth.

Die Mama verstand wohl, warum sie so früh in der Stille gehen wollte. Harte und scheue Gemüther verschließen sich noch fester als zuvor, nach einer unwillkürlichen Vertraulichkeit. Leise ging sie herunter und legte ihre Hand auf den Arm der Scheidenden: „Gott geleite sie, liebe Frau," sprach sie herzlich. Erstaunt blickte diese auf, ihr bleiches Gesicht trug Spuren schlafloser Stunden und schwerer innerer Kämpfe.

„O, wünschen Sie mir Glück auf den Weg!“ bat sie. „Gehen Sie mit Gott, liebe Frau,“ wiederholte die Mama, „es wird Sie nicht gereuen!“ Und sie blickte dem Wagen nach mit gefalteten Händen, so lang sie ihn sah, dann ging sie hellen Blicks zurück in ihr Kämmerlein.

Auguste.

Ihren Kindern.

Zu der ersten Skizze des Bildes.

Ich gebe euch hier das Bild eurer Mutter, ihres Lebens und Sterbens, so wie es in meiner Erinnerung lebt. Es ist unvollkommen und mangelhaft, aber auch ein unvollkommenes Bild kann uns an geliebte Verstorbene erinnern und uns leichter machen sie zurückzurufen. Euch hat sie ganz angehört mit all ihrem Leben und Lieben. Euer eigener Schatz an Erinnerungen ist unendlich reicher als der meine. Darum habe ich mehr die Züge aufbewahrt, die meinem Zusammenleben mit

ihr angehören, auch wenn es unbedeutende ſind. Euer eigen Herz wird euch ihr Bild ſchöner und vollſtändiger darſtellen als ich es kann. Nehmt dieſe Züge als ſchwachen Beitrag dazu, als ein Denkmal, das ihr meine Liebe ſetzen möchte.

Vorwort.

Nach dem Tode einer geliebten Freundin schrieb ich im unmittelbaren Gefühl des Scheidens meine Erinnerungen an sie nieder für mich und die Ihrigen. Auf den Wunsch ihres Gatten wurden sie als Manuskript für den Kreis der nächsten Freunde gedruckt. Ueber all unser Erwarten wurden die schmucklosen Blätter auch in weiteren Kreisen mit Liebe und Interesse aufgenommen und es kam uns manch theures Zeugniß zu von dem Segen, der von diesem Grabe auf bekümmerte Herzen, auf Leidens- und Sterbelager ausgegangen ist.

So ließ ich mich denn bestimmen, was ich früher nicht für möglich gehalten hätte, — die einfache Darstellung dieses Lebens und Sterbens Allen zugänglich zu machen, für die sie von Werth sein kann. Ob ich daran recht gethan, weiß ich nicht. Wie viel sich dagegen einwenden läßt, welche Ueberwindung es kostet, solche uns ganz eigne und heilige Erinnerungen hinauszugeben in die Welt, — das habe ich selbst vielleicht am tiefsten gefühlt. Aber ich glaubte nicht gegen den Sinn der Seligen zu handeln, die einen so innigen Herzensdrang

hatte, für Viele Gutes zu thun, ſelbſt mit Hingabe ihres Eigenſten und Liebſten, und die ſich gefreut hätte zu denken, daß da und dort eine gedrückte Seele ſich aufrichte an der Kraft und dem Segen, die ihr Sterbelager erleichtert.

Es iſt ein ſehr einfaches Leben, ein Leben, deſſen ganze Aufgabe war zu lieben und zu leiden; es dürfte eher ein Seelenbild als ein Lebensbild genannt werden. Ich habe mich bemüht, ihr inneres Leben ſo wahr und treu zu geben, wie ſie ſelbſt war, in ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit, auch mit ſeinen Fehlern und Irrthümern, — denn nur in der Wahrheit kann Segen liegen. So iſt es nicht das Bild einer vollkommenen Heiligen, es iſt das Bild einer ringenden Seele, die durch Zweifel zur Klarheit, durch Glauben zum Schauen eingegangen iſt. Sie wollte nie beſſer ſein als Andre, aber ſie war verſchieden von Andern und ihr Weſen und Thun ſollte nicht mit dem gewöhnlichen Maßſtabe gemeſſen werden. Darum möchte ich dieſem Bild vor Allem liebevolle Augen wünſchen, Herzen, die es recht verſtehen. Sollte ſie da und dort doch mißverſtanden werden, ſo kann es ja nur mir weh thun, ihr nicht mehr. Sie ſteht und fällt dem Herrn, der ſich in ihren letzten Stunden ſo herrlich an ihr erwieſen hat.

Tübingen, im Sommer 1858.

Ottilie Wildermuth.

Es war vorüber. Es war ein heller, lichter Sonntagsmorgen, als ich wußte, daß ſie vollendet habe, daß die müde Pilgerin eingegangen ſei zu der Sabbathruhe ihres Herrn, und ich dachte mir ſchön, wie das klare Sonnenlicht nun auf den tiefen Frieden ihres bleichen Angeſichts ſcheinen werde.

Ich habe ſie nicht mehr als Leiche geſehen, keine Blume in ihren Sarg legen können, ich habe nicht ſo viel geweint um ſie, wie um Andre, die mir ferner ſtanden, und doch habe ich ſie ſo innig lieb gehabt, doch haben wir uns verſtehen lernen in den tiefſten, bedeutſamſten Augenblicken unſers Lebens, — aber unſer letztes Scheiden iſt keine Trennung geweſen, es war eine Vereinigung, inniger, heiliger als zuvor. Ich habe kein Lied auf ihrem Grabe niedergelegt, wie ich ſchon auf ſo manchem Grabe gethan; ihr Lebensbild ſteht zu reich, zu vielgeſtaltig, ihr Sterben zu ſchön, zu heilig vor meinen Augen, als daß mir möglich wäre, es in den Rahmen einer Dichtung zu faſſen. Und ſo möchte ich denn verſuchen, in einfachen Worten das Bild ihres Seins und Lebens zu geben, ſo wie es vor meiner Seele ſteht.

Ein frischer, sonnenheller Morgen tagte dem Leben, für das so frühe der Abend einbrechen sollte; — ein trüber und schwerer Abend, wenn er nicht durchleuchtet gewesen wäre von dem Morgenstrahl der Ewigkeit. Am Fuß der schwäbischen Alb breitet sich ein weites lachendes Thal vom Neckar durchströmt, in dem die freundliche Stadt Nürtingen liegt; eine Stunde davon in reichen Flachsfeldern von schönem Laubwald umgeben, liegt Augustens Heimathdorf.

Es war mir früher schon vergönnt, ihr Elternhaus zu schildern als das humoristische Pfarrhaus, ich hätte es eben so wohl das freundliche, das lebensvolle, das poesiereiche nennen können, so bunt und lieblich, so reich und mannigfaltig gestaltete sich das Leben des Hauses durch den immer jungen Geist des Pfarrherrn.

Noch sehe ich den Pfarrer lebendig vor mir: seine große stattliche Gestalt, die ihm in den Studentenjahren den Namen Ajax erworben, die klugen hellen Augen, die frische blühende Gesichtsfarbe und den Mund, den immer ein schalkhaftes Lächeln umspielte. Neben ihm die freundliche Hausfrau mit dem Ausdruck der innigsten Herzensgüte, die mit unermüdeter Geduld in seine Ideen einging, seine zahllosen Steckenpferde gewähren ließ und ihm überall herzlich sorgend und helfend, ergänzend und mäßigend zur Seite stand, wo seine Phantasie vielleicht zu bunte Sprünge gemacht hätte.

Ein heitres, gesundes, erfrischendes Leben führten die Kinder dieses Hauses, ein ganzes und volles Kinderleben, da der Vater selbst mit ihnen zum Kinde wurde und doch mit seinem reichgebildeten Geiste dem leichtesten Spiel wieder Bedeutung zu geben wußte. Das Haus war bevölkert mit lebendigen Kaninchen, zahmen Vögeln, die in wundersam gebauten luftigen Vogelpaläſten hausten und mit allerlei Gethier, das in Wald und Feld eingefangen und wieder freigegeben

wurde; daneben war der Vater unerschöpflich reich an wunderbaren Geschichten, die die Winterabende kürzten; der kleine Garten am Hause, kaum achtzig Schritte breit, war auf die abenteuerlichste und mannigfaltigste Weise angelegt, jedes der Kinder hatte seinen Antheil, den es nach eigener Phantasie bearbeiten durfte und auf dem gar wunderliche Schöpfungen entstanden.

Und Freiheit, goldene Freiheit, ungehemmtes Umhertreiben in Wäldern und Feldern, herzlicher, zwangloser Verkehr mit den Dorfbewohnern, die eine unbegrenzte Liebe und Anhänglichkeit an ihre Pfarrfamilie hatten, alles nur leise überwacht von dem sorgsamen Mutterauge, — das war die beste Schule für ein warmes, poesiereiches Gemüth; hier entwickelte sich Augustens reicher Sinn, ihr inniges Verständniß für die Schönheit der Natur im Kleinsten wie im Großen, die ihr bis zum Tode eine Quelle des reinsten Genusses blieb.

Sechs Geschwister wuchsen in dieser glücklichen Heimath auf, in der durch lange Jahre kein schweres Leid einkehrte; vier Söhne und zwei Töchter, zu denen später noch eine verwaiste Nichte kam. Auguste, die Aelteste, war vor Allen des Vaters Tochter, die Erbin seiner jugendwarmen, phantasiereichen Natur, seines elastischen heitern Geistes, und dies Erbe wurde bei ihr zum köstlichen Kleinod, verklärt in der Tiefe ihres reichen, liebevollen Gemüthes, geläutert in der Gluth schwerer Leidenstage.

Als Muttererbe blieb ihr die herzliche Güte, das liebevolle Eingehen in Andere, der echte, sorgsame Hausfrauentakt, mit dem sie bei aller Genialität ihres Wesens, in allen Körperleiden, bis an die Pforte des Todes auch die äußern Angelegenheiten der Ihren auf treuem Herzen trug.

Eine systematische Erziehung hat sie nicht genossen, wie denn überhaupt nichts an ihr systematisch war ihr Lebenlang.

Der Dorfschule wollte der Vater die Kinder nicht ausschließend anvertrauen, so wurden denn Hauslehrer angenommen, auf die Auguste jedoch nie gut zu sprechen war, und denen sie in den Erinnerungen aus dem Vaterhaus, die sie später für ihre Kinder niederschrieb, kein Plätzchen einräumte. Die alte Fabel vom König Klotz und König Storch scheint sich bei ihnen, nur in umgekehrter Weise, wiederholt zu haben.

Der Erste war ein gewaltiger Herrscher, der die armen Kleinen tyrannisirte und daneben in solchem Schuldbewußtsein zu erhalten wußte, daß sie nie wagten, den Eltern zu klagen. Auf diesen gefürchteten Herrscher folgte ein allzuzahmer, den das muthwillige kleine Volk seinerseits mißbrauchte und plagte und von dem sie sich durch allerlei Drohungen Straflosigkeit und gute Zeugnisse erpreßten, was ihnen dann wieder heimliche Gewissensbisse verursachte. Sehr besorgt für Augustens Ueberwachung zeigte sich der zahme Lehrer, als sie allmälig heranwuchs. Er korrigirte sogar ihre Notenbücher, wo der Text ihm gefährlich schien; in dem Liede: „Heute scheid' ich, morgen wandr' ich," änderte er z. B. „Holder Schatz ich denk' an dich" in: „Treuer Freund, ich denk' an dich," — mit der Zeit aber hielt es die Mutter doch für besser, diesen treuen Freund zu entfernen.

Diese Drangsale waren jedoch nur Episoden in einer freudenreichen Kinderzeit, Augusten aber blieb von da an eine tiefe, zarte Sympathie für die verborgenen Leiden der Kindheit, ein Verständniß der Kinderseele in ihren feinsten Schattirungen.

Als leiser, dunkler Faden zog sich durch ihre frühere Kindheit schon das Herzleiden, das ihr später so viel bittre Tropfen in den Lebenstrank mischte; ihr Herzschlag als Kind war oft so stark, daß sie ihre Puppen auf dem Herzen hüpfen ließ, ein lustiges Spiel, dessen sie sich gegen die Geschwister

rühmte, ohne zu ahnen, mit wie banger Sorge es die Mutter erfüllte. Ihr Aussehen aber war nicht kränklich, sie hatte immer die frische, blühende Farbe, die ihre Erscheinung auch später so erquicklich und anmuthig machte.

Neben all der köstlichen Freiheit des Umhertreibens wuchsen die Kinder doch nicht verborgen in ländlicher Einsamkeit auf. In Nürtingen, in den lieblichen Dörfern der Umgegend, gab es Freunde und Bekannte genug, die gern zu dem heitern, gastlichen Pfarrhaus pilgerten; in der Residenz, dem Paradies so mancher kindlichen Phantasie, wohnte ein reicher Kreis lieber Verwandter, der Pfarrer hatte elf Geschwister, die zu großem Theil das höhere Alter erreichten; die reichste Mannigfaltigkeit verschiedener Charaktere, verbunden durch gleiche geistige Lebendigkeit, durch das Band der herzlichsten Familienliebe, machten diesen Familienkreis vor vielen schön und gehaltvoll. Da wurden fröhliche Fahrten angestellt und die Pfarrkinder frühe mit den Wundern des Residenzlebens bekannt gemacht, heitere Familienfeste gefeiert, vor allem das Geburtsfest der verstorbenen, hochverehrten Großmutter, das alle Kinder, Enkel und Urenkel versammelte. Oefter noch erfrischten sich die Verwandten der Residenz in der herrlichen Waldluft des Pfarrdorfes und stolz führten die Pfarrkinder die Vettern und Bäschen aus der Stadt in die Herrlichkeiten des Landlebens ein.

In diesem wechselvollen Verkehr gewann Auguste früh eine unbefangene Leichtigkeit im Umgang, sie war keine Freundin äußerer Formen, aber sie fühlte sich nicht beengt davon, ihr Benehmen hatte nichts Abgeschliffenes, aber nie und nirgends etwas Eckiges und Unbeholfenes.

Nicht besser wüßte ich die Periode ihrer Kinderzeit abzuschließen, als indem ich einige ihrer eigenen Schilderungen gebe, die sie unter dem Titel: „der Pfarrkinder Jugendleben,“

in Bildern nach den zwölf Monaten geordnet, in ſpätern Jahren aus der Erinnerung niedergeſchrieben hat.

Das Gewitter.

Das Dorf iſt wie ausgeſtorben, nur ein paar alte kränkliche Leute ſitzen, kleine Kinder hütend, vor der Hausthüre; was Arme und geſunde Glieder hat, regt ſich draußen auf den Wieſen. Nach lang anhaltendem Regenwetter ſcheint die Sonne heute heiß, man kann das Heu trocknen und auf den Abend noch nach Hauſe bringen.

Im Pfarrhauſe iſt es auch ſtill, die Laden ſind geſchloſſen, um das Zimmer kühl zu halten, der Vater hält Mittagsruhe in ſeiner Stube, die Mutter nickt am Arbeitstiſchchen, da ſchlüpft der kleine Emil hinter ſie und zupft ſie am Kleid: „Mutter, Mutter, jetzt ſchiebt der Aette den Wagen heraus und fährt in's Heu! Dürfen wir mit?“ (Aette und Amme waren die Nachbarsleute, deren Haus und Feld in Wahrheit den Pfarrkindern eine zweite Heimath war.)

Die Mutter ſchrickt ein wenig zuſammen, faßt ſich aber ſchnell, ſieht in das liebe bittende Geſicht ihres Emil: „Willſt du denn allein mit, Emil?“ — „O nein, Wilhelm und Guſtchen wollen auch mit, aber ſie haben nicht das Herz zu fragen und ſchicken mich.“

Die zwei Größeren ſehen im Nebenzimmer zum Fenſter hinaus und bedeuten mit allerlei Zeichen dem Nachbar, daß er ja nicht fortfahren ſolle, weil ſie vielleicht noch mit dürfen. Mit Lachen erlaubt es die Mutter, und mit großem Jubel ſetzen ſich die Kinder auf den Wagen. Die Mutter macht zur Bedingung, daß der blinde Hansjörg nicht fahren dürfe, wiewohl er ſo ſicher fährt wie ein Sehender.

Dieser Blinde war im Dorf eine wichtige Person und Auguste hat ihn in den Dorfgeschichten geschildert, die sie im Jahr 1847 herausgegeben — er versah fast alle Geschäfte eines Sehenden und wurde hauptsächlich als Nachtbote benützt, weil Nacht und Tag gleich für ihn waren; von den Pfarrkindern war er ein besonderer Freund.

Vater und Mutter sehen oben aus den Fenstern, wie unter Lachen und Jauchzen der Kinder mit Gerassel und Gepolter der Wagen wegfährt.

So eine Fahrt ist das Heiterste, was es gibt; holpert und poltert es noch so arg, man fährt später nie mehr so sanft; gelingt es dann noch erst, heimzufahren auf dem vollen Wagen, wo man vergraben in frischduftendem Heu liegt und die Sonne so recht warm auf sich scheinen läßt! man sollte meinen, es könne nach so einer Durchwärmung einen nie mehr frieren im Winterleben. Immer ist aber eine solche Fahrt für die Kinder zu kurz, gar bald ist man auf den sogenannten Brunnenwiesen; sanft und sachte geht es hier noch ein Stück auf Wiesen fort, bis man die des Nachbars erreicht. Die Amme mit ihren Kindern ruht im Schatten einer frisch aufgeschichteten Heumauer in der Nähe des Waldes. Die Sonne brennt entsetzlich; der nahe Wald ist verführerisch, das kleine Volk entwischt mit den herbeigekommenen Pfarrkindern in den Schatten der Bäume; an dem Saum des Waldes wachsen wilde Rosen und Erdbeeren in Menge.

Unterdessen ziehen Wolken am Himmel auf; ein verdächtiges Lüftchen bewegt das Laub der Buchen, unter welchem die Nachbarskinder mit Wilhelm emsig nach Erdbeeren suchen. Gustchen hat einen Strauß wilder Rosen gebrochen und ist im Begriff, einen Kranz für die Mutter daraus zu winden. Der kleine Emil ist nicht in der Nähe. Wilhelm

zeigt Guſtchen ſeinen Erdbeerenſtrauß, aber mit dem Bemerken:

„Hörſt du, Guſtchen, es donnert!“ Es donnert wirklich, und mit Schrecken bemerkt Guſtchen eine große ſchwarze Wolke, welche über dem Walde aufſteigt. Die Amme ruft von der Wieſe her: „Kinder, kommt eilig, es ſteigt ein Gewitter auf!“ Die Kinder laufen was ſie können, Emil iſt aber nicht unter ihnen, Aette und der Blinde laden ſo ſchnell als möglich den Wagen; die Kinder ſollen warten, Aette getraut ſich nicht, ſie bei der raſchen Fahrt mitzunehmen. „Nun iſt's genug,“ meint er, „es wird ſonſt alles naß. Hüo, Schimmele!“ und mit einem Satz und Ruck iſt der Wagen im Gang, über die Wieſe hin, und den ſtaunenden Kindern bald aus dem Geſichte. „Kinder,“ ſagte die Amme, „vor dem Regen kommt ihr nicht mehr heim; Guſtchen und Wilhelm, ſchnell hierher unter dieſen Heuhaufen!“ Ganz verſteckt wie Vögelein im Neſte, ſitzen die Kinder im Heu; es tropft ſtärker. Bärbele, Gottlob und Kathrinle ſind noch im Walde und rufen nach Emil, welcher ſich nirgends hören und ſehen läßt. Jetzt fängt es ganz nahe zu donnern an, ein Blitz nach dem andern zuckt über dem Walde; bald ſieht es aus, als wenn der ganze Wald ein großer ſchwarzer Zunder wäre, auf welchen der liebe Gott Feuer ſchlüge.

Die Kinder unter ihrem Heuhaufen ſehen das Zucken und Feuerſprühen über dem Walde ſehr deutlich. „O Emil, du armer Emil!“ ruft Guſtchen. Wilhelm tröſtet ſie: „Es wird ihn gerade nicht treffen, jammere nur nicht ſo!“ ſagte er; „ſiehſt du denn nicht? alle Bäume ſtehen ja noch, kein einziger brennt!“ Jetzt fängt es an zu regnen, die Kinder unter ihrem Heu ſehen nichts mehr; zuerſt iſt's nur wie ein Schleier vor ihren Augen, jetzt ganz dicke Nacht. Das Waſſer ſchießt über ihre Köpfchen herunter, ohne ſie zu näſſen; wie

ein Dach schützt das Heu, in welches sie sich immer tiefer hinein bohren. Blitz, Donner und das Rauschen der Wasser, Alles dünkt ihnen ein Traum.

Es wird wieder leichter, der Regen läßt nach, hört endlich ganz auf, die Amme bis auf die Haut durchnäßt, kommt jetzt, die Kinder aus dem Nestchen zu holen. Kaum etwas feucht auf dem Rücken, sonst brodtrocken, kriechen sie hervor. „Wo ist Emil?“ ruft Gustchen mit ängstlicher Miene. „O gutes Kind, ich hab' ihn nicht gefunden, wenn er nur nicht verirrt ist!“ Was war das für ein Wehklagen unter den Kindern! Laut weinend, des Morastes nicht zu gedenken, mit welchem sie überzogen waren, kamen sie vor dem Elternhause an. Oben geht klingend ein Fenster auf, und ein liebes Stimmchen ruft herunter: „Aber ihr seid schmutzig, ich bin schon lange wieder zu Hause, und bin gar nicht naß geworden!“ Es war Emil. Die Sonne scheint gerade wieder helle; ein prachtvoller Regenbogen steht über dem Walde, über welchen vor einer Viertelstunde der liebe Gott alle seine Blitze losließ.

Der Stuttgarter Theodor.

Wie der kleine Emil vor vierzehn Tagen die schwarze Wolke zuerst hinter dem Walde aufsteigen sah mitten im Erdbeerschlag, war er unversehens auf den Fußweg gekommen und unberegnet nach Hause gehüpft, den Eltern hatte es Spaß gemacht und Aerger zugleich, da seine Geschwister und die gute Amme unnöthig in Angst gekommen waren. Der kleine Emil war ein sinniges Kind, gedankenlos und gedankenvoll, deßhalb machte er manchmal solchen Spuk. Kurz nach der Heuernte kam der kleine Vetter Theodor auf

Besuch aus der Residenz. Dem war Alles neu; er sah das ganze Leben und Treiben auf dem Lande, wie die immer neu geformten Figuren und Bilder in einem Kaleidoskop: jeden Tag neue Bilder und neue Figuren in dem so einfachen, eintönigen, sich im Grunde immer gleichbleibenden Landleben. Hatte nicht der Aette einen nagelneuen schwarzen Bock, konnten die Kinder diesen nicht alle Tage an eine andere Hecke treiben, durften sie nicht hinter der Kirche auf dem alten Kirchhofe für den Bock Heu machen? Schon einen ganzen Stall voll hatten sie eingeheimst; es war auch sehr trocken, aus Furcht aber, es könnte doch heimlicherweise noch feucht sein, sich selbst entzünden, und so eine Feuersbrunst veranlassen, liefen die Kinder des Tages wohl zwanzigmal an den Stall, öffneten die Thür und steckten die Hände in das Heu, ob es nicht warm werde. Im Grunde hätte es sie doch ein wenig gefreut, wenn das Heu angegangen wäre, war doch der Brunnen gleich dabei, und hatte doch der Theodor aus Stuttgart gesagt: „er glaube gar nicht, daß Heu sich von selbst entzünden könne!“ da wär's immerhin schön gewesen, wenn der Stadtbube Unrecht behalten hätte.

Auch Seidehasen (Kaninchen) hatten die Pfarrbuben, sie bewohnten eine untere Stube, in der der Vater zugleich eine Menge Vögel hielt. Brachte der Vater Morgens den Vögeln Futter, so durften die Kinder den Kaninchen frische Kohlblätter und Salat bringen. Das war eine Freude, wenn die Hasen dann aus den Gängen hervorkamen und so nette Männchen machten, ihre Pfötchen leckten, herbeisprangen, und den Knaben die Blätter aus der Hand fraßen! Alle Tage machten die Hasen nettere Sprünge und drolligere Sachen. Wie nun gar eines Morgens die Entdeckung gemacht wurde, daß zwei weiße Häsinnen wenigstens

zusammen acht bis neun junge Häschen bekommen hatten, stieg der Jubel der Kinder auf's Höchste. Der Ausbruch des Jubels über dieses freudige Ereigniß war so lebhaft, und die Vögel aller Gattungen im Zimmer pfiffen, zwitscherten und krächzten zu dem Jubel der Kinder so laut, daß die armen Hasenwöchnerinnen gewiß darüber Kopfweh bekommen haben.

Das schönste Stücklein aber vom Stuttgarter Theodor: wie er und der Emil geschwind noch vor dem Essen auf die alte Burg laufen wollten, die doch fast drei Stunden weit entfernt ist, wie sie aber verirrten und wieder verloren gingen, so daß die ganze Familie auszog, um sie zu suchen, bis sie am Ende von der Amme schlafend in einem Graben gefunden wurden, will ich auf's Nächstemal aufsparen.

Der Mutter Geburtstag.

Im stillen Studirzimmer an einem der Fenster, welches in den Garten hinaus sieht, sitzt der Vater und studirt. Es ist heute der 4. Juli, der Mutter Geburtstag und morgen ist's Sonntag. Gäste werden erwartet; durch das offene Fenster dringt Rosen- und Resedenduft aus dem Garten in's Zimmer. Die Rosen stehen im schönsten Flor, auch hat die Schönheit des Sommers ihren Höhepunkt erreicht. Alle Vögel, Distelfinken, Meisen und Zeisige pfeifen in dem Vogelzimmer zur ebenen Erde, daß man sie oben hört. Alle diese aber übertönt ein Schwarzkopf, welcher hinten im Garten in der Nähe des Rosenhügels das Nest mit Jungen hütet. Das Nestchen mit den bald flüggen Kleinen ist die Freude von Vater, Mutter und Kindern. Sein melodisches „du du" macht

Meisen, Finken und Zeisige schweigen, wie das Summen der Fliegen übertönt wird vom schmetternden Schlagen eines Kanarienvogels im Zimmer. Die Gedanken zur morgigen Predigt fliegen dem Vater gleichsam zum Fenster herein, im Blumenduft und Vogelsang. Wie glänzt Alles draußen im Schmucke des Thaues, nicht minder aber innerhalb des Zimmers, welches auf's Lieblichste geschmückt ist. Die schönsten Blumenguirlanden zieren die Vorhänge, die Bilder der Eltern und Großeltern und die Büste Schillers, des Lieblingsdichters der Mutter. Eine geschmückte Torte nebst einem Teller voll Zuckermandeln, eingefaßt mit Rosenkränzen, stehen auf dem Tisch. Auf den Mandeln liegt ein Gedicht von Wilhelm, das so schließt:

„Gustchen meint die Mandeln
Haben keinen Glanz,
Dafür, sag ich: strahlt dir, liebe Mutter,
Doch der Rosenkranz."

Kleine Arbeiten der Kinder liegen daneben, selbst Emil hat mehrere Büschelchen Zahnstocher sehr zart geschnitzelt mit Rosabändchen umwickelt, seiner Hände Arbeit, hinzugethan, sammt den ersten Schreibproben. Gustchen einige Filethauben, Wilhelm, Meister schon in jeglicher Kunst, eine große Pappschachtel nebst einem dicken Pack Seidenhaar, fast ein Pfund, Ertrag der Hasenkultur, ein Präsent, das ihm besonders anerkennungswerth dünkte. Noch sind die Kinder beim Lernen. Erst wenn die Gäste ankommen, wird das Zimmer geöffnet und die Mutter zugelassen.

Der Vater hat sich nun zum Studiren eingeschlossen; durch's Schlüsselloch ruft jetzt die Mutter: „Alter! ich gehe in den Garten!" Sie wandelt mit ihrem Strickzeug zwischen den Blumenbeeten, sieht hie und da lächelnd die Lücken ihres

Blumenflors. In der blühenden Jasminlaube setzt sie sich, von der man den langen Gang hinunter sieht, mit den mannigfaltigsten Blumen rechts und links geschmückt, im Hintergrunde das Rosenhügelchen mit der Hütte. So ein Stille- und Alleinsitzen in der belebten, voller Pracht strahlenden Natur, in einem für uns wichtigen Tage ist ein Ruhepunkt, ein Stillestehen der Zeit. Lange sitzt die Mutter, das Strickzeug im Schooße und blickt sinnend aus der Laube heraus in den morgenschönen Garten. Mit dem Schlage neun Uhr hüpfen die Kinder herbei, überall im Hause haben sie die Mutter gesucht, finden sie endlich im Garten in der Laube mit Thränen in den Augen. „Warum weinst du, liebe Mutter? Onkel und Tante kommen ja heute, und dein Geburtstag ist!" fragte der kleine Emil theilnehmend. In diesem Augenblick hörte man schon das Rollen eines Wagens auf der Landstraße. „Sie kommen, sie kommen!" rufen die Kinder, klatschen in die Hände und ziehen die Mutter von ihrem Sitze auf. Vor der Hausthüre sehen sie schon drüben über der Straße den blinden Hansjörg stehen. „Guten Morgen, Frau Pfarrerin," ruft er herüber, „ich gaube der Herr Finanzrath kommen, den Wagen kenne ich am Rasseln." Immer näher kommt das Gefährt, Onkel, Tante und Kinder steigen aus. Der Stuttgarter Theodor ruft noch vom Gefährt aus: „Nicht wahr, ich komme bald wieder, Hansjörg? Was macht Aette's Bock, deine Hasen, Wilhelm, und die Vögel?" „Alles nachher, lieber Theodor," entgegnete der Vater mit Ruhe, den das Wagengerassel aus dem Studirzimmer die Treppe heruntertrieb, die Gäste zu empfangen, und der jetzt hülfreich am Wagen stand. Die Kinder stürmen voraus die Treppe hinan, ruhig folgen die Eltern.

Wilhelm hatte des Vaters Zimmer geöffnet, hier im Festsaale des Tages wurden die Gäste empfangen. Ein O!

und Ach! aus aller Munde. Die Mutter war natürlich sehr erstaunt über die mannigfachen Geschenke, zu welchen jetzt auch noch neue von Onkel und Tante hinzukamen. Am meisten wurden Emils Zahnstocher bewundert, wovon alsbald jedes aus der Gesellschaft sich einen aneignete, was Emil sehr schmeichelte. Die Seidenhaare der Hasenkolonie freuten die liebe Mutter ganz besonders, zumal, da jetzt im Sommer noch warme Strümpfe auf den Winter verfertigt werden konnten.

Das Festmahl wird unter allseitiger Heiterkeit genossen, im kühlen Zimmer sitzt Mittags nach dem Kaffee die Gesellschaft. Der Onkel von Stuttgart erzählt von den Festivitäten, welche man den königlichen Gästen gegenwärtig veranstaltet; der liebe Vater von dem prächtigen Heuertrag und den glänzenden Aussichten zur Erndte und von der Masse Kirschen, welche heuer die Bäume tragen. Vater war auch ein Meister auf der Maultrommel, ein schmelzendes Adagio, welches wie Aeolsharfen durch's Zimmer schwebte, hielt die Gesellschaft ganz still, als ein Treppenheraufstürzen und ein unartikulirtes Geschrei aller Kinder, an ihrer Spitze den Theodor, diese feierliche Stille unterbrach. „Das Nestchen ist fort, das Nestchen ist fort!" schrien Alle zugleich. „Das Nestchen mit den jungen Schwarzköpfen?" — „Eben dieses, und denke nur, Aettes Gottlieb hat sie ausgenommen." — „Der böse Bube," schrien wieder alle Kinder durcheinander.

„Holt mir den Schlingel auf der Stelle," sagte Vater kurz und sehr böse. Unten an dem Baume, auf welchem die Schwarzköpfe brüteten, stand bald die ganze Gesellschaft. Hier auf dieser Stelle hatten die Eltern mit den Kindern die Thierchen oft belauscht: wie das Männchen dem Weibchen durch die lieblichsten Töne das langweilige Geschäft des Brü-

tens versüßte, wie die Jungen endlich ausschlüpften, die Alten sie fütterten, was war das für ein Schnäbeln und Zwitschern.

Noch einige Tage und die Jungen wären ausgeflogen. Die ganze Familie war gespannt auf dieses Ereigniß.

Das Nestchen lag jetzt zerzaust unter dem Baume; Wilhelm schleppte den Delinquenten herbei; Vater zog ihn mit einer Hand näher zum Baume, mit der andern hielt er etwas unter dem Rocke verborgen. „Hier also hast du den armen Thierchen ihre Jungen genommen, du gottloser Bube?“ fragt der Vater. „Ja,“ erwiederte dieser zitternd. „Wie hast du es gemacht? Zeig' mir, wie bist du den Baum hinauf geklettert.“ Der Bube zitterte am ganzen Leibe, kletterte aber rasch zu, wie um Vaters Zorn zu beschwichtigen. Noch war er zu erreichen, da zog der Vater schnell ein spanisches Röhrchen unter dem Oberrock hervor und gerbte des Buben bocksleberne Hosen so derb durch, daß er sein Leben lang gewiß daran dachte. „So jetzt geh' und denk' an diese Züchtigung!“ fügte der Vater mahnend hinzu. Heulend trottelt der Bursche ab. — Dunkle Wolken ziehen am Himmel auf, ein heftiger Sturm tobt in den Bäumen des Gartens, klagende Laute von den ihrer Jungen beraubten Vögeln tönen dazwischen. Onkel Finanzrath läßt schnell einspannen, um vor dem Ausbruch des Gewitters die Stadt zu erreichen. — So endete dieser Tag, der wie so viele im Leben heiter begann und trübe zu Ende ging. Ueber den Verlust der jungen Schwarzköpfe konnte sich die Familie längere Zeit nicht trösten; denn auch der Alten Gesang war seitdem verstummt.

Der Kinder Puppenstube.

Habt ihr auch schon der Kinder Puppenstube gesehen? Heute ist ein nebliger Tag, es läßt sich nicht im Freien

schwärmen, wir wollen dort einen Besuch abstatten. Die Schule ist eingestellt wegen einer Lehrerkonferenz, weßhalb die Kinder einen langen, langen freien Tag vor sich haben. Morgens schon werden die Aufgaben verfertigt, Gustchen hat sich wieder hinter des Vaters Ofen gesetzt, und hat mehr als ihre Aufgabe gestrickt; schon um zehn Uhr sind sie frank und frei! Die Puppenstube ist nicht ein zierliches Haus, wie die meisten Kinder heut zu Tage haben, mit Salon, Wohn- und Schlafzimmer, mit Fenstern, Vorhängen und all' den unzähligen Kleinigkeiten, deren sie nie genug bekommen, und deren Besitz sie ungenügsam auf ihr ganzes Leben macht. Die Puppenstube ist ein alter Hühnerstall, man geht die Hühnertreppe hinauf, die Thüre ist so erweitert, daß die Kinder auf den Knieen hineinrutschen können. Drinnen sieht es behaglich aus, etwas Dämmerung herrscht vor, zumal bei dem dichten Nebel draußen; aber war man nur erst ein Weilchen drinnen, da sah man schon genug! Emil hatte in der Frühe hierinnen gescheuert und frischen Sand gestreut. Gustchen erwartete heute Mittag Frauen zum Kaffee, sie war seit zehn Uhr mit Wilhelm auch im Hühnerstall beschäftigt, und hatte gewirthschaftet, wie nur die Mutter, wenn sie Besuch erwartet. Es ist Mittags 1 Uhr, Gustchen rutscht gerade durch's Thürchen hinein, Wilhelm steigt die Treppe hinauf, und Emil ruft unten: „Habe ich nicht den Boden schön gefegt?" „O! sehr schön!" ruft Louischen, im Zimmer angelangt. — Drinnen stand eine alte Kiste, in welche die Hühner früher ihre Eier legten. Die Kinder hatten sie umgestürzt, und mit einem Tuch von der Mutter bedeckt, dessen Fransen bis auf den Boden hingen. Sie rückten den Tisch vor, rings herum kamen sechs runde Holzklötzchen, welche der Aette besonders gesägt hatte, und die nett um den Tisch standen wie Höckerchen. Das Hauptstück der ganzen Ein-

richtung ist aber ein alter, abgängiger Nachttisch, er liegt auf der Seite, ist vorne offen, und hat oben eine Wand. Alle Schönheiten und Raritäten, welche die Kinder besitzen, sind in demselben aufgespeichert. Zur Zierde des ganzen Zimmers steht aber auf ihm eine alte Lampe. Nach und nach entdeckt man an der Wand des Gemachs einige schöne Gemälde alle selbst illuminirt und von Wilhelm angenagelt und aufgeklebt. Der beiden Knaben Armatur: Säbel und Flinten, hängen auch da, und die Puppen der Mädchen stehen und sitzen an den Wänden umher. Viel Platz sich zu bewillkommnen, findet man nicht, deßhalb ist es am Besten, man setzt sich gleich. Die Kinder sitzen auch und erwarten die Besuche. Bärbele und Kathrinchen kommen, Gottlieb ist wegen seiner Unmanierlichkeit im Zimmer nicht wohl zu dulden, auch haben die Kinder das Nestchenausnehmen nicht vergessen.

Jetzt kommt aber der Besuch. Gustchen streckt eben den Kopf aus dem Thürchen. „Ei das ist recht schön, daß Sie kommen, Frau Schultheißin" (es war aber nur das Bärbele); hinter dieser kommt das Kathrinchen. „Ah, Frau Schulmeisterin, Sie kommen auch, das ist recht brav!" Die Gäste steigen die Treppe hinauf und kriechen in's Zimmer. Da sitzt nun die kleine Gesellschaft; Gustchen holt aus der Etagere Tassen, und Emil, der die Magd macht, kriecht schnell hinaus und das Treppchen hinunter, und holt den Kaffee über dem Hof drüben in der Küche. Lieschen, die Magd, brummt immer etwas über die Kinderwirthschaft, wenn aber Emil kommt und etwas begehrt, brummt sie nicht und ist sehr freundlich. Sie gießt ihm ein wenig Cichorienbrühe in ein Näpfchen und Milch in ein anderes. Mit beiden Geschirren kommt er gut die Treppe hinunter und über den Hof bis vor die Stiege des Hühnerstalls. Gustchen hat ihn schon hertrippeln hören, und streckt eben wieder das Näschen zur

Thüre hinaus. „Hast du den Kaffee?“ — „O ja, aber ich kann ihn nicht mehr halten, er brennt mich so sehr; bitte, komme doch schnell herunter!“ — „Stelle ihn nur auf den Boden,“ sagte Gustchen. Emil machte den Versuch, sich auf ein Knie niederzulassen, aber o weh! in diesem Augenblick wird's ihm zu heiß, Kaffee und Milch mit den Töpfchen liegen auf dem Boden. Ein Zettergeschrei Emils und Gustchens ruft die Eltern an's Fenster, alle vier Kinderköpfe strecken sich oben durch das Hühnerloch und bedauern den guten Kaffee. „Dießmal aber warst du doch recht dumm!“ schrie Gustchen an den ganz verdutzten Emil hin. Die Mutter ruft aber oben zum Fenster herunter: „Beruhiget euch und kommt doch aus eurem Ställchen heraus, ihr bekommt alle oben noch Kaffee. Eins um's andere kriecht jetzt heraus, klettert das Treppchen herunter, um oben im gemeinsamen Zimmer den Kaffee zu trinken. „Dießmal ist doch Emil recht ungeschickt gewesen,“ sagt Wilhelm oben zum Vater. „Es war alles so schön arrangirt, wie du allemal sagst, und jetzt wirft der dumme Geselle den Kaffee hin, und verdirbt uns so den ganzen Mittag!“

Noch gar manche Bilder aus diesen lieblichen Erinnerungs-Blättern möchte ich geben: den abenteuerlichen Spaziergang der Pfarrfamilie in den Wald, wo eine Zigeunerbande lagerte, an deren gastlichem Feuer der Pfarrer und seine Frau sich niederließen und sogar von ihrer Abendmahlzeit kosteten, und wo sie von der alten Zigeunermutter mit dem Segensspruch entlassen wurden: „Ist gut von dir gewesen, Pfarrer, daß du uns besucht hast, die Verachteten, Ausgestoßenen! Das Wetter wird in deinen Ort nicht schlagen, Kühe und Schafe werden Junge und Milch genug geben,

deine Kinder werden groß und ſchön werden, und du und deine Frau werden alt und lebensſatt in die Grube fahren! Gut Nacht.“ Ich möchte gern den ſchönen Waldſpaziergang nacherzählen, den die Kinder mit der Amme machten, um Haſelnüſſe zu pflücken, wo ſie ein Fuchsloch entdeckten und Amme ihnen ſchöne und grauſige Sagen erzählte; oder von der luſtigen Schlittenfahrt zur Faſtnachtszeit, wo eine freundliche Dorfwirthin die Kinder mit Faſtnachtsküchlein beglückte, von der Kirchweih, wo die Pfarrkinder, um den Backofen der Amme gelagert, die herrlichen Flammkuchen friſch von der Quelle ſchmauſen dürfen, oder von dem prachtvollen Luſtfeuer auf dem Kartoffelacker, bis eine Schilderung des herrlichen Weihnachtsfeſtes, des immer gleichen und doch ewig jungen und ſchönen, den Kreislauf des Jahres ſchließt. Aber ich lebe immer noch der Hoffnung, dieſe friſchen und lebenswarmen Bilder, die auch einem Zeichner den reichſten Stoff geben würden, werden noch einmal der Kinderwelt als Bilderbuch gegeben, — und ich will deßhalb nicht das Beſte oben weg ſchöpfen.

Die Blüthe muß abfallen, um der Frucht Raum zu geben. Die goldnen Kindertage gingen vorüber. Der Abſchied von der Kindheit iſt vielleicht das traurigſte Scheiden des Lebens, und doch das ſchmerzloſeſte. Die Meiſten ſehnen es herbei, und für die Andern iſt der Uebergang ein ſo allmäliger, daß ſie ihn erſt fühlen, wenn er lange, lange vorüber iſt.

Der fröhliche Familienkreis im Pfarrhaus löste ſich allmälig; die Brüder kamen in auswärtige Koſtſchulen, Auguſte wurde zu weiterer Ausbildung in die Reſidenz geſandt.

Unter ſo einem Kurſus: „Bildung,“ den ein Landmädchen in der Reſidenz erhalten ſollte, wurde gar mancherlei

verstanden: Kleidermachen, Putzmachen, Kochen, fein Bügeln und Tanzen. Wenn's hoch kam, auch Musik, wo Talent vorhanden war, und von sämmtlichen Wissenschaften höchstens ein Bischen Französisch.

Wie Auguste daheim den besten und wesentlichsten Theil ihrer Bildung mehr der geistigen Lebensluft des Vaterhauses verdankte, als bestimmtem Unterricht, so waren auch bei dem Residenzaufenthalt die vielen Lehrstunden von minderer Bedeutung für ihre innere Entfaltung als der erweiterte Kreis der Familie, unter dessen verschiedenen Elementen sie sich frei und heiter bewegte, ohne just viel Politur anzunehmen.

In der Nähschule war sie der allgemeine Liebling, wie denn Alt und Jung ihre herzgewinnende Freundlichkeit rühmt, auch schon in den frühen Jahren, wo sonst die Jugend in unbewußtem Egoismus nur für sich und für Jugendgespielen lebt.

Von allen Bildungselementen nahm sie nur in sich auf, was für ihre Eigenthümlichkeit taugte; für Poesie hatte sie immer einen warmen, offenen Sinn, aber dabei von aller Sentimentalität frei, und auch in der Zeit, wo man gar gerne begeistert nachbetet, was eben an die große Glocke der Zeit geschlagen hat, hielt sie ihr eigenes Urtheil frei und unbefangen, die humoristische Ader des Vaters floß auch durch das warme überwallende junge Mädchenblut.

Ein Onkel nahm sich ihrer wissenschaftlichen Ausbildung an und lehrte sie französisch. Sie hat sich aber auf diesem Gebiet keine Lorbeeren errungen, weder Talent noch Lust für Sprachstudien war groß bei ihr, alle festen, gegebenen Formen widerstrebten ihrer freien Natur. Moden und Handarbeiten konnte sie immerhin nach eigenem Geschmack umformen, aber Sprachen, — ach die leidigen Deklinationen und Konjugationen fügen sich keiner Individualität! Sie besuchte pünktlich

die Lektionen, arbeitete pflichtgetreu ihre Aufgaben, um so lieber, als der Onkel eine geistig bedeutende, ihr imponirende Persönlichkeit war, — aber als sie eine Cousine fragte: „machst du auch progrès in deiner Stunde?“ antwortete sie unschuldig: „nein, das läßt mich mein Onkel nicht machen.“ So ist sie denn bald wieder ganz und gar zur Muttersprache zurückgekehrt, und so wie sich ihr Leben gestaltete, durfte auch sie und die Ihrigen den Mangel an Sprachkenntnissen nicht beklagen.

Selbst mit dem Deutschen hat sie's so genau nicht genommen. Die Kornblumen im Aehrenfeld, wie ein chevaleresker Dichter die Schreibfehler der Frauen nennt, fanden sich in reichlicher Fülle in ihren schriftlichen Arbeiten; ihr rascher und lebendiger Gedanke flog stets dem Wort voran, so ging sie auf merkwürdige Weise mit der Orthographie um und behandelte und verwandelte b und p, v und f, d und t ganz nach Belieben, ohne alle Rücksicht auf Sprachregeln.

Von der Residenz kehrte sie wieder gerne zur Heimath zurück mit einer Cousine, mit der sie von da an bis zum Tode die herzlichste Freundschaft verband. Jetzt nahm sich der Vater ernstlich ihrer Studien an, er unterrichtete die Mädchen in Geschichte, Geographie, und dieser Unterricht, in des Vaters eigenthümlicher, heiterer, frischer Weise gegeben, fand denn auch leichten Eingang in ihren offenen Sinn und hat ihn geweckt für alles was groß und bedeutsam ist in Vergangenheit und Gegenwart.

Sie hat nie, wie andere junge Mädchen, die Leidenschaft des Romanlesens gehabt, sie konnte mit Wärme und Interesse sich in ein Dichterwerk vertiefen, aber das schmachtende, schwärmerische Untergehen in diesen erträumten Welten, das krankhafte Jagen von einer Unterhaltungslektüre zur andern blieb ihr fremd, auch noch ehe ein ernster, ganz aufs Ewige ge-

richteter Sinn sie von profaner Lektüre abwandte; sie hatte früh gelernt allein zu sein mit ihren eigenen Gedanken und kam so nicht in die Gefahr, in einer fremden Phantasiewelt unterzugehen.

Um so lebendiger war der Eindruck, den einzelne gute, oftgelesene Werke auf sie machten; noch sehr jung fand sie einst zufällig in einem Notenbuch Bürgers Ballade: des Pfarrers Tochter von Taubenheim, die sie auf so furchtbare Weise erschütterte, daß sie fast krank davon wurde, und sich wochenlang nicht von dem Eindruck erholen konnte.

Die Herrlichkeiten der Welt: Bälle, große Gesellschaften, hat sie nur im Vorübergehen gekostet, jung und lebenswarm, wie sie war, ist doch ihr Herz nie daran gehangen; von dieser Seite her hat die Welt nie einen Halt an ihr gehabt. Ein stilles Morgenstündchen im Garten, ein einsamer Gang oder ein fröhliches gemeinsames Hinausziehen in den schönen grünen Wald, eine heitere Tafelrunde mit lieben Gästen, — das waren ihre liebsten Jugendfreuden, — an die gewöhnliche Gattung von Mädchenfreundschaft mit ihrem nichtigen Geplauder, ihren kindischen Interessen hat sie sich nie zersplittert.

Jung ist freilich ihr Herz auch gewesen und hat seine Träume und Ideale gehabt, Träume, von denen Uhland so schön sagt:

Der Himmel hört ihr Flehen
Und lächelt gnädig: nein,
Und läßt vorüber gehen
Den Wunsch zusammt der Pein.

In welchem tieferen Gemüth ist nicht einmal ein Vineta erträumten Glückes versunken? Laßt sie ruhen im Frieden!

Das geistige Leben im Pfarrhaus gestaltete sich immer

reicher und lebendiger, je mehr durch die Kinder neue Elemente dazu kamen. Wunderſame Räthſel und Charaden wurden gedichtet, an denen ſich der Scharfſinn der Jugend erſchöpfte, gemeinſame Luſt- und Trauerſpiele verfaßt, zu denen Jedes eine Scene lieferte; mit einer ſehr geliebten Schweſter des Pfarrers ging ein raſcher brieflicher Verkehr mit allerlei ſinnigen Räthſelaufgaben und Wortſpielen hin und her, und Auguſte verſtand am meiſten von allen Geſchwiſtern in des Vaters Art und Weiſe einzugehen.

Daneben aber ſorgte die gute Mutter, daß die Uebung häuslicher Fertigkeiten nicht verſäumt blieb. Der große Haushalt, die vielen Gäſte, die heranwachſenden Brüder, gaben reichlichen Stoff zu Uebungen mit Kochlöffel und Nadel. Der Segen einer guten, feſten, häuslichen Erziehung hat ſich auch an ihr bewährt, — nicht nur die Fertigkeit der Hand, auch der ſichere, richtige häusliche Takt, der Sinn für Ordnung und Pünktlichkeit blieben eine feſte Grundlage bei ihr, bei all der freien, heiteren, oft genialen Weiſe, neben allen geiſtigen Intereſſen und Beſtrebungen, die ſie bewegten, und machten ſie zur guten Mutter ihrer Töchter, zur treuen, umſichtigen Hausfrau, ſelbſt als ihre fleißigen Hände ruhen mußten.

Das ‚Jungfer‘ Guſtele war das Licht und die Blume des Dorfes, ein heller Sonnenſtrahl in den Hütten der Armen und in den Häuſern der Wohlhabenden, überall willkommen und geliebt in ihrer natürlichen, herzlichen Freundlichkeit, die rechte Hand der Eltern im Geben und Wohlthun. Sie war eine lieblich anmuthige Erſcheinung, ſo jugendlich und morgenfriſch mit den klaren, himmelblauen Augen, der blühenden Geſichtsfarbe, über deren reine Weiße Sonne und Luft keine Macht hatten, und den wunderſchönen, langen ſeidenweichen Haaren von glänzendem Lichtbraun, die ich nie

in solcher Fülle und Schönheit gesehen habe. Sie wallten wie ein Mantel um sie fast bis zur Erde, wenn sie aufgelöst waren. Leid und Zeit haben diese schönen Flechten nicht geraubt und nicht gebleicht, nur dunkler ist ihre Farbe geworden.

Einige Stunden von Augustens Heimathort entfernt, in dem Dorfe B., lebte als Pfarrherr ein Schwager ihres Vaters, wie dieser ein gar heiterer, humoristischer Mann, und Auguste war ein gern gesehener Gast in dem Pfarrhaus, wo ein junges Mädchen fast gleichen Alters war. Auch war dort eine ältere unverheirathete Tante, eine der liebenswürdigen alten Jungfern, heiter, gescheidt, unverbittert mit warmem Herzen, wie sie oft zu Lieblingen und Vertrauten junger Mädchen werden. Mit der Tante plaudert man so manches, was man nicht den Muth hat, der Mutter zu sagen.

Auguste, nun achtzehn Jahre alt, war eben als Gast im Pfarrhaus, als mit andern jungen Leuten auch ein Repetent von Tübingen da war. An den Verkehr mit jungen Männern gewöhnt, blieb sie auch dem Fremden gegenüber ganz und gar in ihrer unbefangenen Weise, und ahnte nicht, wie sehr eben diese ihn bezauberte, wie der sonst so ernste, junge Mann mit stillem Entzücken den Volksweisen lauschte, für die ihre liebliche Stimme wie geschaffen war, und warum der Herr Repetent erstaunlich gefällig gegen den Onkel wurde, und ihm eine Predigt um die andere abnahm.

Ob sie wirklich so ganz und gar nichts geahnt? ob überhaupt ein Mädchen, wie jung und unbefangen sie auch sein mag, je ganz blind bleibt für den Eindruck, den sie

auf einen Mann macht? — ich will es nicht entscheiden; vielleicht war es doch nicht ganz zufällig, daß in den nächsten Tagen bei einer vertraulichen Besprechung mit der Tante das Gespräch auf Verlieben, Verloben, Heirathen und dergleichen anziehende Materien kam. „Ach, wie käme ich in Verlegenheit," sagte das junge Gustele, „sag' nur, Tante, was sagt man denn, wenn ein Mann um einen anhält, in den man nicht gerade verliebt ist, und den man doch auch nicht gern ganz fortschicken möchte?" — „Je nun," meinte die erfahrene Tante, „da sagt man eben: man achte und schätze ihn, aber man könne sich nach so kurzer Bekanntschaft noch nicht entschließen u. s. w."

Nach einigen Tagen, an einem Sonntag, kam der Repetent wieder, und diesmal seine Eltern mit ihm, und er hielt eine sehr schöne und feurige Predigt über die christliche Liebe, daß die Bauerweiber von B. die hellen Thränen vergossen. Am Nachmittage aber gelang es ihm, Auguste allein zu treffen, und das arme Kind mußte wirklich die große Lebensfrage: willst du mein sein? aus seinem Munde hören. Alle ihre sonstige Unbefangenheit ging unter in dem natürlichen mädchenhaften Bangen bei diesem großen Wendepunkt, es fiel ihr auch gar nichts ein, was sie sagen konnte, als das Sprüchlein der Tante: daß sie ihn achte und schätze, u. s. w. Der Freier aber, der mehr wünschte, als nur eine Hoffnung, drang inniger in sie. „Ach sehen Sie, Herr Repetent," sagte sie, „ich kann unmöglich mehr sagen, ich habe seither alle Menschen gern gehabt . . . ." — „Mich auch?" fragte sein Vater, der von ganzem Herzen die liebliche Braut für seinen Sohn wünschte, und der unvermerkt herzugetreten war. „Freilich, Sie auch, Herr Spezial," sagte sie mit all ihrer wiedergekehrten kindlichen Unbefangenheit, und so unbeschreiblich reizend erschien sie in diesem

Augenblick, dem kühnen Werber, daß er sie ohne Weiteres auf die frischen Lippen küßte.

„Das war doch schrecklich von ihm!“ meinte sie nachher, „denn natürlich, nachdem er mich einmal geküßt hatte, mußte ich doch ja sagen.“ Der Meinung waren auch die Eltern, die wohl wußten, in welche gute und treue Hand sie ihr Kind gaben. Und sie hat es nicht bereut, daß sie sich so überraschen ließ; jener Kuß hat einen Bund besiegelt, der wohl durch schwere Leiden geprüft und bewährt wurde, dessen Segen aber auch noch über die Grenzen dieses Lebens hinüberreicht in das Land der Verheißung.

Fast möchte man beklagen, daß ein so lieblicher Mädchenfrühling so früh schon dem Stande sommerlicher Reife zugehen sollte, denn wie schön, wie reich und beglückend auch der Brautstand sein mag, der träumerische, unbewußte Reiz des Mädchenlebens ist es nicht mehr. Auguste selbst aber versicherte mich später oft: „Glaub' nur, es war mein größtes Glück, daß ich mich so jung verlobt, mein Wesen war viel zu lebhaft und zu erregbar, ich wäre in hundert Dummheiten gekommen.“

Der glückliche Bräutigam verstand und erfaßte auch mit voller Seele die Aufgabe, die so große Jugend der Braut dem Manne auflegt, dem sie sich zu eigen gegeben. Die reichliche Correspondenz, die während des zweijährigen Brautstandes geführt wurde, enthielt nicht ein bloßes Liebesgekose, er suchte nach jeder Seite hin bildend und belebend auf ihre junge Seele zu wirken, und ihren geistigen Gesichtskreis zu erweitern. Mit all' ihrer Lebendigkeit ging sie auf seine Idee ein und brachte ihr eigenthümlich reiches Leben in jede, anscheinend trockene Aufgabe. Eine Schilderung des Mittelalters, die der Bräutigam von ihr wünschte, kleidete sie in einen Brief, den sie als Ritterfräulein (das natürlich

in einem Kloster schreiben gelernt hatte), an den ‚ehrenvesten Ritter, ihr trautes Lieb', schrieb, und in welchem sie Personen und Begebenheiten aus ihrer nächsten Umgebung auf die anmuthigste Weise in das Gewand des Mittelalters kleidete. Daneben arbeitete sie gar emsig an der Aussteuer, und ich versichere meine jungen Leserinnen, so jung sie sich verlobt, und so viel und mannigfaltig ihre Beschäftigungen waren, sie verstand fein Weißnähen, das Zeichnen des Weißzeugs, und Strümpfe mit Maschen zu stopfen, so gut, wie ich es selten gefunden.

Daneben war sie ein gehorsames Töchterlein, die sich des Vaters Willen fügte, auch da, wo sie ihre bräutliche Selbstständigkeit hätte wahren dürfen. Nach seinen älteren Begriffen von der Würde und Sitte des bräutlichen Verhältnisses verlangte der Vater, daß sich das Brautpaar Sie nennen sollte, auch schrieb er vor, daß sie zur Anrede an den Geliebten jederzeit in ihren Briefen „Theurer Freund!" setzen solle; das wurde ihr mit der Zeit doch zu steif und sie bat, ihn mit seinem „Familiennamen" lieber E . . . . anreden zu dürfen; auch das wurde gnädig gestattet, zuletzt aber verstieg sie sich noch höher und bat um „lieber Theodor" und das vertrauliche Du bei der Anrede; das hielt schon sehr schwer, ging aber am Ende doch auch noch siegreich durch.

Im Herbst des Jahrs 1833 zog das junge glückliche Ehepaar in Marbach, der Geburtsstadt Schillers als seiner neuen Heimath ein. Die junge Frau hatte beim ersten Besuch alle Herzen gewonnen, sie gab sich so ganz einfach, herzlich und natürlich, Jedem dünkte sie gerade recht, die Höchstgebildeten fühlten sich ihr nicht überlegen, die Ein-

sachsten nicht untergeordnet, durchaus liebenswürdig und anspruchslos, war sie überall an ihrem Platze und Alles war bemüht, ihre Zuneigung zu gewinnen.

Wie es die löbliche schwäbische Sitte mit sich bringt, wurde die Frau Diaconus der Reihe nach in jedes Honoratiorenhaus eingeladen, und es kostet bei einem solchen Cyclus kein geringes Studium, immer wieder mit neuer Bewirthung aufzutreten. Wenn die Frau Speziälin Butterkuchen zum Eintunken hatte, die Frau Apothekerin Hefenkranz und die Frau Oberamtmännin Gugelhopfen, — was blieb dann noch der Frau Oberamtsärztin übrig? In Kuchen gibt es schon größere Mannigfaltigkeit, da hat jede Frau ihr eigenes Bravourstück, das ihr am Besten geräth und das sie am Liebsten macht. — Man mag über diese Visiten denken wie man will, sie sind nun einmal Landessitte, und sind der Hauptschlüssel, der zuerst alle Thüren geselligen Umgangs aufschließt, damit man sich so allmählig sein Lieblingsstübchen aussuchen kann.

Auch Auguste fügte sich der Sitte und ließ sich geduldig von Haus zu Haus einladen; wohin sie kam, brachte sie ein neues Element mit. Diese durchsichtige Klarheit, diese rückhaltlose Offenheit, gemildert durch die Sanftmuth eines liebevollen Herzens bei all der lieblich blühenden Jugend, war eine neue, fast unerhörte Erscheinung in den kleinen Kreisen. Sie ließ sich ihre Guitarre bringen und sang mit ihrer süßen, anmuthigen Stimme unsere schönen Volkslieder, sie half den Kindern zu fröhlichen Fastnachtscherzen, sie gab den jungen Mädchen guten Rath zu Balltoiletten, ließ sich von den Frauen belehren über Haushaltungsgegenstände und konnte recht gesetzt und sachverständig mit ihnen plaudern über den vortrefflichen Flachs, den ihr Heimathsdorf erzeugt, über Hand-

gespinnst und solches vom Spinnrad, über die besten Spinnerinnen und die redlichsten Weber.

An geistigem Leben und an Reichthum des Gemüths einem großen Theil ihrer Umgebung überlegen, kannte sie doch keine Art von geistiger Aristokratie und gab sich Jedem mit natürlicher Freundlichkeit hin.

Visiten, Casino's, alles was zur Geselligkeit kleinerer Städte gehört, waren übrigens nicht eben nach ihrem Sinne, es wurde ihr gar nicht schwer, nach dem Wunsch ihres Gatten sich allmälig, ohne irgenwie zu verletzen, von all den größeren Gesellschaften loszumachen und sich auf einen kleinen Kreis gewählter Freunde zu beschränken.

Ihr eigen Haus war ja die liebste und sonnigste Heimath, belebt durch liebe Besuche von Eltern, von Geschwistern und Verwandten, besonders den Eltern ihres Gatten, die in der Nähe waren und an denen, vor allem an der Mutter, sie mit kindlicher Innigkeit hing.

In dem Verkehr mit dem Volke, seine richtige Beurtheilung, die herzliche Theilnahme an Freud' und Leid auch der Geringsten, war sie von Kind an hineingewachsen und verfiel so nie in den herablassenden, mitleidig wohlwollenden Ton, mit dem oft junge Pfarrfrauen beim besten Willen die Leute mehr ärgern als erfreuen. Freilich begegnete ihr's, als eine Bürgersfrau in den ersten Tagen ein Küchengrüßlein brachte, daß sie die Flaschen verwechselte und ihr statt Wein ein Glas Essig vorsetzte, ein Glück wars, daß sie ihr ein Stück Biskuit, noch einen Rest von der Hochzeit her, dazu gab, denn in pflichtschuldigem Respekt vor der Frau Helferin tunkte das gute Weib den Essig rein aus, und ließ kein Tröpflein übrig. Es war großer Jammer im Helferhaus, als der Irrthum nachher entdeckt wurde, die

Frau ward durch eine ganze Flasche guten Wein reichlich entschädigt.

Ich war damals eben sechzehn Jahre alt, seit Kurzem zurückgekehrt von den Mädchenstudien in Stuttgart, und betrachtete die junge Frau nur aus einer gewissen Ferne mit stiller Liebe und Zuneigung. So gering der Unterschied unserer Jahre, so jung und frisch ihr Wesen war, so schien mir doch der Abstand von einer Frau und einem Mädchen gar zu groß. Ein Austausch von Stickmustern führte uns allmälig näher, und endlich, gegen Weihnachten, als ich gern für die kleine Pflegeschwester Puppen gekleidet hätte, und nicht gut damit zu Stande kam, da ich die edle Kunst in meiner eigenen Kindheit wenig geübt hatte, bot mir Auguste sehr freundlich ihre Hülfe an: sie war selbst noch Kindskopf genug, um recht mit Lust sich dieser geschäftigen Spielerei zu widmen. Hocherfreut zog ich mit dem ganzen Quark von Puppen und bunten Fleckchen zu ihr, wir schneiderten und schusterten, schufen ganze Puppenfamilien, plauderten dabei ein gut Stück zusammen und fanden bald, daß wir zusammen gehörten. In der Abenddämmerung an der Klavierecke kam's endlich einmal zu einer förmlichen Erklärung, daß wir uns Beide herzlich lieb haben, und glücklich, o wie glücklich, zog ich mit diesem unendlichen Gewinn nach Hause.

Ich konnte noch nicht wissen, wie reich und segensvoll diese Freundschaft für mich werden sollte, aber schon in ihrem Beginn war sie glück- und freudebringend für mich, — einer der hellsten Punkte eines heitern Jugendlebens.

Selten wird wohl eine Frau, glücklich und zärtlich, wie sie war, noch in der ersten Fülle des jungen Eheglücks viel für eine Freundin sein können, aber ihr Herz war reicher als gewöhnliche Herzen, und ihr Gatte wurde sicher nicht

verkürzt durch alles, was sie der Freundin gab. Für ein junges Mädchen hatte der Einblick in den ungetrübten Himmel ehelichen Glücks, auf dem noch der anmuthige Duft der Flitterwochen lag, einen besondern Reiz.

Ich weile gern bei diesen Tagen, die auch in ihrem Leben die von außen ungetrübtesten waren; es war so schön, wenn wir Spaziergänge und Entdeckungsreisen auf den freundlichen Hügeln um die gute alte Stadt her, an den schönen schattigen Ufern des Neckars machten, fröhliche Pilgerfahrten bei Tag und sogar in mondhellen Nächten, an den immer gastlich offenen Herd des freundlichen Pfarrhauses; es war so ergötzlich, als wir einmal von einem Regen überfallen wie gebadete Mäuse nach Hause kamen, wo ich mich gänzlich in die Frau Helferin umwandeln mußte. Wie harmlos und freundlich die kleinen Gewitterschauer, die auch der glücklichsten Ehe nicht erspart bleiben!

So hatte einmal der Mann Tag für Tag den Wunsch ausgesprochen: „Fraule, ich sollte neue Pantoffeln haben.“ — „Ganz recht, Alterle,“ sagte das Fraule, machte aber, wie es schien, nicht die mindeste Anstalt, für das Verlangte zu sorgen. Die Geduld des Mannes war wirklich groß, endlich aber brach sie, als nach Wochen eben immer noch die alten zerrissenen Pantoffeln da standen. „Frau,“ sagte er nun im Tone tiefgekränkter Würde, „wenn du auch nicht einmal diese kleine Aufmerksamkeit für mich hast, so muß ich mir selbst verschaffen, was ich brauche,“ und stürmend und schmollend zog er in seine Studirstube ab.

Gerade heut aber waren die neuen Pantoffeln fertig geworden, die Auguste für ihn gestickt hatte und nur hatte zum Geburtstag aufheben wollen, ganz hübsche Pantoffeln, königsblau mit schwarz karrirt, gerade wie das Muster seines Schlafrocks. Sie stellte sie fein sachte an das ge-

wöhnliche Plätzchen am Ofen und wartete mit leiser Ungeduld, bis der schmollende Löwe sich aus seiner Höhle herabbegeben werde.

Und er kam allmälig; gar zu lange konnte er's in der Einsamkeit doch nicht aushalten, er kam als leo magnanimus mit der großmüthigen Absicht, noch einmal zu vergeben, gegen das Versprechen der Besserung. Siehe, da standen die Schuhe, die redenden Zeugen, daß sie seinen Wunsch nicht vergessen, daß sie all die Zeit her sich für ihn beschäftigt hatte! Da ward der großmüthig Verzeihende selbst zum Bittenden, und der kleine Sturm löste sich in einen Frühlingsschauer doppelter Liebe und Zärtlichkeit auf. — O, wie kurz war es dieser Liebe vergönnt, sich in ungetrübtem Morgenschein, in solch leichtem Sonnenregen zu wiegen! Bald, gar bald sollte sie sich bewähren als die Liebe, von der Auguste in „Aennchen von Tharau" so lieblich sang:

Recht als ein Palmenbaum über sich steigt,
Hat ihn erst Regen und Sturmwind gebeugt:
So wird die Lieb' in uns mächtig und groß
Nach manchem Leiden und traurigen Loos.

Es kam eine schöne Zeit der Schillerbegeisterung; wir Bewohner seiner Geburtsstadt glaubten das Recht zu haben, das Denkmal des Dichters für diese zu gewinnen und ergriffen die Idee mit voller Begeisterung. Wir schrieben Briefe an alle Welt, machten Gedichte, die wir nicht wagten, drucken zu lassen, und suchten Himmel und Erde zu bewegen für ein Schillerdenkmal in Marbach.

Und als uns nicht der Sieg, aber doch ein ehrenvoller Rückzug zu Theil wurde, die Mittel, wenigstens einen Hain anzulegen, der dereinst das Denkmal des Dichters sollte aufnehmen können; als ein schöngelegenes Stückchen rauhes

Haideland, „das Schelmengrüble" genannt, zur Schillershöhe umgeschaffen wurde, da lustwandelten wir Tag für Tag unter den fleißigen Arbeitern, lobten und ermunterten sie und erquickten sie mit Wein.

Auch einen Liederkranz natürlich hatte die kleine Stadt, die Jugendheimath eines Dichterkönigs, und der Liederkranz wünschte sehnlich mit einer Fahne wie andere Genossen aufziehen zu können. Da verstanden wir Beide uns zur Ausführung des Kunstwerks: auf meinen Antheil fiel eine Lyra auf blauem Grund in Lorbeerzweigen, Auguste war besonders geschickt in Plattstickerei; die mehr freie und schaffende Art dieser Arbeit, wo nur der äußere Umriß gegeben und Ausführung und Farbenwahl frei ist, taugte am besten für ihre lebendige zwanglose Weise. Nie konnte sie sich zu dem zahmen, mechanischen Nachbilden ganz vorgezeichneter Muster bequemen. Sie hatte zu allen weiblichen Handarbeiten Geschick, aber selten die Geduld; in der Regel fing sie etwas nach dem Muster an, verfiel aber alsbald ins Phantasiren und führte es gänzlich nach eigenem Geschmack aus. Es fiel aber meist hübsch aus, wenn es zuerst auch noch so unversprechend aussah.

An der Fahne also hatte sie die Hauptparthie übernommen: einen bunten Kranz auf weißer Seide, dessen Blumen in ihren Anfangsbuchstaben den Namen der Stadt bildeten.

Das Kunstwerk gelang vollkommen und die Fahnenweihe wurde mit einem gloriösen Fest begangen. Ein dichtendes Mitglied des Liederkranzes besang die Fahne, wobei unter anderem der Kranz folgendermaßen geschildert ist:

Und des Blumenkranzes Theile
Reden sinnreich ohne Wort,

Sieben Blumen schön bezeichnen
Sinnig Schillers Heimathort:
Maienblume und Aurikel:
Rosen, Buchs des Kranzes Mittel,
Aster, Crokus, Hyazinth
Schließen hübsch des Kranzes End.

Dieses, mindestens 8 — 10 solcher Strophen lange Gedicht wurde von dem Liederkranz vor jedem Hause der Spenderinnen abgesungen. Abends wurde das Fest im Saale des Hirschwirths mit einer Feier beschlossen, dasselbe Gedicht ward nochmals gesungen, sodann unter der aufgepflanzten Fahne von einem jungen Lehrer ästhetischer Richtung abermals deklamirt, bis mit verschiedenen zuerst besondern und dann allgemeinen Hoch's die erhebende Feier schloß.

Die Schlußstrophe des Gedichts lautete:

Führen auch des Schicksals Gleise
Uns einst fort vom Sängerkreise,
Leben uns die Namen doch
E.....r und R.....tz hoch.

Da uns nun das Gedicht etwa viermal vorgesungen und einmal vordeklamirt wurde, so prägte sich natürlich dieser schöne Refrain tief in unser Gedächtniß ein und erinnerte uns immer auf ergötzliche Weise an unsere Verdienste.

Wir sind aber nicht immer in Lachen und Scherz beisammen gewesen, wir haben viel ernste und erhebende Stunden zusammen verlebt: stille Dämmerstunden, wo ich mein eigenes Lauscheckchen am Klavier hatte, wo sie mit ihrer süßen Stimme meine Lieblingslieder sang und ich meinen jungen Träumen und Thränen freien Lauf ließ. Dies gestaltlose Träumen, die süße unbestimmte Wehmuth junger Herzen fand aber wenig Sympathie bei ihr. So warm sie

die Poesie des Herzens zu wahren wußte, — sie wollte wahr und klar sehen und lachte gutmüthig zu dem Weltschmerz schwärmerischer Gemüther, die oft mehr unverständig als unverstanden sind.

Aber frühe, so lang sie denken konnte, hatte sich ihr Geist dem Ewigen, dem Uebersinnlichen zugewandt, und an manchem stillen Abend, wo wir im Dunkel zusammensaßen, tauschten wir unsere Gedanken aus über Zeit und Ewigkeit, über die heiligen Geheimnisse der Zukunft. Ihre Gedanken schweiften damals gar frei und weit, sie baute sich gern eigene, luftige Systeme, während mir immer Bedürfniß war, das Wort, das uns gegeben, mir im Glauben eigen zu machen; in Vielem aber waren wir einig, und schon das gemeinsame Suchen ist ja ein Segen.

Zum tiefsten Ernst kam freilich auch oft wieder der Scherz, und wenn uns der Weg zum Himmel oft so hoch und schwer schien, wenn wir erwogen, welche ernste Verläugnung, welches tiefe Erkennen dazu gehöre, um im Glauben das Ewige zu ergreifen, da kam uns oft, gar oft das Bedenken: „ja, was fängt man aber drüben einmal mit den Gassenleuten an?“ unter den „Gassenleuten“ verstanden wir nicht sowohl die Armen und Geringen, als die Menge, wie sie sich von außen ansieht, die uns so stumpf und gedankenlos hinzuleben schien. — Sie lächelte später oft über unsern damaligen, dünkelhaften Irrthum; sie, die gute Seele mit ihrem reichen und warmen Herzen, hat verstehen lernen, besser, viel besser noch als ich, was man mit den Gassenleuten anfängt, wie der Herr gerade unter den geistlich Armen seine verborgene Gemeine hat, und wie die demüthige, herzliche, suchende Liebe da Seelen gewinnt, wo der geistliche Hochmuth sich vornehm abwendet mit dem Gedanken: ich danke dir Gott, daß ich nicht bin, wie dieser Einer.

Eine der ersten Prüfungen des jungen Ehestandes war die monatelange Krankheit der Dienerin, die immer wieder aufs neue, immer heftiger, in immer andern Gestalten auftrat, und indem sie die arme Person launig und empfindlich machte, die Geduld der Herrschaft aufs Aeußerste prüfte. Auguste bewährte diese Geduld in reichem Maße, sie selbst versah die meisten Arbeiten des Mädchens, pflegte sie unermüdet mit eigener Hand, brachte mit der vollen Zustimmung des Gatten auch jedes pekuniäre Opfer, das die lange Krankheit forderte, und willigte erst auf des Mädchens eigenen Wunsch ein, sie zu entlassen. Wie hier, so führte sie immer, im Verhältniß zu den Dienstboten, ihr Herz den besten Weg, den Andere mit mühseliger Ueberlegung und vernünftigen Grundsätzen nicht finden. Sie konnte vielleicht in den ersten Zeiten langer Kränklichkeit heftig und ungeduldig gegen ihre Leute werden, vielleicht auch augenblicklich ungerecht in der Beurtheilung, aber sie hatte ein Herz, ein wahrhaftiges und warmes Herz für sie, ein wirkliches Verständniß ihrer Lage, ein lebendiges Eingehen in ihre Freuden und Leiden, eine mütterliche Wärme im Ermahnen, — nie und nirgends ein innerliches Erheben über sie. Sie ist geärgert und getäuscht worden, wie vielleicht alle Frauen, aber Liebe hat sie gefunden wie Wenige.

Es kam der Gipfelpunkt ihres irdischen Glücks: die erste Mutterfreude. Als ich sie leise, leise, nur mit einem Blick und Händedruck begrüßte nach der Nacht, die ein Töchterlein gebracht, als sie bleich und erschöpft und doch aufgelöst im Gefühle des Dankes und Glücks dalag, das Kindlein neben sich, — da habe ich meine ersten Freudenthränen geweint. Es fielen auch bittre Tropfen in diesen Freudenbecher: nach vielen peinlichen, standhaft ertragenen Schmerzen mußte die junge Mutter dem Glück entsagen, ihr Kind selbst

zu ſtillen; ein langes ſchmerzhaftes Leiden an der Bruſt folgten, das vielleicht ſchon begann, ihre zarte Natur zu untergraben.

Aber das Leiden ging vorüber und das Kindlein gedieh wie ein junges Röslein, ein fröhliches, kräftiges Kind. Mir war, mit dem Egoismus der Jugend, vorher oft bang geweſen, daß ein liebes Kind die Freundin zurückdrängen müſſe, daß die Sorge und Pflege des kleinen Geſchöpfs unſere gemüthlichen Plauderſtündchen verkürzen werde. Da blieb kein beſſeres Mittel als das des Don Karlos:

Und ich beſchloß, dich grenzenlos zu lieben,
Weil mir's an Muth gebrach, dir gleich zu ſein.

Ich hatte die kleine Marie recht von Herzen lieb und konnte nun das Glück der Eltern theilen; wie lieblich war's, dieſe erſte Entfaltung zu belauſchen, das erſte bewußte Lächeln, das allmälige Erkennen!

Ich durfte mit den Eltern und der Kleinen den erſten Beſuch in Auguſtens Elternhaus machen, das mir lange ſchon als ein wahres Eldorado vorgeſchwebt hatte, und es war eine ſchöne, freundliche Zeit in dem poeſiereichen Pfarrhaus. Ein heiterer Austauſch von neckiſchen Liedern und Charaden begann mit dem immergrünen Pfarrherrn, manchmal pilgerte ich in der lichten Morgenfrühe durch das herrliche Thal hinüber nach Nürtingen, zu meiner alten Großmutter, oder wir nahmen das Kind im Wägelchen mit, hinaus auf die Wieſe oder in den Wald, es ſah ſo wunderbar drein mit den großen braunen Augen, wir erkannten noch nicht in dieſem ernſten, geiſtigen Kinderblick das geheimnißvolle Siegel, mit dem es frühe ſchon zum Eigenthum des Himmels geweiht war, und kehrten fröhlich mit dem noch geſunden Kind wieder nach Hauſe.

Es gibt nichts Schöneres als den Besuch einer Frau mit den eigenen Kindern in ihrem Vaterhause. Die gesetzlichen Schranken des Gehorsams, der Kindespflicht sind aufgehoben, weil die freie, bewußte, dankbare Kindesliebe ihrer nicht mehr bedarf. Wie süß ist's, zu ruhen von den ersten Mutterſorgen und Aengsten und sie alle auf die gute Großmama zu werfen, die noch glücklich ist in all der Mühe und Last, die sie über sich nimmt! Ein süßes, süßes Ruhen im Vaterhause als Kind und Mutter zugleich! Glücklich, dem es lange vergönnt ist.

Wenn sich Auguste auch, seit sie das Kindlein zu pflegen hatte, noch mehr auf das eigene Haus beschränkte, so blieb sie darum doch von Allen geliebt und Allen zugänglich; ihr warmes Herz, ihre lebensvolle, feurige Natur konnte oft dem Kopfe voraneilen, und so war sie manchmal gar rasch und voreilig in ihren Zuneigungen, und wie sonst Mädchen den Gegenstand ihrer ersten Liebe, so konnte sie die Gegenstände ihrer raschen Freundschaften mit allerlei idealen Vorzügen eigener Fabrik ausschmücken. Mir hat diese Beweglichkeit ihres Herzens bei aller Treue im Grunde früher viel Herzweh gemacht, ehe ich sie recht verstanden. Sie blieb freilich gleich liebevoll gegen mich, aber ich war ihr nicht gleich nothwendig; manchmal mußte ich lächeln, manchmal that mir's weh, wenn ich sie so im Feuer einer neuen Freundschaft fand mit Solchen, die ihrer nicht werth waren und gar nicht im Stande, sie zu verstehen. Dann zog ich mich wohl sachte ein wenig zurück mit dem stillen Troste: „ehrlich währt am längsten." — Und ehrlich hat am längsten gewährt! Wir haben uns immer wieder zusammengefunden und sind Eins geblieben bis zum Ende.

Und nur in der Liebe ist sie voreilig gewesen, nie im Haß oder Widerwillen, — sie hatte, wie alle lebhaften Naturen, ihre Sympathien und Antipathien, namentlich eine eingeborne Abneigung gegen alles Philisterhafte und Langweilige, aber ich kann mich nicht Eines harten oder ungerechten Urtheils von ihr entsinnen. Und wenn sie auch unüberlegt geliebt hat, — wer kann wissen, wie viel diese überströmende Güte, die wie Gottes Sonne sich oft ausgoß über Gerechte und Ungerechte, wie viel dieser leichte Glaube an fremden Werth doch Gutes gewirkt hat? Der Instinkt eines guten Herzens greift selten ganz fehl, und der ihrige hat wohl oft höhere Funken geweckt in Gemüthern, die mit der Liebe und Achtung Anderer auch die Selbstachtung verloren hatten. Auch wo solche rasche Freundschaft keine bleibende sein konnte, weil sie nicht auf innerem Einklang beruhte, ist sie gewiß wohlthuend und segnend vorübergegangen wie ein warmer Sonnenstrahl.

Aber Leid und Sorge kehrte bald ein in dem glücklichen Haus. Es kam die Weihnachtszeit, das erste Weihnachtsfest mit dem Kinde. Es schaute noch gar verwundert hinauf an dem strahlenden Weihnachtsbaum, das kleine Mariele, und streckte noch wie andere Kinder die Händlein nach den Gaben; o Kindlein, dir sollten nicht viel Weihnachtslichter auf Erden brennen!

Um diese Zeit fühlte die Mutter zum ersten Mal eine harte Stelle am Leibe des Kindes, der sich mehr und mehr vergrößerte. Man suchte Hülfe aller Art, kein Arzt konnte so recht das Uebel ergründen (es zeigte sich später als eine Speckgeschwulst), man zog studirte und Naturärzte zu Rath, vergebens! Der Leib ward immer größer und größer, das

blühende, frische Kind dagegen zehrte ab; — o, wie viel, viel lange Tage und bange Nächte saßen die Eltern am Bette des leidenden Kindleins, dessen hülfeflehender Blick in eigenthümlich ergreifender Weise auf sie geheftet war! Wie wehmüthig klangen die Töne eines kleinen Flageolets, mit denen der Vater allein noch das arme Wesen beruhigen konnte! Und doch wachte Augustens heiterer Muth immer wieder für Augenblicke auf; ganz konnte ihre freudige Seele nie gedämpft werden. Sie gab sich so gern der Hoffnung hin aufs Besserwerden, und während sie mit unermüdeter Sorgfalt und klageloser Geduld Tag und Nacht am Bette des Kindes wachte, seine leisesten Wünsche und Bedürfnisse errieth und immer auf neue Erleichterungen seines jammervollen Zustandes sann, dichtete sie daneben Idyllen aus den Bildern ihrer Vergangenheit oder heitere Lieder zu Hochzeitfesten.

Aber die Hoffnung schwand immer mehr, — der Leib des Kindleins schwoll furchtbar an, der übrige Körper zehrte zum Gerippe ab, — die Aerzte waren rathlos, — das arme Kindlein ächzte Tag und Nacht, — o, ein leidendes Kind ist eines der schwersten Lebensräthsel! — endlich mit dem Beginn des Frühlings fand der kleine Engel Erlösung und entschlief.

Das war ein schweres und tiefes Leid, — lange nicht das letzte; der erste Knabe, der im Herbst nach Mariechens Tod dem verödeten Haus wieder geboren wurde, wuchs fröhlich und gedeihlich heran, das Jahr darauf kam ein Töchterlein, — ein elendes Kindlein, nur ein Schatten von einem Kind, und zu derselben Zeit, wo dies kümmerliche Pflänzchen mit größter Mühe und rastloser unausgesetzter Pflege gehegt werden mußte, erkrankte der Knabe an einem schweren Augenleiden. Es waren Stunden schwerer Bedrängniß, ohne den

treueſten Beiſtand des Gatten hätte ſie es nicht überwinden können; aber auch ſie ſelbſt, obgleich ihre eigene Geſundheit ſchon zu wanken begann, war unermüdet in der beſchwerlichen Pflege, unerſchöpflich in Erfindungen, wie dem armen Tröpfle aufzuhelfen ſei. Wenn, nächſt Gottes Hülfe, menſchliche Sorgfalt ein Leben erhalten und retten kann, ſo hat ſie dies zarte Leben dem Tode abgezwungen. Das dürftige Pflänzchen aber iſt zur kräftigen Jungfrau erſtarkt, nun des Vaters Troſt und Stütze, die Mutter und Pflegerin der Geſchwiſter.

Und immer wieder heiter! Wie die Blume nach einem Frühregen, ſchüttelte ſie beim erſten Sonnenblick wieder die Tropfen ab, und blickte heller auf als zuvor.

Wohl hatte der Herr die edle Frucht im Auge, die hier reifen ſollte, daß er ſo ſchwere Wetter über dieſe helle Blüthe ſchickte!

Im Herbſt 1838 wurde ihr Mann an eine geiſtliche Stelle nach Tübingen berufen. Mir war dieſe Trennung ein Donnerſchlag, Auguſte freute ſich des Wechſels, der nach dem Wunſch ihres Gatten war. Sie hatten viel trübes erlebt, dunkle Schatten lagen auf der erſten Heimath ihres jungen Glücks, und ſie, mit ihrer immer hoffnungsreichen Natur, erwartete von dem neuen Aufenthalt auch eine ganz neue glückliche Lebensperiode.

Mein einziger Troſt war noch, daß die Freunde in den letzten Tagen vor dem Umzug ganz bei uns wohnten, ich rüſtete ihnen ſelbſt das ſchönſte Zimmer und ſchmückte es aus mit allen Herrlichkeiten meiner Mädchenſtube. Auguſte legte auf ſolche Zierlichkeiten keinen überſchwenglichen Werth und lachte mich herzlich aus, daß ich ſie für die paar Tage mit

Blumenkörbchen, Parfümfläschchen und elegantem Schreibgeräthe versorgt und die prosaischsten Schreibgeräthschaften vergessen hatte.

Man verlor sie Beide sehr ungern und in der letzten Nacht zog der Liederkranz noch vor unser Haus, um ihnen ein Ständchen zu bringen. Der Gemahl schaute pflichtschuldigst gerührt aus dem Fenster, sie aber zog ihn angstvoll am Rockzipfel: „Mann, Mann! ich bitte dich um Gottes willen, halt' keine Rede!"

Ich zerfloß beim Abschied in Thränen, sie küßte und tröstete mich lächelnd und liebevoll; sie hat nie zu den thränenreichen Naturen gehört, ich habe sie selten weinen sehen. Ich konnte mich lange, lange nicht trösten; wohl habe ich später treue Freundschaft und lieben Umgang gefunden, aber nie wieder das Glück eines so innigen Seelenaustausches in nächster Nähe.

Der Briefwechsel freilich gab mir Ersatz und zeigte mir wieder neue Seiten ihres reichen, lebensvollen Wesens. Sie schrieb sehr heiter ihren ersten Brief von Tübingen: „Im Augenblick ist mir von unserer Marbacher Zeit nicht viel im Gedächtniß als der viele Jammer und dann die viele Freundschaft und Liebe, die wir dort genossen haben. Viel heitere, frohe Tage sind mir jetzt gar nicht im Gedächtniß, alles tritt in Hintergrund vor dem vielen Trüben, das wir durchmachten. Daher kommt wohl, daß ich oft ganz leicht aufathme, im Gedanken, daß wir nicht mehr dort sind, und mich frei fühle von der Furcht, die mich verfolgte, so bald es einmal wieder gut ging. Ich meine, was hier über uns kommen werde, müsse ganz anderer Art sein, und müsse hauptsächlich mich selbst betreffen und nicht mehr meine lieben Kinder. Diese blühen jetzt wie das Leben, und ich trage alles leicht, was ich selbst tragen kann."

Mit dieser Ahnung hatte sie recht, das Schwerste kam

von nun an über sie, — und doch kam auch noch Noth und Sorge genug mit den Kindern, so daß mir später bange wurde, so oft sie einen heitern und zufriedenen Brief schrieb.

Sie mußten zuerst an dem neuen Wohnort eine Interimswohnung in einem alten, sehr unbequemen Haus beziehen, aber mit bestem Humor fand sie sich darein und entschädigte sich durch Fensterstudien. „Kämest du nur auch noch zu uns, so lange wir in diesem Hause wohnen, es ist in so mancher Hinsicht interessant und die Aussicht höchst unterhaltend. Unser Wohnzimmer ist eine Laterne mit lauter Fenstern, meine alten Vorhänge passen nicht und neue kann ich für die kurze Zeit nicht machen, so leben wir mit unsern Nachbarn in einem Zustand gegenseitiger Oeffentlichkeit, besonders Abends ist es ergötzlich, sich bei Licht zu betrachten.

„Das Haus vis á vis von uns ist eine Kneipe; im Speisesaal, der gewöhnlich unbewohnt ist, aber doch über Tisch geheizt wird, sitzt ein armer Student aus Holzersparniß und studirt über Kopf und Hals, wirft Hefte und Bücher durcheinander, daß es eine Art hat. Neben dem Speisesaal ist eine leere Küche, hier sitzen Köchin und Kellnerin in schönem Verein mit etlichen Gänsen, die sie stopfen. Im obern Stock haust eine Art von Rechtskonsulent mit zwei Frauenspersonen, Eine macht den Schreiber, die Andere hält Haus, und steht zur Abwechslung am Fenster und ißt Aepfel. Parterre schreien Schweine und Kälber, worunter auch einige Kneipgäste geringer Sorte gezählt werden können.

„In gleicher Front mit dem Wirthshaus steht das Stift, das uns aber nur die stark besetzte Krankenstube zukehrt; einem blau beschlafrockten Jüngling, der sehr häufig nach meinem Dienstmädchen herüber sah, habe ich, glaub' ich, mit Vorhängchen, die ich nach dieser Richtung aufmachte, seine hartnäckige Krankheit kurirt, er wird von nun an nicht mehr

wahrgenommen. Nach hinten grenzt unser Haus dicht an einen Mediziner, der aber unsichtbar ist, und nur hie und da zum Schreck der Nachbarschaft sein Skelet an's Fenster rückt, das sodann schauerlich herunter grinst. Fast hätte ich noch einen Nachbar nach vorne, einen studirenden Israeliten, vergessen, der uns sehr interessant vorkam, bis er neulich in Thränen zerfließend, mit einem „Stich" nach Hause getragen wurde. Die Obsthändlerin, die auch gegenüber ihr Quartier hat, ist aber die einzige Person, der ich guten Morgen bieten kann, wenn ich Morgens die Läden öffne."

„Es ist mir oft," schrieb sie in gleicher Zeit, „wie wenn ich in meinem nächsten Wochenbett sterben müßte, denn des Glücks wäre es mir sonst zu viel. Wenn ich in den nächsten Sommer hineinsehe, wartet zu viel Heiteres auf uns. Ist meine Schwester in Neckarthailfingen, meine Kinder alle so wohl, was würde es da für ein nettes Zusammenleben geben, ein immerwährendes Wallfahrten, und dann die schöne Gegend, in der wir leben, was wird es da nett sein, mit den Kindern spazieren zu gehen!"

Eine heitere Feier im Freundeskreise schloß ihr dies ereignißvolle Jahr. „Mir ist die Neujahrsnacht immer etwas gewaltig Ergreifendes," schrieb sie, „aber Fr. H. erheiterte uns durch Vorlesung einer netten Schilderung eines Weihnachtsabends in ihrem Elternhaus. Gegen zwölf Uhr sangen wir: „Ach, wiederum ein Jahr verschwunden," nach dem Gesang sahen die Herrn auf ihre Uhr; — wir hatten über die zwölfte Stunde hinübergesungen. Jetzt gab es einige nette Scenen, ich nahm meinen Alten am Kopf und verküßte ihn herzlich, Emma gab dem Ihrigen lachend die Hand und sagte: „Du bleibst eben der Alte, nicht?" So schieden wir heiter, mir aber ist der Schluß eines alten Jahres fürchterlich: Gedanken, Worte, Thatenheere, wie, dürft ihr Gottes Licht

nicht ſcheun? Wenn ich dies Jahr geſtorben wäre, wo würd jetzt meine Seele ſein? — So wimmelt es in meinem Kopfe von Zagen und Fragen, und woher kommt das? Weil ich keinen felſenfeſten Glauben habe und mit mir ſelbſt nicht in's Reine komme . . . .“

Doch ihre Sorge, daß ſie das Wochenbett nicht überleben werde, war grundlos; ein lieblicher Knabe, blond und blauäugig, mein erſtes Pathchen, kam im Februar 1839 glücklich zur Welt. Ihr einziger Kummer bei dieſer Freude war, daß ſie eine Amme nehmen mußte: „Es wäre eine ordentliche Perſon,“ ſagte ſie, „doch iſt es immer betrübt, ein Mädchen dieſer Gattung um ſich zu haben . . . . und bei Nacht! wo ſie ſtatt meiner das Kind aus dem Bette nimmt und verſorgt, und ich daneben ruhig liegen und ſchlafen kann, und mich um das Schreien des Kindes gar nicht zu kümmern brauche, ... dies Gefühl kann ich Dir gar nicht beſchreiben. Es iſt ein Aerger und Neid, ein Zorn und eine ſtille Betrübniß: Kinder mit Schmerzen gebären und doch nicht die Mutterpflichten im vollen Umfange erfüllen zu dürfen!“

Von den elf Kindern, die ſie geboren, iſt ihr ſpäter nur bei Einem, dem ſechsten, dieſe Freude geworden, und ſie war ſo glücklich darüber, ſo innig dankbar.

„Mein kleines Mädchen iſt unter dem Kinderhäufchen das Erſte, dem ich ganz Mutter ſein kann: ich ſtille das Kind ſelbſt, und es findet zu Aller Wunder Nahrung die Fülle. Du wirſt dieſen Segen auch mit mir als eine beſondere Gnade und Liebe Gottes betrachten, welche mir nach den vielen überſtandenen Leiden zu Theil wird, und nicht als etwas rein Zufälliges. Es war mein innigſtes Gebet, mein Kind ſelbſt zu nähren, und es iſt erhört worden. Ich ſehe es als ein Wunder an, wenn mir das Kind an der

Bruſt liegt, unter der das Herz vor wenigen Wochen noch ſo ſchmerzlich und krankhaft ſchlug."

Es war ein goldener, ſchöner Mai im Jahr 1839, als ich ſie zum erſtenmal in ihrer neuen Heimath beſuchte. Welch glückliche Reiſe und welch fröhlicher Willkomm! Der Knabe war ſchon ein rechter, kräftiger Burſch, der auf eigenen Füßen ſtand und ſein Schweſterchen tyranniſirte, das einſt ſo ſchwächliche Mädelein, nun ein nettes, rundes, braunes Dingelchen mit großen blauen Augen. Wie ſchwärmten wir zuſammen in der ſchönen Gegend, die Auguſte ſelbſt noch wenig hatte durchſtreifen können. Am Himmelfahrtsfeſt machten wir uns auf, um das ſogenannte Elyſium aufzuſuchen und dachten uns ein zauberhaft liebliches Thal darunter. Aber als man uns in's Elyſium wies, da fanden wir's eben gar nicht ſchön genug für dieſen Namen: ein bischen Bächlein und Büſchlein und Weglein und Steglein, hie und da ein philiſterhaftes viereckiges Gartenhäuschen, — nichts von dem Zauberthal, das wir geſucht. Wir gingen und ſuchten lange vergeblich, zuletzt legten wir uns ins Gras unter einen blühenden Baum und ſahen zum blauen Himmel hinauf, wie wir vor Zeiten in dem kleinen Eichenwalde bei Marbach gethan; — nicht Allen wird's auch nur ſo gut, die vergeblich ihr Elyſium geſucht haben. Auch ſaßen wir einmal einen Tag beiſammen, um zur Hochzeit ihrer Schweſter ſcherzhafte Verſe und Witze zu machen, über die wir ſelbſt viel mehr lachten als nachher die gefühlloſe Hochzeitgeſellſchaft.

Dann ging's auf die fröhliche Fahrt zu dieſer Hochzeit, durch grünende Wälder, durch blühende Wieſen im wunderſchönen Monat Mai. Auguſte war in ihrer goldenſten Laune. Ihr Mann, der uns ſelbſt kutſchierte, mußte ſich's gefallen

lassen, daß sie ihm eine himmelblaue Schleife an die Peitsche knüpfte, weil's zu einer Hochzeit ging. „Ach um Gotteswillen, bewundert doch auch!" rief sie einmal über das andere, und so heiter auch die Hochzeit war, die Reise, das Vorgefühl des Festes war doch das Allerschönste.

Noch im Herbste des Jahres 1839 schrieb sie gar heiter über ihr Tübinger Leben. Eine geliebte Jugendfreundin hatte sich dorthin verheirathet.

„Komm nur bald wieder!" schrieb sie, „ich habe jetzt ein schönes, freundliches Zusammenleben. Marie ist von einer schönen Rheinreise zurück, freilich habe ich sie noch nicht viel allein haben können. Du solltest jetzt auch hier sein, dann hätte mein Herz vollkommen, was es sich wünschte. Du glaubst nicht, was mein Herz für ein Ding ist. Hätte ich nichts mehr zu lieben, dann stürbe ich; ich nähre mich eigentlich von meiner sogenannten Freundschaft; du weißt, was ich so betitle, ist Liebe, innige, uneigennützige Liebe.

„Mit meinem Schatz hatte ich einen Streit über eine Kleinigkeit, aber man kann sich über eine Kleinigkeit durch gegenseitige Reden verbittern. Von dort an hat Jedes einsehen lernen, wie noth das Andere ihm thue, und wir haben alle Mißverständnisse den Berg hinunter geschickt; auch habe ich meine störrische Selbstständigkeit verbannt und bin Weib geworden im vollsten Sinne. Ich versichere Dich, ich bin glücklich wie nie seither; es soll der letzte Zank gewesen sein, den meine barsche Weise hervorrief. Diese Weise hat mein Mann noch nicht verstehen lernen, darum ade mit ihr. — Ich bin nun um so glücklicher; Du glaubst nicht wie lieb mein Mann ist, er hat mich noch nie so geliebt, und ich habe gelernt und gefühlt, was es heißt, ein Herz verlieren

zu können, und habe es deßhalb gepackt mit aller Macht. Eine Idee habe ich aufgeopfert, ich versichere Dich, mit Ideen kommt man nicht weit!"

Es war wohl zu viel gesagt, wenn sie ihre Weise „barsch" nennt, sie war nie unweiblich; aber offen und geradezu war sie, wie man es heutzutage selten mehr gewöhnt ist; sie konnte einem, wie man zu sagen pflegt, die Wahrheit umsonst sagen; aber es war doch die Wahrheit, und kam aus einem liebevollen Herzen, nicht wie bei Andern, wo sich oft verborgener Ingrimm hinter die Maske deutscher Offenheit und Biederkeit steckt. Nur ein liebevolles Gemüth darf seine Meinung so gerade, so ganz ohne Mäntelchen heraussagen.

Im November desselben Jahres schrieb sie wieder: „Mache, daß Du heraufkommst, ich bin immer lieber hier, obgleich ich nur ganz sachte thue mit Bekanntschaften anzuknüpfen, und gleichsam erst zuvor meine Fühlhörner ausstrecke. Daß Marie als Frau hier ist, ist freilich für mich ein sehr großer Gewinn; es ist jetzt ein stillschweigender Wetteifer unter uns jungen Frauen, Jede sucht ihrem Mann das Leben so angenehm als möglich zu machen, auch äußerlich nicht zu kühl und lieblos zu erscheinen; ich vermuthe sogar, der Wetteifer dehnt sich selbst auf das Innere der Haushaltung aus.

„So unter Freundschaft, Liebe und gegenseitiger Anregung geht mein Leben hier sehr vergnügt hin, und ich fühle mich recht glücklich. — Wie lange wird es so fortdauern, bis ein Sturm kommt und das Leben wieder im Innersten erschüttert? In diesen Gedanken ging ich neulich zu Frau T. auf's Schloß, es lag der erste Schnee, die ganze Gegend war recht traurig anzusehen, selbst die Linde im äußern Schloßraum dicht mit Schnee bedeckt, wie traurig, der noch so schön grüne Baum schon unter Schnee! Auf einmal kommt ein Windstoß und schüttelt den Baum und wirft den Schnee

herunter und der Baum stand wieder schön grün da. Wie ein stiller Triumph hallte es in meiner Brust: der Kummer des Lebens ist leicht abzuschütteln, wenn das Leben grün ist bis zur innersten Wurzel. Auch mir hatte der Windstoß das Herz wieder leicht geblasen; das Herz war mir auch schwer gewesen von dem Schnee schnöder, kalter Gesinnung. Ich kam von der Auktion einer reichen Frau, da wurden Kleider von allen Größen und Gattungen verkauft, sogar Schuhe. Ist das nicht eine Schande? wie manches arme Herz wäre glücklich geworden von dem, was hier vielleicht für einen Spottpreis verschleudert wurde? Ich weiß wohl, ich sollte mich nicht ärgern über den Splitter in des Bruders Auge, aber Schnödheit und Gemeinheit der Menschen thut mir weh, ich bin hier nur zu weich, aber Eindrücke von der Natur sind immer heilsam."

Sie hatte recht gehabt mit der Ahnung eines drohenden Sturmes, — wohl hat er auch Schnee weggeweht, aber zuvor hat er ihr Leben, ihr frisches, grünes warmes Leben erschüttert bis zum innersten Grunde. Im Winter 1840 wurde sie zum erstenmal von einer schweren Herzkrankheit befallen, die ernstlich für ihr Leben fürchten ließ. Ich bot ihr meine Dienste zur Pflege an, sie meinte, das sei nicht mehr nöthig, es sei schon wieder gut, ich solle aber nur kommen und sie bei der Genesung erheitern. Die Krankheit aber brach von Neuem aus, Herzkrämpfe, die durch die geringsten Veranlassungen erregt, zuerst mit schwerem Athem begannen und dann sich zu so furchtbarer Bangigkeit steigerten, daß ich oft glaubte, sie sterbe in meinen Armen. Sie war dabei unendlich sensibel, ein schwerer Athem, ja das leise Knistern eines umge-

wandten Blattes, das Knuspern der schreibenden Feder im Nebenzimmer konnte sie stören. In guten Augenblicken war sie voll Liebe und Freundlichkeit gegen die Ihren, doch konnte sie ihre Kinder fast nie um sich haben und nur sehr Wenige ihrer Bekannten bei sich sehen, die bloße Nähe sonst gleichgültiger Menschen war ihr oft unerträglich. — Wie wunderbar war dagegen später der Frieden ihres Sterbebettes, wo sie Alle zu sich kommen ließ, die Theil an ihr nahmen, für Alle, auch für Fremdere, ein liebevolles Wort hatte! So mächtig hat der Geist sich durchgerungen zur Herrschaft über den kranken Körper. — Kein ärztliches Mittel wollte mehr helfen, auch nur zur Linderung der heftigsten Anfälle, nur der Duft von Blumen: Hyazinthen, Reseden stärkte sie oft wieder in den furchtbarsten Bangigkeiten. Sie hat immer so sehr die Blumen geliebt.

Endlich schritt ihr Arzt, Professor Gmelin, dazu, sie während des heftigsten Anfalls, der fast einen Tag lang dauerte, zu magnetisiren, darauf wurde sie fast augenblicklich beruhigt und erwachte aus einem gesunden Schlummer mit einem heitern Scherz auf der Lippe.

Von da besserte es sich allmälig, es kam zuerst die reizbare, ungleiche Laune der Genesenden, dann ihr alter heiterer Muth; an einem hellen Märztag fing sie an, in übermüthiger, kindischer Lust ihre leeren Arzneigläser entzweizuwerfen am Dach des gegenüberliegenden Pfleghofs, ihr Mann und ich leisteten ihr dabei Gesellschaft in lauter Lust und Lachen. Ach, und man hätte die Straße pflastern können mit all den Gläsern, die sie später noch ausleeren mußte!

Von da an kam sie nie mehr zu vollkommener Gesundheit, das Herzleiden kehrte wieder in verschiedenen Gestalten, doch erlag sie auch geistig nie ganz; war es ihr rastlos thätiger Geist, der Alles mit Feuer und Wärme ergriff, der den

schwachen Körper untergrub und ihr vor der Zeit ihr Ziel steckte? Ich glaube nein! Es war dieser lebensvolle Geist, ihr reiches, genußfähiges Herz, das den Körper aufrecht hielt, der sonst früher zusammengesunken wäre.

„Ich bin ein armer Tropf," schreibt sie im Sommer 1840 vor der Geburt des kleinen Eugen, „dem es oft eiskalt den Rücken hinausläuft, wenn ich denke an die grausigen Schmerzen, die Sorgen .... Oft überfällt mich ein Zittern und Zagen, die Worte des Heilands fallen mir ein: „Vater ist's möglich, so nimm diesen Kelch von mir!" Und es muß durchgemacht sein und wenn ich mich in die Hölle verkröche! Doch, Gott hat mir ein fröhlich Herz gegeben, das neben dem Schweren auch wieder die Freude sieht, er wird mir durchhelfen und mich stärken. Es kommt immer wieder ein Sonnenblick in die Nacht, dann strahlt gleich alles von Heiterkeit und Leben."

Im September 1840 wurde glücklich ein gesunder Knabe geboren, Eugen genannt. „Ach, es ist mir noch keines von den Kindern so lieb gewesen, wie dieses, mir so sauer gewordene, dessen Leben unter Schmerz und Kampf so wunderbar erhalten, und endlich so stark und gesund an's Licht gekommene Kind! Ich glaube, über die schwerste Stunde komme ich doch leichter als viele Frauen. Meine Stimmung in dieser Zeit gebe ich mir nicht, es kommt ein Engel zu mir und tröstet mich, und führt mich linde über die angstvollsten, schmerzlichsten Stunden hinüber .... Mein Herz aber wird nicht mehr gesund, es brennt mich bei Tag und Nacht. O, was ist es um eine vollkommene Gesundheit etwas Köstliches!"

Eine Quelle des Trostes und herzlicher Freude waren für sie ihre heranblühenden Kinder. Jede Mutter freilich ist glücklich im Besitz ihrer Kinder, aber nicht jede kann sich ihrer so ganz und von Herzen freuen, wie es Auguſten gegeben

war; sie ärgerte und stieß sich nicht zu viel an den kleinen Anstößen, die es bei jedem Werden und Wachsen gibt und bei dem des Menschen zumeist.

„Wie will ich mich hüten," sagt sie, „bei meinem guten Völkchen das Gemüth, wo es sich äußert, durch Auslachen oder Nichtbeachten zu verscheuchen. Könnte ich ihnen doch ihre Kindheit so sonnig und licht machen, daß sie im Alter mit mehr Freude daran zurückdenken können, als ich es auf die meinige kann. Wie viel Jammer habe ich nur mit schweren Träumen durchgemacht und hätte es um alle Welt nicht geoffenbart, aus Furcht, ausgelacht zu werden, und doch ist es so eine Erleichterung, seine Aengste Andern mitzutheilen! Die Eindrücke aus meiner Kindheit sind bei mir noch so frisch, und wiederholen sich in dem immerwährenden Umgang mit meinen Kindern so lebhaft! Bei mir liegt viel Trübes in jener Zeit, was aber alles nur mein Innerstes berührte, äußerlich ist es unbemerkt vorbei gegangen, denn sonst hätten gewiß die lieben Eltern abgeholfen. Wie viele Gewissensbisse, schwere Sünden, die ich bußfertig abbetete oder mit Werkheiligkeit abzumachen glaubte, sind mir noch jetzt im Gedächtniß! Wie viel Plagen von Seiten des Lehrers, dem wir anvertraut waren und den wir nicht meinten anklagen zu dürfen! — Kann einem Mutterauge, einem treuen, liebevollen Mutterauge, all dies entgehen? wirst du fragen. Ich sage ja, wenn im Haus eine so recht vertraute Magd ist, die seit zehn Jahren im Haus ist, wenn ganz kleine Geschwister da sind, denen die erste Sorge der Mutter gehört. Diese vertraute Magd legt die Kinder ins Bett, zieht sie an, zankt sie, besorgt sie auf's Beste, gibt sich aber keine Mühe zu erforschen, was im Innern eines kleinen Geschöpfes vorgeht. Den Tag über ist man um die Mutter, viel und oft, sie erzählt, spielt, zankt und lobt, aber nur Morgens und Abends

schließt sich bei solchen Pflänzchen das innerste Herz auf, da nur kann man sehen, was darin vorgeht. Doch still von dieser Nachtseite, die noch jetzt die peinlichsten Saiten in mir anschlägt!"

Nicht lange konnte Augustens Sonnenblumennatur bei solchen trüben Erinnerungen verweilen, aber es liegt tiefe Wahrheit darin, für die vielleicht Jedes von uns in der eigenen Erinnerung Belege findet, ein ernster Wink für treue Mütter.

Durch ihre Kinder und ihren oft leidenden Zustand immer mehr an's Haus gefesselt, fand sie viel Genuß in Lektüre. Gewöhnliche Romane las sie selten und liebte sie nicht, sie suchte ernsteren Stoff, Anregung für ihren lebendigen Geist und behielt über alle neuen Erscheinungen ihr eigenes Urtheil frei, nie bestimmt vom Beifall oder Tadel der Menge.

Viel Vergnügen fand sie an Rahel. „Sie ist das offenste, natürlichste Wesen, und thut mir wohl gegenüber der Ueberschwenglichkeit der Bettine; das aber kann ich mir wohl denken, wie ein Geschöpf, das so über alles reflektirt, so nervenschwach und angegriffen sein mußte. Sie maßt sich über alles ein Urtheil an, gefällt mir aber deßhalb schon, weil sie zu ihren Lebzeiten keinen Lebtag davon machte. Ihre religiösen Ansichten sind so verwirrt, wie noch die meinigen, das heißt, sie schwatzt über Religion, was ihr durch den Sinn fährt, ohne bestimmt zu sagen: dies ist meine Ansicht. Aber ihr Sterben war schön, und ich denke, bei wahrhaftigen Menschen kann dies der Probestein sein, wie Eines wirklich war und wandelte."

Ihr Liebling war und blieb Jean Paul, den sie zu allen Zeiten gern las. „In meiner jetzigen Abgeschiedenheit von Visiten ꝛc. habe ich mir zur Unterhaltung und Erfrischung meinen alten guten Freund und Geistesverwandten Jean Paul

citirt; ich bin äußerst frisch geworden durch den Anfang seiner Selbstbiographie, die ich heute begonnen. Es ist etwas ganz Eigenes, seine unausgesprochenen Gefühle und Eindrücke in Worten verkörpert zu finden, und man ist so erstaunt, sein eigen Wesen in einem andern wieder zu sehen. Du verstehst mich und hältst mich nicht für eitel."

„Wenn alles in Ruhe ist," schrieb sie später, „lese ich Abends Schillers und Göthe's Briefwechsel. Dies Buch hat mich bedeutend weiter gefördert, wie nichts vor diesem; ich habe denken gelernt und bin in vielem klarer geworden, nur nicht in meinen religiösen Ansichten: hier ist ein solcher Wirrwar in mir, und an diesem ist der alte Göthe schuld. Du glaubst nicht, was man für einen Eindruck von Göthe bekommt durch den Briefwechsel und wie sehr Schillers großer Geist in den Hintergrund tritt, so daß es mir recht leid um ihn ist. Dieses Genie des alten Göthe zwingt einem Bewunderung ab, ja nicht um sein selbst willen, nein! daß Gott ein solches Geschöpf machte, welches so absolut dasteht und sich bewundern läßt und anstaunen und producirt aus dem Aermel schüttelnd, eigentlich mitten im Leichtsinn, und Menschen gewinnt, das Herrlichste denkt und schreibt, indeß der Schiller unter fürchterlichem Aechzen und Jammern seine Produkte zur Welt bringt! — Wunderbare Gedanken steigen mir auf, wenn ich mich so recht in diese beiden Geschöpfe versenke, wie sie den Geist der Zeit lenkten, so daß ihnen unterthan ist, fast was gebildet sein will auf dem ganzen Erdkreis. Du wirst mir recht geben, wenn ich alle merkwürdigen Menschen Gottes Werkzeuge nenne; in wie fern und wie weit haben aber diese beiden den Willen Gottes erfüllt, als Werkzeuge in seiner Hand? Sieh, solche Gedanken können mich oft tagelang beschäftigen. Diese beiden haben doch unsere jetzige Philosophie hervorgerufen, — mittel-

bar den Umſchwung unſerer ganzen Theologie: Göthe, — Hegel, — Strauß. Warum mußte es ſo kommen, daß der Menſch ſich dem Gängelbande Gottes entzieht und ſich für mündig hält, ſeine eigene Offenbarung macht und die Offenbarung Gottes für entbehrlich hält? .... Und ich ſelbſt muß mich mit ſolchen Gedanken tragen, dieſe ‚Offenbarung Gottes im Geiſt‘, ſie können mich Tag und Nacht beſchäftigen, aber ſie kommen, ſeit ich mich ſo vertiefen muß in Göthe und Schiller. Aber dieſe geiſtige Richtung bringt meiner Ruhe keinen Gewinn. Die Perſon Chriſti habe ich aus den Augen verloren, ſie ſteht nur noch als ein Traum meiner Kindheit vor mir. Seine Lehren ſind der göttliche Hauch in der Menſchheit, der durch ſeine Perſon geoffenbart wurde. Sein Sitzen zur rechten Hand Gottes und ſeine Herrſchaft von Ewigkeit zu Ewigkeit iſt das Göttliche, welches ewig im Menſchen ſein und bleiben wird und ihn von oben beherrſcht. Sein Verſöhnungstod iſt die höchſte Entwicklung des Guten und der Triumph über das Böſe und Haſſenswerthe in der menſchlichen Natur. Wir ſind verſöhnt mit Gott, d. h. mit dem Guten, zu deutſch: wir haben jetzt einen Weg, auf dem wir zu dem Guten gelangen, d. h. zu Gott kommen können. Chriſtus iſt die höchſte ſittliche Entwicklung des Menſchen. Laſſet die Schale und genießet den Kern, den echt göttlichen!

Sieh, liebe Ottilie, haſt du denn nie ſolche vertrakte, philoſophiſche Gedanken, welche dich beim Kochen und Nähen verfolgen? Das Betrübteſte iſt, daß man, wenn man ſich einmal mit den Gedanken ſo weit verirrt, nicht mehr recht beten kann, denn es kommt dann heraus, als ſei die Welt ein Uhrwerk, von Ewigkeit aufgezogen und gerichtet zum Abſpielen. Willſt Du, ſo betet man auch mit dieſen Gedanken, denn ſie drehen ſich ja allein um Gott; aber die

Hingabe fehlt und das Vertrauen fehlt, und kurzum, der Menſch ſteht wieder da als der Menſch im Paradieſe, der ſich Gott gleich machen will. Er iſt auch aus dem Paradieſe geworfen und verdient ſeufzend mit offenen Augen ſein Brod .... Was für ein Geiſt iſt über mich gekommen, daß ich ſo viel grübeln muß? Erzähle Du mir auch, wie es in Dir ausſieht, vielleicht finde ich durch Dich das Verlorene wieder. An meiner Beſſerung arbeite ich täglich, aber es iſt ein Sandkorn, das oft wieder zurückrollt. Das iſt mir gewiß, wir ſind zum gut werden auf die Welt gekommen, darum laßt uns nicht müde werden und arbeiten, ſo lange es Tag iſt, ehe die Nacht kommt, wo Niemand wirken kann. Was heißt denn eigentlich hier die Nacht?

Leb wohl, Du haſt mich einmal ganz anhören müſſen, mein Mann thut es wohl auch zuweilen, aber er iſt ſo viel beſchäftigt, und wie oft gibt es für Mann und Frau jene einſamen göttlichen Stunden, wo das Herz ſich aufthut und das Innerſte darlegt, wo der Geiſt zum Geiſte ſpricht?"

Ich ſchrieb hier etwas von ihren Ideen über das Höchſte, das ſie ſo oft beſchäftigte, „verwirrte" Ideen nennt ſie ſie ſelbſt, ich ſchrieb ſie mit ihren eigenen Worten, weil ich ihrem Andenken nur gerecht werden kann, wenn ich Wahrheit gebe, wie ſie ſelbſt wahrhaftig war. Sie gehörte nicht zu den bevorzugten Johannesſeelen, die an der Bruſt des Herrn ruhen bleiben dürfen, der Glaube, der volle beſeligende Glauben war ihr nicht als unveräußerliche Wiegengabe mitgegeben worden, ſie mußte das Kleinod aus tiefen, o, oft ſehr tiefen und dunkeln Schachten herausgraben; aber ſie hat es gefunden, ſie hat alles daran gegeben, um die Eine, köſtliche Perle. Ich kann dem Gang ihres Glaubenslebens nicht ſo folgen, wie ich gern möchte. Das Höchſte wirkt Gott verborgen, ich kann nur den Anfang andeuten,

und das herrliche Ziel, soweit es Menschenaugen sichtbar war. Es ist keine regelmäßig gegliederte innere Entwicklungsgeschichte, die ich geben kann, und ich möchte hierüber die Worte des redlichen, erleuchteten Gotteszeugen, Ludwig Hofacker, anführen: „Es ist wohl zu merken," sagt er in seiner zweiten Predigt über die Offenbarung, „daß das Wort Gottes niemals regelrechte Bekehrungsmethoden aufstellt, wie sie Menschen etwa denken oder ausbilden. Sehet in die ganze Bibel hinein, ihr werdet nirgends finden, daß der große Erzieher der Geister alle Seelen auf gleiche Weise geführt hat, oder daß es nur Eine Form und Ein Modell gibt, nach dem er sie bildet. Auch wird uns der Gang der inneren Zustände nicht so ausführlich aus einander gelegt, wie es in unsern Lebensbeschreibungen manchmal der Fall ist, sondern gerade in der heiligen Schrift ist uns die Freiheit des Geistes, der da wirket in Allem wie und was er will, auf die schönste Weise dargelegt. Denn Gott hat sich die Freiheit vorbehalten, der alleinige Führer und Regierer der Seele, der alleinige Erzieher der Geister zu sein, und jeden Menschen wie Er will, zu führen, nicht wie wir uns ausdenken, daß er geführt werden müsse *)."

Den Aufrichtigen läßt es Gott gelingen, Ein aufrichtiges und demüthiges Herz macht Bahn dem, der da sanft herfährt. Und es war ihr Ernst, von Herzen Ernst, das Rechte zu finden. Auch liegt ein Segen in dem Austausch über die höchsten Angelegenheiten, ein Segen, selbst da, wo zwei Suchende und Irrende sich begegnen. „Wie freuest Du mich," schrieb sie mir um Neujahr 1842, „daß Du alle Deine Freuden in Gott suchst und daß Du hier die innigsten und reinsten Freuden findest, welche kein irdisches

*) L. Hofackers Predigten S. 834.

Leid trüben kann. Ich stehe auf einem andern religiösen Standpunkte als Du, der Glaube an Sachen, welche dir wesentlich sind, fehlt mir, oder vielmehr, ich fühle kein Bedürfniß, ihn anzunehmen, aber doch sind wir so nahe, so innig in dem Streben verknüpft, immer weiser, immer besser zu werden, und diese innige Seelenverwandtschaft ist meine Freude, es durchzuckt mich oft ganz warm, wenn ich an Dich denke, daß in einem und demselben Augenblick sich unsere Gedanken an das Höchste, was der Mensch besitzt, begegnen und zu Gott dem Allmächtigen steigen, der die Wünsche seiner Kinder besser versteht, als sie selbst und durch die Liebe des Heilandes uns die Sünden vergibt. Die Kraft des heiligen Geistes ist das, um was ich bitte, denn sie ist es allein, die uns zum vorgesteckten Ziele führen kann. Ach, ich fühle nie, daß ich besser geworden; je älter ich werde, je mehr ist mir meine Sünde und Unvollkommenheit anschaulich, und es wird mir immer schwerer, besser zu werden. Wo es fehlt, weiß ich, aber wie angreifen abzulegen, weiß ich nicht. Ottilie, wie kann der Mensch besser werden, ohne innern Stolz und Eigenliebe, in Demuth und Einfalt? Kannst Du mir dies sagen?"

Gar manchesmal beschlossen wir, weil wir über Glaubenssachen nicht ganz und vollkommen Eins werden konnten, diesen Punkt ruhen zu lassen und Jede für sich in der Stille ihren Weg zu suchen, aber wir konnten nicht. „Du möchtest wissen, was ich glaube?" schrieb sie später, „das heißt bei mir, welchen Weg ich zum Himmel einschlage. Glaubst Du nicht, daß jeder Mensch nach seiner Eigenthümlichkeit auch seinen eigenen Weg zum Himmel suche? Jeder Mensch, wenn wir in sein Herz sehen könnten, würde Gott auf andere Weise anbeten, ich glaube aber, daß jeder Einzelne so lange nicht auf dem rechten Weg ist, so lange sein Herz nicht voll-

kommene Ruhe und Zufriedenheit hat, dann erst hat er seinen rechten Weg. Mehr kann ich Dir nicht sagen, und Du staunst vielleicht, daß so viel Leiden und Trübsal, die mich auf dieser Welt schon packten, nichts Besseres herausbrachten. Aber glaube, mir ist es gut und am besten, und keine Welt kann mir rauben das theure Gut, welches ich fest an mein Herz drücke, diese Religion der Gottheit, welche der Herr durch seine Erscheinung und seinen Wandel uns verklärte und jetzt und immer noch uns an's Herz legt."

. . . . . .

„Was ist mein Glaube? Der innigste Umgang mit Gott, das herzlichste Vertrauen zu ihm, das ausschließliche Festhalten der Ansicht, daß alles gut ist, was aus seinen Händen kommt. Vor allem die Ueberzeugung, daß die Entwicklung und Erziehung des Menschengeschlechts von Erschaffung der Welt an in seinen Händen liegt, daß das erste und höchste Mittel dazu die Erscheinung unsers Herrn war, und daß er alles herrlich hinausführen wird. Was soll ich thun, daß ich selig werde? Das ist dann noch die besondere Frage jedes einzelnen Herzens. Nun wollen wir es ruhen lassen, ich möchte doch nicht betrüben, es kommt wohl noch die Zeit, wo wir uns ganz verstehen."

„Ich lese gegenwärtig die Kirchengeschichte von Hagenbach," schrieb sie später, „es ist so nach meinem Sinn, daß ich den Mann liebe, ohne ihn zu kennen. Meine krausen Ideen sind da so schön in Rahmen gefaßt, und ich werde mir selbst so klar in meinem Glauben, Hoffen und Lieben, daß ich diesem Besuche recht zu Danke verpflichtet bin. Es ist mir hier wieder klar geworden, daß ein nicht blind Gläubiger alle einzelnen Stadien von Glauben, Zweifel, Offen-

barung und vom Ringen und Dringen nach Gewißheit durchzumachen hat, welche im Großen die Menschheit durchmacht und endlich nach einem Kreislauf über Hügel und Thäler wieder da anlangt, wo man ausging. Dies Ziel aber, erreicht durch Kämpfen und Streben, strahlt dann in höherem Lichte, es ist uns ein Eigenthum, ein fester, sicherer Besitz, in dem wir uns wohnlich machen dürfen, bis ein höherer Ruf uns in die Wohnungen des ewigen Friedens führt."

. . . . . .

„Ich bin fest überzeugt, daß wir an Ein Ziel wollen, und an Ein Ziel kommen mit der Barmherzigkeit des Herrn, daß ich mir über das Geschriebene meine eigene Auslegung mache, halte ich einmal für keine Sünde, es ist nur das Wort, über den Geist streite ich mit Dir nie, da sind wir einig. Daß Du den Glauben hast an das geschriebene Wort, ist ein Gnadengeschenk Gottes; nimm es mir aber nicht übel, ich glaube Dir nicht, wenn Du sagst, Du habest noch nie gezweifelt, und Dein Glaube an das Wort sei so fest, wie an den Geist, der aus dem Worte spricht. — Wenn ich sagte, es geht Jeder seinen eigenen Weg zum Himmel, so hast Du mich auch mißverstanden; ich meinte nicht den Einen Weg zum Leben, dessen Pforte enge ist und der Weg schmal, sondern den Weg des Wissens und Erkennens, der uns auf den Weg des Lebens weisen muß."

Und nun folgen wir wieder dem Gang ihres äußeren Lebens, während der Zug des innern wie ein Waldstrom sich in's Dunkel verbirgt, bis er am Ende klar und freudigen Zuges hinströmen darf in die tiefe, weite, unendliche See.

Im Sommer 1841 schickte man sie nach Liebenzell, um dort in der Tannenluft ihr krankes Herz zu stärken.

Sie war so glücklich dort, mit ihrem reichen und offenen Sinn für Naturschönheit: das Tannengrün und die lieblichen Thäler, die freundlichen Badinhaber und die Gäste, alles war für sie eine Quelle des Genusses oder ergötzlicher Studien, Alle fühlten sich wohlthuend berührt vom warmen Hauch ihrer Herzensfreundlichkeit. „Gestern machten wir noch den herrlichsten Ausflug von allen," schrieb sie gegen das Ende dieses glücklichen Aufenthalts, „auf die Burg, der Weg führt durch ein's der wunderbaren Wiesenthäler, immer geschlossen, immer wie im letzten Eckchen der Welt, bis sich bei Reichenbach ein breites Thal öffnet mit einem unübersehbaren Reichthum von Holz, hoch aufgeschichtete Bretter, ungeheure Balken ꝛc., nur geht es lange, lange den Berg hinauf, nicht zu erleben, auf einmal tritt man aus dem Wald, und nun denke Dir die weiteste Aussicht! Weit in aller Ferne, die Gebirge bei Heidelberg und Speier, dazwischen der Rhein wie ein Silberfaden, im Vordergrund die Ausläufer des Schwarzwalds mit Dörfern besät, bis hinunter nach Heilbronn; der ergreifendste Anblick war mir der tiefe dunkle Schwarzwald; einmal sieht man ihm bis in's Herz, wo sich tief unten die Nagold schlängelt. Mir war in dem Augenblick, als schwebe ich über der Erde, und all ihre Herrlichkeit liege unter mir. Heute noch kann ich fast weinen, wenn ich daran denke, an diese göttliche Herrlichkeit; ich wünschte nur, meinen lieben Mann, meinen Vater, Dich, alles was ich liebe, hieher, um mit mir niederzufallen und anzubeten. Wie oft wird mich noch in trüben Stunden die Erinnerung daran erquicken."

Eine ihrer raschen Freundschaften faßte sie dort für eine junge Frau aus S., mit der sie und die Mutter anfangs die einzigen Badgäste waren. Nach ihrer Rückkehr von Liebenzell schrieb sie mir einmal: „Es ist gar ein stiller

Abend, ich fühle einen Zug nach Dir, eine Sehnsucht, die ich nicht beschreiben kann, so eine Sehnsucht, wie die Gegenwart sie gar nie stillt. Du mußt bald zu mir kommen, da wird es doch auch solche glückselige Stunden geben, wo man über der Zeit steht, Stunden, die uns sättigen und eine innere Kraft zurücklassen, ein Wohlgefühl, welches diese Welt nicht kennt. — Lachst Du mich nicht aus? — „Ich bin so sentimental," sagte einmal ein Provisor zu meinem Vater. So muß ich auch von mir sagen: so habe ich mich zum Beispiel verliebt in die Frau St. Ich hatte auch einmal eine so glückselige Stunde mit ihr, wir gingen Abends spazieren, der Mond kam hinter dem Tannenwald hervor und streifte leicht durchs Thal hin, leichte weiße Wölkchen schwebten am Himmel, köstlicher Heuduft durchs ganze Thal. Es war göttlich lieblich, ich war begeistert und sie auch, wir sprachen von Ewig, Jenseits, vom Wiedersehen, — ich wurde so sentimental, daß ich mich in sie verliebte. Es ist etwas Schönes um's Verlieben, wie ich's meine, da ist alles Gemeine fort, und zwei reine Geister schwingen sich zugleich in das Unendliche, — Große, — Ewige! Warum habe ich immer so lieben müssen? ich schreibe es meinem kranken Herzen zu.

Ich schrieb ihr einen verliebten Brief nach Liebenzell, sie aber schrieb mir noch gar nicht; was soll ich davon denken? Ich habe sie aber doch noch lieb, nicht wahr, das ist schön?"

Ich fühlte mich durch diese schwärmerische Freundschaft denn doch etwas gekränkt und beeinträchtigt; ach, ich wußte noch nicht, daß ihr Herz doppelt so groß war als gewöhnliche Herzen, doppelt so reich an Liebe. „Daß Du so eifersüchtig bist auf die Liebe, die ich zur Frau St. hegte, thut mir wohl," schrieb sie auf meine leisen Vorwürfe, „Du mußt aber wissen, daß ich ein weites Herz habe, daß ich viele Menschen liebe und lieb haben kann, Jedes nach seinen schätzens-

werthen Gaben. Viele habe ich ganz lieb und sie sind mir unentbehrlich, noch Mehrere aber mag ich nur so, und die Andern, eine ganze Menge, gehören in die dritte Klasse. Man kann sie eben leiden und thut ihnen zu lieb, was sie wollen, ohne daß man sein Herz dazu nöthig hat."

Gewiß, keiner ihrer Freunde hatte Grund zur Eifersucht, hat sie Viele geliebt, so liebte sie doch Jeden ganz; sie, die Aeltere, die Vielgeprüfte stellte sich mir nie als Ueberlegene gegenüber, zu jeder Stunde fand ich ihr Herz warm und offen, lebendiges Mitgefühl für Freude und Leid, liebevolle Sympathie bei großen und kleinen Schmerzen.

Und doch, so jung und überfließend warm ihr Herz war, so leicht es auch manchmal irren konnte in seiner Begeisterung, doch blieb ihr Blick in's Leben klar, und sie war nie eine gefährliche Rathgeberin für eine jüngere Freundin.

„Es ist ein eigen Ding um ein junges Herz," schrieb sie einmal, „und um die Ruhe, mit der man von vergangenen Stürmen sprechen kann. Was habe ich nicht einmal geweint in Stuttgart in der Nähschule, alles unter der Firma ‚Heimweh'! und was bleibt so ein junges Gefühl für die spätere Zeit? Ein buntfarbiges Nebelbild, das verdunstet wie Rauch, oder im besten Falle eine schöne Erinnerung, die ewig still steht, und der Liebe zu einem Dahingegangenen gleicht. Denn, wenn auch das Ideal solcher Träume noch lebt, es ist nicht mehr dasselbe Bild, das uns einst so glücklich und so unglücklich gemacht hat. — Was ist aber nun meine jetzige Liebe zu meinem Mann? Ein Bild mit hellen Farben, das nie bleicht, das aber auch seine Schatten hat, wie ein gutes Bild schattenlos nichts ist. Ich könnte Niemand gerner haben als ihn, und Niemand hat mich lieber als er. Ich sehe an ihm keinen Tadel, er kommt mir so vollkommen vor, wie nur irgend Jemand vollkommen sein kann. Aber an mir, so lieb

er mich hat, ſieht er eher Fehler, welche ich oft gerade nicht glaube zu haben. Er wünſcht mich oft, wenn ich es ſagen darf, ſeiner grenzenloſen Liebe würdiger. Nun, er hat recht. Dagegen glaube ich aber, wenn man einander recht liebt, ſollte man auch die Fehler an einem lieben. Wenn zum Beiſpiel mein Mann oft bruttelt, kommt er mir gerade recht liebenswürdig vor, und ich habe ſchon manchesmal ſeinem Gebruttel dadurch ein Ende gemacht, daß ich ihm um den Hals fiel und ihn recht verküßte. Wir ſind jetzt acht Jahre verheirathet, aber abgenommen hat die Zärtlichkeit noch nicht. Im Gegentheil, — anfangs hatte ich meinen Mann nicht einmal ſo lieb wie jetzt ... Nun, was ſoll nun all mein Geſchwätz? Ich wollte nur ſagen, wie ſich alles oft ſo viel anders macht und beſſer als wir's verſtehen, und daß früher oder ſpäter eine Zeit kommt, wo wir alles anders anſehen und lächeln über unſer Herz, welches uns ſo viel Spuk machte und uns das heitere Leben vergällte."

. . . . . .

„Deine Ideen hinſichtlich der Forderungen, welche wir an die Männer machen," ſchrieb ſie ein andermal, „ſind ſchöne Ideale, aber nun und nimmer werden wir gegenüber dem Manne, den wir einmal lieben, dieſe Forderungen geltend machen. Oder glaubſt Du, wir werden vorher alles abwägen, ob er uns auch ſo liebt, wie es in unſerem Kopf und Herzen geſchrieben ſteht? Nein, gewiß nicht! Die da liebt, glaubt gewiß, daß ihr das Andere alles zufallen wird!"

Aber bei dem klaren und nüchternen Blick in's Leben blieb ihr Herz und Fühlen jung und friſch. Obgleich ſie die Saiten ihrer Guitarre einmal abgeſpannt hat, um Seife damit zu ſchneiden, ſo iſt doch Niemand mehr als ſie verſchont geblieben von dem froſtigen Hauch des Philiſterthums.

„Geſtern habe ich mit den Kindern einen Gang in's

Elysium unternommen, es war noch so schön wie dazumal, wo wir es suchten und nicht fanden, und endlich doch göttlich schwärmten unter dem Blüthenbaum. Es war ein wunderschöner Tag, und die Freude der Kinder an jedem Blümchen hat mich bis in's Innerste erquickt. Doch machte ich die Erfahrung, daß die Freude nicht mehr ganz so rein und hell bei mir ist wie früher, ich habe vielleicht schon zu viel gelitten und es muß einige Zeit vorüber gehen, um alle Schatten von der Seele zu streifen. Doch war meine Brust so voll, daß es mir recht wohl that, daß mir und meinem Mann der Mondschein am Abend wieder eine Stunde bräutlichen Glückes brachte. Die Erfahrung habe ich hier gemacht, daß die Liebe immer gleich hell brennt, das Licht ist nie schwächer, es steht nur manchmal ein Schirm davor, die Liebe aber hört nimmer auf."

„Ich sage Dir," schrieb sie später einmal, „laß Dir die Poesie des Herzens nicht nehmen! Würdest Du nach einer so romantisch verträumten Jugend einmal eine so langweilige Frau, wie es so viele gibt, so bleibe nur ledig! Wie danke ich Gott, daß sich die göttliche Gabe Poesie bei mir nicht unterdrücken läßt, es ist eine Leuchte durch alle Widerwärtigkeiten und die ärmliche Prosa, die einen sonst erdrückt."

Ich klagte ihr einmal den Zwiespalt, der durch den geselligen Verkehr, wie er sich gewöhnlich gestaltet, durch das bedeutungslose Alltagsgeschwätz in unserem Innern entsteht. „Ja, Liebe," schreibt sie, „wie wäre es schön, wenn wir die göttliche Wahrheit, welche unser Inneres beseelt, bei jeder Veranlassung aussprechen könnten! Aber glaub' mir, im Leben erscheint das unnatürlich und gesucht. Man kann es in festem Ernst thun, und doch scheint es absichtlich und Andere lächeln hinterrücks. — Weißt Du ein Mittel, Dein innerstes

Herz und Leben, Fühlen und Denken, ohne affektirt und gesucht zu erscheinen, mit voller Wahrheit auch vor die Augen der Welt zu legen und vor den Gleichgültigsten immer Deine höhere Anschauung zu äußern, um dem öden Alltagsgeschwätz aufzuhelfen? Ich habe es noch nicht gefunden. Ich gewöhne mich, zu schweigen! Könnte ich es immer, wo unnützes Geschwätz erniedrigt, und nachher vor sich selbst erröthen macht, daß man nicht geschwiegen, oder laut gesprochen hat, wie das Herz es forderte. Dies gegenseitige Anlügen in der Welt, auch der Redlichsten, hat mich schon oft gequält; und wenn man dann einmal für Pflicht hält, Anderen eine unangenehme Wahrheit zu sagen, warum hat man nachher doch ein böses Gewissen, als ob man ein Verbrechen begangen hätte? ist es bloße Menschenfurcht, die davor scheut, anzustoßen, oder ist es das Bewußtsein, daß uns doch die rechte Liebe und Demuth gefehlt hat, daß ein geheimer Triumph darin liegt, wenn man einen Fehler der Freunde zu rügen hat?"

Der kleine Eugen, ein erst gar blühendes, kräftiges Kind, wurde kränklich und starb im November 1841 nach vielen, schweren Leiden, die wohl den Seinigen so bitter zu ertragen waren als dem armen, kleinen Wesen selbst. Auguste ertrug den Verlust mit Fassung, aber er ließ ihr einen tiefen, schmerzlichen Nachklang. „Die Sehnsucht nach meinem guten Kinde ist oft so schmerzlich," schreibt sie um Neujahr 1842; „warum mußte ich so viel Nächte durchkämpfen, warum so viele schwere Stunden durchmachen? Mit doppelter Liebe hing ich an dem guten Kinde, das so theuer erkauft war; und alles für das Grab gekämpft und gelitten!"

Es ist nur Ein Trost: daß alles zu unserem Besten dient; „demüthiget euch unter die gewaltige Hand Gottes,

daß er euch erhöhe zu seiner Zeit." Das predige ich mir, wenn die Fragen warum und warum? immer wiederkehren. Und was wird es wieder mit dem Wesen werden, das mir bereits schon manche Stunde erschwert und mich wieder an das Scheiden von den Meinigen mahnt? Wie schwer wird es mir, seiner Ankunft entgegen zu sehen! Soll es ein Ersatz sein für das Hingegangene, soll das alte Leid wieder neu mit ihm werden?

Der dunkle Faden durch ihr Leben; das kranke Herz, regte sich immer gewaltiger und verkümmerte ihr den harmlosesten Lebensgenuß; „ach, wie bin ich ein elender Tropf," seufzt sie, „eine einzige Nacht Schlaflosigkeit bringt mich ins Bett! Du siehst, daß unter diesen Umständen mein Muth bedeutend sein muß, wenn ich nicht jammere. Ich kann es meinem guten Mann aber nicht zu leid thun, denn er ist nie liebenswürdiger, als wenn ein's krank ist. Du weißt, wie gut er immer gegen mich war! Keines kann so gut das Kopfkissen machen, oder Arznei geben als er. Es wird ja mit mir auch vorbei gehen mit Gottes Hülfe!"

. . . . . .

„Wärst Du doch hier, um mich in den botanischen Garten zu begleiten," schrieb sie im Frühling, „jeder Ausgang ist wirklich ein Wagstück, ich weiß nie, wenn man mich heim tragen muß. Es ist ein elendes Dasein, besonders wenn die Sonne so schön scheint; wenn man mit der erwachten Sonne auch zu neuem Leben sich ermuntern und so recht auffauchzen möchte mit dem jungen Frühling, da fühle ich mich schwer gedrückt."

So war es natürlich, daß sie auch frühe schon der Gedanke an den Tod begleitete, und doch war sie noch fern von der seligen Freudigkeit, die ihr verliehen wurde, als der ernste Bote wirklich kam. „Emma's Tod thut mir sehr weh," schreibt

sie bei dem plötzlichen Tod einer Freundin, „und doch ist es ihr zu gönnen, daß sie so schnell von der Welt scheiden durfte, wenn es doch sein muß. Wie herb ist es für eine Mutter, den Tod lange vor Augen zu haben und denken zu müssen, von Allen den Lieben, Mann und Kinder sich trennen zu müssen; der Schmerz muß fast unüberwindbar sein, auch wenn das Herz den vollen Glauben hat, die Seinigen einst wieder zu finden . . . . .“ Und ein andermal wieder: „Mein lieber Mann und meine Kinder! O wie schwer ist's zu scheiden von dieser Welt, welche noch so schön und grün vor unsern Augen liegt! Im Ganzen bin ich aber gefaßt, ich denke: wie Gott will. Mein Trost ist, daß ein langer Todeskampf bei einem kranken Herzen selten stattfindet; das Uebrige stelle ich der Barmherzigkeit Gottes anheim. Ottilie, gedenke meiner in deinem Gebet!“ — „Gott schenke jedem eine ruhige Todesstunde! Dies ist mein immerwährendes Gebet, daß wir, wenn auch nicht durch Glauben zum Schauen, so doch durch Zweifel zur Gewißheit, zu einer freudigen Gewißheit kommen mögen.“

Gott hat gethan über ihr Bitten und Verstehen. Dasselbe Herz, das hier noch so bang erbebete vor dem Sterben, hat dem gewissen Tod zehn lange Tage ins Auge gesehen, mit Kreis all der Lieben, an denen es so innig hing, in klarer, seliger Freudigkeit bis zum letzten Hauch. So stark ist Gottes allmächtige Kraft in den Schwachen!

Eine magnetische Kur half ihren Herzkrämpfen, die sich wieder heftiger als je eingestellt, auf fast wunderbare Weise, aber die Hülfe war nicht von zu langem Bestand. Was sie aber immer wieder aufrecht hielt, das war nicht allein ihre elastische Natur, die hinter allen Wolken die Sonne sah, es war schon der Beistand einer höheren Kraft, es war das Leben des Geistes in ihr, das stärker und mächtiger wurde, je schwächer die Hülle ward.

„Gott sei Lob und Dank, daß die Heiterkeit in unsrem Gemüth die Oberhand gewinnen kann, daß immer wieder eine Zeit kommt, wo wir im Gefühl des tief überwundenen Seelenschmerzes ausrufen können: „Tod wo ist dein Stachel, Hölle wo ist dein Sieg?“

„Wie ist heute ein so trüber Herbstabend,“ schrieb sie im November 1842, „mir war diese Zeit immer die traurigste, wenn mit jedem Gang ins Freie die Natur kahler und öder aussieht, wenn jeder Windstoß uns etwas von dem letzten Blätterschmuck der Bäume vor die Füße schüttelt und auch die Sonne nur durch graue Schleier scheint. Ich weiß wohl noch, wie ich zu Haus an einem so stürmischen Novemberabend, wie der Mond nur hie und da schwermüthig zwischen den Wolken durchblickte, zu dichten anfing, und am Ende zu weinen, so trübselig war mir ums Herz. Aber nur das Sterben der Natur ist so traurig, das Todtsein, wenn sie ihr weißes Kleid an hat, erhebt die Seele, stärkt und ermuntert und belebt die Hoffnung auf das Auferstehen im Frühling. So ist es ja auch bei unserem Sterben, auf das schmerzliche Scheiden folgt eine Ruhe und die Grabesblume wächst dem Himmel zu.“

„Ich weiß gewiß,“ schreibt sie mir in einer Zeit tiefen Leides, die sie treulich mit mir getheilt, „es gibt eine Zeit, wo man sich im herbsten Leid glücklich fühlt, wenn der rechte Punkt gefunden ist, wenn wir im Hinblick auf Gott auch das Schwerste betrachten können als Schickung von ihm, als Schickung, die uns löst von der Erde, die uns der Vollendung näher bringt. Dann tritt eine gewisse Freudigkeit ein, wir fühlen die Nähe Gottes und sagen mit Hiob: „Bei ihm ist Weisheit und Gewalt, Rath und Verstand.“ Wohl kommen die schweren Gedanken wieder, und die Sehnsucht nach den vorigen Tagen, „da mich Gott behütete, da seine

Leuchte über meinem Haupte schien, da der Allmächtige noch mit mir war und meine Kinder um mich her." Aber die trüben Gedanken vergehen wie Aprilregen, die Sonne der Gnade scheint um so freundlicher, und der Trost kommt immer milder in unser Herz. So kämpfe nur getrost fort, liebe Seele, es kommen gewiß wieder Zeiten, wo die jetzigen trüben Tage hinter dir liegen als ein schweres Gewitter, das Deinen Himmel gereinigt hat."

Im Juli 1842 wurde ihr ein Töchterlein, Eugenie, geboren; das Kindlein, dessen Geburt sie so lange erwartet hatte, erfreute sie schon darum so unbeschreiblich, weil es das erste und einzige ihrer Kinder war, das sie selbst stillen durfte, das war doch wieder ein Blümlein nicht fürs Grab geboren, und obwohl auch dies Kind Mühe und Sorge genug mitbrachte, so lebte sie doch neu auf in all der Freude und Lieblichkeit, die eben nur ein kleines Kind mit sich bringt; „wenn die kleinen Kinder aufhören, geht die Poesie in der Familie aus," sagte sie oft.

Inmitten all der Unruhe, Mühe und Sorge, die nun vier Kinder mit sich brachten und die ihrer zarten Gesundheit doppelt schwer wurde, fühlte sie sich angetrieben, ihre Ideen in die Welt hinauszuschicken.

„Ich war auch einmal wieder krank," schreibt sie im August 1842, „und das Unwohlsein hat mir gezeigt, daß ich noch weit vom Ziele bin, ich murrte und war sehr aufgebracht, schon wieder krank zu sein. Durch wie viel Leiden werde ich noch zum Leben eingehen müssen! wie oft glaubte ich schon auf alles gefaßt zu sein und war geduldig in der Trübsal, brannte aber das Licht wieder heller, und löschte dann doch wieder aus, so war ich eigentlich ärgerlich, daß es

wieder gebrannt hatte, und da war Undank statt des Dankes. Nun habe ich zur Ader gelassen und sitze wieder als Reconvaleszent da, mit abermaligem Muth zum Leben, zum wie vielsten Mal?

„Dein Plan, einmal ein Erziehungsinstitut zu gründen, überrascht mich nicht, obwohl michs lächert, daß er schon so ausgesponnen ist und bist noch so jung! Ich dachte mir selbst so etwas für Dich aus, wenn Du ledig bliebest. Aber Du bist mir doch zu gut, als daß ich Dich in so einer Anstalt sehen möchte. Wenns Gottes Wille ist, so wird es nicht so weit kommen. Wenn ich Dir gut zum Rath bin, so machst Du's anders und wirst eine Frau wie andere Leute auch. Ich will Dich zwar meinetwegen bewundern, wenn Du eine so große, starke Seele hast, ohne Klage allein Deinen Weg zu gehen, aber Mitleid habe ich dann eben doch mit Dir, Du magst Dich dagegen wehren wie Du willst. Gott im Himmel! wie wäre es mir gegangen, wenn ich eine alte Jungfer geworden wäre! Diese Widerwärtigkeit meinerseits! Da hätt' ich nicht dabei sein mögen.

„Nun sollst Du auch meinen Plan hören. Nimms für Spaß oder Ernst, wenn ich Dir mittheile, daß es jetzt zwei Jahre sind, daß ich ein Buch zu schreiben anfing, ein Volksbildungsbuch, das Anfangs schnell vorrückte und durch alle Unterbrechungen fortgesetzt wurde, bis ich alle Augenblicke auf der Nase lag, und das hauptsächlich stockte, weil mein Alter ihm nicht genug Interesse und Aufmerksamkeit schenkte, was eigentlich abscheulich von ihm ist, da ich es habe ganz in seinem Sinne abfassen wollen. Das Buch sollte nicht tadeln, nur erzählen. Ich weiß eine Menge Anekdötchen, kenne das Bauernleben durch und durch, es wäre ja Schade, wenn diese Erkenntnisse verloren gingen! Ich bin jetzt fest entschlossen, das Ding zu Ende zu bringen. Außer Dir soll es keine

Seele erfahren, auch Du hättest es nicht wissen sollen, bis ich Dir ein schön gebundenes Exemplar zugeschickt hätte, betitelt: das Leben des alten Melchior in X. Aber natürlich würde es zu lange bis dorthin, und ich könnte darüber sterben, dann hättest Du es ja nie erfahren."

Immer wieder und wieder, durch schwere eigene und Kinderkrankheiten tauchte der Plan in ihr auf.

„Die Idee, eine Volksschrift zu schreiben, ist noch nicht bei mir erloschen; doch leidet sie immer Umarbeitungen, so daß ich nie ans Ziel komme," schrieb sie lange nachher. „Meine Hauptidee ist, zu zeigen, wie jeder Stand seine eignen Freuden und Leiden hat und somit alles gleich ausgetheilt ist, wie überhaupt Reichthum und Ansehen nur Nebensachen sind und wie Haschen und Reichthum in's Verderben bringt. . . . . Ich will Dir immer die Sache kapitelweise mittheilen, Du mußt mir erstens die Schreibfehler korrigiren und zweitens Dich ganz in meine Idee versetzen, daß es ein Volksbuch ist, zum Theil in Ton- und Mundart des Volkes. Es spielt in Bauernstuben, in Wald und Feld. Als Gegenbild der genügsamen Armuth kommt Reichthum, nicht oder übel angewandt, Unzufriedenheit mitten im Ueberfluß ꝛc. Ich bin überzeugt, Mißgunst macht das größte Unglück in dieser Welt. Zufriedenheit das höchste Gut. — Alltagsphrase! — Ich kann mich nicht weiter verbreiten über den Zweck meines Buchs. Nur dies kurz zusammengefaßt: jeder Stand etwas poetisch aufgefaßt ist gut. Alles ist gut! Poesie ist die Würze des Lebens! Heute Abend haben wir den großen Herrenkranz! mein Alter scheucht! — Reiskuchen, Schinken mit einer Kruste, Pastete! — Thee! Ade, du Liebe!"

Es kam nicht zu den versprochenen kapitelweisen Zusendungen, überhaupt kam die Volksschrift nicht in der besprochenen Weise zu Stande. Mehrere Jahre später aber voll-

endete sie doch eine Sammlung von Dorfgeschichten, meist kurze Erzählungen, unmittelbar dem Volksleben entnommen; sie wurden als Eigenthum des württ. Volksschriftenvereins angekauft, ihre gesunde Tendenz, die außerordentliche Wahrheit und Lebenstreue, mit der sie geschrieben sind, hätte mehr Beachtung verdient als sie gefunden haben. Ich hätte mir damals nicht träumen lassen, daß mein Name je anders gedruckt würde als einst in meiner Leichenrede, und es war wunderbar und uns Beide überraschend, daß wir uns später auch auf diesem Felde noch getroffen haben.

Diese einmal erwachte geistige Lebensthätigkeit ließ sich nicht mehr unterdrücken, ihre geistreichen schriftstellerischen Versuche hatten zwar nicht das Weltglück, außer einigen Aufsätzen: „Zimmerpoesie, Eine schlaflose Nacht," wurde nichts von ihren Sachen gedruckt, aber sie schrieb fort und fort aus innerem Herzensdrang unter Umständen, wo es Andern fabelhaft erscheinen könnte, daß man Stimmung und Zeit finde, um Geschichten zu schreiben. „Meine Schriftstellerei war für mich in der letzten Zeit wieder eine Blume in der Wüste," schrieb sie einmal in besonders schweren, bedrängten Tagen, „ich habe zu trübe Zeiten, die Kinder alle hatten die rothen Flecken, Emilie in Folge davon böse Augen, und Tag und Nacht Schmerzen, auch die Jungfer lag krank und ist noch schwach, und Ferdinand noch elend. Ich bin oft an Leib und Seele dahin und kann es nicht lange mehr so aushalten: einen Tag wie den andern, ohne frische Luft oder sonstige Erquickung. Wenn dann bei Tag die Kinder alle ruhten, so erfrischte ich mich mit Schreiben. Jetzt aber geht es nicht mehr, ich bin zu matt von Sorgen."

„Ich muß schreiben," schrieb sie später, „und wenn es keine Seele läse; es ist mir hoher Genuß, zu schreiben, im Grunde meine einzige Erholung in den engen Grenzen mei-

ner Vergnügungen; mein Athem wird immer schwerer und macht mich untauglicher für die Gesellschaft."

Sie schrieb Reiseschilderungen, Reminiszenzen aus der Kindheit, Erzählungen, deren Stoff sie aus dem Leben nahm; die Erfindung, wo sie erfand, ist sehr einfach, die Darstellung wahr, warm und lebendig, aber wohl zu ungeschmückt. Sie selbst sagt einmal: „wenn ich meine Erzählungen mit andern vergleiche, so kommen sie mir vor, wie Bauersleute mit ungewichsten Stiefeln." Obgleich ihr das Schreiben an sich, als Erguß ihrer Gedanken, die Hauptsache war, so hätte sie doch sehr gewünscht, ihre Geisteskinder in die Welt zu bringen, nicht um des Ruhms, und nicht um Gewinnes willen. „Es würde mir so viel Vergnügen machen, Honorar zu bekommen, ich möchte die armen Proletarier, die ich geschildert, auch einmal außerordentlicher Weise erfreuen, es müßte eine große Freude werden! — Ich sollte schrecklich viel Geld haben für meine Gemüthszwecke. Die Kinder brauchen alles, so bleibt mir für Andere nichts, wenn ich mir nichts verdiene, obwohl mir mein guter Mann über seine Kräfte gestattet. Mein Herz würde nicht so oft krank, wenn ich ihm mehr wohl thun dürfte; aber es wird nichts."

Unsere Freundschaft war bestimmt, auf die tiefste und bedeutendste Weise in's Leben einzugreifen. Ein Zufall, was man so Zufall nennt, oder vielmehr eine wunderbare Fügung der Vorsehung machte sie zur Vermittlerin in der wichtigsten Angelegenheit meines Lebens. Sie konnte sich für das Glück ihrer Freunde interessiren, wie es Wenige können, sie hatte aber auch einen rücksichtslosen Feuereifer, dies Glück zu fördern, und wollte dem Herzen nicht gestatten, seinen eigenen stillen Weg zu gehen zu dem Ziel, an das sie gern im Sturm

führen wollte. Wir sind uns aber bei aller Liebe doch immer selbstständig gegenüber gestanden, und so mußte sie sich gedulden, bis die Frucht reif war.

Es wurde ihr die Freude, daß unter ihrem Dach sich alles vollendete, wie es gut und glücklich war, daß in ihrem Zimmer der Bund der Herzen geschlossen wurde, wie sie es lange ersehnt, wenn auch nicht so rasch, wie sie gewollt. O, mit welch strahlender Glückseligkeit begrüßte sie das glückliche Paar! Wie hatte sie in froher Vorahnung des großen Ereignisses unten in liebenswürdiger Geschäftigkeit ein Festmahl bereitet, während oben ein Bund sich schloß für Zeit und Ewigkeit, wie lieblich schmückte sie das Zimmer mit Blumen, und zündete alle Lichter an in der Freude ihres Herzens, und umarmte mich lachend und weinend! O, niemand konnte wie sie die Sache der Freunde zur eigenen machen, — niemand verstand zu lieben, wie sie!

„Wie freue ich mich für Euch des herrlichen Abends!“ schrieb sie nachher, „mein Mann sagt: ich lebe gegenwärtig dreifach, mit Jedem von Euch Beiden, in jedes Einzelne denke ich mich hinein und fühle mit ihm; es ist aber auch so; was kann ich machen? ich mußte mich nach und nach in Jedes von Euch hineinleben; nur halte mir's zu gut, und erlaube, daß ich noch ein Weilchen mit Euch schwärme und mich mit Leib und Seele über Euch freue, daß ihr so glücklich seid!“

. . . . . .

„Bin ich der Bräutigam oder die Braut?“ schreibt sie ein andermal. „Ich wollte lesen und stricken, es ging aber gar nicht, denn ich mußte immer an Dich denken, da fuhren die Wörter hin und her ohne Sinn, ich legte das Buch zurück, steckte das Strickzeug auf und will nun wieder an dich schreiben. Unten ist freilich eine Wasch, und Du

wirst denken, da hätte ich noch nöthig, Dir zu schreiben, bei solchen häuslichen Geschäften. — Du freilich schreibst mir kurz und so, ich weiß nicht, wie? Da bin ich nun seither mit Dir gegangen Schritt für Schritt, jetzt seid ihr mit einander drinnen in der Herrlichkeit und mir schlagt ihr die Thüre vor der Nase zu, ich soll nicht mehr wissen, wie es darinnen aussieht, und ich möchte doch auch noch mitleben und mitfühlen. Mir thut oft mein armes Herz ganz weh vor lauter Freude über Euch. Sei also so gut und schreib mir einmal, wenn auch nur Einmal Schwarz auf Weiß, wie Dirs um's Herz ist. Willst Du denn Alles für Dich behalten oder bist Du eifersüchtig, daß ich Euch Beide gleich liebe? Du weißt ja, das ist mein Element, soll man sich denn in dieser kalten, steinernen Welt nie ganz offen sagen dürfen: ich liebe Dich recht aus wahrhaftem Herzen, ohne Falsch und Selbstsucht und alles Nebengeziefer? Gottlob, daß Du mich verstehst und mein Herz, das nichts kühl anfassen kann; wenn man mich mißversteht, mich so verwundert ansieht, so ist's gleich einem kalten Umschlag um mein warmes Herz, das dann sein Blut nach innen ergießt, und außen nur noch ganz leise schlägt.

„Gelt, Du behältst mich doch lieb?" sagt sie später, „ich weiß wohl, es ist ein undankbar Geschäft, auch nur von weitem mit Herzensachen Anderer zu thun zu haben. Weiß wohl, wie es mir einst mit der alten Tante ging, die mir so im Voraus zu meiner Wahl gerathen, da mußt' ich nachher immer denken: „glaub's nur nicht, daß Du schuld seist, daß ich ihn nehme, ich habe ihn selbst gewollt." Es kommt mir immer vor, wie wenn das Brettergerüst sagen wollte zum Bau: ohne mich hättet ihr doch nicht bauen können. Das Gerüst aber wirft man weg und besieht es nicht mehr, wenn das schöngelungene Werk vollendet dasteht. Nicht wahr,

ich bin kein ſolches Brettergerüſt? . . . ich ſollte aber nicht ſpaßen, ich ſchreibe in tiefer Nacht am Bett meines Blauäugleins, das krank iſt, und alle Nachtwachen meines Lebens gehen an mir vorüber, habe ſchon ſo viele Nächte verwacht und bin noch ſo jung, erſt dreißig! In meiner Kindheit habe ich gewacht, wenn mein Herz ſo klopfte, oder aus Freude vor Weihnachten oder Maientag, dann kamen auch Nachtwachen ſchon, wo mein Herz recht krank war. Dann ſollte ich einmal einem kranken Bruder wachen, war aber ſelbſt kerngeſund, zum Glück ſchlief der Bruder auch ein und die Mutter traf uns alle Beide in ſüßem Schlummer. Später kamen die Nachtwachen im Eheſtand, am Bette des kranken Kindes, die herbſten: hoffnungslos hinzuwachen von einer Nacht zu einem troſtloſen Tag, wenn die Dämmerung anbrach, wenn die Vögel zwitſcherten, wenn der ſchöne helle Morgenhimmel über uns ſtand, und keine Hoffnung, nur ſchwerer fiel die Laſt aufs Herz. Eine Nachtwache mit den Eltern am Bette des kranken Bruders, wo jede Sekunde der Tod einziehen konnte, — Nachtwachen am Krankenbett der Mutter und an ihrer Leiche. — Und doch iſt wieder mancher fröhliche Abend und mancher heitere Morgen gekommen, auch nachdem meine Kindlein todt ſind und Mutter und Bruder im Grabe ſchlafen.“ Sie hat nicht viel ruhige Nächte mehr gehabt in den dreizehn Jahren, die ſie noch zu leben hatte.

In Scherz und Ernſt theilte ſie der Braut allerlei von ihren Lebenserfahrungen für den Eheſtand mit: „Das muß ich ſagen, Du bringſt noble Grundſätze zur Ehe mit! Nichts erbitten und nichts erſchmeicheln vom Mann! Gib acht, daß Du da nicht mit Deiner Nobleſſe und Frauenwürde allein ſtehen bleibſt! und dann auf der andern Seite nie Deinen eigenen Willen geltend zu machen. — Eins iſt da ſo ſchlimm, als das andre. Dein Mann gehört gewiß auch

zu denen, bei denen man mit Bitte und Schmeichelei (wohlgemerkt beides der Liebe, der redlichen wahrhaften Liebe, nicht der Liſt oder der Laune) alles ausrichten kann und ohne dieſelben nichts, denn er würde ohne Bitte und Schmeicheln gar nicht ahnen, daß er etwas hätte erweiſen ſollen, was doch der Liebe ſo wohl thut.

„Und dann, wenn Du nicht bitten und ſchmeicheln willſt, wirſt Du am Ende auch nicht um Verzeihung bitten wollen? Das, ſage ich Dir, gehört immer uns zu, denn beim Mann geht aller Aerger tiefer und dauert länger an, was die Frau immer ängſtlich mitfühlt, wenn ſchon lang kein Aerger mehr in ihrem Herzen iſt. Dann iſt es ſchön und erhebend, wenn die Bitte um Vergebung ſo ſchnell wie die Sonne das Eis, den letzten Groll des Mannes wegnimmt, und man ſich zuſammen beſinnt, warum man denn habe ärgerlich auf einander ſein können? Ich rathe Dir, lerne das nur bei Zeiten! Du erſparſt Dir viel unangenehme Augenblicke, ich will nicht ſagen Stunden. Ebenſowenig laß Dir aber allen Willen nehmen, es iſt für den Mann ganz gut, wenn die Frau hie und da ihren Willen behauptet.

„Ich ſchwatze Dir freilich von böhmiſchen Dörfern vor; als Braut kann man vieles gar nicht begreifen, was man nachher ſo ſchnell begreift, aber oft nicht begreifen will. Ich verſtehe daher nicht, was man für ein Leben hat mit den Flitterwochen, ich kann mir gar keine denken, denn es gehört doch längere Zeit dazu, bis man ſich ſo ganz kennt, und ſich ſo ganz und gar, auch ſammt den Fehlern, liebgewinnt. Im Brautſtand ſieht man einander fehlerlos, in der Ehe glaubt man zuerſt, jeder kleine Fehler, der vom Andern zum Vorſchein kommt, ſei eine Art von Liebloſigkeit, von Vernachläſſigung gegen uns; ſo lang man nicht die Fehler mit lieb hat, iſt man nicht ganz glücklich, dann erſt iſt's die Liebe,

die Alles duldet und Alles trägt, und aus der muß die Liebe kommen, die Alles überwindet."

„Wir Frauen sind eben gar gutmüthige Geschöpfe," schrieb sie später, „aber wir müssen doch auch lernen an die Liebe glauben, auch wo sie sich nicht immer zeigt. Das Gute hat das Kranksein, man kennt sich doch wieder näher, im gewöhnlichen Leben hat und will man oft zu wenig von einander. Es ist mir öfters schon so betrübt ums Herz geworden, wenn ich denke, man könnte auf einmal von einander kommen und hätte so wenig von einander gehabt! Geistig sollte man doch immer auf dem Laufenden bleiben, so wie man's ja täglich ist mit dem körperlichen Befinden. Ich habe wenigstens in gesunden Tagen nichts von meinem lieben Mann, er steckt immer so sehr in Geschäften! Wüßte ich nicht so ganz bestimmt, daß er mich über alles liebt, was mir auch seine Sorge um mich zeigt, ich käme mir oft überflüssig vor. Ein Bischen geäußerte Liebe wäre öfters wahre Arznei."

Vielleicht ist dieser Mangel an innerem Zusammenleben eine Klage aller Frauen, und gewiß in den meisten Fällen nicht die Schuld der Männer, denen ein ernstes Tagwerk nicht mehr Stimmung und Muße läßt zu Herzensergießungen. Eine Kur für dieses Leiden, eine Auffrischung für die verblaßte Poesie des ehelichen Lebens sind gemeinsame Reisen, kleine oder große, je nachdem es die Kasse erlaubt — wer nicht nach Italien reisen kann, geht auf den Schwarzwald — wo allein in Gottes freier Welt draußen auch die Herzen wieder frei werden und der frische Reisewind den Alltagsstaub von der Seele bläst. Auch Augusten wurde diese Freude auf kleinen Reisen in die Schweiz — nach Heidelberg und mit vollen Zügen genoß ihre heitere Seele jeden, auch den kleinsten Reiz des Reiselebens.

Es war uns nicht bestimmt, zusammen zu kommen, dasselbe Jahr, das mich als Frau in ihren Wohnort führte, führte ihren Mann als Rektor an das Lehrerseminar zu N. Sie freute sich des Wechsels. „Die Stellung ist nach dem Herzen meines Mannes, für meinen Vater läßt sich nichts Schöneres denken, als in seinen alten Tagen seine Kinder noch so in der Nähe zu haben, ich sonne mich in Gedanken schon in den hellen, freundlichen Zimmern, wo den ganzen Tag die Sonne hereinscheint."

So hatten die Freunde Tübingen verlassen, ehe wir unsern Herd dort gründeten. In den weiten Räumen des alten Seminargebäudes konnte sich die Familie behaglich einrichten, ein heiterer Verkehr mit dem Vaterhause, mit der alten Heimath begann, und Auguste hoffte von Neuem auf bessere Zeiten, aber ihr Himmel blieb nie zu lange ungetrübt. Im November 1843 wurde ihr ein Knäblein geboren, Gustav getauft „ein königlicher Bursche," schrieb sie später von ihm, „munter und kräftig wie noch keines der Kinder;" — im Februar 1845 trug man ihn zu Grabe. Wenige Wochen nach dem Tode dieses Kindes gebar sie wieder ein liebliches Knäblein, — es starb, ehe es ganz ein Jahr alt war. Ein Kindlein wurde todt geboren, ein Töchterlein, im April 1846 geboren, blieb am Leben, ward aber durch seine zarte Gesundheit ein Kind vieler Sorgen. „Das kleine Wesen lächelt sich schon wieder in die Herzen hinein," schrieb Auguste mit wehmüthiger Freude, „ist auch sie fürs Grab geboren?"

Ihre Gesundheit wurde natürlich von diesen Stürmen mehr und mehr erschüttert, aber doch gewann der freudige Geist immer wieder die Oberhand. Sie lebte auf mit den heranblühenden Kindern und nahm den lebendigsten Theil an ihrer innern Entwicklung, sie legte gemeinsame Tagebücher

an, in denen jedes Kind die Ereigniſſe des Tages nach ſeiner Anſchauung niederſchrieb, auch junge Hausgenoſſen, Zöglinge ihres Mannes, nahmen Theil an dieſen häuslichen Ergießungen. Die Mutter ſchrieb dann eine Art von Rezenſion zum Schluß, wo ſie in heiterer Form dem jungen Volk manche gute Lehre ans Herz zu legen wußte.

Einen beſonders ſchweren Krankheitsanfall hatte ſie im März 1847: „Ich ſchreibe Dir wieder im Bette. Draußen ſcheint die Frühlingsſonne ſo lieblich, alles freut ſich, ich aber ſehe ſie nur an die Fenſter und an die Decke des Zimmers ſcheinen. Doch, Gott ſei Lob und Dank! Abermals darf ich hoffen, mich wieder zu erholen und Gottes Güte zu ſchmecken, ſeine Barmherzigkeit iſt groß und nimmt kein Ende!“

Vor acht Tagen ſtarb die gute Hermine (die Nichte und Pflegtochter ihrer Eltern), ich war längſt vorbereitet, doch erſchütterte die Nachricht mich ſehr.

„Ich wollte ihr den letzten Liebesdienſt erweiſen und ihr Sterbekiſſen verfertigen, Amalie mußte es nähen, das konnte ich nicht, ich ſchmückte es dann mit Schleifen und Blumen. Schon unter dieſem Geſchäft wandelte mich ein unbeſtimmter Schauer an, den ich durch Klavierſpiel zu vertreiben ſuchte. Da überwältigte mich aber auf einmal am Klavier ein entſetzliches Grauen, mein Herz fing ganz laut, hörbar an zu pochen und die fürchterlichſte Angſt vor dem Tode kam über mich. Ich konnte nicht weiter ſpielen, denn immer entſetzlicher wurde es mir zu Muthe. Jetzt konnte ich nur noch aufſtehen und anordnen, daß man zum Doktor ſchicke, da ich fühlte, ich müſſe ſterben.

„Mein lieber Mann war bei meinem Vater in W., nur die Kinder um mich her, es war entsetzlich, ich glaubte vor ihnen den Geist aufzugeben, noch ehe der Doktor kam. Zum Glück kam dieser gleich. Ich war eiskalt an Händen und Füßen, ein eisiger Schauer durchrieselte mir den Körper, das gräßliche Gefühl läßt sich mit nichts vergleichen, mein Leiden war auf's Höchste gestiegen, so habe ich die Nähe des Todes nie gefühlt. Endlich brachten warme Hand- und Fußbäder mehr Leben in den Körper, dann trugen sie mich in's Bett. Immer und immer wieder kam das Sterbensgefühl. Meinen guten Herrn Weber, den Musiklehrer, ließ ich rufen, nur Musik kann die Todesangst etwas dämpfen, und unter den herrlichen Accorden der Choräle, welche er mir spielte, bekam ich etwas Linderung. Gott sei gepriesen für diesen Trost in meinen Leiden! Jetzt kam auch mein Mann und fand mich zwar ergeben, aber in einem hoffnungslosen Zustande." In jener Nacht waren die Ihren um ihr Bette versammelt in Erwartung ihres nahen Todes; ihr Herzschlag wurde so laut, daß er im ganzen großen Zimmer hörbar war. Der Arzt hatte alle Mittel erschöpft und glaubte gewiß nach ihrem Pulsschlag, daß ihr Ziel noch wenige Stunden gesteckt sei. Ihr Mann saß an ihrem Bette, betete mit ihr und las ihr Sterbelieder. Als dieser Zustand lange, — für die Ihrigen eine Ewigkeit, — gedauert hatte, hub sie an: „Herr Doktor, wollen Sie nicht doch noch einen Versuch mit mir machen? Verordnen Sie mir einmal Castoreum." Der Arzt willfahrte ihr, das Mittel that aber wenig Wirkung; „nun geben Sie mir noch eine ordentliche Dosis Laudanum." Auf diese bekam sie etwas Schlummer, ihr Pulsschlag war besser, und am andern Morgen konnte sie der Arzt für gerettet erklären.

„Ach, liebes Herz!" schrieb sie am Schluß des Briefes,

„von jetzt an werde ich ein angstvolles Leben führen müssen, wenn ich erträglich gesund bleiben soll; es wird mir oft ganz bange auf solch ein Leben, wie mir scheint ohne Zweck und Aussicht, denn all und jede Arbeit ist mir auf's Strengste untersagt. — Mein lieber Mann hat an seiner Frau nichts als eine schwache, elende Person, ich aber an ihm einen überaus aufmerksamen und liebevollen Krankenwärter, er thut mir nämlich allein alles. Es ist eine dunkle, undurchsichtige Prüfung über uns ergangen, einst wird auch dies klar werden, und einstweilen dient auch dies zu unserer Läuterung. Das Leiden stimmt so mild und demüthig, so friedfertig und liebevoll gegen die ganze Welt."

Auch von diesem Schlag erholte sie sich wieder, obwohl er nicht spurlos an ihr vorüber ging, ihre Gestalt wurde etwas vorgebeugt, ihr Gang matter, auf der weichen Stirn, die einst wie weißer Sammt sich anfühlte, zogen sich tiefe Falten. Mit ganzer Seele theilte sie die Noth und Sorgen der Armuth im Jahr 1847, sie gab nicht nur ihr Geld, sie gab ihr ganzes Herz, all ihr Sinnen und Sorgen der Armuth hin, und diese tiefe, ich möchte sagen, leidenschaftliche Sympathie war es wohl auch, die sie später so mächtig hinriß auf die Seite derer, die ihr die Unterdrückten schienen.

Es kam das sturm- und drangvolle Jahr 1848; ihre leichtbewegliche Natur wurde angeblasen von dem Sturm, der in die Zeit gefahren ist; wie sie alles mit ganzer Seele that, so gab sie sich auch mit ganzer Seele dem Strome hin, der so gewaltig einherbrauste. Hier liefen denn unsere Ansichten wesentlich auseinander; bei aller Begeisterung für Menschenrechte und für ein einiges Deutschland regte sich bei mir ein angeborener Legitimitätssinn, und gerade durch die entgegengesetzte Strömung die Sympathie für die bedrängten

Fürsten, für die bestehenden Formen, so daß ich's höchstens zum Standpunkt eines Märzministers brachte.

Auguste sah in all der neuen Gluth die Morgenröthe einer neuen, goldenen Zeit: „Soll es uns nicht wohlthun, wenn unsern Brüdern und Schwestern auch der Tag des Lichtes anbricht? wenn die, welche verworfen und verachtet waren ihrem Stande nach, endlich auch Menschen werden dürfen? Du erwarteſt alle Verbesserung der Welt einzig vom Christenthum, ich aber sage, zuvor müssen sie Menschen sein, ehe sie Christen werden können. Daß sie wirkliche Christen werden, dazu kann nur das freie Wort helfen, das wie zur Zeit der Reformation die Finsterniß zerstreuen und dem Lichte Bahn brechen muß. Wenn du aber meinſt, mit diesem hereinbrechenden Licht versinke vollends alle Religiosität, so sage ich bloß: das ist gar nicht möglich; vom äußeren Wesen vielleicht wird manches abgethan, dagegen zieht der Mensch aber wieder an den neuen Menschen, der nach Gott geschaffen ist in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit. Und Jeder, welcher hat denken lernen, wird selbst den Weg am Besten finden, wenn er anders will, den engen Weg, der zum Leben einführt! Zwingen kann man Niemand, wäre auch dem lieben Gott kein großer Dienst damit gethan.

„Noch einmal, du solltest nicht so gleichgültig sein gegen den jetzigen Umschwung der Dinge, denn es handelt sich um Größeres als Preßfreiheit, Geschwornengerichte, Volksbewaffnung ꝛc., es handelt sich darum, daß der Mensch durchweg seine edelsten Güter, die Gott ihm in's Leben gab, wieder erhalte. Für's erste sind es nur leibliche Güter, die geistigen fallen ihm dann von selbst zu, und auf dem gereinigten Boden wird dann unser herrlicher Glaube beseligend wieder einziehen. . . . . .

„Schickt nicht der Allmächtige jeden Wind und Sturm,

im Großen wie im Kleinen? Wird nicht sein Geist auch über dieſen Waſſern ſchweben und zur rechten Stunde rufen: es werde Licht. Du ſagſt, dieſe Bewegung wurde ohne den Blick nach Oben begonnen, ſie iſt ein Menſchenwerk und nicht ein Werk aus Gott; das beſtreite ich Dir, ich glaube, ſie ging von Gott aus, und wird zu Gott führen, es wird freilich manch' blinde Werkzeuge geben, die nicht wiſſen, was ſie thun, aber Viele werden ihr Tagwerk, das nicht leicht auf ihnen liegt, nur mit Gebet um Beiſtand von Oben beginnen. . . . .

„Biſt Du immer noch niedergedrückt von dem Lauf der Zeiten? Lerne doch beherzigen, was ein Weiſer ſagt, weiß nicht welcher, — es iſt nicht deine Sache, die Schickſale der Völker zu beweinen oder zu belachen, deine Aufgabe iſt: ſie betrachten und verſtehen zu lernen.

„Nur ein Blinder kann gegenwärtig nicht ſehen, daß die ganze Geſchichte der Zeit einem verwirrten Garnſtrang gleicht, welchen die Kinder, die ihn abhaſpeln ſollen, durch beſtändiges Unterſchleifen immer mehr verwirren. Die Mutter der haſpelnden Kinder aber ſieht lächelnd zu, es iſt die Vorſehung, welche bald den Knäuel zur Hand nehmen, und die Zeit gut und ſchön abhaſpeln wird, wenn ſie auch den ungeſchickten Kindern da und dort tüchtig auf die Hand ſchlägt.

„Es geht Dir natürlich wie mir, daß unſere Verſchiedenheit in dieſem Punkte weh thut. Ich trug letzthin mehrere Tage dieſen Gedanken in mir, und war ſo traurig, daß ich hierin an Dir nicht die gleichgeſtimmte Seele habe. Mein Herz iſt oft ſo voll, es umfaßt ſo Vieles und Großes und kann ſich Niemand mittheilen, weil es unter den alten Freunden Niemand hat, der es verſteht.

„Wer wird ſich denn durch die Bewegung der Zeit ſein heiligſtes Kleinod rauben laſſen? Wem ſolches geſchah, dem

hat es nie recht zu eigen gehört. Wenn nicht Stürme und Regen darüber gehen dürfen, so ist es ein Haus auf Sand gebaut; das Christenthum aber ist auf einen Fels gegründet. Wenn auch Stürme wehen und Wasserwogen kommen, das Haus stürzt nicht und wankt nicht, es hält sich hoch über den Wellen, und wenn das Wetter vorübergezogen, steht es schöner und glänzender im Sonnenschein als zuvor."

Zahlreiche Noten, so stürmisch wie die Zeit, wurden zwischen uns gewechselt in jenen Tagen, wo auch ganz unpolitische Naturen nicht gleichgültig bleiben konnten. Ich gab Weniges davon, abgesehen von dem, was Wahrheit und was Irrthum darin sein mag, nur um zu zeigen, wie rein und allein auf's Gute gerichtet ihr Sinn und Wollen von Anfang bis zu Ende blieb. Sie hat viel Täuschungen erfahren, wie es nicht anders sein konnte. „Roheit und gemeine Leidenschaft haben wieder einmal der guten Sache einen Nagel in den Sarg geschlagen," schrieb sie traurig nach einer rohen Kundgebung der demokratischen Partei, — das Beste dabei, ihr warmes Herz für's Volk, ist ihr geblieben, auch nachdem die Wasser verlaufen waren.

Es war nicht möglich, unsere Ansichten zu vereinigen, unsere Freundschaft hat aber auch diese Probe ausgehalten; konnten wir die politischen Sympathien nicht theilen, so haben wir doch treulich Freud und Leid getheilt, und uns, als die Stürme vertobt waren, mit der alten Liebe und Freude wieder begrüßt.

Nun, abgesehen von der Richtigkeit ihrer oder anderer politischer Ansichten, — das ist gewiß: sie hatte ein Recht, liberal zu sein. In keinem der beiden Lager, unter Männer oder Frauen, wird es Viele geben, die so durch und durch, so wahrhaft und aufrichtig human sind, so bereit, Opfer zu bringen mit eigener Entbehrung, so voll von innigem liebe-

vollem Verstehen und Eingehen in die Noth auch der Aermsten und Geringsten wie sie es war. Nie kannte ich eine edle, wahrhaft gebildete Seele so ganz frei von aristokratischem Hochmuth, nie so im wahrsten Sinne ein Herz für's Volk, wie das ihre.

Im Jahr 1848 starb auch ihr Vater, und mit seinem Tode schloß sich ihr das liebe Vaterhaus mit all seinen freundlichen Erinnerungen.

„Nun steht unser altes, gutes, trauliches Elternhaus leer und verlassen, unser letzter Gang war auf den Kirchhof, da sind die drei Gräber beisammen, der Bruder und die Eltern, Vater und Mutter haben ihr Kind in der Mitte. An der Mauer bei den Gräbern ließ ich eine kleine Bank machen, ein liebes, trauliches Plätzchen, dort sitze ich oft im Geist und sehe die drei lieben Gräber vor mir, das einzige, an was wir in der alten Heimath noch ein Anrecht haben."

Wenn Gott ihr nicht den freudigen Geist gegeben hätte, der das Schwerste überwinden konnte, nicht das häusliche Glück in der treuen Pflege eines geliebten Gatten und lieber Kinder, — wohl hätte sie mit dem Erzvater Jakob sagen dürfen: wenig und böse ist die Zeit meines Lebens. Viele Jahre lang konnte sie sich nicht Einen Tages voller Gesundheit, nicht Einer Nacht ruhigen Schlafes freuen; schwere Krankheiten der Kinder erschöpften noch mehr ihre schwache Kraft; — seit Jahren saß sie am Tische des Lebens, wie die Israeliten beim Osterlamm: immer zur Reise gegürtet, den Stab in der Hand, — und das ist doch oft schwer für ein lebenswarmes Herz.

„Manchmal ist es doch lästig, daß ich mich fortwährend ansehen muß, wie Eine, die alle Stunden abscheiden kann, immer im Begriff zu gehen. So besinne ich mich immer, mir nur noch ein Kleid zu kaufen, es ist nicht mehr der Mühe

werth, tönt mir's immer wieder. Das stört mich oft und nimmt mir die Lebensfreudigkeit, was mich dann wieder ärgert. So fortwährend bereit zu sein und doch nicht sterben, ist hart. Wer so oft nahe dabei war, bei sich selbst und Andern, denkt: ‚wäre es nur einmal vorüber!' Dann ist es auch immer so ein Druck, daß man eben nicht besser wird, eher schlechter, und weiß nicht wie anfangen, um eigentlich besser zu werden! Gott sei mir Sünder gnädig! so muß ich fort und fort seufzen. In den Stand der Gnade wie der fromme Moser und seine Freunde, komme ich nie."

Ihr Herz aber blieb weich und offen, so jung und frisch mit den Jungen und Frohen, so herzlich theilnehmend für alle Noth und Sorge der Gedrückten, auch wenn es Sorgen waren, die ihr, die fortwährend an der Schwelle der Ewigkeit stand, kleinlich und unbedeutend scheinen mußten. Immer lebendiger wurde in ihr der Drang, nicht nur unter den Ihrigen, sondern auch nach Außen zu helfen und zu wirken. Sie gründete einen Verein für die Bekleidung Armer, und auch als ihre Hände nicht mehr thätig dabei sein durften, war sie doch mit ihrem Unternehmungsgeist, mit ihrer unversieglichen Frische die belebende Seele davon: am eifrigsten war sie bemüht, den armen ihres Heimathdorfes Beschäftigung und Unterstützung zuzuwenden; so weich aber ihr Herz war und so offen ihre Hand, so war sie doch dem blinden, gedankenlosen Geben feind, sie hatte einen sichern, praktischen Blick in die Verhältnisse der Armen und viel Festigkeit bei aller Liebe und Güte.

Von ganzem Herzen lebte sie sich in das Leben der Armen ein. „Ich bitte Dich, sieh die Armen nicht an mit dem pharisäischen Seufzer: Gottlob, daß ich nicht bin wie dieser Einer! und glaube und gieb aber auch nicht jedem Herumläufer und Lungerer, — ich will sie nicht richten, aber

ich gebe ihnen nichts, bis ich ordentliche unter ihnen finde, die ich dann fort unterstütze. Ich will Dir aber nur Ein Beispiel erzählen, was Armuth ist. Eine alte, wassersüchtige Frau in W. spinnt für mich, ihre Tochter lebt bei ihr mit vier Kindern, deren Mann arbeitet seit einem Jahr im Bairischen an der Eisenbahn und schickt nach Hause was er erübrigen kann. Seit vier Wochen kann er wegen Krankheit und schlechtem Wetter nichts verdienen, schickt also auch nichts. Die Frau nährt sich mit Lumpensammeln, da sie aber nicht zwei Gulden aufbringen kann, um ihr Patent erneuern zu lassen, darf sie nur im Dorfe herumgehen. Gestern brachte mir nun das junge Weib das gesponnene Garn von ihrer Mutter, sie klagt nie, nur durch Fragen erfuhr ich, wie es ihr geht. Alle zwei Tage bekommt sie Armensuppe vom Rathhaus, an den Zwischentagen kann sie nichts kochen als Wassersuppe. Letzten Sonntag war es so wenig, daß sie ihren alten Eltern und den Kindern nicht das Bischen nehmen wollte; so dachte sie: weil es ja Sonntag ist, wo man nichts schafft, kann ich schon fasten. Wie's Nacht geworden, hat sie aber ins Bett müssen, kalter Schweiß ist ihr auf der Stirn und den Händen gekommen. Die Kinder und ihre Eltern sind eingeschlafen, sie aber hat nicht schlafen können, sie konnte gar nicht sagen wie schlecht es ihr gewesen sei.

„Das Haus ist das äußerste im Ort, um acht Uhr klopfte etwas an die Hausthür, sie sah durchs Fenster und fragte, ein Handwerksbursche stand draußen und bat um Nachtquartier. „Lieber Gott," sagte das Weib, „wir haben eine kalte Stube, kein Bett, nichts zu essen, und ich bin selber vor Hunger so elend, daß ich nicht mehr stehen kann." Da bot ihr der Handwerksbursch zwei Stücke Brod durchs Fenster und ging weiter. „Wie ein Engel vom Himmel ist mir der gekommen, wie ich nur ein wenig davon gegessen, ist mir's

besser geworden, daß ich habe einschlafen können." Noch viel von diesem Jammer könnte ich Dir schreiben, was Dir fast unglaublich scheinen würde. „Rike, warum jammerst denn nicht?" fragte ich sie. „Was soll ich jammern?" sagte sie, „es habens so Viele nicht besser, und wenn wir's nicht verdient hätten, so ließe es der liebe Gott uns nicht so hart gehen." Siehst Du, da findest Du auch noch Glauben bei der Armuth, und ich sage Dir, die, welche die Armuth nie berührt hat, wissen noch gar nicht, was es heißt, Glauben zu halten. Dieß große Elend in meinem Geburtsorte geht mir Tag und Nacht nach, und ich kann nicht mehr thun. Denke ich zurück an die frühere Wohlthätigkeit und Freigebigkeit, — Bettler hatte es gar keine im Ort, es kamen nur Fremde und man ließ keines ohne Mehl oder Brod gehen. Jetzt ist alles todt. — Ein großes Gericht geht über uns, wie hart könnte der Fall sein für die, die noch stehen. Darum nur Demuth, Demuth!"

Im März 1851 wurde ihr jüngstes Kind, Ludwig, geboren, auch dies Kind machte ihr bei ihren immer mehr gesunkenen Kräften viel Mühe und Sorge. Im Sommer desselben Jahres kam eine Bettlerin mit einem ganz elenden kleinen Kindlein. „Könnt Ihr denn gar nichts verdienen?" fragt Auguste, während sie die Mutter speist und das arme Kindlein in trockene Tücher wickelt. „O, ich könnte schon in's Aehrenlesen und etwas Schönes sammeln, wenn mir nur ein Mensch das Tröpfle da behielte, bis über die Erndte." „Nun so laßt es mir, ich will es in Gottesnamen so lange behalten," sagte Auguste und behielt und pflegte das Kind. Die Uebernahme war fast zu schwer, das Kindlein schrie Tag und Nacht, Auguste allein konnte natürlich die Pflege nicht übernehmen, und sie stellte es ihrer Magd und einem jungen Mädchen, das sie als Gehülfin im Hauswesen hatte, frei, ob

sie mit ihr die Aufgabe theilen wollten, die sie nicht von ihnen fordern könne. Die Leute zeigten sich willig, wie sie denn überhaupt auch bei Dienstboten eine persönliche Liebe und Anhänglichkeit gefunden hat, wie sie in unsern Tagen selten ist; aber sie hatte auch eine wahrhaft mütterliche Theilnahme und Fürsorge für sie; in diese, wie in alle Verhältnisse legte sie das Herz, und nur wo Liebe gesäet wird, kann man Liebe erndten.

Das elende Pflegekindlein lebte auf, freilich langsam und mühsam, aber als nach der Erndte die Mutter kam, um es zu holen, konnte sich Auguste nicht entschließen, es ins alte Elend zurück zu lassen; sie versprach, es über den Winter zu behalten. Im Frühling aber kam das arme Weib bereits mit einem zweiten armen Tröpflein; es war kaum daran zu denken, ihr das erste wieder mitzugeben. Der Arzt aber und der Gatte thaten den Machtspruch, daß Auguste bei ihrer immer mehr wankenden Gesundheit sich nicht mehr mit dem schreienden Pflegling befassen dürfe; gern wollte der Mann einen Beitrag zu einem Kostgeld geben, aber der reichte nicht — woher das weitere nehmen? Sie war in großer Herzensnoth, bis zum Glück ein wohlthätiger Schwager noch ins Mittel trat, und das Kindlein mit seinem Kostgeld noch einer andern armen Frau zur Wohlthat wurde.

Auch später, in dem Theurungsjahr 1854, nahm sie ein armes Knäblein aus ihrem Heimathdorf über die Zeit der größten Noth zu sich, und nährte und kleidete es mit ihren eigenen Kindern.

Die Genüsse und Bedürfnisse ihres eigenen Hauses beschränkte sie zu solchen Zeiten der Noth auf das Einfachste und Nothwendigste, obwohl es sie sehr glücklich machte, wenn sie einmal wieder sich gestatten durfte, ihren jungen Leuten ein kleines Fest zu geben. „Gestern mußte ich ein junges

Bäschen einladen, die hier ist, da wurde denn einmal wieder etwas gebacken, was wirklich eine große Seltenheit ist. Den Jubel bei den Kindern, groß und klein, hättest Du sehen sollen! Das junge Volk vergnügte sich zusammen mit Sprüchwörterspielen und allerlei, ich konnte auch einmal wieder von Herzen lachen und mußte denken: Gottlob, es gibt doch auch noch fröhliche Herzen in der Welt!"

„Meine jungen Leute sind gestern heiter nach Hause gekommen," schrieb sie später nach einem kleinen Ausflug. „Einen so herrlichen Morgen, meinten sie Alle, habe es noch nie gegeben. Wie gönnte ich es dem jungen Volk! Das hat für mich etwas unendlich Wehmüthiges, daß die Jugend so unbewußt verschwindet. Keinem war es klar, daß es eben so schön gewesen, weil sie so jung sind, und Alle so hoffnungsvoll in die Welt hinaus schauten! Irdisches Glück kann aber auch nur vollkommen sein, wenn es unbewußt ist." Neben dem herzlichen Eingehen in die harmlose Freude junger Herzen wußte sie ihnen doch in rechter Weise den Ernst des Lebens, auch des äußern Lebens ans Herz zu legen. So schrieb sie ihrer Tochter zur Zeit der Konfirmation:

„Liebes Kind! Entsagung ist die Loosung des Weibes. Laß Dir dies an dem heutigen Tage besonders gesagt sein, und nimm einige wohlmeinende, ernste Worte Deiner Mutter in ein feines, gutes Herz. Du hast eine harmlose, freundliche Kindheit durchlebt, und kennst das Wort Entsagung kaum dem Buchstaben nach. Ernster tritt Dir das Leben von heute an entgegen, und wenn Du glücklich sein und glücklich machen willst, mußt Du das Wort Entsagung seiner ganzen Bedeutung nach erfassen. Entsagung heißt im Leben des Weibes Pflichterfüllung: ein williges, freudiges Hingeben seiner eigenen Wünsche, seiner eigenen Genüsse, seiner eigenen Freude und Behaglichkeit für das Wohl Anderer.

Alle Genüsse des Lebens mußt Du nicht als sich selbst verstehend, als Dein Recht hinnehmen, sondern als eine Blume, die Dir unverhofft am Wege blüht. Seufze nie nach Genuß, das sind die unglückseligsten Menschen! Heitere Pflichterfüllung muß Deine Lebensfreude sein, dann wird Entsagung zum Genuß, mag nun Dein späteres Leben allein oder an der Hand eines Mannes dahin gehen. Der einsame Lebensweg hat weniger Verantwortung: „Wem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern," verlangt aber anscheinend mehr Entsagung, ich sage anscheinend, denn wer kann unabhängiger sein, als oft ein alleinstehendes Mädchen, aber wer auch unglücklicher als eine Solche, wenn sie das Wort Entsagung nicht verstand, und bei Zeiten ihre Bestimmung nicht richtig erfassen lernte!

„Welche Verantwortung ruht auf einer Mutter, daß der Keines verloren gehe, das der Herr ihr schenkte, wie lernt sie Entsagung üben, wenn sie ihr Leben für das der Kinder einsetzt, wenn Sorge um die Kinder die Kraft der Mutter verzehrt. — Wie unglücklich würdest Du, wenn Du nicht bei Zeiten den Segen der Entsagung verstehen lerntest und des Lebens Genuß im Vergänglichen und Eiteln suchen wolltest.

„Wende daher Deine Sinne und Gedanken immer mehr ab vom Eiteln, denn die äußeren Freuden des Lebens sind dem Weibe, welches seine Bestimmung versteht, spärlich zugemessen. Niemand kann zwei Herren dienen, und der schmale Weg ists, der zum Leben führt."

In ihrem frohen, heiteren Eingehen in die Freude der Fröhlichen, neben all dem tiefen Ernst im Grund ihrer Seele, lag wohl auch ein Theil ihrer wunderbaren Macht über junge Gemüther; sie besaß einen Zauberschlüssel zu den Herzen, wie ich ihn selten gefunden, wie man ihn gern mit Gold kaufen möchte, wenn man in der Lage ist, mit viel jungen Leuten

zu verkehren. Nicht nur die weichen Herzen der Mädchen wurden gewonnen von ihrer offenen, geraden mütterlichen Freundlichkeit, auch junge Männer in dem Alter, wo sie am reichsten an eigener Weisheit, am unzugänglichsten für den Einfluß Aelterer sind, schlossen sich ihr mit eigenthümlichem Vertrauen an. „Sie war die einzige Seele," sagt einer ihrer jungen Freunde, „der ich mich (außer meinen Altersgenossen) rückhaltslos hingab, ihr verdanke ich aber auch die Fixirung meiner moralischen Kraft."

„Sagen Sie mir nur immer unverhohlen die Wahrheit," schreibt ein anderer junger Mann sehr feurigen Geistes, dem sie in freundlich mütterlicher Weise einiges ans Herz gelegt hatte; „ich lasse mir freilich nicht von Jedem alles sagen, Sie aber möchte ich darum bitten. Aus dem Munde eines Menschen, zumal einer Frau, die man verehrt und lieb hat, thut selbst offener Tadel nur wohl."

„Wie wir ihre Existenz," schrieb ein früherer junger Hausgenosse nach ihrem Tod, „nur noch als eine geistige, ätherische betrachten durften, so lebt sie geistig bei uns fort, und die Liebe, die sie in ihrem Leben gesäet hat, wird auch nach ihrem Tode noch reiche Früchte bringen. Ihr Leben war segenspendend, ihr Tod ist ein Eingehen zur schönsten Ruhe, und sie muß uns ein Segen bleiben."

Für die Gesellschaft, was man so nennt, für äußerliche Vergnügungen hatte sie nie viel Sinn gehabt, und es war ihr kein Opfer, solchen Genüssen zu entsagen, als ihre Liebesthätigkeit für Andre und ihre zunehmende Körperschwäche es forderten. Nur ihren Kindern zu lieb — um sie mit ihrem treuen mütterlichen Auge zu leiten, wenn sie sich ihrer Jugend freuten — nahm sie später wieder Theil an heitern, größern Gesellschaften. Sie war überall gern gesehen, allenthalben noch, selbst schwach und müde, ein erfrischendes Element; aber

ihr, die im Angesicht des Todes sich immer mit ernsten Gedanken trug, war die kleine Münze unseres geselligen Verkehrs zu leicht und unbedeutend, ihrer vollkommenen Offenheit und Geradheit widerstrebten die langweiligen Formen des Philisterthums. So, meist zu Hause, die treue Hüterin des heimischen Herdes, konnte sie auch den Ihrigen unter allen Leiden und Gebrechen, neben der rastlosen Thätigkeit ihrer Feder, neben dem Wirken und Sorgen für Arme noch so viel sein. Diese immer wache Gegenwart des treuen Mutterblicks ist ein großer Segen. Ihr eigen Haus öffnete sie einer heitern, zwanglosen Gastlichkeit, allen Freunden wie den jungen Freunden und Freundinnen der Kinder, sie lebte immer wieder auf in einer fröhlichen Tafelrunde und war der Jugend nicht nur eine liebevolle Mutter und eine nachsichtige Freundin, sondern auch eine heitere Gespielin fast bis zum Tode. So legte sie selbst den besten Balsam auf die Wunden, die ihre vielen Leiden den Herzen der Ihrigen schlugen. „Gott sei Lob und Dank," schreibt sie, „der Himmel hat mir zu all den Beschwerden ein heiteres, leichtes Gemüth gegeben, weshalb, zu Seiner Ehre sei es gesagt, meine nächste Umgebung nicht viel darunter zu leiden hat."

Dabei blieb sie aber in stillem, innerem Ernst, in stetem Ringen nach dem Licht, das allein durch das Thal der Schrecken leuchten kann. Noch immer erschien ihr der Tod meist in dunkler Gestalt. „Du wirst mich wieder elend aussehend finden, es war so tief, so tief hinunter mit mir. Ich sage Dir, es ist etwas Entsetzliches um das Sterben; oder ist es nur bei mir so, weil ich immer klarer denken muß, je kränker ich werde. Du glaubst nicht, wie wenig einem bleibt von allem Angelernten; in solchen Augenblicken wird bloß *gegeben*, wir *sind* gar nichts mit unserm ganzen Sein; der Herr gibt seine allerbarmende Liebe; in diesen festen Grund

allein können wir uns senken, nichts sonst gibt uns Halt; Alles, Alles schwindet!"

„Auch auf meinem Lebenswege steht das Kreuz, an welchem der Herr litt und starb, es ist mir kein Stein des Anstoßes, sondern ein über alles erhebender Anblick, welcher mich in den schwersten Stunden der Anfechtung und der entsetzlichsten Körperschmerzen allein aufrichtete. Ottilie, Du kannst noch nicht sagen, was es heißt, unterm Kreuze fast erliegen, da lernt man erst recht den Herrn suchen und finden.

„Wie verzweiflungsvoll oft meine Nächte sind, das weiß niemand als ich und der liebe Gott! Wollte ich auch nachher noch darüber seufzen, so wären ja die Tage auch vollends finster, wo doch der liebe Gott immer auf's Neue seine Sonne scheinen läßt, darum bleiben die Kämpfe der Nacht zwischen mir und Gott allein."

Ihr Elternhaus war geschlossen, die Geschwister alle auswärts im Beruf und am eigenen Herd, nur an ihren jüngsten Bruder Wilhelm, das Sommerkind des sonnigen Vaterhauses, hatte sie noch die mütterlichen Anrechte der ältesten Schwester, und bald auch Mutterſorgen als der sonst blühende, fröhliche junge Mann leidend wurde. „Wilhelm war noch bei uns, ehe er nach Italien ging, wo er seiner Gesundheit wegen den Winter zubringen soll. Sein Besuch war eine so große Freude, er ist ganz der Vater, wie er jung gewesen sein muß, aber der Abschied war tief wehmüthig, freilich mehr innerlich: es ist ein Erbe unseres Geschlechts vom Vater her, daß wir äußerlich kühl scheinen. Er ist so krank, daß ich ihn nicht mehr sehen werde. Ich denke mir den Winter so schwer in all der Herrlichkeit von Italien; krank, unter Fremden, der Landessprache nicht recht mächtig. Nachts wenn ich wache,

wird mir oft so bang um ihn, und ein Seufzer steigt aus meiner Seele: Gott möchte ihn wieder in die Heimath rufen."

Dieser Wunsch wurde erfüllt. Der Bruder kam aus Italien zurück, müde, krank, voll Heimweh, um in ihrem Haus seine Heimath und — sein Sterbebette zu finden. Wie sie nie einer Pflicht auswich, so hatte sie auch, ohne ihrer eigenen Schwäche zu achten, mit liebevoller Sorgfalt alles für den Bruder bereitet, um ihm sein Lager leicht zu machen, denn er kam sehr krank. „Er war durch das lange Leben in der Welt draußen sehr verwöhnt worden," schrieb sie, „ein großer Liebhaber seiner Weine und seiner Speisen; aber in Leidenstagen kehrt man, innerlich und äußerlich, zum Alten und Einfachen zurück. „Mach mir nur so braune Suppe, wie mir die Mutter gekocht hat," bat er mich in den letzten Tagen, und lebte fast allein davon und von Milch."

Nicht zu lange durfte der Bruder im Schwesterhause ruhen, ehe er zur letzten Rast kam, er verließ bald das Bett nicht mehr und schlief unter der Pflege der Schwester ein.

„Wir Schwestern und Julie (die Gattin ihres Bruders), haben ihn gepflegt .... Das Heimweh nach ihm, der mir so kurz wieder gegeben und wie im Traum wieder genommen ward, überwältigt mich oft fast ganz. So weit, so weit in der Welt ist er herumgezogen, und sein Grab nun doch wieder so nahe bei der Heimath!"

Ihr überfließender Herzensdrang, überall zu helfen, zu trösten, zu stützen, wo sie Noth und Sorge sah, fand reiche Nahrung, als sie die nähere Bekanntschaft Gustav Werner's machte, den bald ein Freundschaftsverhältniß der edelsten, geistigsten Art mit ihrem Hause verband.

„Ich möchte, daß Du auch noch in diesem Leben die Bekanntschaft Werner's machtest," schreibt sie mir; „gewiß

ist er ein Christ, der nach dem lebt, was er predigt, ein dem Ewigen fortwährend zugewendetes Wesen und dabei so in aller Demuth mit kindlichem Frohsinn und überschwenglicher Liebe gegen Jedes. Denkst Du noch an unsern Zweifel: „was thut man mit den Gassenleuten im Himmelreich?“ Ich glaube Werner sucht und findet die Antwort. Er lehrt dieses Leben schon als ein Stück des ewigen zu betrachten, und die irdische Thätigkeit weiß er schön und erhebend mit der auf jene Welt gerichteten Thätigkeit in Einklang zu bringen, so daß Alles Eins wird, daß man nicht mehr lange suchen darf und grübeln, sondern nur stet fortgehen auf dem schmalen Weg, der zum Leben führt.“

Ein so reiches, umfassendes, aufopferndes Wirken, das durch zweckmäßige Verwendung aller Kräfte im Geiste christlicher Liebesthätigkeit die Menschheit reformiren und die ganze Erde zu einem großen Bruderhause machen möchte, mußte sie mächtig anziehen. Sie lebte darin mit ganzer Seele, sie betete, dachte und sorgte für die Anstalten „welche den Keim geben sollen zu einem Bau, unter welchem die Vögel des Himmels nisten werden.“

„Ich kann nichts thun,“ schreibt sie Werner, „nehmen Sie meine Sorgen und Rathschläge als Opfer für die mir so theure Sache, ich möchte durchaus einen Keim für eine bessere Zukunft in ihr sehen.“ Sie theilt Werner in demselben Brief ihre Ideen mit über „eine Gesellschaft, welche sich verbrüdert für höhere Zwecke, für den Dienst der Menschheit.“ Jedes wirkt nach seinen Gaben und Kräften, Jedes erhält von dem gemeinsamen Erwerb seine Prozente, je nachdem er an Kapital, Kräften oder Kunst einsetzt, denn ein Eigenthum *muß* der Mensch haben, dann erst fußt er auf der Erde. Dem Einzelnen muß die Freiheit bleiben, zu geben, zu ersparen, zu genießen.

„Was aber innerhalb dieser Gesellschaft durch die Vereinigung der Kräfte gewonnen wird, das legt man in den Gotteskasten, zur Erziehung armer Kinder, zur Hebung Gesunkener ꝛc. — Halten Sie mir zu Gute, was vielleicht ein Bau der Phantasie ist. Von jeher habe ich solche menschheitbeglückende Ideen in meinem Kopf herumtragen müssen, bin auch vielfach damit ausgelacht worden. Lasse mich gern damit auslachen: „es jammerte ihn des Volks.“

Die Tage und Wochen, die sie im Bruderhause in Reutlingen zubrachte, waren in den letzten Jahren ihre einzige Erholung und sie zählte sie zu ihren schönsten. Die ruhige und doch so emsige Geschäftigkeit, die hier herrscht, der Geist des Friedens und der Ordnung, der durch die Räume weht, wo Menschen der allerverschiedensten Art, meist Arme, Verlassene, von der Welt Verstoßene, sich in nützlicher Thätigkeit zusammenfinden, that ihrem Herzen unendlich wohl. Mochte sie nun in der Küche verweilen, deren ungeheure Töpfe für so Manchen Speise kochen, der draußen bittren Hunger gelitten, oder in den Arbeitszimmern, wo in einem die Wäsche besorgt wird, diese hundertköpfige Hydra, der immer wieder neue Köpfe wachsen, wenn die alten abgethan sind, in dem andern alte Kleider zu neuen hergerichtet werden für die kleinen und großen Kinder des Hauses, wo man hier die zierlichsten elegantesten Modearbeiten verfertigt, dort auch die unbeholfenste Hand noch zu grober Stickerei verwendet — überall fühlte sie sich daheim, überall hin kam sie, die müde, kranke Frau, wie ein Sonnenstrahl, mit ihrem liebevollen Lächeln, ihrer herzlichen Theilnahme. Wo ihre Hände nicht helfen konnten, da setzte sie sich zu den Kranken, zu den Betrübten, ließ sich von ihnen erzählen und erheiterte sie. Auch hier bewährte sich ihr Wunderschlüssel zu den Menschenherzen, allen war sie lieb, vor Allem aber sammelten sich die Müh-

seligen und Beladenen um sie und klagten ihr ihr Leid. Eine Probe für den echten Gehalt ihrer christlichen Gesinnung war gewiß, daß sie, so ganz ohne Herablassung, ohne die leiseste Erniedrigung, in so wahrhaft schwesterlichen Verkehr mit Leuten jeder Bildungsstufe treten konnte.

Besonders herzlich und innig war ihre Freundschaft mit Rösle B., einer einfachen frommen Bauernfrau, die unter der Leitung Gustav Werners eine Anzahl armer, verlassener Kinder zu Einer Familie um sich sammelt, und mit großer Aufopferung Muttertreue an ihnen übt. Sie besuchte sie, so oft sie konnte, und theilte mit ihr, soweit ihr möglich war, die Aufsicht und oft sehr beschwerliche Pflege der Kleinen. „Haltet mir das Rösle in Ehren," sagte sie noch auf ihrem Sterbebett, „das ist eine edle Seele, eine wahre Perle!"

Eine schwere Lebensaufgabe war ihr die äußere Unthätigkeit, zu der sie sich genöthigt sah. „Denken Sie sich ein Geschöpf," schreibt sie an Werner, „dem Flügel angewachsen sind, die es fortwährend fühlt und gebrauchen möchte, das aber durch schweres Athmen, Engsein, Herzklopfen, Schlaflosigkeit, Schmerzen auf der Brust, am Herzen, an der Seite, immer gehindert, sie zu entfalten — selten ein freundlicher, leichter Tag, wo nicht Eine dieser Beschwerden an seine Hinfälligkeit mahnt. — Da haben Sie mich.

„Was mag es für etwas Köstliches sein, wirken zu dürfen wie Sie, im Gebiete der Geister und des Lebens! Wie gewinnt das Leben da an Inhalt! Wie oft denke ich, wenn ich reiche, gesunde, also doppelt lebensfähige Menschen sehe: wie Unendliches würde sich euch offenbaren, wenn euch das ewige Licht den Weg zeigen würde, wenn Ihr wüßtet, zu was euch Mittel und Kraft gegeben! Würde Eins meiner Kinder einmal in dieser Beziehung sehend werden, ich wollte gern sterben!"

„Mein lieber Mann," schreibt sie einmal mit gutmüthiger Ironie, „wird wohl mit einem Schulrath aus Weimar zu Euch nach Reutlingen hinüberkommen; wenigstens sprachen die Herren angelegentlich davon. Die Unterhaltung eifriger Pädagogen anzuhören, ist mir immer ein großer Genuß. Da wird alles so ernstlich berathen, über was Sie gar nicht lange reden, nur handeln. Das ist der Unterschied, und es ist sehr bequem und angenehm für die Herren, zu solchem Gespräch bei ihrem Kaffee gemüthlich eine Cigarre zu rauchen, sie werden dann immer eifriger."

Neben all der ernsten Geistesarbeit an sich selbst, mit der sie sich unabläßig unter Gottes Auge stellte und sich durch keine geistige und körperliche Schwäche abhalten ließ, den Herrn von ganzer Seele zu suchen, neben all dem blieb sie mild und nachsichtig im Urtheil über Andere, namentlich über die Jugend, deren unermüdeter Advokat sie blieb bis zum Tode. „Du thust Unrecht, wenn du den Grund der Jugendfehler in Irreligiosität suchst, wenn du aus der anscheinenden Gleichgültigkeit gegen die Religion gleich schließen willst, sie haben ihre Erstgeburt, d. h. ihr Kindesrecht gegenüber von Gott verkauft um ein Linsengericht. Es ist mir vieles bei der Jugend traurig, vieles unbegreiflich, aber ich komme immer mehr darauf, daß wir im Urtheil milder sein müssen. Der Mensch bleibt sehr lange ein Kind und taumelt an Abgründen hin, die er nicht sieht, bis Beispiele oder eigene Erfahrung sie ihm aufdecken. Ich möchte Keines anklagen, als habe es sein Erstgeburtsrecht verkauft; ach! kein Tag vergeht bei uns Alten, an welchen wir es nicht auch aus den Augen lassen! Gott sei uns allen gnädig, und vor Allen der Jugend!"

Schwere Leidenstage und Nächte durchkämpfte sie noch im letzten Jahr ihres Lebens am Krankenbett ihres Töch-

terleins, das an heftigen Krämpfen litt. „Ich muß oft alles fürchten," schrieb sie an Werner, „aber es ist nicht so hart, Kinder dem Allvater in die Arme zu legen, als sie an die Welt abgeben zu müssen. Jedesmal, wenn mir eines meiner Kinder starb, gab mir dieser Gedanke eine unendliche Beruhigung, und die Leute haben sich gewiß oft stille und laut gewundert, wie ruhig ich an ihrem Todes- lager und Begräbnißtag sein konnte. Mein Geist fühlte da jedesmal eine hohe Kraft, eine Erhebung, wie nie sonst. Es that mir wohl, sie sicher geborgen zu wissen vor allem Uebel. Immer ist auch der heftige Schmerz um Dahinge- schiedene ein sehr selbstsüchtiges Gefühl. . . . . Härtere Schmerzen gibt es, ein Geliebtes leiden zu sehen. Das ist eine schwere Prüfung um die Nächte, die ich am Bette des Kindes verwache. Krampfleiden sind finstre, dämonische Sachen, ich habe an mir selbst hierin die größten Erfahrungen ge- macht. Der Wille und anhaltendes Gebet sind die alleinige Gegenwehr; die finstern Mächte können dann nie so Gewalt über einen bekommen, mögen nun die finstern Mächte allein in den Nerven, in dem angegriffenen Zustand des Körpers liegen, oder sind es wirkliche Gewalten der Finsterniß im Kampf mit dem Licht. — In solchen Stunden seufzt die Seele laut nach Erlösung, sie fühlt doppelt, wie es nur Bande sind, welche sie an den sichtbaren Leib fesseln."

Während dieser Leiden ihres Kindes, bei denen die ärzt- liche Kunst am Ende rathlos stand, sagte man ihr von einem Manne, der Kranke durch Gebet und Fürbitte heile, selbst ohne sie zu sehen. „Es hat mich das seither bewegt," schreibt sie, „aber mein Glaube daran ist schwach. Sollte der Herr ein geängstetes Mutterherz weniger erhören, das Tag und Nacht zu ihm ruft, als das Gebet eines Fremden?

und haben wir alle nicht nur Einen Fürſprecher, nämlich Jeſus Chriſtus, und nur Einen Hoheprieſter?“

Das Leiden des Kindes, unter dem die Mutter furchtbar mitlitt, ging allmälig vorüber. „O Ottilie, ich glaube unter all dem Schweren während meiner Ehe nie ſo Schreckliches durchgemacht zu haben. — Jetzt endlich wieder ein hoffnungsreicher Tag nach einer durchwachten Nacht; wenn doch nur einmal wieder die Sonne ſcheint! Was iſt es um den göttlichen Strahl des Lichts, der in die Seele und das Gemüth fällt! So iſt heute der äußere Sonnenſchein eine wunderbare Erquickung für meine Lebensnerven.“

Unter Lieben und Leiden aber löste ſich ihre Seele mehr und mehr von allem, was an die Erde bindet. „Die Furcht des Todes liegt bei mir noch immer im Hintergrund, und mein einziges Beſtreben iſt, meine Seele ſo zu richten, daß der Tod mich nie überraſcht. Ich glaube, wir müſſen es ſo weit bringen, daß unſere Seele immer in der Faſſung iſt, abzuſcheiden, daß die Welt und ihr Treiben ſie nur äußerlich berührt und daß die Seele Alles immer aus höherem Standpunkt ſieht. Bei mir iſt die Seele, wenn ich ſo ſagen darf ohne anmaßend zu ſein, ohne allen Zwang fortwährend mit geiſtigen und göttlichen Dingen beſchäftigt. Ein ſolches fortwährendes Sinnen und Dichten über überirdiſche Sachen macht freilich auch das Leben traumartig und kann der Thätigkeit im Leben ſchädlich ſein, ſo, daß ich mir ſchon gewünſcht, mehr im irdiſchen Daſein zu leben. Gott helfe mir zur rechten Mitte!“

Und doch trotz dieſer ernſten Richtung nach oben blieb unter den Leiden des Körpers und der Seele das Grauen vor dem Tode noch oft mächtig in ihr. „Was iſt dies entſetzliche Zittern vor dem Tode, das mich manchmal befällt? . . . Ich hatte mich ganz und gar in die Vaterarme des

Herrn gelegt, seine unendliche Barmherzigkeit war mir so gewiß, und doch graute mir so entsetzlich vor dem Sterben, warum? . . . Geht es wohl Jedem so? Ich möchte wohl wissen, ob wahrhaft fromme Menschen sich auch so fürchten vor dem Tode? . . . Die Meinigen nennen mich allemal geduldig und ergeben; aber im Innern ist alles ganz anders. Ich habe zu kämpfen mit vielen und mancherlei Mächten der Finsterniß. Wie sichtbarlich aber hat der Herr mein Leben schon aus der Tiefe gezogen und erhalten; deßhalb drängt es mich fortwährend, ihm zu leben. Inwiefern dies aber in einer so beschränkten Thätigkeit wie die meinige ist, sein kann, drückt mich beständig. Wenn man allein nur auf die Geduld angewiesen ist, das ist das Schwerste. Ich möchte gern an Seelen arbeiten, kommen aber solche in meine Nähe, so weiß ich nicht, wie es angreifen? und fühle mich selbst noch so mangelhaft, sogar gegenüber den eigenen Kindern. Mit diesen ist gar nichts zu machen, als daß man ihnen vorlebt."

Auch noch, ehe ihr die tiefen und heiligen Wege des Herrn ganz klar wurden, noch ehe sie den herrlichen Sieg errungen, der ihr den Tod verklärte, hat sie nie den Segen der Heimsuchung verkannt, nie gemurrt über die Last, die ihr doch schwer vor Vielen aufgelegt war.

„Ich wollte," schrieb sie an Werner, der sie in einem schweren Krankheitsanfall besucht hatte, „Sie hätten kein so theilnehmendes, betrübtes Gesicht gemacht zu meinem Elend, als sie an meinem Schmerzenslager standen; ist es doch immer auch etwas Erhebendes und Freudiges, nach Gottes Willen zu leiden, den Körper, und durch ihn die Seele hier schon auszuglühen; wäre ich katholisch, ich hätte gewiß die Zuversicht, mein Leiden erspare mir ein Fegfeuer. So aber weiß ich doch bestimmt, daß dies Leiden jedenfalls für mich

gut ist; deßhalb kann ich nicht so betrübt darüber sein, und es thut mir weh, wenn es Andere sind."

„Was habe ich Ursache," schreibt sie später nach einem besonders schweren und heftigen Anfall von Herzkrämpfen und Beklemmungen, „dem Herrn zu danken in all' diesem Leiden für die unendlich zärtliche Pflege der Meinigen! Mein lieber Mann würde Nacht um Nacht bei mir wachen, und würde nie ungeduldig. Erst in solchen Nächten wird mir aber auch klar, was für ein verderbtes Wesen ich noch habe. . . .

„Lasset uns laufen mit Geduld durch den Kampf, der uns verordnet ist," sagte mir gestern mein Mann in einer so schweren Stunde, das that mir so wohl. Wie vielen Geistlichen, ist es auch ihm nicht gegeben, den Prediger im eigenen Hause zu machen, aber er findet immer zur rechten Stunde das rechte Wort. Ich erinnere mich, als er noch Geistlicher war, daß ihn da Kranke und Sterbende so gern hatten, weil er ihnen so herzlich zusprechen und mit ihnen beten konnte.

„Leiden ist ein großes Förderungsmittel des ehelichen Glücks; ich durfte das schon öfter erfahren, und sage es mit voller Wahrheit, daß ich die glückseligsten Stunden in meinem Ehstand, die Harmonie der Seelen, am reinsten in den tiefsten Leidensstunden genießen durfte. Da fühlt man wahrhaft, was man gegenseitig an sich hat. Heitere, sorglose Tage bringen einen leicht auseinander, man wird sich fremd, ohne es zu wollen."

„Ihr werdet mir's einmal nicht glauben, wenn ich im Ernst sterbe," hatte sie früher halb im Ernst, halb scherzend gesagt, als sie von einem heftigen Anfall wieder erstanden

war. Und es war fast so, man gewöhnte sich, sie immer wieder aufgerichtet zu sehen.

Am Anfang des Winters 1856 schrieb sie mir: „Ich fühle meine Kraft rasch abnehmen, und glaube, daß dies mein letzter Winter sein wird.“ Das stimmte mich sehr wehmüthig, aber es war oft schon so gewesen, und wir bauten wieder auf die Kraft ihrer elastischen Natur. Im Januar 1857 schrieb sie wieder: „Ich spreche es nicht gern aus, aber ich kann mir's nicht verhehlen: meine Füße sind geschwollen und meine Kleider drücken mich. Gott erbarme sich meiner!“ Das war freilich ein ernster Vorbote des Endes, obwohl ich es noch nicht glauben wollte; zu ihren übrigen Leiden hatte noch die Wassersucht angesetzt und führte sie rasch dem Ende zu.

Freilich hatte dies Ende sich lange schon vorbereitet. Seit Wochen war sie ganz schlaflos, und nur durch Morphium konnte eine kurze Ruhe für sie gewonnen werden. Im Angesicht des Todes regte sich in ihr erst wieder mächtig die Liebe zum Leben, die Trauer, von den Ihrigen zu scheiden; sie sollte nicht Einen Schritt ohne Kampf vorangehen, aber sie kämpfte ritterlich, in der Kraft dessen, der den Tod überwunden hat. Neben allen Leiden blieb ihr Geist wunderbar klar, empfänglich für alle höhere, reine Genüsse. Musik war immer ihre Freude gewesen, das belebende Element ihres Hauses in guten Tagen, ihre Erquickung oft in schweren Stunden. Wie gern hatte sie früher ihre Kleinen zu sich um's Klavier versammelt, wo die zarten Stimmchen so lieblich in Choralmelodien zusammenklangen. Jetzt waren diese Kinderstimmen zu reicher Fülle und Schönheit erstarkt und sie blieben fast bis in den Tod noch ihre Labung und Erquickung, auch ließ sie sich gern noch geistvolle Dichterwerke vorlesen, bis am Ende alle irdischen Klänge verstummten vor dem gewaltigen Rauschen der Todesfluth.

Am vierten Februar 1857 hatte sie sich noch mit großer Lebhaftigkeit mit Freunden unterhalten, die zum Besuche gekommen waren. In der Nacht kam ein heftiger Anfall von Aufregung und darauf folgender Schwäche, der sich einmal gab, nach Mitternacht aber sich stärker wiederholte. Als sie in dieser Nacht mit ihrem Manne allein war, sagte sie diesem ganz ruhig ohne alle heftige Bewegung: „Lieber Mann! ich sterbe. Ich habe keine Sorge um Euch, Ihr seid des Herrn. — Aber grüße mir alle die Lieben, von denen ich so viel Liebe erfahren durfte.“

Von diesem Augenblicke an hatte sie des Todes Bitterkeit überwunden. Wie das gekommen, wie das Herz, das oft in grauenvoller Angst vor dem dunkeln Feind gebebt hat, so freudig und siegessicher geworden, — das ist des allmächtigen Gottes Werk, das er an ihr vollführt in den dunkeln Nächten, wo ihre Seele geheimnißvolle Zwiesprach mit ihm hielt, wo sie gerungen mit ihm mit dem Ruf: ich lasse dich nicht, du segnest mich denn! Und er hat sie gesegnet. Noch schwere Stunden mußten durchkämpft werden, bis die Hülle gebrochen war, die Seele aber feierte einen heiligen Vorsabbath, jetzt durfte sie ruhen an der Brust des Herrn. Von dem Herrn ist das geschehen und ist ein Wunder vor unsern Augen; sie hat nichts dazu gethan und gegeben als ein redliches und treues Herz, eine Seele, die da hungerte und dürstete nach Gerechtigkeit.

Von dieser Stunde an war ihr Leben mit wenigen trüberen Pausen nur Preis und Dank gegen den Herrn, nur ein Ausfluß der rührendsten Liebe gegen Alle, Nahe und Ferne, die ihr je lieb gewesen waren.

Ihr Haus hatte sie lange schon bestellt und sich auch hier in Umsicht und Fürsorge als eine treue Haushälterin bewiesen. Bis auf's Kleinste hatte sie für alles Sorge ge-

tragen, die künftige Ausstattung ihrer Töchter, für die Bedürfnisse der Söhne, — alle Bestimmungen getroffen, die der jungen Tochter und Pflegetochter die Führung des Hauswesens erleichtern mußten. Nun gab sie ihr zeitliches Tagwerk ruhig mit wenigen Worten in die Hände ihrer Tochter und der Pflegetochter Lina, die sie mit einer Liebe umfaßte, wie wohl selten eine Waise gefunden; die Töchter hatten schon in den letzten Jahren unter ihrer Leitung ihr alle Arbeit und Mühe abgenommen. Emilien übergab sie hauptsächlich das Hauswesen, Lina den Garten; sie empfahl ihnen schwesterliche Liebe und Eintracht: „Liebes Kind!" bat sie Emilie, „halte dir immer unter den Sorgen der Haushaltung ein Stück blauen Himmels frei, sieh nach oben! Ihr alle, meine Töchter, vergeßt nicht das Oel des Geistes in euren Lampen, denkt an die thörichten Jungfrauen! Ich weiß nicht, wie es euch geht, aber denkt daran, daß man in redlichem Fleiß und Sorge für Andere am Besten inneren Frieden bewahrt und in jeder Lage glücklich ist. Und du, lieber Mann, mache aus zu großer Sorgsamkeit nicht den Mädchen ihr Werk zu schwer. Zeige ihnen Vertrauen; sieh nicht zu genau nach, daß die Kinder nicht erschrecken, wenn sie deinen Tritt hören."

Am Samstag den 7. kam Werner, und trafen ihre auswärtigen Söhne bei ihr ein. Mit unaussprechlichem Wohlgefühl sah sie sich um im Kreise ihrer Lieben. „So darf ich sterben wie ein Patriarch; umgeben von den Meinen." Jedem zeigte sie noch ihre volle Liebe, Jedem sagte sie ein treffendes Wort in Bezug auf seine Eigenthümlichkeit, auf seine Bestimmung.

„Du hast einen schönen und ehrenvollen Beruf," sagte sie ihrem ältesten Sohn, dem Juristen, „führe ihn recht und ehrenhaft vor Gott und Menschen, nimm dich freiwillig

der Unterdrückten an und erkenne auch noch im Verbrecher den Menschen."

Ihren zweiten Sohn, den Kaufmann, bat sie, sich nicht an den Dienst des todten Geldes zu hängen: „Du bist bloßer Haushalter über Gottes Güter, sorge vor allem für deine unsterbliche Seele, was du erwirbst, soll dir und der Menschheit dienen, laß es nicht zum Herrn über dich werden."

Die kleinen Kinder ließ sie öfters den Tag über an ihr Bett kommen; sie gab ihnen nicht lange Ermahnungen, aber sie suchte ihnen wenige Schriftworte einzuprägen, die sie nie vergessen sollten: „Wenn dich die bösen Buben locken, so folge ihnen nicht." „Gott ist der rechte Vater über alles, was da Kinder heißt im Himmel und auf Erden." „Liebet Euch unter einander!" Auch den ältern Kindern wiederholte sie oft die Worte: „Pfleget der Einheit des Geistes!" „Lebet nicht blos Euch, lebet der Sache Christi und der Menschheit." „Nehmet Euch der Nothdurft an!" „Seid gastfrei ohne Murren."

Alle Furcht des Todes war von ihr genommen, eine selige Siegesfreudigkeit durchdrang ihr ganzes Wesen, während die körperlichen Beschwerden fast nie von ihr wichen.

„Ich bin unaussprechlich glücklich! Ich darf heimgehen!"

„Seht, jetzt schlüpft der Schmetterling aus der Puppe!"

„Das Sterben ist nichts als das Eingehen von einer Thür zur andern."

Als die Leiden immer wieder heftiger wurden und die Umstehenden sie beklagten, sagte sie freundlich: „ach, liebe Leute, ihr würdet mir gern meine Leiden abnehmen; — das darf nicht sein, ihr wollt mir meinen Triumph nehmen."

„Ach, daß du so leiden mußt!" seufzte eines der Ihrigen.

„Ich muß nicht leiden, ich will leiden," sagte sie mit sanftem Lächeln.

Nur klare, heitere Bilder umschwebten sie in diesen Tagen, auch in den Nächten, wo sie wenig Schlummer, aber auch nur vorübergehend bewußtlose Zustände hatte.

„Ich glaubte, ich dürfe hinaus in die blaue Luft hinauf, zu den Sternen!“

„Wenn die Sonne so hell scheint und die Bienen um mein Grab summen, dann bin ich da.“

„In einer schönen, mondhellen Nacht, wenn ihr am Fenster steht, kann ich euch vielleicht erscheinen, aber ihr würdet zu sehr erschrecken.“

„Geht viel in's Freie, wenn ich gestorben bin, geht oft auf den Hügel, wo man die weißen und schwarzen Kreuze so friedlich heraufwinken sieht.“

„Fürchtet euch nicht vor mir, wenn ich gestorben bin, es ist ja nur mein Kleid.“

Die Herrlichkeiten der zukünftigen Welt kleidete sie sich in die lieblichsten Naturbilder. „Wenn's im Himmel keine Blumen gäbe, wäre es nicht schön; ich glaube gewiß, es gibt.“

Ein heiterer Geist war ihr vom Herrn verliehen gewesen, eine ächte, goldene Heiterkeit, die aushielt in Leiden und Tod. Ihrer Pflegtochter hatte sie einst ins Album geschrieben:

„Das höchste Geschenk Gottes sind lichte, freundliche Wege, die er uns führt, und ein helles Auge, seine Wege zu sehen und sie mit dankbarem Herzen zu wandeln. Wenn Du heiter und fröhlich diese Wege gehst, nimmt Dir die Welt das öfters übel und heißt es Leichtsinn. Gutes Kind, laß Dich solches nicht anfechten! Ein Kind, welches murrt, wenn es der Vater mit Liebe zieht, kann ihm unmöglich gefallen. Darum wandle immerhin heiter deine Wege und genieße in Unschuld den Duft der Blumen, die zur Seite blühen, vergiß aber darüber Deine hohe Bestimmung nicht.

Und wenn nach vielen lichten Tagen sich der Himmel umzieht, so sei auch am trüben Tag fröhlich und guter Dinge und bedenke, daß unsere Schicksale unmittelbar aus der Hand Gottes kommen und uns in jeder Lage dem Ziel der Vollendung näher rücken sollen."

Wie sie es mit der Heiterkeit meinte, hatte sie früher in einem Briefe an einen jungen Mann ausgesprochen: Wenn der wahre Frohsinn, die leichte Auffassung des Lebens, Stich halten soll, so muß er auf festem Grunde ruhen. Treue Pflichterfüllung und innere Ruhe erhalten eine fortwährende Heiterkeit. Hat die Heiterkeit diesen Grund nicht mehr, so ist sie nicht mehr unschuldig, sie wird Leichtsinn.

Und so wie ihr diese Heiterkeit der Seele blieb bis zum letzten Hauch, so wünschte sie sie auch den Ihrigen. „Seid nur heiter! denket an mich in Liebe und Freude. Wenn's auf mich ankäme, so möchte ich euch an meiner Leiche am liebsten weiß kleiden; es ist ja ein Freudenfest!"

Auf ihr Grab wollte sie keinen Leichenstein, nur Blumen. „Haltet es ganz rein wie ein schönes Gärtchen, kein Gräschen müßt ihr darauf leiden. Ihr dürft keinen besondern Platz für mich aussuchen, ganz der Reihe nach; die Erde ist überall des Herrn. An schönen Sonntagmorgen, wenn der Thau auf dem Grase glänzt, werdet ihr gern mein Grab besuchen."

„Pflanze dein Gärtchen nett an," bat sie die Kleine, „wenn dann der Mond scheint, schwebe ich als Engel darüber und sehe darnach."

„Das sind die schönsten Tage meines Lebens," sagte sie wiederholt mit inniger Freudigkeit.

Am Sonntag genoß sie mit all den Ihrigen das heilige Abendmahl und fühlte sich davon unaussprechlich gestärkt und erquickt. Die stille Feier desselben, ohne alle Zuthat,

nur im Kreis der Familie, hatte ihr besonders wohlgethan. „So sollte jeder Hausvater eigentlich ein Hausprieſter ſein," ſagte ſie. „Doch, das mache ich nicht aus," ſetzte ſie hinzu. Alles Grübeln und Fragen hatte aufgehört, — Maria ruhte zu den Füßen des Herrn.

Ihr Freund Werner beſuchte ſie, ſo oft ihm möglich war, und ſie erquickte ſich an ſeinen Geſprächen und Gebeten, auch den Beſuch der Geiſtlichen des Orts, davon der eine ein langjähriger treuer Freund des Hauſes war, empfing ſie mit herzlicher Freude. Alle waren ihr willkommen, die ſie noch beſuchten, für Alle hatte ſie noch ein liebevolles und bedeutſames Wort und trug die Sorgen von Jedem auf treuem Herzen. Es war eine überſtrömende Liebe und Freundlichkeit in ihrem Weſen, Allen hätte ſie gerne mitgetheilt von der Segensfülle, die ihr geworden. „Kommt ihr auch in mein Kirchlein?" lächelte ſie den Freunden zu, die an ihr Sterbelager traten; ja wohl war es ein Kirchlein voll Freude und Frieden.

„Wie freut es mich, daß Fr. W. mich beſucht hat, ich weiß, ſie theilt nicht Werners Anſichten, allein ſie hat geſehen, daß man auch ſo ſelig ſterben kann," ſagte ſie einfach und freudig, aber mit der herzlichen Demuth, die ſie auch in der Siegesfreude nie verließ.

In der Nacht auf den 10. wachte eine Freundin bei ihr, ſie wünſchte ſo ſehr, daß ihr Mann ſchlummern möge: „O, er ſoll ausruhen, er muß noch ſo lange arbeiten!" Als ſie heftige Schmerzen hatte und die Freundin bedauernd ſagte: „Armer Tropf!" erwiederte ſie: „O, nicht arm, reich! reich! O, nicht weinen! Hat nicht Chriſtus geſagt: „Weinet nicht über mich, ſondern über euch ſelbſt?" Er nahm ſein Kreuz auf ſich, alſo mit dem Kreuz auf Golgatha!"

Als ihr Mann, der nicht ruhen konnte, fragte, ob er

an ihr Bett kommen sollte, sagte sie freundlich: „Wie du willst, lieber Vater, o lies mir das schöne Evangelium von den klugen und thörichten Jungfrauen!“ Nach Lesung desselben sprach sie mit ihren Töchtern darüber. „O meine liebe Tochter!“ lächelte sie Emilien zu. „O, guter Mann, du mußt noch bleiben, du kannst noch lange wirken in deinem Beruf und bei deiner Familie, bei mir ist das längst vorbei. Nicht wahr, ihr haltet mich nicht auf, ihr gönnt mir die Ruhe?“

Sie stöhnte in schweren Schmerzen: „Ach, es ist mir leid um euch, daß ich so stöhne, ich weiß, solche Seufzer eines Sterbenden tönen uns so schwer nach, aber denket dann nur: sie sind jetzt zu lauter Hosiannah geworden.“

Nach den vielen Schmerzen erquickte sie ein kurzer Schlummer; als sie erwachte, richtete sie ihr mattes Haupt auf und sprach: „Preis und Dank bin ich dem Herrn, Herrn schuldig, für alles Gute, für jede Erquickung an Leib und Seele! Auch in den langen, schlaflosen Nächten durfte ich seine Güte so oft erfahren. Einmal stand ich in einer solchen Nacht auf, und schlug meine Bibel auf, da lag eine prächtige Pfauenfeder, so klein und doch ein Beweis von der Allmacht und Herrlichkeit des Herrn — und ich war beschämt über meinen Kleinmuth. Und trotz dem, daß ich so viel und lange ohne Schlaf war, ließ er mich keinen Schaden nehmen an meiner Seele, viele Briefe habe ich in solcher Zeit geschrieben und mein Geist ist klar geblieben. Das kommt Alles vom Herrn, Herrn, Dank und Preis sei ihm!“

Am vierten Tage ihrer Krankheit war es mir vergönnt, noch an ihr Sterbelager zu eilen; ich hätte nicht gewagt,

die heilige Stille des Sterbebettes zu ſtören und hatte ihr einen Abſchiedsgruß geſchrieben, aber ſie ließ mir durch ihren Sohn ſchreiben, daß ſie mich ſo gerne noch geſehen hätte; ſo fuhr ich zu ihr in der Frühe eines friſchen, klaren Wintermorgens.

Sie lebte noch! ich durfte gleich an ihr Bett treten. Da lag ſie; ihrer Bangigkeiten wegen hatte man ſie in das große, behagliche Familienzimmer gebettet, wo ſich ſonſt ſo oft ein fröhlicher Kreis um ſie geſammelt. Ein anderes Bild, als das jugendlich blühende, wie ich ſie zuerſt geſehen — und doch ein ſchönes Bild. Alle Blüthe und Fülle des Angeſichts war geſchwunden, nur die ſchönen langen Flechten, nur der liebe ſeelenvolle Ausdruck der Augen war geblieben. Ich konnte nicht ſprechen vor Weinen, als ich ſie begrüßte. „Mußt nicht weinen," ſagte ſie mit dem alten gemüthlichen Ton. „Ich will nicht," ſagte ich, die Thränen gewaltſam unterdrückend, „wenn Dir's weh thut." „O, mir machſt Du das Herz nicht ſchwer," ſagte ſie mit ſeligem Lächeln, „nur um Deinetwillen will ich Dich nicht traurig ſehen, ich bin ja ſo ſelig."

Und ſie war ſelig. Um dies Sterbebette wehte ein Hauch des Friedens, der ſich in alle Herzen ergoß — man hörte kein lautes Schluchzen und Weinen, keine Klagen, nur Worte der Liebe und des Segens. Die Welt mit all ihrer Luſt und Leid, ihrem Sorgen und Grämen lag draußen; — es war für Alle, die ihr nahe kamen, eine Zeit tiefer und ſeliger Ruhe, wie ſie die Erde ſelten bietet, „der Ort, da du ſteheſt, iſt heiliges Land." Der Tod, dem ſie ſo oft in's Auge geſehen, war ihr nicht mehr der König der Schrecken, nicht mehr der tiefverhüllte dunkle Führer, der ſie los riß von den Ihren und der ſchönen Erde, — ſie ſah ihn als

den leuchtenden Engel mit der Siegespalme, der ihr mit strahlendem Lächeln die Pforten der Heimath öffnete.

„Ich habe meinen Heiland immer lieb gehabt und gesucht," sagte sie, „er war mir ein Lehrer, ein Führer, ein Tröster, ein Vorbild, aber jetzt ist er mein eigen geworden, als der lebendige Gottessohn, und jetzt kann ich rufen: Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg!"

„Der Herr will mich nicht im Sturm, sondern in einem sanften, stillen Säuseln zu sich nehmen."

Sie mußte lange noch harren an der geöffneten Pforte. Sie hatte ihr Tagewerk geschlossen, sie hatte Abschied genommen, ihre Leiden nahmen zu, der Körper war geschwollen, jede Bewegung machte ihr Schmerzen — und sie mußte immer noch warten. Die jubelnde triumphirende Siegesfreude, mit der sie sich am Ziel gesehen, war manchmal herabgestimmt, aber doch ruhte ihre Seele, wie ein friedenvolles Kind, ohne Klagen und Zagen in der Hand des Herrn. Mit unbedingtem Vertrauen war sie gewiß, daß Gott es mit der Zukunft der Ihrigen wohl mache, in der Vergangenheit sah sie nur heitere Bilder, alles Trübe war wie weggewischt, allem Weh der Stachel genommen. „Oh, ich habe viel mehr Gutes als Schlimmes erlebt," versicherte sie.

Und diese Fassung und Freudigkeit ihrer Seele hatte so gar nichts Gesteigertes, nichts Leidenschaftliches; sie war durchaus ruhig, klar und sicher. Mit Dank und Liebe dachte sie aller, die ihr je auch nur die kleinste Freundlichkeit erwiesen, mit kindlicher Heiterkeit erinnerte sie mich an viele kleine Begebenheiten unsers frühern Zusammenlebens; wer oft unser herzliches Lachen gehört, hätte nicht geglaubt, daß es aus einem Sterbezimmer komme. Ueber all dem weilte aber ihre Seele unverrückt in der Heimath; wie ihr alle Leiden und Schmerzen der Erde den freudigen Geist nicht rauben konnten,

so konnte auch alle Liebe und Freude der Erde, für die sie ein so offenes und warmes Herz gehabt, ihre Sehnsucht nicht einen Augenblick mehr nach unten ziehen.

Auch war es kein Gefühl eigener Gerechtigkeit, auf das sie ihre Hoffnung stützte. Wie sie immer wahr gewesen, gegen Gott und gegen sich selbst, so erkannte sie auch jetzt klar, welch mangelhaftes Stückwerk unser bestes Thun ist. „Es bleibt am Leben und für das Leben nichts übrig als Barmherzigkeit," wiederholte sie oft in den letzten Tagen. „O, was bilden wir uns oft ein auf unsere Wohlthätigkeit," sagte sie, die ein so weiches Herz, eine so offene Hand gehabt hatte; „habe ich mir denn nur Einmal das Brod vom Munde gespart, um es den Armen zu geben? O, es bleibt nichts als Barmherzigkeit." Ein Geistlicher las ihr das schöne Lied „endlich bricht der heiße Tiegel," bei dem Schlusse:

Zu des Himmels höchsten Freuden
Werden nur durch tiefe Leiden
Gottes Lieblinge verklärt.

schüttelte sie den Kopf: „gefällt mir nicht." „Warum nicht?" „Ich will kein besonderer Liebling Gottes sein, wir sind Alle seine Kinder."

Für jede kleine Erquickung war sie so herzlich dankbar, sie fühlte sich einmal so erfrischt vom Selterser Wasser. „Danket doch recht dafür," sagte sie zu der Tochter. „Wir haben's gekauft, Mutterchen." „O, dankt tausendmal dafür, auch wenn ihr's gekauft habt, es hat mir so wohl gethan." Als sich immer wieder das Bedürfniß nach Speise und Trank zeigte, sagte sie lächelnd: „Ich glaube, die Natur meint, sie habe auch das Recht, unsterblich zu sein, geht aber nicht."

Ihre Geduld wurde schwer geprüft durch das Verziehen der göttlichen Hülfe und die steigenden Beengungen. Die

schönen Bilder, mit denen ihre Phantasie sich die Ewigkeit ausgeschmückt, verbleichten in der Hitze der Leidensgluth. „Ich kann mir gar keine Vorstellung von der Ewigkeit mehr machen," klagte sie, „aber es bekümmert mich nicht, ich überlasse alles dem Herrn." Ihr Trost in den bangsten Stunden war das Vorsagen schöner Liederverse und Bibelstellen, und hie und da der Gesang eines Chorals. Joh. 17. und Offenb. 21. 22. gehörten zu ihren liebsten Stellen. „Das versteht man nur im Angesicht des Todes. Und Gott nahet zu dir in Ewigkeit," sprach sie mit unendlicher Seligkeit aus. Ein schönes Bild des leidenden Heilandes, mit dem sie in früheren Jahren einmal ihr Mann erfreut hatte, gereichte ihr zu wunderbarer Stärkung. „Ich möchte meinen Heiland sehen!" bat sie, wenn ihr die schwere Beklemmung wieder an's Herz stieg. Man hielt ihr das Bild am Fußende des Bettes, und unter dem Stöhnen des beklommenen Herzens hielt sie den schmerzgebrochenen Blick sehnsüchtig fest auf das erbarmungsvolle Auge dessen, „der da versucht war allenthalben, gleich wie wir," bis die schwerste Stunde vorüber war.

Nachher war sie einmal angefochten: „Ist es nicht katholisch, daß mir ein Bild so wohl thut?" Wir sagten ihr aus Grund der Seele, daß der Herr, der voreinst in menschlicher Gestalt unter uns gewandelt, gewiß auch hierin unserer Schwachheit zu Hülfe komme und darum auch die Hand des Künstlers gesegnet habe.

Das irdische machte ihr keine Sorge mehr, nur bisweilen fragte sie noch freundlich die Ihrigen: „Habt Ihr mich nichts mehr zu fragen? Habe ich Euch Alles gesagt? — Es wird ganz gut gehen," sagte sie dann wieder beruhigt: „Emilie ist ein gutes Hausmütterchen, und Lina wird ihr so treulich helfen." Immer inniger und sehnsüchtiger verlangte sie nach dem Tode. Am Abend des Mittwoch hatte sie ein verwandter

Arzt besucht, er hielt ihren Zustand nach all den früheren Erfahrungen noch nicht für so gefährlich, er glaubte sogar, daß nach ähnlichen Beispielen aus seiner Praxis eine vorübergehende Besserung noch möglich sei. Das schien ihr schwerer zu ertragen, als alle ihre Leiden — sie hatte ganz abgeschlossen mit dem Leben, auch ihre Liebe war schon die einer selig Geschiedenen, — und nun noch einmal zurück in allen Kampf, in alles Weh eines leidenvollen Lebens. „Ach, nehmt mirs nicht übel," bat sie, „aber seht, es ist mir wie einem Kinde, das sich auf eine Reise freut, alles ist eingepackt, man hat sich angekleidet und wartet, und wartet vor der Thür und der Wagen kommt immer noch nicht. Wenn es dann zuletzt hieße: „„zieh Dich nur wieder aus, Du mußt da bleiben;"" seht, das ist doch traurig." Wie man Andere auf den Tod vorbereitet, so mußte man sie auf die Möglichkeit längern Lebens vorbereiten, und die höchste Kraft des Glaubens war nöthig, bis sie lernte, auch in diese Aufgabe sich mit Ergebung zu fügen. Man las ihr das Lied: „der Himmel hängt voll Wolken schwer," und sie wiederholte mit besonderer Innigkeit die Schlußzeilen:

Bis er dir ruft: nun ist mir's recht,
Nun kannst du kommen, treuer Knecht!

Was ihr diese Tage des Leidens und Sterbens unter allen Schmerzen zu einem so friedevollen Sabbath machte, das war vor allem die Ruhe in Gott, die ihre oft so unruhige Seele gefunden hatte, der feste, zweifellose Glaube, in dem sie nun geborgen war: eine Taube in den Felsritzen. Einem jungen Freunde, mit dem sie früher oft Gedanken ausgetauscht hatte über das geheimnißvolle Gebiet der Ewigkeit, rief sie, als er an ihr Leidenslager trat, freudig zu: „Jetzt weiß ich's, es gibt eine Unsterblichkeit." Sie lebte

der freudigen Hoffnung nicht nur der Fortdauer, sondern auch des inneren Zusammenlebens mit den Ihrigen. Ihrem Mann erklärte sie auf's Bestimmteste, sie bleibe mit ihm in beständigem geistigem Verkehr. „Ich weiß nicht, ob ich auch auf fühlbare Weise erscheinen darf, aber wir sind nicht geschieden."

Von ihren schönen Haaren ließ sie sich noch einen Theil bei ihrem Leben abschneiden zum Andenken für Freunde, sie selbst ordnete ihre Haare noch und war sehr besorgt, ihr Bett und ihre Kleidung rein zu erhalten: „Waschet mich rein ab, wenn noch Blut aus meinem Munde kommt," bat sie, „ich möchte auch äußerlich unbefleckt abscheiden, als eine reine Braut." Eitelkeit hatte sie nie gekannt, selbst in den Tagen ihrer blühenden Jugend nicht, aber sie wollte den Ihrigen keinen unfreundlichen Eindruck zurücklassen.

Die Nacht vom Mittwoch auf Donnerstag wollte ich mit einer lieben Verwandten Augustens bei ihr wach bleiben, auch sie bat, daß sich die Ihrigen, die nun seit sechs Nächten gewacht, zur Ruhe legen möchten. Es war eine wunderbare Nacht. Als all die Ihren noch um sie versammelt waren, sangen die Töchter und einer der Söhne auf ihre Bitte noch die herrlichen Worte: „Ich harrete des Herrn," und den Choral: „O Haupt voll Blut und Wunden." Die Welt draußen lag still im Mondlicht, auch in unser aller Herzen war die Welt stille geworden, und wie Engelsgesang klangen die schönen jugendlichen Stimmen in die helle Nacht hinaus, die in der Kraft der Liebe das tiefe Weh des Herzens überwinden konnten, um der Mutter die letzte Erquickung zu bringen.

Schlummer hatte sie in der Nacht keinen, viel Schmerzen und Beklemmungen, auch die Ruhe der Ihrigen war kurz. Emilie ließ sich nicht von ihr entfernen, und auch ihre andern Lieben konnte sie nicht lange entbehren. Sie war sonst so

selbstlos, konnte so viel in der Stille tragen, nur um niemand Mühe und Kummer zu machen, jetzt aber fragte sie fast jeden Augenblick: „Ist's wohl Zeit, daß meine Söhne kommen, und mein lieber Mann? Es könnte ja doch sein, daß es nun zu Ende ginge!" Jeden freien Augenblick benützte sie wieder zu Worten der Liebe und des Segens. Sie wußte, daß Werner etwa um Mitternacht in einem Dorfe, eine halbe Stunde entlegen, eintreffen werde. Ihr Verlangen, den Freund noch zu sehen, überwog das Bedenken, ihm den Rest der Nachtruhe zu rauben; sie sandte nach ihm und empfing ihn mit herzlicher Freude, als er um ein Uhr kam. Mit der seltenen Kraft des Körpers und Geistes, mit der Gott ihn ausgestattet, verbrachte Werner mit uns und den Ihrigen die Nacht bei ihr, sie lauschte mit inniger Andacht dem schönen, einfachen Gebet, das er auf ihre Bitte sprach, in dem er diese ringende Seele auf's Neue der Treue und Barmherzigkeit des Herrn befahl, damit er ihr Glauben und Geduld erhalte und ihr durchhelfe zu seligem Ende.

„O, warum muß ich so lange harren auf Erlösung!" klagte sie ihm. „Schon am Sonntag, als ich mein Ende so nahe glaubte, quälte mich's immer, daß ich, so oft ich die müden Augen schloß, halb im Traum ein paar schmutzige Schuhe vor mir sah, mit dem Gedanken, die müsse ich noch reinigen, ehe ich fort dürfe. So war wohl noch viel an meiner Seele zu reinigen. O, sage Du mir, was wohl jetzt noch alles an mir abzuthun ist, ehe Gott mich würdig findet zum Heimgang?" „Ein Werk scheint oft fertig vor Menschenaugen," antwortete ihr Werner, „wenn der Meister selbst doch immer noch etwas zu arbeiten daran findet, und es sind oft die feinsten, schärfsten Werkzeuge, die er zur letzten Vollendung anwendet." Diese Antwort beruhigte und tröstete sie wieder zu neuem Harren.

Am Morgen war sie sehr matt von schweren Bangigkeiten, die gegen Morgen gekommen waren. Mit rührender Freude sah sie ihren Mann wieder nach kurzer Ruhe, die er genommen, — lächelnd mit der alten Heiterkeit bat sie ihn: „Kleide dich auch ordentlich an, lieber Alter, weißt du nicht mehr: wenn du fastest, so salbe dein Haupt und wasche dein Angesicht.“ Sie sah sich um mit klarem Blick im Kreis ihrer Lieben: „seid ihr jetzt Alle da? Seid ihr bereit, neue Opfer mit willigem Herzen zu bringen? O, ich habe eine selige Hoffnung,“ sagte sie wieder, „so müde, wie ich jetzt bin, vergönnt mir Gott vielleicht einzuschlafen, ohne schweren Kampf. Nicht wahr, ich bin doch ein wenig geduldig gewesen? vielleicht gewährt er mir darum ein sanftes Stündlein.“

Mit wirklicher Freude fühlte ich, wie ich so an ihrem Bette saß und ihre blasse Hand in der meinen hielt, daß sie erkalte. O, wir wollten sie nicht mehr halten, wir hätten ihr die Ruhe unaussprechlich wohl gegönnt.

Aber sie erwachte wieder und nahm mit kindlicher Freude einen Veilchenstrauß, den ihr eine Freundin brachte. „O hätt' ich nur jetzt die schönen Blumen, mit denen sie meinen Sarg schmücken werden! wie habe ich mich immer so unaussprechlich an Blumen gefreut; pflegt nur recht die Blumen auf meinem Grab!“

Ich mußte an diesem Morgen von ihr scheiden; ein Scheiden wie ich noch keines gekannt. Wie gerne wäre ich bis zum letzten Hauch bei ihr geblieben, aber es konnte nicht sein. Ich glaubte sie schlummernd, als ich ging, und wollte nur leise noch ihre Hand berühren, aber sie wachte und sah mich liebevoll an, ruhig, schmerzlos, wie ein Kind. „Lebewohl,“ sagte sie leise und innig, du sollst es fühlen, daß ich dich nicht vergesse, auch droben nicht! Grüße die Deinen und Alle, die an mich denken. Gott gebe Dir ein langes,

frohes Leben und ein so seliges Sterben wie das meine. Der Herr segne Dich und behüte Dich, der Herr segne Deinen Ausgang und Eingang bis in die Ewigkeit!" Das war unser Scheiden.

Noch drei Tage hatte sie zu leben und zu leiden. Ihre liebe Jugendfreundin Marie wachte die nächste Nacht mit ihr; auch mit ihr erging sie sich in heitern Bildern der Vergangenheit, in der Erinnerung an die früher Geschiednen. Als sie auf die Prüfungen ihres spätern Lebens kam, fügte sie bei: „O, ich hätte ein äußerliches Leben geführt, wenn ich nicht so viel hätte leiden müssen! O, wie über alle Maßen herrlich wird es drüben sein!" Auf eine Bangigkeit folgte kurze Erleichterung, wo sie mit vernehmlicher Stimme den Vers beten konnte:

Ich fasse, Vater, Deine Hände,

dann schilderte sie Marien die letztvergangenen Tage: „Ich habe früher oft gewünscht, nur einschlafen zu dürfen, aber es kam eine Zeit wunderbarer Begeisterung über mich, eine gehobene Stimmung, wie nie zuvor. Das ist jetzt nicht mehr so, aber es war nöthig, daß mein Glaube auch in ruhigerer Stimmung die Probe halte. Für diese Ruhe kann ich Gott nicht genug danken. Wie viele Fromme, Bessere als ich, sind unter Angst und Gewissensbissen gestorben, und ich darf so freudig sterben!"

Ein Lehrer aus dem Reutlinger Bruderhause besuchte sie noch. „Es wäre mir eine Gottesgabe, Werner noch einmal zu sehen," sagte sie ihm, „aber ich sage kein Wort dazu. Laßt die Todten ihre Todten begraben, er gehört den Lebendigen." Beim Abschied sagte sie ihm mit tiefem Nachdruck: „Nicht Wernerianer wollen wir sein, Christen, Christen!"

Noch bis auf die letzte Hefe mußte sie den Kelch irdi-

scher Leiden trinken, langsam, langsam rückte ihr die Stunde der Erlösung näher: „Ich höre das Rad der Ewigkeit rauschen, aber es ist noch ferne von mir.“ „Ach wie lang, wie lange!“ rief sie oft schmerzlich, doch ohne Ungeduld. Sie blieb liebevoll, geduldig, ergeben, der Herr hat sie nicht verlassen, auch in der tiefsten Tiefe der Leiden. „Es thut mir leid um Euch,“ sagte sie zu den Ihren, als sie ihr aber sagten, wie viel sie an ihrem Krankenbette gelernt, sagte sie wieder getrost: „Dann habe ich gern gelitten.“

Einmal, in namenlos schweren Leiden stieß sie in heißer Beklemmung die Worte aus: „Ach, Herr, es ist genug! O, ich bin grenzenlos unglücklich!“ — „Aber nicht wahr, liebe Mutter, doch selig in Hoffnung?“ fragte der Gatte, der sie in den Armen hielt. „O freilich,“ antwortete sie, „fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an im Gebet!“ Das blieben ihre letzten Worte. Noch einen unaussprechlich liebevollen Blick auf die Ihrigen, — dann ein sanftes Entschlummern.

Wie sie gewünscht, wurde an ihrem Grabe nur ein Gebet gesprochen und die Lieder gesungen:

„Mit Fried' und Freud' fahr' ich dahin.“ — „O wie selig sind die Seelen!“ — „Mag auch die Liebe weinen.“

An einem klaren Wintertag wurde sie zur Ruhe getragen auf den schönen Gottesacker.

Viele, viele der Landleute aus ihrem Heimathdorf begleiteten den Sarg, mit den Freunden, die sie geliebt, mit den Armen, denen sie wohlgethan hatte.

Ihr Grab ist ein liebliches Blumengärtlein und die grünen Berge der Alb, der ernste Schmuck ihrer Jugendheimath blicken nieder auf ihre Schlummerstätte.

So leb' denn wohl, leb' wohl zu tausendmalen! Wie oft, o wie oft haben wir uns miteinander versenkt in Worte und Gedanken über das geheimnißvolle Gebiet jenseits des Grabes, über die tief verhüllte Pause zwischen Tod und Auferstehung! Dir wurde nun vergönnt, zu scheiden im vollen seligen Kinderglauben an ein unmittelbares Fortleben, ein Wirken und Lieben, dem Erdenleben ähnlich, in Liebe vereint mit Allen, die Dir nahe standen auf Erden.

„Was kein Auge gesehen, kein Ohr gehört, was in keines Menschen Sinn gekommen ist, das hat Gott bereitet denen, die ihn lieben." „Selig bist Du, die Du geglaubt hast." Wie das Bild des Erlösers der Trost Deiner Sterbestunden war, so wirst Du ihn nun schauen, wie er ist in unaussprechlicher Wahrheit, und zur Wahrheit werden wird an dir das Wort des Sängers: „Ich will schauen dein Antlitz in Gerechtigkeit, ich will satt werden, wenn ich erwache nach deinem Bilde!"

Inhalt.

	Seite
Lebensglück	7
Der erste Ehezwist	101
Auguste	139

Ottilie Wildermuth's Werke.

VIII. Band.

Ottilie Wildermuth's

Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Achter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1862.

Schnellpreſſendruck der J. G. Sprandel'ſchen Buchdruckerei in Stuttgart.

Die Heimath der Frau.

Heimkehr.

Der alte Kirchhof, auf dem die kleine Kirche des Dorfes Eichbronnen liegt, wird lange nicht mehr gebraucht, nur die leichten Wellen des grünen Grundes zeigen noch, daß hier einst viel Lieb' und Leid, viel Gram und Haß eingesenkt wurden. Der gleiche grüne Rasen überzieht die Gräber alle, hie und da steht noch ein eingesunkenes schwarzes Kreuz, an der Kirchhofmauer der bemooste Grabstein eines verschollenen Pfarrherrn. Die Jugend des Dorfes treibt ihre fröhlichsten Spiele auf diesem neutralen Grund, achtlos seiner tiefernsten Bedeutung.

Das Kirchlein steht so recht friedlich inmitten des grünen Rasens, durch das niedere Fenster der Sakristei kann man in dem offenen Gesangbuch des Pfarrers das Lied nachlesen, das vergangenen Sonntag gesungen wurde, schöne Bäume, das Eigenthum des Schulmeisters — weil die Frau Pfarrerin kein Kirchhofobst essen wollte, — schauen durch die Kirchenfenster; es sind gut vaterländische Obstbäume, aber manch müdes Auge hat schon auf ihnen ausgeruht, manch bekümmerte Seele bei ihrem Wehen und Säuseln an die Palmen des Paradieses gedacht. — Der alte Kirchhof verbindet das obere und untere Dorf und hat zwei Pforten; die eine ist ein enges Thörlein, ganz mit Reben umwachsen, von dem ein schmaler Weg nach dem andern Ausgang mit hohem Thorbogen führt, dessen Gitterthor längst der Zeit anheimgefallen ist, von da leiten breite Stufen gerade zu dem Pfarrhaus, das, von einer riesigen Akazie beschattet, dem Besucher recht freundlich und einladend entgegen winkt.

Zur Seite der rebenumrankten Pforte ſteht ein kleines Haus, das ſich nur durch die ſorgſam gepflegten ſchönen Blumen vor dem Fenſter, und mehr noch durch die weißen Gardinen, von den Bauernhäuſern unterſcheidet. Hinter dieſen Gardinen hauste mit ihrem einzigen Töchterlein Lina die alte Frau Pfarrerin, ſo genannt als die Wittwe des verſtorbenen Pfarrers, obgleich es keine junge Frau Pfarrerin im Ort gab.

Die Frau Pfarrerin hatte nie eine andere Heimath gekannt als Eichbronnen, ſie hatte kaum eine Vorſtellung, wie ſich's nur an andern Orten leben laſſe. Nur einmal in ihrem Leben, wie ſie als Braut den Hochzeitſtaat eingekauft, hatte ſie in der Reſidenz übernachtet, damals aber hatte ſie ein ſolches Heimweh überfallen, daß ſie am frühen Morgen zu Fuß den weiten Weg nach Hauſe wanderte, ohne den Bräutigam abzuwarten, der ſie in der gelben Staatskaleſche in heller Glorie hatte abholen wollen.

Pauline, ihre ältere Schweſter, Linas Pathin, hatte dagegen, wie die Frau Pfarrerin meinte, immer einen leichtfertigen Sinn gehabt, die hatte erzwungen, daß man ſie in der Reſidenz Kleidernähen und Putzmachen lernen ließ, hatte ſpäter mit dem ausländiſchen Bauführer der neuen Kirche in Reichenhall drüben eine „Amour" angefangen, noch eh Papa und Mama davon wußten, und zog nun als Frau Bauräthin mit ihrem Gatten faſt in allen deutſchen Landen umher; man hatte ſeit Linas Taufe nichts mehr von ihr geſehen. — Marie nun, unſere Frau Pfarrerin, hatte ſich an dieſem kecken Schritt, über den ſie ſich heute noch nicht vor Erſtaunen erholen konnte, ein abſchreckendes Beiſpiel genommen, war daheim geblieben bei Papa und Mama, hatte ſich mit Leib und Seele eingelebt in dem Dorf, mit deſſen Bäumen und Kindern ſie groß geworden war; auch ihre Augen und ihr Herz hatte ſie hübſch daheim behalten, in der guten Zuverſicht, daß ſie ihre Beſtimmung nach Gottes Willen auch daheim finden werde.

Sie war nicht mehr jung, als der Vater genöthigt war, einen Vikar zu nehmen, der von Anfang an nichts anderes wußte, als daß die Pfarrtochter ſeine Zukünftige ſei. Zu

rechter Zeit und Stunde hatte er sich erklärt, und sie hatten einen gar friedsamen Brautstand zusammen gehabt. — Man zeigte sich halsbrechende Stellen an Steinbrüchen, verborgene Waldplätzchen und romantische Thäler der Gegend, wo vor-einst der Architekt mit seiner Braut herumgestiegen war. Marie und der Vikar fanden in der Gartenlaube oder selbst am run-den Tisch neben den Eltern Raum zum Austausch ihrer Ge-fühle, Geheimnisse hatten sie nicht, aber sie blickten sich ver-gnüglich und herzinnig in die Augen, und als nach achtjäh-rigem Brautstand der Vater starb und der Vikar aus beson-derer Vergunst den Dienst erhielt, da reichten sie sich die Hand am Altare gerade mit demselben Gefühl, wie sie sich vor acht Jahren die Verlobungsringe an den Finger gesteckt.

Die Mutter zog in das Oberstübchen, das seither der Vikar bewohnt; im Wohnzimmer, wo ihr braunes Kanapee gestanden, da stand nun das neue grüne Sopha der jungen Leute, und der Lehnsessel des Vaters selig war nun der Groß-mama Ehrenplatz. Marie ordnete die Zimmer und bepflanzte den Garten gerade wie ihre Mutter gethan, der Herr Sohn hielt die Frau Mama in allen Ehren, in der er nicht nur die Mutter seiner Frau, sondern auch seine ehemalige Frau Pfarrerin verehrte, und diese sah in gutem Frieden ihre alten Tage verrinnen.

So hatte das Ehepaar zehn Jahre in Eintracht und Genüge gelebt, sie hatten zwei Söhnchen begraben und fast auf Kindersegen verzichtet, bis ihnen in der kleinen Lina, einem besonders kräftigen, aufgeweckten Kinde, noch eine ungehoffte Freude erwuchs. Lina war sechs Jahre alt, als der Sonnen-schein sich wendete: nach langem schwerem Siechthum starb der Pfarrer, und die alte Großmutter folgte ihm, noch eh sie genöthigt war, ihr liebes Pfarrhaus zu verlassen.

Gewiß konnte kein Wittwenleid tiefer und aufrichtiger sein als das Mariens; aber der Tag, an dem sie aus dem Hause scheiden mußte, das ihre erste und einzige Heimath ge-

weſen, dünkte ihr doch noch ſchwerer als der, an dem man die Leiche ihres Gatten hinausgetragen. Jedes Stückchen Hausgeräth, das ſie vor der Schwelle des kleinen Wittwenhauſes zurücklaſſen mußte, ging ihr von Herzen, ſie glaubte nicht, daß ſie auch nur ein Jahr außerhalb ihres lieben Pfarrhauſes werde leben können.

Die kleine Lina nahm den Wechſel nicht ſchwer, ſie machte luſtige Entdeckungsreiſen in den geleerten Zimmern, jubelte über verſchollenes Spielzeug, das unverſehens hinter irgend einer Kommode zum Vorſchein kam, ſpielte Viſiten mit den Bauernkindern auf den Stühlen, die man auf die Straße geſtellt, hielt es aber doch für nöthig, ſie zu verſichern, daß ſie deßhalb noch kein Bauernmädchen werde, weil ſie nun in ein ſo kleines Haus ziehe. Kein Menſch glaube, daß Pfarrkinder, in ländlicher Unſchuld erwachſen, nicht ariſtokratiſch ſeien, im Gegentheil, Niemand iſt es mehr als ſie, die wie der König nicht alle Tage ihres Gleichen ſehen.

Die Frau Pfarrerin lernte ſich auch ſchicken in ihr Wittwenſtübchen und lernte ihr Herz ſtillen. Zur Zeit, wo wir einen Blick in ihr Haus werfen, war ihrer Trauer längſt der Stachel genommen, ja ſie hatte das Schwerſte überwunden, ſie konnte allſonntäglich wieder in die Kirche gehen und konnte mit Andacht und Erbauung auf die Predigten des neuen Pfarrers hören, und konnte zu friedlichem, freundlichem Verkehr das Pfarrhaus betreten, an das ſie kein Anrecht mehr hatte.

Es iſt ein ſehr menſchliches, wenn auch eben nicht ſehr edles Gefühl um die ſogenannte „Nachfolgerspique:“ die geheime Antipathie zwiſchen Vorgängern und Nachfolgern in einem Amt, ſei es nun die Königswürde oder das Aemtchen eines Bettelvogts. Der feinſtfühlenden Hausfrau thut insgeheim jeder Schmutzfleck wohl, den ihre Vorgängerin hinterlaſſen hat, und dem edelſten, ſelbſtloſeſten Geiſtlichen gibt es doch einen geheimen Stich ins Herz, wenn ihm eine dienſtfertige Seele erzählt, wie die Kirche nicht Raum mehr habe für die Zuhörer ſeines Nachfolgers. Liebe und Selbſtverläug-

nung erweisen sich als kräftigere Waffen gegen diesen Stachel, als Grundsätze und Philosophie.

Für unsere Frau Pfarrerin war zunächst die kleine Lina die Brücke geworden, die sie ohne Neid und Klage die Stätte ihres früheren Glücks wieder besuchen ließ. Jungfer Christiane, die Schwester des neuen unverheiratheten Pfarrers, hatte die Kleine so freundlich angelockt, so reich gemacht mit tausend kleinen Herrlichkeiten, die sie aus ihrer eigenen Kinderzeit gespart hatte. Und als das Eis gebrochen war, da holte sie vor jedem wichtigen häuslichen Unternehmen den Rath der Frau Pfarrerin ein, sie nahm ihre Waschfrau, ihren Taglöhner und hielt bei den Leuten das Gedächtniß des seligen Pfarrherrn in Ehren. Und sie war so höflich, so voll Respekt, keine Spur von Uebermuth des Besitzes! Allsonntäglich führten die Damen zur Erbauung der Gemeinde einen höflichen Wettstreit aus um den Ehrenplatz im Pfarrstuhl, den Mittelsitz, wo das verquollene Gitter geöffnet war und den Blick auf die Kanzel frei ließ. „Bitte recht sehr, Jungfer Christiane, es ist doch angenehmer, wenn Sie den Herrn Bruder sehen." — „Ach, nein, bitte gehorsam, Frau Pfarrerin, ich sehe ihn ja alle Tage." — Lina stand mit unterdrücktem Lächeln daneben, bis nach beendetem edlem Wettstreit die Damen einrückten, sie schlug ihnen das Lied auf, und die Andacht wurde nicht weiter gestört.

Der Pfarrer war ein ältlicher Herr, älter noch als Linas Vater, den die stille, abgelegene Lage des Orts angezogen hatte, ein Gelehrter, wenn auch seine Gelehrsamkeit keine Früchte für Mit- und Nachwelt trug, ein Schüler Bengels und Hahns, der sich vertiefte in chiliastische Studien und geheimnißvolle Berechnungen, in Erforschung wunderbarer und geheimer Naturkräfte, dem die sichtbare Welt mit ihren Erscheinungen nur Symbol der unsichtbaren, geistigen war. Die Stille war so recht eigentlich sein Element, und wenn er auch recht wohlhäbig und behaglich in einem lauten und fröhlichen Kreise sitzen, oder freundlich seiner gesprächigen Schwester zuhören konnte, so war das aus lauter Vergnügen, daß er dazu

so still sein durfte, und er unterhielt sich auf diese Weise vortrefflich. Als Theologe war er ein Kind geblieben, eine Mariaseele, die zu den Füßen des Meisters verweilen und ohne Mühe und Sorge das gute Theil erlangen durfte. In seinen Predigten lag eine kindliche Kraft, die nicht gewaltig ergriff, aber wohl that durch die ruhige Wärme zweifelloser Ueberzeugung; er hatte wenig Worte für Kranke und Sterbende, aber sein klares Auge blickte sie an wie ein Friedenslicht aus dem sicheren Port.

Mit den andern Zweigen der Pastoraltheologie, mit der persönlichen Sorge und Theilnahme an den Angelegenheiten seiner Gemeinde kam er nicht recht zu Stande. Es war ein schweres Opfer, wenn er die tiefe Stille seines Studierzimmers mußte unterbrechen lassen durch streitende Nachbarn, entzweite Eheleute oder einen alten ausgedingten Vater, der seine pflichtvergessenen Kinder verklagte. So etwas konnte er nun einmal nicht begreifen, und seine einfachen Argumente wollten wiederum den Leuten nicht immer einleuchten. „Aber warum lebt ihr denn nicht im Frieden zusammen, ihr Leute? Das ist ja so viel angenehmer. Seht ihr denn nicht, wie die Blumen in eurem Garten so einträchtig beisammen stehen und haben Luft und Licht genug von oben?“ — „Mir hent koen Garta und koene Sträuß', Herr Pfarrer.“ — „Nun, auch auf eurer Wiese stehen die tausenderlei Pflanzen, die Niemand pflegt, und sie stehn neidlos in stillem Frieden, so gut wie die prächtigen Gartenblumen.“ — „Ha, wann se anander verschlah könntet, se thäetet's kohsoe au.“ — Das war dem Pfarrer noch nie eingefallen; am Ende war es aber auch nicht groß gefehlt, wenn er in solchen Dingen unpraktisch war. Jungfer Christiane, die besser als er in die Details des Dorflebens eingeweiht war, konnte ihn da und dort mit einem treffenden Worte oder mit einem praktischen Rath ergänzen.

Lina war eben sowohl als das Kind des Pfarrhauses wie des Wittwenhäuschens aufgewachsen, das belebende Element, die kleine Königin dieses engen Kreises, ohne daß die Alten es ahnten. Sie hatte nie ihr Dörfchen verlassen, aber eine freie, fröhliche, farbenhelle Kinderzeit verlebt. Auch in der Schule war sie die kleine Herrscherin, unbestritten die Begabteste und unangefochten die Erste, der Liebling des Lehrers; so eine Art weiblicher Premierminister, hatte sie überall ein Wort drein zu reden und wurde von den Dorfkindern mit guten Worten und ländlichen Gaben so vielfach zu bestechen gesucht, wie nur je der Günstling eines Machthabers mit goldenen Dosen. In den Freistunden leitete sie die Spiele, und glücklich und beneidet waren die erkorenen Gefährten, die ihre oft recht phantastischen Ideen mit durchführen durften. Die Gärten des ganzen Dorfes standen ihr offen, zur Obstzeit durfte sie nie ohne eine Schürze voll süßer Gaben heimkehren und zur Zeit der Weinlese konnte sie gar nie all die Einladungen annehmen.

Die Mutter legte ihrem freien, frohen Herumstreifen wenig in Weg, wenn sie auch oft schalt über die zerrissenen Kleider und Schürzen, über die Massen von Blumen und Waldbeeren, aus denen Lina sich allerlei Geschmeide fertigen wollte, und mit denen sie die tadellose Ordnung ihres Stübchens störte. Hausbesuche waren ihr aber nur bei Schulmeisters gestattet, so lockend oft die Lichter der Spinnstuben schienen, in denen Geister- und Hexengeschichten erzählt wurden. Aber auch bei Schulmeisters war's schön. Man saß um einen großen runden Tisch mit einer Schieferplatte, eine unerschöpfliche Unterhaltungsquelle für Lina. Der Provisor las den vier Töchtern vom Hause den alten Ueberall und Nirgends vor und die rührende Klostergeschichte von Siegwart. Athemlos lauschte Lina diesen schönen Geschichten, die nur um so mehr Reiz für sie hatten, weil sie blos Bruchstücke daraus hörte, und während eine der ältern Töchter ihr gefällig die unerläßliche Strickaufgabe vollendete, zeichnete sie Illustrationen zu dem Gele-

senen: den unglücklichen Siegwart im Klostergarten, die verklungene Sophie auf der Todtenbahre.

Die Mutter meinte freilich kopfschüttelnd, das Mädchen habe zu viel von der Schwester Pauline, ihr sei ein solches Herumziehen ihr Lebtag nie eingefallen. Eine Berathung mit Pfarrers brachte sie zu dem Resultat, daß das Kind nicht genug beschäftigt sei, und zu ihrem und der Jungfer Christiane Erstaunen erbot sich der Pfarrherr selbst, Lina in höhern Wissenschaften zu unterrichten. Diese Lehrstunden waren eine neue Quelle des Glücks für Lina, sie hatte den guten Pfarrer unbeschreiblich lieb und hätte schon ihm zu Liebe gelernt, wenn nicht das Lernen selbst Reiz für sie gehabt hätte. Die französische Aussprache zwar, die ihr der alte Herr beibrachte, war etwas veraltet, aber die Novellen Florians, die er dem Unterrichte zu Grund legte, hatten so viel Anziehendes, daß sie ihnen zu lieb die Schwierigkeiten des Dictionnaire und der Grammatik leicht überwand, um sich in die schönen Schäfergeschichten vertiefen zu können.

Die Geographie belebte ihr der Lehrer mit einem ungeheuren uralten Atlas, in dem die Namen der Länder mit wunderbarlichen Bildern und Schnörkeln umgeben waren, unter denen die Flüsse als schöne Frauen mit langen Haaren oder als alte bärtige Männer saßen, den Geschichtsunterricht mit vergilbten Chroniken, von denen er eine große Sammlung hatte und in denen viel merkwürdigere Geschichten standen als in dem ordentlichen Lehrbuch. Die Naturwissenschaften studirte sie auf's Eifrigste mit ihm und war mit ihrem jungen scharfen Auge eine unermüdete Sammlerin für seine Vorräthe.

Wie das Kind Licht und Leben in sein stilles, einsames Dasein brachte, dessen ward sich der Pfarrer nicht eben bewußt, und Jungfer Christiane, so lieb ihr die Kleine auch war, hätte es doch für eine vermessene Idee gehalten, daß so ein Gelbschnabel von Bedeutung für ihren gelehrten Herrn Bruder sein könnte. Aber sie hätte sehen können, wie er sich von Tag zu Tag verjüngte und eigentlich jetzt frischer aussah als in seinen Studentenjahren, wo man ihn schon den Urgreis

genannt hatte, wie er zu der Stunde, wo seine junge Schülerin zu erwarten war, ohne auf die Uhr zu sehen, mit dem Stuhl rückte und seine Arbeit ruhen ließ, wie man ihn sogar manchmal laut lachen hörte, wenn Lina die botanischen und mineralogischen Schätze eintrug, die sie auf eigene Hand gesammelt hatte, und darunter oft höchst Gemeines als wichtige Entdeckung auskramte.

Lina wurde durch den Unterricht im Pfarrhaus ihren Schulgefährten etwas entfremdet, sie zeigte sich seltener auf den Spielplätzen, seit sie mit dem Pfarrer Spaziergänge machte, nur wenige ihrer erwählten Trabanten nahm sie auf ihren botanischen Wanderungen mit und versuchte ihnen ihre neue Weisheit zu doziren, aber leider mit wenig Erfolg. Eine stille und heilige Zeit war ihr die der Vorbereitung auf die Konfirmation, und der Tag, an dem sie ihr väterlicher Freund einsegnete zum Eintritt ins irdische Leben, zur Hoffnung auf's ewige, schien ihr die Pforte des Himmels. Mit getroster Zuversicht nahm der gute Pfarrer die Gelübde seines Zöglings an; eine der wenigen bevorzugten Naturen, denen vergönnt ist, ohne Kampf und Zweifel auf Einem Wege vom Beginn bis zum Ziele zu gehn, ahnte er keine Gefahr für dies offene Herz, diesen feurigen lebensvollen Geist, sie feierten das Fest zusammen, in der kindlichen Täuschung:

qui chante la victoire sans prévoir les combats.

Er ahnte nicht, daß unter all dem Schönen, was er Lina gelehrt, die schwere Tugend der Selbstverläugnung nicht war; ihre Genüsse waren einfach, aber sie hatte nie gelernt einen Wunsch zu opfern um einer Pflicht willen.

Lina's Leben wurde durch ihren Austritt aus der Schule wenig geändert. Mit den alten Freundinnen zwar konnte sie sich allmählig nicht mehr so recht verstehen, nur mit Luisen, des Schulmeisters Jüngsten, die den Siegwart und den alten Ueberall und Nirgends vollständig in sich aufgenommen hatte, mochte sie gar zu gern ein Dämmerstündchen vor der Hausthür verplaudern. Den Familienkreis bei Schulmeisters suchte

sie seltener auf, ihre Unterhaltungen mit Luisen wurden meist flüsternd geführt, weil die Mädchen, die in ihren Träumen und Zukunftsplanen der Zeit etwas vorgriffen, den Spott der älteren Schwestern fürchteten, und die Mutter, ach, die Mutter, hätte es gar nicht hören dürfen, obgleich alles gewiß höchst unschuldig war. Was hätte sie gedacht, wenn sie gewußt hätte, daß ihr fünfzehnjähriges Töchterlein schon von Verlieben und Verloben plauderte, nicht in Beziehung auf sich selbst, behüte! aber doch im Allgemeinen.

Das Pfarrhaus aber war und blieb Lina's liebste Heimath, da wurde sie noch ordentlich als Kind angesehen und behandelt, und befand sich wohl dabei. Im Winter, wenn das Wassersüppchen mit Kartoffeln verspeist war, wurde allabendlich im Haus der Wittwe das Laternchen angezündet und das Licht gelöscht, die Mutter nahm die Kunkel und die Tochter das Strickzeug, und so wandelten sie über den Kirchhofpfad ins Pfarrhaus, etwas dicht aneinander, denn es war doch ein bischen gruslich so allein bei Nacht über die Gräber. Wenn aber der helle Mond ins Sakristeifenster fiel, wo wie zu ihres Herrn Zeiten das offene Gesangbuch lag, da verging der Wittwe das Grauen, sie faltete die Hände und dachte des Geschiedenen.

Auf der Steintreppe sahen sie schon das gastliche Licht des Pfarrhauses durch die Fenster schimmern, und droben war's gar warm und behaglich. Das Sopha, mit dem runden Tisch davor, stand in einer Ecke hinter dem großen Kachelofen, den Jungfer Christiane, zu großer Genugthuung der Frau Pfarrerin, so wenig wie diese durch irgend einen modernen Säulen-, Oval- oder Kachelofen hatte verdrängen lassen. Zwar war die Einfahrt in diesen Ofen unermeßlich tief, und es war tägliche Gefahr, daß Jungfer Christiane, wenn sie nach ihren Töpfen schaute, eines Tages darin bleiben würde, wie die Hexe in Hansel und Gretel, aber ein respektabler Ofen war es doch mit seiner weiten Bratkachel und dem breiten Kranz, auf dem eine ganze Haushaltung Platz hatte, mit den Abbildungen aus dem Evangelium vom reichen Mann, wo der

Lazarus etwas unbequem in Abrahams Schooße saß, mit dem tiefen Ofenhafen auf seinem Gipfel, der stets warmes Wasser bereit hielt. Die Vortrefflichkeit dieses Ofens im Gegensatz zu der oberflächlichen Eleganz moderner Geschwister bildete ein unerschöpfliches Gesprächsthema für die zwei alten Damen.

In der einen Ecke des Sopha's saß der Pfarrer mit einem Buch in der Hand und streckte den stets willkommenen Gästen die Hand zum Gruß entgegen, die andere Ecke mußte Lina einnehmen: das warme Ofenplätzchen wurde der Mama mit ihrem Spinnrad eingeräumt, Jungfer Christiane brauchte weiten Raum, um ihre Spindel gehörig tanzen zu lassen. Es war ein kleiner Differenzpunkt zwischen den Damen, ob das Handgespinnst oder das vom Rädchen das bessere sei, aber er störte ihren Frieden nicht, und jede bewunderte pflichtschuldig die Arbeit der Andern.

Man konnte keine einträchtigere Gesellschaft beisammen sehen, als diese kleine Tafelrunde. Die graue Katze lag behaglich in sich geschmiegt unter dem Ofen, und nach vollendeter Hausarbeit erschien auch Susanne, die alte Magd, entweder mit ihrem schwerfälligen Spinnrad oder mit einer Schüssel Erbsen oder Linsen, die sie an einem Seitentischchen, las, wozu sie bald Schlafkomplimente nach allen Seiten hin machte, bis sie in ein herzliches Schnarchen in verschiedenen Tonarten ausbrach, aus dem sie nur manchmal Lina's helles Lachen erweckte. Der nahm sie aber nichts übel, sie sagte nur gutmüthig brummend: „Die hat gut lachen, wenn man wie ich den ganzen Tag im Kalten gewesen, dann kommt's einen in der warmen Stube fast gar an wie ein bissel Schlaf." — „Schlaf du nur, Susanne," sagte der gutherzige Pfarrer. — „Der Bruder verzieht die Leute entsetzlich," flüsterte Jungfer Christiane der Pfarrerin zu, die beifällig nickte.

Für eine kleine Erquickung, „etwas zum Netzen," wie sie's nannte, hatte Jungfer Christiane stets gesorgt: schöne rothe Aepfel, davon etliche für leckere Mäuler in der Bratkachel zischten, oder getrocknete Pflaumen, Butter und Honig, Pflaumenmuß, schöne Nüsse, denen Lina und der Pfarrer mehr Ehre

anthaten, als die zwei älteren Damen, die behaupteten, sie fragen den Nüssen nichts mehr nach, weil sie nicht zugeben wollten, daß sie keine mehr beißen konnten, — zu festlichen Zeiten sogar Aepfelküchlein, oder sonstige Delikatessen, die in unserem mageren Zeitalter unterzugehen drohen. Freilich protestirte die Frau Pfarrerin höchlichst dagegen und entsetzte sich über ihr keckes Töchterlein, das getrost sagte: „ei, das ist herrlich, Jungfer Christiane, machen Sie's nur noch mehr so!"

Die Unterhaltung ging dem kleinen Kreise nie aus: Erfahrungen über die Dorfbewohner, Kochrezepte und Gartengeheimnisse, Erinnerungen von den seligen Eltern her bildeten das Thema der älteren Damen; wohl auch, während der Pfarrer und Lina zusammen in ein Buch schauten, Erörterungen über eine höchst geheimnißvolle und merkwürdige Geschichte, von der das junge Ding, die Lina, beileibe noch nichts erfahren durfte, eine Geschichte von einem Stadtschultheißen, der einmal beinahe der Bräutigam der Jungfer Christiane geworden wäre, aber durch die Ränke einer neidischen Base abspenstig gemacht worden war. — Lina und der Pfarrer waren dabei meist bloß Zuhörer, wenn sie nicht eine gelehrte Unterhaltung zusammen führten, jedes hing seinen eigenen Gedanken nach, die freilich bei Lina wohl buntfarbiger waren, als bei dem ehrwürdigen Herrn. Hie und da las auch Lina vor, wobei es den ältern Damen jezuweilen ging wie der Susanne. Immer aber trennte man sich gegenseitig vollkommen befriedigt, mit herzlicher Gutenacht, und der Wächterruf: „Zehn Fromme waren nicht, Dort bei Sodoms Strafgericht" — begleitete die Wittwe und ihre Tochter regelmäßig in das erkaltete Stübchen heim.

Am Sonntag Abend aber war es Sitte, daß der Pfarrer und Jungfer Christiane die Visite heimgaben. Da war Lina unermüdlich, das allezeit hübsche Zimmer noch hübscher herzurichten, des Vaters Lehnstuhl recht bequem zu stellen und ihren ehrwürdigen Freund nach seinem Geschmack zu bewirthen. An diesen Sonntagabenden war der Pfarrer immer am besten aufgelegt. Zu Ehren des Sabbaths mußte Lina, die beim

Schulmeister recht braven Musikunterricht genoß, einen Choral spielen und singen, wobei ihre Mutter noch mit klarer und sicherer Stimme, Jungfer Christiane etwas schätterlich, wie der Volksausdruck sagt, mit einfiel. Auch wurde am Sonntag Abend Thee getrunken, eine Neuerung die der Pfarrer aus England gebracht. Dabei wurde der alte Herr warm, er erzählte aus seiner Jugend, deren einzige Begebenheit eine Hofmeisterstelle bei einem Baron gewesen war, mit dem er eine Reise nach England gemacht. Er sprach auch von den Resultaten seiner geheimnißvollen Studien, von den alten Männern des Glaubens, die ähnliche Forschungen gemacht, von Oetinger, der den Geistern geprebigt und der in wunderbarem Zusammenhang mit ihnen gelebt; er sprach von den herrlichen Tagen des tausendjährigen Reichs, wo Gerechtigkeit und Friede herrschen würden auf Erden, wo die Löwen mit den Lämmern weiden, und vor seinem verklärten Auge öffneten sich schon die Thore der goldenen Stadt. In stiller Andacht lauschten ihm die älteren Frauen, Lina's strahlende Blicke hingen an den seinen, die Erde mit all ihren Hoffnungen versank ihr in fahles Grau. Wenn man ihr in solchen Augenblicken die Herrlichkeit der Welt zu Füßen gelegt, sie hätte es nicht der Mühe werth gefunden, die Hand darnach auszustrecken. Wer es verstünde, solch goldene Sonntagslichter festzuhalten im Alltagsleben!

Obwohl Lina den Frieden und die Freuden ihrer stillen Heimath in unbewußtem Wohlsein empfand, so wäre sie ihr doch wohl gar zu still und einförmig gewesen, wenn ihr nicht eine neue goldene Welt darin aufgegangen wäre, eine gar gefährliche — die Bücherwelt! —

Sie war längst vom Pfarrer zu seinem Bibliothekar ernannt worden und hatte endlich hinter den endlosen Reihen theologischer Bücher und alter Klassiker vergessene, bestaubte Bände hervorgezogen, die ihr werther waren, als all die andern geistigen Schätze des alten Herrn. Das war die schöne Literatur aus seiner Jugendzeit: Grandison und Klarissa, les enfants de l'Abbaye, Siegfried von Lindenberg und die Herren

von Waldheim, Vater Emmerich, eine komiſche Geſchichte, die Geſchichte des Herrn von Morgenthau, der „Hör Sie“ zu ſeiner Geliebten ſagt, Sophiens Reiſen von Memel nach Sachſen, ein Buch, das ſelbſt Jungfer Chriſtiane alljährlich noch einmal las.— Das war ein Fund! Mit unbewußtem, ſchlauem Inſtinkt zeigte ſie dem Pfarrer zunächſt nur den Grandiſon, den ſie ihn ſelbſt ſchon hatte rühmen hören, und bat um Erlaubniß, es leſen zu dürfen. „Immerhin, mein Kind, es iſt ein ſchönes und tugendhaftes Buch, aber zu viel von ſolchen Sachen mußt du nicht leſen, man ſagt, es ſei ſchädlich für junge Leute; mir hat es zwar nicht geſchadet,“ fügte er unſchuldig hinzu.

Dieß eine Buch nahm Lina mit obrigkeitlicher Bewilligung, bei den ſpätern aber nahm ſie ſich die Erlaubniß ſelbſt. Früher hatte Mutter und Tochter das kleine Schlafzimmer unten getheilt, ſeit lange aber lüſtete es Lina nach einem eigenen Zimmer, und ſie hatte mit unglaublichen Anſtrengungen ein Dachkämmerchen zu einem recht hübſchen Mädchenſtübchen hergerichtet, dahin trug ſie nun ihre Schätze, von denen die ſchönſten mit Schulmeiſters Luiſe geleſen wurden. Die humoriſtiſchen Geſchichten ſagten ihr nicht ſehr zu und Klariſſa fand ſie doch etwas gar zu lang, auch der Siegwart war nicht mehr ſo ſchön wie damals, wo ihn der Proviſor vorgeleſen, aber Sophiens Reiſen, das war erſtaunlich ſchön! Die Helden zwar wurden von den zwei Mädchen ſcharf kritiſirt; den edlen Herrn Leß fanden ſie unerträglich hochmüthig und den gutmüthigen Puff etwas altbacken.

Schulmeiſters Luiſe, die in mehr Verbindung mit der Außenwelt ſtand, brachte auch den Zauberring, einige Bände von Schiller und noch eine Maſſe kunterbunten Zeugs. Wenn aber auch Lina's Geſchmack ſich allmählig bildete, ſo war doch ihr Heißhunger nach Unterhaltungslektüre zu groß geworden, ſie verſchlang ohne Wahl alles, was ſich ihr bot. Nun war ſie eine geſunde Natur, umgeben von der warmen, wohlthätigen Atmoſphäre häuslicher Liebe, darum wurde ihr das Alltagsleben mit ſeinen kleinen Freuden nicht eben entleidet durch dieſe Welt der Phantaſie, und wenn ihr auch in unbeſtimmten

Umrissen goldene Bilder einer traumhaften Zukunft vorschwebten, so war doch ihr Sinn zu jungfräulich, ihr Ideal zu hoch, als daß sie auch nur entfernt gesucht hätte, diesen Bildern bestimmte Gestalt geben zu wollen.

Was ihr verloren ging, das war der Sinn für die kleinen Opfer und Pflichten, die der Tag fordert, die stille Arbeit an sich selbst, und während sie schwelgte in edlen Gefühlen, verlernte sie doch allein zu sein mit ihrem eigenen Herzen, Rede zu stehen den Gedanken, die sich untereinander verklagen und entschuldigen.

Der Verkehr mit Nachbarorten, der sonst so heitern Wechsel in das Landleben bringt, war den Pfarrfamilien in Eichbronnen kaum möglich, die naheliegenden Orte waren katholisch, der Verkehr der beiderseitigen Pfarrherrn blieb ein friedlicher und höflicher, mehr nicht. War der Pfarrer krank, so kam der Amtsverweser eines ziemlich entlegenen evangelischen Dorfes, um seine Amtsgeschäfte zu versehen. Es war ein noch junger Mann, von ernstem, fast düsterem Aussehen, der wenig sprach, dessen Predigten in ihrem gewaltigen Ernst etwas tief Ergreifendes für die Zuhörer hatten. Die Kirche war übervoll, wenn man wußte, daß Herr Arnold predigen würde, und ein Bauer sagte mit naiver Entschuldigung zu dem Pfarrer: „wisset Se, Herr Pfarrer, äll Sonntag, wär's Eim' z'viel so, aber manchsmal thut's Eim' gut, wenn mer au recht ah'grumpelt wird." —

Jungfer Christiane ließ sich's nicht nehmen, den gefälligen Nachbar jedesmal auf's Beste zu bewirthen, so wenig Werth er auch auf die Genüsse der Tafel zu legen schien. Das Kochbuch wurde aufgeschlagen und allerlei Delikatessen hervorgesucht, die sie seit ihrer Jugend nicht mehr bereitet hatte. Lina war bei allen Nothfällen die Gehülfin im Pfarrhaus und mußte dann auch an der Mahlzeit Theil nehmen. Die tiefen dunkeln Augen des jungen Geistlichen, die Gewalt seiner Rede, die unverkennbar aus der Fülle innersten Ernstes

ſtrömte, übten auch auf ſie einen mächtigen Zauber; ihr ſonſt ſo heiteres, lebendiges Weſen war wie gefeſſelt in ſeiner Nähe, ſie ſaß meiſt ſchweigend, faſt ängſtlich, keines ſeiner Worte aus der Unterhaltung mit dem Pfarrer zu verlieren, ſo daß Jungfer Chriſtiane nicht mit ihr zufrieden war. Die zwei Geiſtlichen verſtanden ſich nicht ſo recht. Die kindliche Natur des alten Herrn, der ohne Forſchen und Zweifel ſich aus der Offenbarung alles zu eigen genommen, was ihm Troſt und Frieden gab, begriff das mächtige Ringen einer ſtarken Seele nicht, der in der Dämmerung der Herr erſcheint wie ein Feind, bis ſie ſiegt mit dem gewaltigen Rufe: „ich laſſe dich nicht, du ſegneſt mich denn.“ Noch weniger begriff er die Heftigkeit, mit der Arnold jeden Schatten einer abweichenden Glaubensanſicht angriff, er ahnte nicht, daß dieſer Eifer meiſtens das Gefühl eigener Schwäche iſt, die ſich ſelbſt das Kleinod des Glaubens noch nicht geborgen hat, und deßhalb ergrimmt über Zweifel, die ſie noch nicht gehörig überwunden. — Wer ſicher ruht am Vaterherzen, der kann über irrende Brüder trauern, aber erbittert wird er nicht. — Ein anderes iſt freilich der heilige Ernſt der Wächter, die der Herr zum Schutze ſeines Heiligthums berufen, aber der hat nicht die düſtere Farbe der Intoleranz.

Arnold ſelbſt ſchien die friſche Blume, die das altväteriſche Pfarrhaus belebte, wenig oder gar nicht zu beachten; er ſah ſie nie an, wenn ſie ihm bei Tiſche etwas anbot, und wenn ſie je einen ſchüchternen Einwurf in ſein Geſpräch mit dem Pfarrer wagte, ſo fertigte er ſie mit einer kurzen Schärfe ab, die ihr wenig Muth zu weiterem Einmiſchen gab. Lina war an Nichtbeachtung am allerwenigſten gewöhnt, ſie, die unbewußt doch der Mittelpunkt ihres kleinen Kreiſes war, und ſie hätte kein Mädchen ſein müſſen, wenn es ſie nicht bitter gekränkt hätte, ſolche Vernachläſſigung gerade von dem erſten und einzigen jungen Mann zu erfahren, der in ihren Weg geführt wurde.

So gern ſonſt gutmüthige alte Jungfern Heirathen ſtiften, ſo hatte doch Junfer Chriſtiane für das Kind, die

Lina, noch keinen solchen Plan, und fand es nicht verwunderlich, daß der ernste schweigsame Mann wenig Notiz von dem fröhlichen Kinde nahm; auch begriff sie nicht, warum Lina oft so böse über ihn zu sprechen war. „Lina, Kind, bring doch dem Herrn Amtsverweser etwas Bouillon vor der Predigt.“ — „Schicken Sie Susanne,“ erwiderte Lina kurz. — „Hat er wieder recht schön gepredigt, Lina? Es that mir so leid, daß ich wegen des Puddings nicht gehen konnte.“ — „Ich kann das große Aufheben von neuen Geistlichen nie leiden, wenn man lange im Besitz der alten glücklich war,“ bemerkte Lina verständig, und Jungfer Christiane dachte gutmüthig: nun, dem jungen, heitern Blut gefällt eben der ernsthafte Mann nicht und sie ist gar blind für ihren alten Lehrer, das ist auch schön. Sie war nicht stark in der Herzenskenntniß, die gute Jungfer Christiane!

Trotz ihrer Geringschätzung des Neuen, konnte Lina doch nie über sich gewinnen, eine Predigt des Amtsverwesers zu versäumen, der in letzter Zeit öfter veranlaßt wurde, herüber zu kommen; auch konnte sie der Jungfer Christiane ihre Hülfe im Pfarrhaus nicht versagen, wenn sie gleich oft meinte, sie möchte lieber mit dem unfreundlichen Menschen gar nicht mehr zusammentreffen.

Nur von der Kinderlehre, in der sie mit den „ledigen Töchtern“ unter achtzehn hätte vorstehen müssen, dispensirte sie sich und zog es vor, sich in die Laube des Pfarrgärtchens zu setzen, wo man den Gesang und selbst noch etwas von der Stimme des Geistlichen vernahm. — Einmal, es war ein goldener Frühlingsnachmittag, saß sie auch so da, der Choral war verstummt, aber um sie her sang und summte und blühte es von Bäumen und Büschen, und das volle, unbewußte, köstliche Gefühl jungen Lebens schwellte ihr Herz. Sie hatte die Jungfrau von Orleans erbeutet, und versunken in den Zauber der Dichtung, vergaß sie alles, selbst den unfreundlichen Vikar und seine tiefe Stimme, als sie plötzlich diese Stimme in unmittelbarer Nähe fragen hörte: „Was lesen Sie?“ Inmitten des Schreckens, mit dem sie so unerwartet

die hohe dunkle Gestalt vor sich sah, bemerkte doch das scharfe Mädchenauge in dem Ausdruck seiner Züge etwas mehr als die kalte Gleichgültigkeit, die sie bisher so verletzt hatte.

Sie reichte ihm schweigend das Buch. „Das ist Ihre Sonntagslektüre?“ fragte er mit nachdrücklichem Ton. — „Eine so reine und herrliche Poesie kann das Sonntagsgefühl nur erhöhen,“ sagte Lina, die auf einmal Muth bekam, mit großem Feuer, „und,“ setzte sie etwas schüchterner und prosaischer hinzu, ich habe Werktags keine Zeit zum Lesen.“ — „Das nennen Sie rein und herrlich?“ fuhr Arnold mit gleicher Schärfe fort, „das soll Ihr Sonntagsgefühl erhöhen, um solch ein Linsengericht lassen Sie sich Ihr unvergängliches Erbe abkaufen, während Sie den frischen, kräftigen Lebensborn, das Wort des Herrn, daheim im Staube liegen lassen?“ — „Was können Sie aber in dieser reinen und schönen Dichtung Sündliches finden?“ fragte Lina mit glühendem Gesicht. — „Was nicht aus dem Glauben geht, das ist Sünde,“ sagte Arnold mit scharfem Ernst, „sündlos ist nichts, was uns vom schmalen Pfade abzieht, und dann — gleich auf den ersten Blättern dieser reinen Dichtung finden Sie ein Weib, die mit dem Manne, dem sie nach Gottes Ordnung nicht angehört, in sündlicher Verbindung lebt, die vom Dichter als ein Urbild schöner Weiblichkeit dargestellt ist, das nennen Sie rein?“ Lina schwieg erröthend und tief verletzt. Sie hatte sich harmlos dem Eindruck der Dichtung hingegeben, sich an Agnesens selbstloser Liebe erfreut, ohne an einen Flecken auf dem schönen Bild zu denken, sie fühlte, daß ihr Unrecht geschah und erhob sich mit Thränen im Auge: „ich habe es arglos gelesen,“ sagte sie mit einem Muth, den sie früher nie gehabt hätte, „Sie haben nun freilich das Verdienst, mir meine reine Freude für immer getrübt zu haben.“

Arnold hielt sie sanft zurück. „Sie müssen nicht zürnen,“ sagte er in milderem Tone als zuvor, wenn mir Ihr Heil am Herzen liegt, unsre Frist ist wahrhaftig zu kurz, als daß uns Zeit zum Vertändeln übrig bliebe, zumal am Tage des Herrn.“ Lina schwieg, im Herzen war sie schon versöhnt,

und ſchweigend ſtanden ſie noch eine Weile beiſammen. Sie ſtanden an dem Gartenpförtchen, das in den Hof führte, die kleine alte Kirche von den grünen Bäumen umgeben, bildete hier, eingerahmt von den zerfallenen Thorbogen, ein wunderbar friedliches Gemälde. „Ein liebliches Bild," ſagte Arnold, „eine Vorahnung der Ruhe, die dem Volke Gottes verheißen iſt, ich möchte die Anſicht immer vor mir haben." Lina durchzuckte ein Gedanke. Sie hatte ſeit jenen erſten Uebungen auf Schulmeiſters Schiefertiſch die Zeichenverſuche nie ganz aufgegeben, wenn ſie auch nur mangelhafte Anleitung gefunden, hatte wohl auch ſchon verſucht, Landſchaften aufzunehmen, — nun wollte ſie's mit der Kirche wagen. Es kam ihr ſo leicht vor, wie ſie das ruhige Bild mit den Augen maß, ſie meinte es im Fluge hinwerfen zu können, ſchade, daß ſie kein Zeichengeräthe hatte.

Aber Arnold zögerte noch unter der Gartenpforte, und Lina fühlte, wenn auch mit einiger Demüthigung, daß er nicht gerade an ihrer Seite über den Hof und ins Haus gehen wollte. Mit den Worten: „ich habe etwas vergeſſen," eilte ſie in die Laube zurück und ſah Arnold erſt ſpäter wieder, als er ſich oben ſchon reiſefertig machte. Er nahm nicht beſonders Abſchied von ihr, doch blickte er ſie an, als er beim Gehen grüßte, und das war zuvor noch nie geſchehen.

Es war Lina, als hätte ſie ein unendlich wichtiges Geheimniß auf dem Herzen, als hätte ſich dieſen Nachmittag etwas Unerhörtes begeben. Sie trug doch ſonſt ihr Köpfchen ſo hoch; konnten ein paar Worte ſtrengen Tadels, der zum Theil wenigſtens noch ungerecht war, ſolchen Eindruck auf ſie machen? — O, ein Mann hat noch nie bei einem Mädchen verloren, beim ſtolzeſten nicht, wenn er ſich als Mann ihr gegenüber, ja, über ſie ſtellt. Selbſt wo ſie ſich gereizt fühlt, fühlt ſie noch einen Reiz, und ein paar milde Worte aus einem ſonſt ernſten Mund üben einen gewaltigen Zauber.

Schulmeiſters Luiſe ſaß wie ſonſt am Abend auf dem Plauderbänkchen, Lina brachte ihr die Jungfrau von Orleans zurück, Luiſe wollte ihr wieder ein Buch zuſtecken, Lina lehnte

es ab, sie habe nicht Zeit zum Lesen, — zum erstenmal. Es war ihr, als hätte sie Luise unendlich viel mitzutheilen, zu vertrauen, — aber nein, es sollte nicht über ihre Lippen, in Ewigkeit nicht! Was denn? Ja, das wußte sie selbst nicht, aber ein Geheimniß war's, ein tiefes und wunderbares. Sie sagte Luisen bald gute Nacht, sie setzte sich zur Mutter und las ihr eine Predigt, sie nahm in ihr Kämmerlein kein Buch als die Bibel, und las eifrig darin, dazwischen schlug sie Sprüche auf, um ein Orakel für ihre Zukunft darin zu finden. — Kind, thörichtes Kind, was suchst Du in den heiligen Blättern? Suchst du den Herrn und sein Licht, oder suchst du dein eigen kindisch Herz und seine Wünsche und Träume? Hüte dich! des Menschen Herz ist ein trügerisch Ding.

Sie legte sich zur Ruhe, nicht zum Schlaf; wache Träume sind oft so viel lieblicher als die Kinder des Schlummers. Es mußte doch schön sein, sein Lebenlang zu den Füßen eines so hohen und edlen Mannes zu sitzen, dieses ernste, tiefe Auge in Liebe auf sich geheftet zu sehen, die Wolken auf dieser düstern Stirn zu zerstreuen, und diesem strengen Munde ein Lächeln abzugewinnen! Und die wachen Träume wiegten sie ein, und der erste Sonnenstrahl weckte sie, und das Leben sah so golden und rosig aus, sie griff es so frisch und freudig an, was hätte sie nicht heute alles der Mutter zu lieb gethan! O, es war ein Kinderspiel, gut zu sein und glücklich!

„Was treibt denn die Lina, daß sie den ganzen Tag unter der Gartenthür sitzt?" fragte der Pfarrer. Ja, Lina macht Zeichenstudien. Sie hatte auf einmal gefunden, daß es eine wahre Sünde sei, daß sie das Zeichnen so lange vernachlässigt hatte, während der Provisor doch schon gesagt hatte, sie habe Talent. Mit den langweiligen Vorlagen, die ihr der Pfarrer einmal angeschafft, wollte sie sich nicht mehr placken, mit den Altären und steifen Blumenkörben, nein, die Natur war gewiß die beste Meisterin, und da wollte sie damit anfangen, die Kirche aufzunehmen. Der Pfarrer bemerkte diesen Eifer recht beifällig, Jungfer Christianen aber schien es etwas unnöthig. So leicht fand Lina die Aufnahme nun

nicht, wie sie sich's vorgestellt, und unzählige Blättchen wurden zerrissen, bis sie endlich eins ihrem väterlichen Freunde vorlegte, der es sehr gelungen fand. Ein anderes Blättchen vom feinsten Papier, noch viel sorgsamer ausgeführt, bekam niemand zu sehen, das hatte Lina zurückgelegt, — für Arnold? — O behüte, wie konnte ihr so etwas auch nur einfallen, um keinen Preis! Vielleicht daß er es einmal sehen durfte, weil ihn doch die Ansicht so interessirt hatte, aber behalten? Nein, da hätte er erst recht schön darum bitten müssen! Auch ihren Namen wollte sie nicht darunter schreiben, zuletzt kam er aber doch in eine kleine, ganz kleine Ecke unter ein Rosenbüschchen, das sie an der Seite gezeichnet hatte.

Der Pfarrer hatte diesmal einen ganz guten Frühling, sein Gesundheitszustand war besser als je; Lina konnte sich nicht genug freuen und verwundern darüber, sie war noch nie so besorgt um ihn gewesen, hatte noch nie so oft gefragt, ob er sich ganz wohl fühle und ob das Predigen ihn gar nicht anstrenge. „Durchaus nicht, ich bin recht froh, daß ich den Arnold nicht so bald wieder in Anspruch nehmen darf," sagte er vergnügt.

Es kam aber doch wieder ein ganz schlimmer Katarrh, und Lina stimmte der Jungfer Christiane vollkommen bei, daß es gar zu gefährlich wäre, wenn der Bruder gerade bei dem warmen Wetter in der kühlen Kirche predigte. „Aber er wird nicht wollen, daß man den Arnold herbemüht," meinte die Schwester. — „So schreiben Sie ihm," sagte Lina. — „Weißt was, Kind, ich bin nicht sehr gelehrt in der Feder, setze du's auf, du schreibst so schön." — Lina ließ sich willig finden, aber als sie das Papier bereit gelegt hatte und die Feder eingetaucht, da fand sie's doch unmöglich, sie stand erröthend auf: „es geht nicht wohl, der Herr Pfarrer könnte böse werden, wir müssen ihn fragen." So geschah's denn, der Pfarrer willigte mit Widerstreben ein, er schrieb selbst und Arnold kam.

Lina war, wie sonst auch, im Pfarrhaus, das Herz stand ihr still, als er sie nach der Rückkehr von der Kirche

mit stummem Neigen begrüßte. Das Blättchen mit der Zeichnung hatte sie in der Tasche, warum sollte sie es ihm nicht gelegentlich zeigen, weil er ja doch von der Ansicht gesprochen? Aber sie fand keinen rechten Augenblick und keinen Muth dazu; endlich legte sie es — gewiß zufällig — auf die kleine Kommode, wo Arnold's Agendenbuch lag, — er brachte immer sein eigenes mit, darin selbstgeschriebene Gebete waren — sie hätte es ja in der Tasche ganz zerknittern können!

Er brach heute früher als gewöhnlich auf; er hatte sie nicht angeredet, aber einmal hatte er ihr auf eine Frage geantwortet, die sie an den Pfarrer gerichtet hatte. Man kannte die Lina gar nicht mehr, wenn Arnold da war, so still, so schüchtern, als ob sie nicht fünfe zählen könnte. Als Arnold sein Buch zur Hand nahm, stand sie an der andern Ecke des Zimmers, man hätte ihr Herz klopfen hören können, als sie sah, daß er das Blättchen zur Hand nahm, es besah, einen flüchtigen Blick nach der Seite warf, wo sie stand, und es dann langsam zwischen die Blätter seines Buches legte und dies einsteckte. Er gab beim Abschied wie gewöhnlich dem Pfarrer und Christianen die Hand, diesmal bot er sie auch Lina: hatte er gefühlt, wie sie zitterte in der seinen?

Lina ging heim wie eine Träumende, sie las der Mutter, sie wußte nicht was, sie ging in ihr Stübchen, sie stützte ihr glühendes Gesicht in die Hand, sie weinte und sie lächelte. Er hatte ihr die Hand gegeben, er hatte das Blättchen mitgenommen. Aber, — o das Blättchen! mußte er nicht glauben, daß sie es für ihn hingelegt, und war das nicht unzart und unweiblich? Was mußte er von ihr denken? Alle ihre Gedanken gingen unter in diesem Einen, den sie nicht abschütteln konnte. Es war die erste schlaflose Nacht ihres Lebens.

Die Tage kamen und gingen in ihrem gewohnten Gleis; Schulmeisters Luise hatte gar viel zu berichten von dem jungen Unterlehrer, der ein Aug auf sie habe, Lina hatte ihr nichts dagegen zu vertrauen, es wollte nicht über ihre Lippen; sie

ſaß jetzt mehr als ſonſt bei der Mutter und ließ ſich erzählen von ihrer Jugend und von der Tante Pauline, die faſt verſchollen war; ihre Skrupel wegen des Blättchens hatten ſich gelegt, hatte er ihr doch nachher die Hand gegeben. Jeden Morgen erwachte ſie mit dem unbeſtimmten Gefühl, heute müſſe ſich etwas Beſonderes ereignen, jeden Abend ſchlief ſie ein mit dem Gedanken: es kann ja morgen kommen.

Sie kam einmal wieder zur Lektion ins Pfarrhaus. „Weißt du auch," ſagte Jungfer Chriſtiane, „daß der Arnold jetzt einen Dienſt hat? Es war ein trutziger Ding und gab nicht viel gute Worte um einen Kreuzer, aber doch gefällig. Wer weiß, was jetzt für Einer nach Sternfels kommt." — „Wohin kommt er denn?" fragte Lina. — „Nach Winterzell, an der Grenze, eine blutarme, ſchrecklich verwahrloſte Gemeinde; ich glaube, er hat ſie ſich mit Fleiß ausgeſucht. Das iſt freilich ſo gut als ob er unter die Heiden ginge." — „Hat er ſelbſt geſchrieben?" — „Ja, er hat ſich ſchriftlich vom Bruder verabſchiedet, weil er ſo bald aufziehen muß, ich glaubte, der Bruder habe dir's geſagt, aber der vergißt alles!" — „Schreibt er vergnügt?" fragte Lina, die doch gern den Brief geſehen hätte. — „Vergnügt? Der und vergnügt!" lachte Jungfer Chriſtiane; „nun wart', der Brief muß irgendwo liegen, ach ja, da iſt ja das Blättchen dabei, wo du einmal die Kirche hingemalt haſt, wie iſt denn das wohl in ſein Buch gekommen? Das ſieht ſeiner Gewiſſenhaftigkeit gleich, daß er den kleinen Wiſch zurückſchickt; heb's nur auf, 's iſt doch nett." — Da lag das Blättchen und der Brief daneben, Lina konnte nur die Nachſchrift leſen: „Beiliegendes Blättchen kam aus Verſehen in mein Buch; ich vermuthe, daß es in Ihr Haus gehört." Sie las noch den Gruß an Jungfer Chriſtiane in dem Brief, — an ſie ſtand keiner dabei. — Auf der Rückſeite des Blättchens fand ſie in kleinen, ganz kleinen Ziffern die Schriftſtelle Matth. 5, 29 bezeichnet, ſie ſuchte ſie auf in dem kleinen Teſtament, das ſtets da lag, — das alſo war ſein letztes Wort!

Die Augen vergingen ihr darauf, mechaniſch ſtrich ſie das Blättchen glatt und ſteckte es ein, mechaniſch räumte ſie

die längst aufgeräumte Commode auf, wo es gelegen, sie hätte so gern vermieden, Christianen ins Gesicht zu sehen. Endlich konnte sie glücklich an ihr vorüber kommen und ein Adieu über die Lippen bringen. Wäre es nicht so gar lange her gewesen, daß der treulose Stadtschultheiß davon gezogen, wer weiß, ob Jungfer Christiane nicht aus ihrer tonlosen Stimme ein schmerzlicheres Lebewohl herausgehört hätte; so aber sagte sie nur: Adieu Kind, kommt auch auf den Abend." Es war schon herbstlich und ein bewegtes Leben draußen, die Sonne schien wunderbar hell, als Lina über den grünen Kirchhofweg zwischen den spielenden Kinderschaaren durch nach der Mutter Häuschen ging, — sie sah alles wie durch einen Nebel. Das war nicht die alte Sonne mehr.

Am Abend mußte die Mutter allein ins Pfarrhaus, Lina bat sie darum, sie hatte Kopfweh und wollte bald zu Bett, die Mutter traf sie aber noch auf bei ihrer Rückkehr und schalt darüber; zwar hatte sie nicht gelesen, auch nicht in der Bibel, — die hatte sie weit weg geschoben, — sie blätterte nur in den Liedern ihres Notenbuchs und wandte sich ab, als die Mutter eintrat, um ihr Nachtlämpchen anzuzünden. „Und du hast mir ja gar nicht gesagt, daß der Amtsverweser von Sternfels angestellt ist," sagte die Mutter; „da wird's unsrem Herrn Pfarrer fehlen." — „Ich hatte es nur vergessen," sagte Lina tonlos, „gute Nacht."

Sie hatte schon ihr Lämpchen gelöscht, als ein leiser Schritt durch ihr Stübchen kam, es beugte sich über ihr Bett und sie fühlte eine warme Thräne auf ihrem Gesicht. „Gute Nacht, Kind!" Und Lina richtete sich auf und umfaßte die Mutter und weinte sich recht von Herzen aus.

Gesprochen wurde nichts mehr darüber, weder von der Mutter, noch Tochter.

Wenige Wochen nach dem Tage, wo Lina das Bildchen mit der Kirche in ihre Bibel zurückgelegt hatte, war große Bewegung in dem sonst so stillen Wittwenhäuschen, und rüh-

riger Verkehr mit dem Pfarrhaus. In der kleinen Küche waltete Lina, Jungfer Christiane mit der Schaumgabel und der Schüssel mit Eiweiß hatte sich auf die Hausschwelle geflüchtet, weil innen der Raum so eng war, die Pfarrerin lüftete und putzte und bürstete in der Stube, um ihr altes Ameublement wieder anständig in Stand zu setzen, Schulmeisters Luise rannte zum Bäcker mit Kuchenblechen, Nachbars Hansjakoble wurde sehnsüchtig aus der Stadt zurückerwartet mit Kalbfleisch, — Tante Pauline, die Frau Oberbaurath Holzen wurde heute erwartet.

Bei der Pfarrerin war vor lauter Geschäft und Sorgen noch kein Raum für Gemüthsbewegung über das nahe Wiedersehn ihrer einzigen Schwester. „Welcher Unsinn!“ sagte sie, „ist siebzehn Jahre fortgeblieben und jetzt kommt sie auf einmal wie vom Himmel heruntergeschneit! Hätte sie nicht acht Tage vorher schreiben können?“ — Lina dagegen konnte vor freudiger Bewegung gar nicht zum Sorgen kommen, die unbekannte Tante, ihre Pathin, deren Bild sie nur mit ein paar kostbaren Geschenken verband, welche die Mutter wie Heiligthümer aufbewahrte, — das war doch eine Erscheinung, die die unendliche Leere in ihrem Herzen etwas ausfüllen konnte.

Die Kuchen waren glücklich beim Bäcker, der Braten beim Feuer, die Veredlung der Stube beinahe vollendet, da rannten die Dorfkinder, die man als Wachposten ausgestellt hatte, athemlos herbei: „sie kommen, sie kommen!“ und unmittelbar hinter ihnen, mit einem großen Gefolge von Dorfjungen, rollte ein eleganter Wagen den holprigen Feldweg daher.

Ihr kleines Häuschen hatte die Pfarrerin nie gedrückt, jetzt erst kam es ihr wie eine Nußschale vor, als der Wagen in der nöthigen Entfernung hielt, als eine Dame in glänzend seidenem Kleid abstieg und mit der Lorgnette die Häuser musterte, bis sie der Schwester ansichtig wurde. „Du bist's, Marie! ich hätte dich wahrhaftig nimmer gekannt!“ — Die Pfarrerin hätte ihr das Kompliment zurückgeben können, schöner war Pauline gewiß nicht geworden in den siebzehn Jahren, trotz

der prachtvollen Toilette. „Und das ist die Lina?“ sagte sie, als sie auf der Schwelle des Hauses ankam, „nun, die läßt sich sehen! Kopf in die Höh, mein Kind! Na, das ist ja ganz hübsch aufgeblüht! Und hier wohnst du wirklich, Marie?“ — „Du hast ja das Häuschen früher schon gesehen,“ versetzte diese, etwas gekränkt. — „Wohl, aber ich wußte nimmer, daß es so klein ist; thut aber nichts, ich sage dir, ich habe genug durchgemacht mit großen Logis, ich wäre oft lieber eine Schnecke gewesen, die ihr Haus auf dem Rücken trägt. Stoß den Kopf nicht an, Holzen!“ rief sie dem Gemahl zu, der, ängstlich bemüht, der Oeffentlichkeit der Scene ein Ende zu machen, den Damen ins Haus folgte. „Wirklich, ich finde es ganz nett bei dir,“ versicherte Pauline gnädig, „ganz passend für deine Verhältnisse; Linchen, Kind, setz' dich zu uns!“ Es brauchte lange, bis Linchen sich setzen konnte, obgleich Jungfer Christiane sich nicht nehmen ließ, die Direktion der Küche zu besorgen und dort in bescheidenem Dunkel zu verbleiben.

Die zwei Schwestern konnten sich nicht so recht mehr zusammen finden: Pauline war in der langen Zeit, wo sie sich nicht gesehen, so gar weit herumgekommen; in der Schweiz, in England und Frankreich. „Es war ihm gewaltig ungeschickt, mich überall mitzunehmen,“ sagte sie lachend, „er stellte mir ganz rührend vor, wie ich nun auch einmal wieder meine Jugendheimath besuchen, bei meiner Schwester verweilen könne. Aber, du nimmst mirs's nicht übel, Marie, bei dir wär' ich vor Langerweile vergangen, und ich sagte: ‚gilt's dir, so gilt's auch mir, mußt du die Häuser studiren und die Kirchen, so studir' ich die Moden,‘ und wohl oder übel, er hat mich haben müssen.“

„Mein Beutel hat's empfunden,“ bemerkte der Oberbaurath, der nach der Mahlzeit das Stübchen nach der Länge und Breite durchmessen, alle Bilder an den Wänden betrachtet, alle Bücher auf der Kommode geöffnet und wieder zugemacht und sich endlich ans Fenster gestellt hatte. „Da sehn Sie gerade den großen Nußbaum auf dem Steinberg, Herr Schwager,“ sagte die Pfarrwittwe, „auf den Sie vor Zeiten gestiegen sind, um nach dem Pfarrhaus herüber zu sehen, wo

Pauline vom Taubenschlag aus mit dem Tüchlein herüberwinkte." — „Na, man thut viel Dummes, wenn man jung ist," sprach gähnend der Herr Schwager, „ich hätt's auf ebenem Boden versehen können, aber zu geschehenen Dingen —".— „Ja," erwiderte lachend Frau Pauline, „hätt' ich gewußt, was ich jetzt weiß, ich hätte lieber den Taubenschlag vernageln lassen, statt meine Kleider darin zu verderben."

Lina hörte diesen Neckereien, in die im Verlauf der Rede manch bitteres Wörtchen fiel, erstaunt zu. War das die romantische Tante mit der poetischen Jugendliebe? dies das Ergebniß einer Liebesheirath? — Die Tante schien aber eine große Zuneigung zu ihr zu fassen, sie ließ ihre Hand nicht mehr los, fand ihre Antworten allerliebst, und wunderte sich fortwährend, wie sie sich doch auf dieser Einöde so ordentlich gemacht habe. „Abzuschleifen gibt's freilich noch genug, aber wenn wir sie ein bischen herbilden, kann sie's mit jeder aufnehmen."

Der Pfarrer oder vielmehr Jungfer Christiane hatte die Gesellschaft zum Thee geladen, man ging zusammen über den grasigen Kirchhofweg, der Baumeister lorgnettirte die Kirche ein wenig, Paulinens Blick streifte sie gleichgültig. „Schade, daß nicht Sonntag ist," meinte die Pfarrerin, „wir hätten zusammen in die Kirche können, es hätte dir gewiß wohl gethan, Pauline, nach so langer Zeit, und der Herr Schwager war ja auch vor Zeiten ein fleißiger Zuhörer des Papa selig." — „Ach ja, was thut man nicht, wenn man jung und dumm ist," sagte gedankenlos der Baurath. — „Ein großes Kompliment für die Predigten des Papa," lachte Pauline, „ja, ich wäre gern 'mal wieder in das Kirchlein gegangen, ich muß sagen, ich bin, seit ich fort bin, dem lieben Gott nicht viel beschwerlich gefallen, ich glaube, Pfarrkinder bekommen das Kirchengehen in der Jugend satt." — „Ich baue die Kirchen," sprach der Baurath, „den Besuch überlasse ich Andern." Frau Marie seufzte tief, zur Entgegnung fand sie keine Worte. Auf Linas junge Seele fielen diese frivolen Reden wie erkältender Mehlthau, vor wenig Wochen noch hätte sie sich fast mit Grauen von der Tante abgewandt, damals als ihr Herz glühte, sich dem Herrn zu ergeben und — ihr irdisches Glück zu finden.

— Nicht die Vöglein unter dem Himmel hatten die edlen Saatkörner von ihrer Seele weggepickt, Dornen und Disteln des ersten Herzeleids hatten sie erstickt.

Im Pfarrhaus hatte Jungfer Christiane Wunder gethan nach all ihren Leistungen im Wittwenhäuschen; der ehrwürdige alte Herr mit seinem schwarzen Sammtkäppchen empfing die Gäste oben an der Treppe, Jungfer Christiane im höchsten Staat erwartete sie im Zimmer. Der Pfarrer, der sich sehr für Kirchenbaukunst interessirte, auch noch einige rare alte Kupferwerke mit Abbildungen alter Kirchen besaß, war bald im eifrigen Gespräch mit dem Baurath. Frau Pauline rückte hier mit ihrem Plan heraus, das liebe Kind, die Lina, sogleich mit sich zu nehmen und für längere Zeit zu behalten, um ihre Bildung zu vollenden. „Es ist die höchste Zeit, daß etwas für das Kind geschieht," sagte sie, „mein Mann hat jetzt die bleibende Anstellung in der Residenz, ich bin gar nicht gewöhnt, lang an einem Orte zu sein, da ist mir's wohlthätig, etwas Junges um mich zu haben."

Die Pfarrerin hatte, nach dem Gespräch auf dem Kirchhof, ihre ernsten Bedenken, ihr Kind, mit dem sie das Licht ihrer Augen, den Trost ihrer Tage dahingab, in Paulinens Händen zu lassen, aber — lernen sollte sie freilich noch manches, und gerade jetzt würde dem armen Kinde eine Zerstreuung gut thun, sie war so gar still gewesen in den letzten Wochen. Jungfer Christiane und der Pfarrer sahen in ihrer Arglosigkeit nur ein großes Glück für Lina darin, so schmerzlich ihnen auch die Trennung fiel. Lina selbst hatte in letzter Zeit die Einförmigkeit ihres Lebens zu drückend gefunden, die freundliche Umgebung schien ihr öde, die gewohnten Studien waren ihr entleidet, — wie einen Wink des Himmels ergriff sie die Aussicht, die ihr die Tante eröffnete, — sie hatte keinen Einwand, wenn auch Tante und Onkel lange nicht ihrem Ideal entsprachen. Als aber die Tante gar davon sprach, sie noch denselben Abend mitzunehmen, da erhob sich von allen Seiten stürmischer Widerspruch, es war aber eben das Element der Frau Pauline, trotz alles Widerspruchs ihren Willen durch-

zusetzen, sie widerlegte siegreich alle Einwürfe und die Andern wurden überstimmt.

Der Wagen sollte am Pfarrhaus vorfahren, die Pfarrerin und Lina gingen nach Hause, um wenigstens das Nöthigste zu packen, — so kam es doch auch für Lina gar zu schnell. Mit zitternder Hand legte die Mutter die Sachen zusammen, die ihr Lina aus den Schränken bot, und sah dazwischen ängstlich auf, ob das Kind doch noch da sei, — das Herz war ihr unbeschreiblich schwer, sie konnte den Gedanken nicht los werden, daß sie ihr Kind dahingebe für immer.

Der Wagen war vorgefahren, die Effekten der Tante und Lina's ins Pfarrhaus geschafft. „Gut, daß wir mit dem Hut nicht bei Tag einfahren," meinte die Tante, als Lina sich zur Reise gerüstet hatte. Lina hatte den Abschied nicht schwer genommen und mit innerem Vorwurf gefühlt, daß sie mit trockenen Augen dem nassen Blick der Mutter begegne; auch von Schulmeisters Luise war sie mit ziemlich leichtem Herzen geschieden und hatte ihr zu schreiben versprochen. Als aber Christiane ihr noch ein Sträußchen ihrer auserlesenen Blümchen bot und vergeblich versuchte, ihre guten Abschiedswünsche auszusprechen, die in Thränen erstickten, als der Pfarrer ihr seinen Segen zum Scheiden gab und mit bebender Stimme sagte: „Der Herr geleite dich, mein Kind, er behüte deine Seele und führe uns droben wieder zusammen!" — als die Mutter sie in die Arme schloß und kein Wort reden konnte vor heißem Weinen, als die alte Susanne ihr noch schluchzend die Hand hinstreckte, — da fühlte sie, was Scheiden heißt, und es war ihr, als ziehe man ihr das Herz aus der Brust.

Onkel und Tante hatten sich, um der Abschiedsscene zu entgehen, in den Wagen gesetzt und erwarteten Lina mit einiger Ungeduld. „Komm nur, Kind, sei nicht so trostlos, das gibt sich bald; adieu, Marie, wir lassen ihr nichts geschehen."

Der Wagen fuhr ab, Lina hob ihre nassen Augen aus dem Tuch, um die Kirche und das Dörfchen noch zu sehen. Da sah sie die Pfarrsusanne dem Wagen nachrennen und mit allerlei telegraphischen Zeichen Stillstand bedeuten; man hielt, und athemlos rannte die gute Person herbei, ein Buch in der

Hand haltend. „Was gibt's, Susanne?“ fragte Lina erschreckt. — „Die Frau Mama schickt mich,“ keuchte Susanne, „Sie haben Ihre Bibel vergessen!“ Und sie bot sie in den Wagen. „Welcher Unsinn!“ murmelte der Baurath, „hätte sie sie nicht nachschicken können!“ Es war die Bibel des Vaters, die die Mutter Lina an ihrem Confirmationstage übergeben hatte, Lina nahm sie mit tiefer Rührung in die Hand, da fiel ein Blättchen heraus, — es war jene Zeichnung; ein tiefes Gefühl der Bitterkeit verdrängte die Wehmuth, sie legte das Blättchen mit der Bibel zur Seite und reichte Susanne die Hand ohne ein Wort.

Der Wagen fuhr weiter, Dorf und Kirche verschwamm im Abenddunkel, nur die Töne der Betglocke klangen ihnen nach.

Wohinaus so rasch, du junges Blut?
Du lässest ja hier deinen fröhlichen Muth.

Und kehrest du wieder wenn Jahre entflohn,
Dein Herz hat kein Echo für diesen Ton,
Dein Glück und dein Lieben, das suchst du dann weit,
O, sage Lebwohl deiner glücklichen Zeit!

Und wenn dich einst heimwärts dein Schicksal führt,
So hat dich der Odem der Welt berührt,
Dann haben dir wildere Ströme gerauscht,
Dann hast du gewaltigern Klängen gelauscht.

Der Winter war eingebrochen und der Kirchhof verschneit, Susanne mußte den Pfad abkehren, damit die Frau Pfarrerin zu den Spinnabenden ins Pfarrhaus kommen konnte. Es war wie in andern Wintern auch, nur stiller war alles geworden, viel stiller, vor allem der Pfarrherr, dessen Stimme man oft den ganzen langen Abend nur hörte, wenn er die Freundin grüßte, oder gute Nacht sagte, oder vor Allem, wenn er fragte: „Nichts Neues von unserer Kleinen?“ Bei der Frau Pfarrerin und Jungfer Christiane ging das Gespräch nicht aus und die Kleine selbst lieferte reichlichen Stoff dazu, aber es fehlte doch überall und daheim bei der Mutter war es gar zu still; Schulmeisters Luise kam bisweilen herüber, aber sie war empfindlich

über Lina's seltenes Schreiben und meinte, sie werde eben stolz und treulos in der Stadt. Die Bauernweiber beriefen die Frau Pfarrerin oft in der naiven Weise des Dorfes: „Ei du lieber Gott, wie werden Sie nicht so alt!“ Ihr selbst dünkte es, als ob mit Lina der letzte Funken ihrer Jugend dahin sei. Christiane vertröstete sie aufs Wiedersehn, die Mutter schüttelte wehmüthig den Kopf: „wieder sehen werde ich sie schon, wieder haben nicht mehr.“

Lina's Briefe brachten die einzige farbenhelle Abwechslung in das Stilleben, und zu Zeiten schrieb sie recht lieb und herzlich, zum Schluß noch Grüße an die alte Susanne und Erkundigungen nach der Katze, in allen Briefen rühmte sie die Güte der Tante und die vielen Freuden ihres neuen Aufenthalts, anfangs berichtete sie über ihre Lektionen und rühmte, wie viel sie ihrem gütigen Lehrer, dem Pfarrer, danke, der ihr so gute Grundlagen gegeben. Diese Berichte hörten allmählig auf und die Briefe wurden immer flüchtiger, „in Eile“ stand fast unter jedem und er hätte auch ohne den ausdrücklichen Beisatz den Stempel dieser Eile getragen. Vor dem Neujahr hatte die Mutter sie freundlich erinnert, wie sie den ersten Jahrestag immer mit dem heil. Abendmahl gefeiert, und sie gebeten, diese Sitte nicht zu unterlassen, sie wollten dann im Geiste zusammen sein.“ Lina schrieb: die Tante meine, sie solle das lieber im Frühling versehen, wenn sie auf Besuch zur Mutter komme, es sei in der Stadt zu unruhig dazu. „Das wird wohl wahr sein!“ sagte die Mutter mit einem Seufzer. Die Aussicht auf das Wiedersehen im Frühling war doch ein leichter Punkt, der sie viele Sorgen vergessen ließ.

Ja, Lina, die hatte freilich nicht viel freie Zeit und noch weniger freie Gedanken zum Briefschreiben, und es war verwunderlich, daß sie nur so viel geschrieben. Die Tante war ein ganz rastlos betriebsamer Geist, die niemand in Ruhe ließ, und eine lebendige Puppe, wie Lina, um Versuche mit ihr zu machen, hatte sie bisher noch nie gehabt. Es hatte eine Weile gebraucht, um Lina „herzubilden,“ wie sie's nannte, zunächst ihre Garderobe. Die Tante bildete sich viel auf ihre Sparsamkeit ein und fand es sehr ökonomisch, Lina's Gar-

derobe aus ihrer eigenen herzustellen und sich dagegen neues anzuschaffen. „Weißt du, Kind, so kann auch mein Mann nichts dreinreden, denn das weiß er längst, daß meine Garderobe meine Sache ist, wenn er sie auch bezahlen darf.“ — Lina fühlte sich verletzt, daß sie Veranlassung zu einer Täuschung geben sollte, wie sie denn überhaupt hier zum erstenmal die Armuth als einen Druck empfand und den Reichthum als wünschenswerthes Gut erkannte.

Nun sie „hergebildet“ war, wurden Besuche gemacht. „Meine Nichte, Lina Holder — Fräulein Klotilde Berner, Fräulein Emma von Sternberg, Fräulein Natalie so und so,“ — ging's halbe Vormittage nach einander, Lina hatte zu thun, bis sie die verschiedenen Gesichter und Namen nach und nach wieder auseinanderwickelte, und machte manchen Mißgriff. — Lehrer wurden bestellt, man fand zum Theil Lina viel gebildeter, als man ihr zugetraut, die französische Konversationsmademoiselle fand, daß sich ihr altmodischer Accent wunderbar bald verbessere, nur der Tanzmeister meinte, es sei unmöglich, diesem Gang, diesen Bewegungen noch den Schmelz, die Harmonie, die Grazie zu verleihen, die nur durch früheste Uebung zu erlangen sei. Lina aber ging gerade zu und lachte den Tanzmeister aus. Auch in der Musik schien es unmöglich, daß sie es je bis zum Brillantspiel bringen könnte. Die andern Lektionen ließ die Tante baldigst fallen, sobald sie sah, daß ihre Nichte dennoch präsentabel sei, sie kosteten Geld, und Geld war bei der Tante Oberbauräthin oft ein gar seltener Artikel, Geld war der Dämon ihres Lebens, der allein ihre meist heitere Laune trübte und Zwist in ihre für gewöhnlich so verträgliche Ehe warf, in der jedes das andere unbekümmert seiner Wege gehen ließ. Es stand ein hübsches Maserkästchen auf einer Kommode des Speisezimmers, dessen bloße Berührung die Tante sorgfältig vermied, in dieß Kästchen wurden die unbezahlten Rechnungen geworfen, und erst wenn es zum Ueberlaufen voll war, sandte man es dem Herrn auf sein Zimmer, was dann nicht verfehlte, einen häuslichen Sturm hervorzurufen, bei dem sich Lina wieder mit Schaudern fragte? „und das war eine Liebesheirath?“

Der Sturm ging freilich vorüber und nach dem Schmollen einiger Tage war alles wieder auf dem alten Fuß. „Früher haben wir allemal noch Versöhnungsscenen aufgeführt," sagte lachend die Tante zu Lina, „jetzt geht's auch ohne das. Was will man machen? Haben muß man ja einander doch! Das verwünschte Geld! und ich spare doch so unmenschlich, trage dieselbe Mantille schon den zweiten Sommer, nur mit andern Garnituren, und habe die letzte Theevisite nur mit Eingemachtem und Theekuchen bestritten! Ja, wer Geld genug hätte!"

„Ja, wer Geld genug hätte!" seufzte Lina der Tante nach, sie, die sonst in Jahren kaum daran gedacht hatte, ob sie arm sei oder reich, so einfach geregelt waren daheim bei der Mutter Einnahmen und Ausgaben. Aber der Sparpfennig, den diese senden konnte, war so gar bescheiden, und die Abhängigkeit von der Tante neben dem beständigen Geldjammer so gar drückend. Es gibt wohl kaum ein noch so einfaches Wesen, das nicht zwei Seelen hätte, und während Lina's eine Seele sich noch eine Liebe träumen konnte, wo „ein Herz nur, ach, und eine Hütte!" die ganze Seligkeit ausmachte, so erging sich die andere in Bildern eines angenehmen behaglichen Lebens, wo der Dämon Geld ein allzeit bereiter Diener sei, der zu jedem Genuß helfen, jede Noth erleichtern könne.

Aber es gab Zeiten, wo Herzensträume und Geldwünsche in den Hintergrund traten vor der heitern Gegenwart, der sie sich mit frischer Jugendlust hingab. Sie hatte zuerst für „ein liebes, schüchternes, bescheidenes Kind" gegolten, weil die Tante sie bei den ersten Besuchen nicht zu Worte kommen ließ, bald aber errang sie trotz der ländlichen Erziehung ein gewisses Uebergewicht über die jungen Mädchen ihres Alters durch ihren lebhaften und raschen Verstand und die Wärme und das Interesse, mit dem sie alles ergriff. Sie wurde bald die Angeberin der Gesellschaftsspiele, die Directrice bei Sprichwörteraufführungen, die Hauptfigur bei lebenden Bildern, wozu sich auch ihre schlanke blühende Gestalt eignete, selbst ohne den unersetzbaren Schmelz des Tanzmeisters. Sie fühlte sich wunderbar bald daheim in dem bewegten Treiben, überall voll Lust und Leben. Daß ihr junges Herz schon eine Welt begraben,

hätte gewiß Niemand dieſen hellen braunen Augen angeſehen. Sie ſelbſt ſchob jenen verſunkenen Traum in den tiefſten Hintergrund ihrer Seele. So gerne ſonſt Frauen vergangenes Leid hegen und hüten, ein verſchmähtes Herz bleibt ein wunder Fleck, den man nicht gern berührt, es trägt ſich noch leichter verlaſſen zu ſein, als verſchmäht.

Bälle waren nicht der Glanzpunkt ihres nun ſo bewegten Jugendlebens, ſie fühlte wohl, daß ſie hier nur eine zweite Rolle ſpiele, ſchon weil ihre Toilette es nicht mit der Anderer aufnehmen konnte. Auch bei Muſikabenden war ſie lieber Zuhörerin, aber jeux d'esprit, Sprichwörter, improviſirte Theater, vor allem aber Leſeabende, bei denen man Dramas in Rollen vertheilte, — das war ihr Leben, darin verſenkte ſie ſich mit ganzer Seele, und ſie war wohl nicht ganz von Betrug freizuſprechen, wenn die Rollen zu Zeiten verloost wurden und ſie eine ihrer Lieblingsheldinnen, eine Leonore oder Thekla, nicht gern in fremde Hände laſſen wollte. Die Geſellſchaft verlor nicht dabei, denn war ihr Accent auch noch etwas breit, ſo las doch keine mit ſo viel Seele und natürlichem Ausdruck, wie ſie.

Mit einem Jüngling mit ſchwarzen Haaren und dunklen Augen traf ſie gegen Ende des Winters in vielen Geſellſchaften zuſammen, und es fand ſich ſeltſam, daß ſie Beide meiſt die Hauptrollen bekamen, und der Jüngling las ſo ausdrucksvoll, ſein Ton wurde ſo innig, ſo durchdringend, daß Lina nicht mehr wagte, die Augen zu ihm zu erheben. Man machte gerade nicht viel aus ihm, obgleich die jungen Mädchen fanden, daß er „ungeheuer intereſſant" ausſehe. Es war ein junger Literat ohne Namen, der die Erſtlinge ſeiner Muſe einem Buchhändler anzuvertrauen verſuchte, was ihm durch die merkantiliſche Vorſicht dieſer Spediteure im Reiche des Geiſtes bedeutend erſchwert wurde. Seine dunklen Augen mahnten ſie zu Zeiten an jene, die ihr einſt ſo wohl und ſo weh gethan, obwohl eine andere, ſo viel andere Gluth in ihnen flammte, und als eines Abends Frau Doktor Martens, die Beſchützerin aller ſchönen Künſte, verkündete, daß Herr Leon abgereist ſei, da durchzuckte ſie ein leiſes Wehgefühl. Sie las die Elvira

in Müllners Schuld nicht mit dem Ausdruck und Feuer, wie früher, und der Hugo, den doch ein Assessor auf's Schönste vortrug, kam ihr etwas matt und hölzern vor; — aber es war nicht zu tief gegangen.

In Eichbronnen wurden festliche Anstalten getroffen für den Empfang des „Kindes," das zu Ostern kommen sollte. Die Mutter hatte Lina's Stübchen von einem aus der Fremde heimgekehrten Dorfkünstler malen lassen, rosenroth, mit einer Guirlande von recht handfesten Maiblumen, es war das erste gemalte Zimmer im Ort, das Wunder des ganzen Dorfes. Früher hatte Jungfer Christiane wohl ihren Liebling zu Zeiten ein bischen gescholten, wenn sie die rarsten Blümchen ihres Gärtchens, mit dessen Pflege sich das flüchtige Mädchen selbst nie viel befassen mochte, nur so geschwind zum Vergnügen gepflückt hatte und nachher verwelken ließ, — nun aber hegte sie die seltensten Frühblümchen, die schönsten Hyazinthen, um einen recht schönen Strauß zu Lina's Begrüßung binden zu können. Der alte Herr hatte sich Schillers Werke angeschafft, um welche ihn Lina früher oft vergeblich gequält hatte, er stellte die Bücher mit ihren glänzenden Rücken recht in die Vorderreihe seiner Bibliothek und rieb sich in stiller Freude die Hände, wenn er an ihre Ueberraschung dachte. Ueber die verschiedenen Leibgerichte, mit denen man das Kind regaliren wollte, wechselten die Frau Pfarrerin und Jungfer Christiane zahlreiche Complimente: „Bitte, Jungfer Christiane, Sie werden sich mit dem Mädchen doch nicht verunköſten?" — „Bitte, Frau Pfarrerin, das ist ja nur mein Vergnügen." — Zuletzt verständigten sie sich dahin, daß Jungfer Christiane Aepfelküchlein backen, die Mutter aber die Dampfnudeln übernehmen wollte, von denen Lina zu Anfang geschrieben, daß sie bei der Tante gar nicht so gut seien, wie bei der Mutter daheim. Auch ein Programm für die Vergnügungen der Festtage wurde gemacht: — ein solennes Frühstück im Pfarrgarten, ein Spaziergang auf Lina's Lieblingsplatz, einen nahgelegenen Hügel mit Wäldchen, wo ein

Vespermahl im Freien genommen werden sollte, — lauter unerhörte Dinge für die stillen, alten Leutchen; aber was thut man nicht einem Kinde zu lieb?

Die Mutter wünschte sehr, Lina wieder ganz bei sich zu behalten, sie fühlte sich früh gealtert und meinte nicht lange mehr zu leben, auch war ihr das Stadtleben ganz unheimlich, seit sie die zerrüttete Oekonomie ihrer Schwester ahnte, sie hatte auf die wohlversorgte, gutmüthige Schwester stille Hoffnungen für Lina's spätere Versorgung gebaut, — nun sie sah, daß darauf nicht zu rechnen war, lastete des Kindes Zukunft doch manchmal schwer auf ihrer Seele; zunächst aber fühlte sie nur die reine Freude, sie wiederzusehen.

Wenige Tage vor Ostern kam ein Brief von der Schwester, eine unerhörte Sache, sie hatte sonst nie Zeit zu schreiben; ein ganz kleiner von Lina war dabei. Paulinens Brief lautete:

„Dießmal ist's der Mühe werth, liebe Marie, Dir zu „schreiben, ich komme mit einer Neuigkeit, wie man sie nicht „alle Tage hört. Deine Lina wird zu Dir kommen, wie ver„abredet, aber — als Braut. Ja, wundere Dich nur, es ist „nichts so gewöhnliches, daß ein so junges, ein so vermögens„loses Mädchen ohne besondere Schönheit, ohne die Bildung, „die man heutzutage erwartet, eine Parthie macht, und eine „solche!! Der Banquier Dörner, einer unserer angesehensten „Kaufleute, dessen Reichthum sich schwer berechnen läßt, ein „ganz stattlicher Mann, wenn auch nicht mehr in erster Ju„gend, ein sehr rechtschaffener Mann, der in allgemeiner Ach„tung steht, ein Mann, dem hier keine Thür verschlossen ge„wesen wäre, keine, bis zum höchsten Adel nicht, — der wirbt „um Deine Lina!! —

„Es ist wirklich ungeheuer und obgleich ich mir einiges „Verdienst dabei zuschreiben darf, so habe ich doch Mühe, es „selbst zu glauben. Es ist mir in der That eine Verlegen„heit, wenn ich an die Verwunderung und den Neid denke, „die diese Neuigkeit hier hervorrufen wird. — Man wird „Wunder meinen, was ich dazu gethan, und ich habe eigent„lich kaum an einen so vermessenen Plan für das Kind ge-

„dacht, der Zufall führte ihn bei einem Souper an ihre Seite, „und erst als ich sah, daß der sonst stille Mann an dem Ge„plauder und dem lebhaften Wesen des Mädchens Gefallen „fand, trug ich Sorge, daß er sie öfter sehen konnte. — Es „ist wirklich reine Glücksache, oder wenn Du willst, eine „Fügung des Himmels, daß dem Mädchen ein solches Loos „zufällt. —

„Du weißt gar nicht, wie gut sie's bekommt: ein Land„haus, Equipage, hier in der Stadt einen wahren Palast, ich „kann gar nicht alles so auf einmal sagen. — Wenn das „unsere Mutter selig erlebt hätte, die solchen Respekt hatte „vor reichen Leuten! — Ich sage Dir, wenn man sich durch „die Welt behelfen muß, wie ich, in einer Stellung, die viele „Forderungen macht, mit einem Mann, der zwar ein großes „Einkommen hat, aber sonst nichts, da lernt man den Reich„thum schätzen. —

„Das einfältige Kind will noch Umstände machen, sich „nicht als Braut betrachten, ohne Deine Einwilligung, als „ob daran ein Zweifel wäre! — Hat auch vielleicht noch „romantische Ideen im Kopf von Zusammenklang der Seelen, „von dem vielen Theaterlesen her, — was dabei heraus „kommt, darüber könnt' ich sie vollständig aufklären, aber ich „bin jetzt schon so zufrieden; — das wird sich alles bald „geben, sie bekommt's wie eine Fürstin!

„Ich bitte Dich, schreib' umgehend, ein solcher Mann läßt „sich nicht lange hinhalten. Als Gegenantwort kommt dann „das Brautpaar, brauchst Dich nicht mit Küchensorgen zu „plagen, wir bringen unser Diner mit. Von Aussteuer ist „natürlich keine Rede. — Nein, es ist fabelhaft, dieses Glück! „— Leb wohl und schreib' bald.

N. S.

„Dörner ist auch religiös, was Dir doch auch lieb sein „wird." —

Lina schrieb:

„Ach, liebe Mutter, ich weiß noch nicht recht, wo mir „der Kopf steht, es ist gar zu rasch gegangen, ich habe nie „an eine solche Möglichkeit gedacht, und weil es ein älterer

„Mann ist, ganz unbefangen mit ihm gesprochen. Er ist ein „ganz würdiger Mann und wird Dir gewiß gefallen, aber er „ist vierzig und ich achtzehn. Ich habe gar nichts gegen ihn, „aber ich kann mich doch noch nicht entschließen.

„Du weißt, ich habe nie Werth auf den Reichthum ge„legt, aber es muß doch schön sein, ohne Sorgen zu leben „und so viel Gutes thun zu können. Auf ein anderes Glück, „— auf eine Seligkeit, die kein Gold aufwiegt, — Mutter, „da habe ich längst verzichtet, es ist mir lieber, einen ruhigen „Bund zu schließen, als einen, der Herzensansprüche an mich „machte. Aber ich komme doch nicht zum Entschluß.

„Frage auch den Herrn Pfarrer und schreib mir Eure „Meinung. Wenn ich nicht ja sagte, so könnte ich keine „Stunde mehr bei der Tante bleiben, sie ist ganz elektrisirt, „man meint, sie sei die Braut. Ich könnte es kaum über's „Herz bringen, ihre Freude zu vernichten.

„Liebe Mutter, stehe bald mit Deinem Rathe bei

Deinem Kinde."

Die Mutter an Lina.

„Liebes Kind!

„Der Herr segne Dich und den Mann Deiner Wahl „und lasse euch's wohl gehen auf Erden. Der Reichthum „würde mich nicht bestechen, obschon er auch ein Segen von „oben ist, aber ich höre überall, daß der Herr Dörner ein „so rechtschaffener Mann sei. Denke, er hat vor Jahren ein„mal für Pfarrers eine kleine Erbschaft vom Ausland besorgt „und sich dabei sehr redlich und uneigennützig gezeigt. Wie „wunderbar, daß die ihn schon kennen!

„Du schreibst, daß Du Achtung und Wohlgefallen an „ihm findest, das ist genug, liebes Kind. Mir ist's mit Dei„nem Vater selig auch nicht anders zu Muth gewesen; bei „uns ging's nie so hitzig zu und wir haben dann so vergnügt „zusammen gelebt! Du siehst's ja selbst bei der Tante, was „bei der Verliebniß heraus kommt, und da ist's erst noch „besser als an andern Orten. Jungfer Christiane sagt's auch,

„wenn sie nach ihrer Eltern Wunsch dazumal einen Apotheker „genommen hätte, statt auf den Stadtschultheiß zu warten, es „wäre besser gegangen, wiewohl sie jetzt auch zufrieden ist.

„Daß Du Dich nicht so geschwind entschließen kannst, ist „ganz natürlich; meine Mutter selig sagte mir oft, zu ihrer „Zeit wär's recht unanständig gewesen, wenn sich ein Frauen„zimmer nicht wenigstens vier Wochen Bedenkzeit ausgebeten „hätte. Ich habe mich freilich nicht so lange besonnen, aber „ich weiß doch auch, daß ich lang vor der Thüre stand und „mich nicht überwinden konnte hineinzugehen, während mein „Liebster mit dem Papa gesprochen hatte.

„Berathe es mit Gott, liebe Lina, in ihm ist Weisheit „und er wird Dir Freudigkeit ins Herz geben. Ich sehe dies „Glück als eine Fügung von ihm an, und so glauben auch „Pfarrers. Nochmals, der Herr segne Dich, liebes Kind. „Das ist das beständige Gebet

Deiner treuen Mutter."

N. S.

„Wenn Ihr kommt, so ist mir's doch fast eine Verlegen„heit mit meiner kleinen Stube, aber der reiche Boas hat „wohl auch die niedere Hütte der Naemi nicht verschmäht.

„Die Tante schreibt: Ihr bringt das Essen mit, aber eine „gute Nudelsuppe will ich doch auf allen Fall richten."

Und so war es entschieden. Der weltliche Sinn der Tante, das einfältig arglose Herz der Mutter stimmten darin überein, daß gar kein Zweifel sein könne, ob ein *solches* Glück anzunehmen sei. Die Mutter hätte freilich auch in der Werbung jedes redlichen Pfarrherrn eine unmittelbare Gottesgabe gesehen, sie hatte nie einen Zwiespalt zwischen Herz und Leben gekannt. Und Lina? sagte sie blos Ja aus kindlichem Gehorsam, während ihr eigen Herz, und ein sehr unerzognes Herz nicht damit einstimmte? — Ihr Herz war sehr still in diesem Augenblick und sie glaubte fertig zu sein für immer mit Lieben und Träumen und „der Odem der Welt hatte sie berührt," Reichthum und Ansehen waren nicht mehr bedeutungslos in ihren Augen, so sagte sie Ja, nicht im Glück eines jungen liebenden Herzens, nicht mit dem tiefen heiligen

Ernst, der sein Glück und seine Liebe, die stille heilige Liebe der Freundschaft, aus Gottes Hand nehmen will, — nein, ohne tieferes Erwägen in der getrosten Annahme: die rechte Liebe werde von selbst nachkommen, — ein vermessenes Wagen!

Das Wittwenhaus war mit festlichen Guirlanden umhangen, Schulmeisters Töchter hatten dazu den jungen Wald geplündert und alle Narzissen und Syringen der Dorfgärten herbeigebracht. Mit klopfendem Herzen saß die Matrone am Fenster in dem schwarzseidenen Kleid und der Spitzenhaube, die sie sonst nur an Abendmahlstagen schmückten; heute konnte sie nicht wie sonst geschäftig herumtrippeln in ihren Vorbereitungen, sie war zu bewegt dazu; sie hatte Arndts Paradiesgärtlein vor sich gelegt, aber sie konnte auch nicht lesen, sie konnte nur die Hände falten.

Endlich fuhr der Wagen an, — ein viel eleganterer noch als der, in dem einst Tante Pauline gekommen war. Auf dem Rücksitz saß neben dem Oberbaurath ein stattlicher Herr von etwas gerundeter Gestalt, mit verständigen, gutmüthigen Zügen; neben Tante Pauline saß Lina, im glänzenden blauseidenen Kleide, im weißen Atlashut mit Rosen, geschmückt mit Ketten und Spangen, — war das die alte Lina noch? Der Bräutigam hob sie sorgsam herunter und führte sie vorsichtig über die Schwelle, über die sie doch so viel tausendmal gehüpft. Die Mutter konnte nur weinen, aber der Bräutigam hatte mit dem ersten Händedruck ihr ganzes Herz gewonnen.

Tante Pauline rannte wie ein Lauffeuer vom Haus zum Wagen, vom Wagen zum Haus, packte aus und legte aus, Geschenke für die Mutter, für Pfarrers, Torten, Pasteten, kaltes Geflügel mit so beglückendem und Verwunderung forderndem Gesicht, als ob das alles ihre Spende wäre. Sie arrangirte die Tafel und machte dazwischen die Mutter auf Lina's prachtvolle Toilette aufmerksam. „Und daheim hat sie noch ein graues Atlaskleid, und den Blondenschleier solltest du sehen, und die Sammtmantille! Nein, er verwöhnt die

Kleine wahrhaftig! Und wenn ihr gesehen hättet, als wir herausfuhren, wie Geheimeraths die Fenster aufrissen! ja ich möchte an manchen Thüren horchen können, bis die Neuigkeit überall bekannt ist!" — Die Mutter allein empfand peinlich Paulinens Indelikatesse. Lina war ihres Wesens schon gewohnt, sie saß wie im Traum und ließ ihre Hand willenlos dem Bräutigam, der sie mit strahlendem Vergnügen betrachtete und daneben mit der Mutter ganz gemüthlich plauderte.

Die Mutter war glückselig; so hatte sie sich den reichen Herrn Tochtermann nicht gedacht, so einfach, so gar nicht hochmüthig. Wie er ihr erzählte von seinem Vater, der einst ein armer Kaufmann in einer kleinen Stadt gewesen, von seiner eigenen entbehrungsvollen Jugend, bis eine glückliche Spekulation mit seinen ersten Ersparnissen ihm den Weg zum Reichthum geöffnet habe, wie er so lang allein geblieben, weil er gar nie Zeit gehabt habe, nur ans Heirathen zu denken, und weil er nie ein Mädchen gesehen, wie er es jetzt in Lina gefunden: einfach erzogen, natürlich und doch gebildet, und wie es ihn nun glücklich machen werde, Lina's Jugend und der Mutter Alter zu verschönern, — da hörte sie in stummem Glück zu, sie konnte kaum erwarten, bis sie Lina auch recht eindringlich ermahnen konnte, sich dieses Segens würdig zu machen, und begriff nicht recht, warum sie so still war und sich all die Herrlichkeit so ruhig gefallen ließ, als müsse das so sein. Aber das Mädchen hatte immer einen hohen Geist gehabt.

Im Pfarrhaus wurde das Brautpaar mit Freude und tiefer Rührung aufgenommen. Susanne konnte sich nicht halten, sie sprang mit lautem Jubel und Verwunderungsrufen im Kreis herum, um ihre schöngeschmückte Jungfer Lina von allen Seiten zu betrachten, und ließ sich's nicht nehmen, den Bräutigam „gnädiger Exlenz" zu tituliren. „Wie eine Königin!" rief sie immer wieder triumphirend, wenn sie die jugendliche Gestalt in dem schimmernden Gewand gehn sah.

Den Pfarrer blendete der Schimmer nicht, er legte seg-

nend seine Hand auf ihre Stirn. „Gott segne dich, Kind, und mache dich zum Segen! Vergiß den edelsten Schmuck nicht, den sanften und stillen Geist, der köstlich ist vor Gott.“ Jungfer Christiane zerfloß in Thränen, konnte sich aber dazwischen nicht enthalten, der Mutter beifällig zuzunicken im Blick auf die Beiden.

Frau Pauline und der Oberbaurath machten aus lauter Langerweile einen sentimentalen Spaziergang ins Weidenthälchen, was ihnen schon gar lange nicht mehr begegnet war.

Mit den Ueberraschungen für Lina war's nun freilich nichts. Wozu ihr den neuen Schiller zeigen, da bereits, wie ihnen Frau Pauline vertraut, ein höchst eleganter Bücherschrank mit allen möglichen Klassikern gefüllt für sie bestellt war. Was war für sie jetzt das gemalte Zimmer mit den Maiblumen und gar die Aepfelküchlein der Jungfer Christiane!

Auch im Pfarrhaus gefiel der Bräutigam außerordentlich wohl, und während sie dort in behaglichem Gespräch saßen, flüsterte ihm Lina ins Ohr, sie wolle ihre Freundin Luise besuchen, die sich mit bescheidenem Stolze bis dahin der glänzenden Jugendgespielin fern gehalten hatte. Gern hätte er sie begleitet, er ließ gar ungern und zögernd ihre Hand aus der seinen, aber das unvermeidliche Gefolge der gaffenden Dorfkinder war ihm lästig, so ging sie allein.

Allein, wieder einmal ganz allein, ging sie den altbekannten grünen Kirchhofpfad, das seidene Gewand umrauschte sie, die Spange an den Armen blitzten ihr entgegen, wenn ihr Blick sich senkte, — sie kam sich wie ausgetauscht vor. Leise, langsam, immer noch wie träumend, ging sie den Weg, den sie so oft leichten Tritts gehüpft war, und leise stieg sie hinunter bis zum Schulhause, wo sie verwunderter Jubelruf empfing.

Sie kam lange nicht mehr zurück. Dörner wurde unruhig und hätte gerne nach ihr gesehen, aber der alte Herr hatte ein Gespräch über England mit ihm angeknüpft, er konnte sich nicht losreißen. Die Mutter stand auf und flüsterte ihm gutmüthig zu: „ich will sie schon bringen.“

Lina war nicht mehr im Schulhaus, aber das Wittwenhäuschen stand offen. Das Wohnzimmer war leer, die

Mutter stieg hinauf in Lina's neugeschmücktes Gemach, das sie ihr noch nicht einmal zu zeigen gewagt hatte. Da kniete Lina vor dem Bett und hatte das Gesicht in die Kissen gedrückt und schluchzte und weinte bitterlich. „Um Gotteswillen, Kind, was ist's mit dir? Steht es so? Ach, Kind, wir haben uns wohl zu leicht von dem äußern Glück blenden lassen! Es muß ja nicht sein, du bist ja noch nicht gebunden." Lina richtete sich auf und trocknete die Augen. „Sei ruhig, Mütterchen," sagte sie, indem sie ihr die Hand gab, „es kam mir nur alles so plötzlich, ich bin gewiß zufrieden und werde auch glücklich werden." — „Kind," sprach die Mutter kopfschüttelnd, „so weint keine glückliche Braut. Komm, Lina," fuhr sie mit tiefem Ernst fort, „besinn dich noch, so lang es Zeit ist; es wäre freilich arg, wenn alles wieder nichts würde, aber lang nicht so schlimm, als wenn du deinem Mann kein treues, liebevolles Herz zubrächtest. Du wirst doch nicht," sagte sie leise und zögernd, „das heilige Ja aussprechen wollen mit einem Andern im Herzen? — Der Arnold?" — Ein glühendes Roth, mehr des Unwillens, als eines Herzens, das sich getroffen fühlt, flog über Lina's Züge. „Nein, o nein, Mutter," rief sie entschieden aus, „und wenn der käme mit all seinem Geist und seiner Frömmigkeit und seinem Stolz und fiele mir zu Füßen, ich stieße ihn weg. So bin ich nicht gesunken, daß ich mein Herz einem nachwürfe, der es in den Staub gestoßen! Nein, Mutter," fuhr sie ruhiger fort, „du darfst keine Sorge haben, aber es kam so schnell, man setzte alles so gewiß voraus, ich hatte noch keinen Augenblick Ruhe, die Thränen haben nur den alten Mädchentagen gegolten, die nun enden sollen, ehe sie recht angefangen. Sei ruhig, Mütterchen, ich werde gewiß ein glückliches Weib." — „Und ein gutes, Lina, und ein treues, treu mit deinem innersten Herzen, nicht wahr?" — „Gewiß!" rief Lina wieder heiter und schlug ihre Hand in die dargebotene der Mutter, „darauf freue ich mich ja gerade, den guten Dörner so recht glücklich zu machen, der mit all seinem Geld indeß ein so langweiliges Leben geführt."

Drunten wurde es laut. Tante Pauline kam lachend

mit dem Bräutigam, um die Verlorene zu suchen. Es sollten noch ernste Berathungen gepflogen werden wegen der Hochzeit. Ueber die Zeit waren die Ansichten getheilt. Lina meinte in einem Jahr, die Mutter milderte es zu einem halben, Dörner aber wollte höchstens drei Monate warten, und mit Hülfe der unwiderstehlichen Tante Pauline setzte er seinen Antrag durch. „Aber die Aussteuer!“ meinte bedenklich die Mutter; „ich habe zwei Jahre an der meinigen genäht.“ — „Das ist meine Sache,“ sagte der Bräutigam, „durch die Hand unsrer allmächtigen Tante kommt wohl alles zu Stande.“ — „Gewiß, verlaßt euch darauf!“ rief die Tante, deren Augen funkelten beim Gedanken, solch großen Umtrieb für ihre Rastlosigkeit zu haben und so recht mit vollen Händen in eine Börse greifen zu dürfen, ohne einen scheltenden Gemahl zu fürchten. „Hände gibt's genug; Möbel, Garderobe, Küchengeräthe und Weißzeug, alles soll auf's Schönste bereit sein, und eine Reise macht ihr doch? Der Rhein und die Schweiz sind nicht mehr modern, Paris ist moderner, oder Italien? Bis ihr von da zurück seid, trefft ihr Alles im besten Stand, wenn mir der Herr Neveu Carte blanche gibt.“ — „Gewiß, gewiß!“ — „Der Herr Tochtermann sind allzugütig,“ sagte die Wittwe, mehr beschämt und verwirrt als vergnügt, „aber — die feine Leinwand, das schöne Tischzeug, das ich mit eigener Hand für meine Lina gesponnen, das ist nun wohl auch zu gering?“ — „Das nehmen wir recht mit Dank an,“ sprach der Banquier, „es soll unsrem Hause Segen bringen und wir wollen es in Ehren halten.“ Nun war die Mutter wieder heiter.

Lina bestand darauf, in der Mutter Heimath von ihrem alten Freunde getraut zu werden, für so unsinnig es auch die Tante erklärte. Die Mutter freute sich darüber, nur meinte sie bedenklich: die vielen Gäste —. „Was, Gäste!“ rief die Tante, „welcher Unsinn! da komme höchstens ich mit, sie lassen sich in der Stille trauen, trinken eine Tasse Chokolade und fahren in die weite Welt. Das thäte uns noth, ein so solennes Hochzeitsfest, wie vor Zeiten das meine, wo sieben Pfarrer der Umgegend Festreden hielten und der Schul-

meister und zwei Provisoren zuletzt dazu heulten!“ — „Aber bis zur Hochzeit lassen Sie Lina noch hier?“ fragte die Mutter. Der gutmüthige Dörner sagte nicht gern Nein, aber die Tante drang siegreich mit ihrer Meinung durch, indem sie bewies, wie nun Lina Kleider probiren, Hüte bestellen und Visiten machen müsse. — Höchstens ein paar Tage vor der Hochzeit wurden zugestanden. Die Stunde der Trennung schlug und sie fuhren dahin, Lina winkte nicht mehr so oft zurück, wie jenes erstemal, nur Tante Pauline richtete sich noch einmal auf und blickte triumphirend nach dem kleinen Dörfchen zurück, und fühlte sich stolz und siegesfroh als die Beglückerin der Familie.

Sechs Jahre sind verflossen, seit Lina zum erstenmal als Frau die kleine Dorfkirche verlassen, seit sie das schimmernde Atlaskleid, den duftigen Schleier und den blühenden Mirthenkranz abgelegt hatte und an der Seite ihres hochentzückten Gatten hinausgefahren war in die weite, neue Welt.

Sie ist nun lange wieder daheim, daheim auch in ihrer neuen behaglichen Lage, in der Eleganz und dem Reichthum ihrer Umgebungen. Sie hört nicht mehr mit Verwunderung ihre seidenen Gewänder rauschen oder blickt erstaunt auf ihre funkelnden Armbänder. Sie trägt und gebraucht das alles mit Anstand und Sicherheit, mit Takt und Geschmack, als ob sie es nie anders gewöhnt gewesen wäre. Man fand früher, daß sie ein hübsches Mädchen sei, jetzt gilt sie für eine schöne Frau, ihr Salon ist der gesuchteste, sie selbst mit ihrer Lebhaftigkeit, ihrem leichten, raschen Urtheil die Zierde jeder Gesellschaft.

Auch der Armen hat sie nicht vergessen in ihrem Glück, sie spendet gerne und mit vollen Händen und ist die Protektorin zahlloser wohlthätiger Vereine.

Sie hat drei Kinder, die niedlichst gekleideten der ganzen Stadt, sie freut sich von Herzen ihres Heranwachsens und ihrer kindlichen Lieblichkeit, sie spielt und tändelt gern mit ihnen, zumal im Sommer, wenn sie zusammen auf dem Land-

gut sind; Winters in der Stadt ist es zu unruhig, da findet sie wenig Zeit dazu.

Ihr Mann ist unverändert geblieben in seiner Güte; er freut sich, wenn die Frucht seiner angestrengten Arbeit für seine Frau zu heiterem Genusse wird, er freut sich, sie schön geschmückt und lebensvoll in Gesellschaften zu sehen, er begleitet sie dahin, so oft sie es wünscht, geht sie gerne allein, so findet er's auch behaglich, seinen Club zu besuchen. Die Mutter hält er hoch in Ehren, und da sie nicht zu bewegen war, ihren Wittwensitz und ihre alten Freunde zu Eichbronnen zu verlassen und sich in der glänzenden Stadtwohnung auch nicht behaglich fühlt, so muß sie wenigstens jeden Sommer einige Wochen auf Rosenau, so heißt der Landsitz, zubringen.-

Es fehlte Lina an nichts, jeden Drang nach geistiger Weiterbildung, jede Freude an Kunstgenuß konnte sie befriedigen; Bücher und Lehrer, Künstler und Dichter, Musik und Bilder standen ihr zu Gebot, und doch fühlte sie eine Leere im innersten Grund ihres Wesens, doch schien ihr oft, ihr Leben sei ein Traum und sie möchte erst wieder neu beginnen von der Zeit, wo sie ihre stille Jugendheimath verlassen hatte; doch war es ihr, als sei sie um ein unendliches, unaussprechliches Glück betrogen, und sie, die heitere Zierde geistvoller Cirkel war daheim oft eine verstimmte, reizbare Hausfrau. Warum das?

Lina nennt es, aber nur im tiefsten Grund ihrer Seele, ein unausgefülltes Herz, und sie denkt, es sei recht viel, daß sie mit so heiterem Muth ein Leben trage, dem eine so unendliche Lücke geblieben. Die Mutter, die mit ihren stillen Augen, ihrem weltunerfahrenen Sinn nun seit Jahren in der Tochter Hausstand blickt, die denkt: wenn sie nur ihr Herz in ihre Pflichten legen möchte, so wäre die Lücke nicht so tief, — aber sie weiß es nicht recht zu sagen, sie wird immer stiller, der beredten, glänzenden Tochter gegenüber.

Mutter und Tochter sitzen auf der Terrasse zu Rosenau, wo sich der schön angelegte englische Garten vor dem Blick ausbreitet, — reizende kleine Gebüsche, weiche, grüne Rasen mit bunten Blumenparthieen dazwischen, im Hintergrund male-

rische Baumgruppen, alle Prosa der Pflanzenwelt, Gemüse und Küchenkräuter verbannt in den Küchengarten hinter dem Hause. Die Rosen auf Rosenau sind verblüht, nur an hohen Noisettebäumen hängen noch die dornlosen Blüthenbüschel, aber das ist nicht die frische naturwüchsige Rose. Die vermessene Kunst des Menschen, der den Schöpfer spielt, kann den ursprünglichen Zauber der unmittelbaren Schöpfung nicht wiedergeben. Doch Malven blühen und Dahlien in buntfarbiger Pracht, Reseden haben halbe Beete überwuchert und überduften den leisen Moderhauch, der auch die klarste Herbstluft durchzieht.

„Wie still und behaglich ist's heut, noch gar kein fremder Mensch gekommen," sagte die Mutter. — „Ja, schon seit drei Tagen nicht," versetzte Lina mit unterdrücktem Gähnen, „ich glaube, wir müssen an den Umzug denken." — „Freilich, deinem Manne wird's jetzt auch einsam werden, an den kurzen Tagen kann er Abends nicht so oft mehr herauskommen." — „Nun, es geht ihm nichts ab in der Stadt, ich habe ihm ja dießmal die Köchin drin gelassen und behelfe mich mit den beiden andern Mägden." — „Heute aber kommt er gewiß, es ist ja Samstag; solltest du nicht sein Zimmer ein wenig heizen lassen, Linchen?" — „Weiß nicht; wenn er warm will, wird er's schon sagen, er bringt ja den Friedrich mit." — „Und solltest du nicht ein anderes Abendessen bestellen? Du weißt, er klagte das letztemal, daß er auf den Thee schlecht geschlafen, ein gutes Süppchen —?" — „Das kann er ja noch bestellen, wenn er kommt," lachte Lina, „so keck ist er schon, ich bin den Thee gewöhnt." —

„Nun ich dachte nur, ein gemeinsames Abendessen sei ihm behaglicher. Ich weiß ja wohl," fuhr sie etwas schüchtern fort, „daß es bei euch an gar nichts fehlt, was zur Bequemlichkeit gehört, aber ich meine doch, die Hand der Frau läßt sich dem Manne mit nichts ersetzen. Darum hat mich eine Königin immer so gedauert, weil sie ihrem Mann so wenig zu liebe thun darf. Dein Vater selig hätte gar nicht geglaubt, daß das ein Heimkommen sei, wenn ich ihm nicht Schlafrock und Pantoffeln bereitgestellt hätte; ich hatte ja auch

meine Magd, aber er konnte eben nicht schlafen, wenn ich seine Kissen nicht geschüttelt, du lieber Gott! Und wie hätte er Kaffee trinken können, wenn ich ihn nicht eingeschenkt! Und das war ein Fragen und ein Gucken nach mir, wenn ich nur vor der Thür war! Und in seiner letzten Krankheit, wie ihn der Doktor noch so geplagt hatte mit Blasen und Schröpfen, wie ich dann an sein Bett kam und ihn verband, da hat er meine Hand gefaßt und lächelnd gesagt: ‚da kamen die Engel zu ihm und dienten ihm.‘ Siehst du, das thut mir doch noch wohl!“ Und ihre nassen Augen glänzten in der Abendsonne.

Lina war eine Weile still. „Das ist nun in unsern Verhältnissen anders, Mutter, und darin besteht auch die Liebe und Treue nicht; mein Mann hat vorher schon lange allein gelebt und sich selbst helfen lernen. Auch mache ich an ihn gar nicht die Ansprüche, die andere Frauen machen,“ sagte sie leichthin; „als jung denkt man sich einen Mann, der Gedichte an uns macht und uns Abends vorliest.“ — „Nun, das ist freilich nicht jedem gegeben,“ meinte die Mutter, „der Vater selig las auch nicht besonders gern vor, und wollte ich ihm lesen aus seinen Büchern, so brachte ich die fremden Wörter nicht recht heraus. Aber du kannst so schön vorlesen, Lina!“ — „Unser Geschmack ist verschieden, die Zeitung und der Walter Scott, was meines Mannes Lieblingslektüre ist, wird mir langweilig, ich glaube, er hat sich zum Zeitungsvorlesen wenigstens den Friedrich dressirt.“

„Wo bleiben denn die kleinen Herzchen?“ fragte die Großmutter, die das Gespräch nicht mehr fortsetzen mochte. „Sie sind noch fort mit der Französin.“ — „Meinst du nicht, es werde zu kühl für sie?“ — „Man muß die Kinder auch abhärten, die Margot kommt schon zur Zeit.“ — Eben kamen die Kleinen den Gang herauf mit Margot, die einen Roman in die Tasche schob, der schwarzaugige Otto, der kleine Eugen, der noch nicht recht gehen konnte, und Amelie, die zu der Mutter Bedauern mehr ein häßliches, als ein schönes Kind war. Der Kleine wurde geherzt, Otto erzählte die Abenteuer des Spaziergangs und Amelie schmiegte sich

in der Großmutter Schooß, die Mutter hatte sie auch lieb, aber sie wußte nicht viel mit ihr anzufangen, sie hatte noch nie versucht, in das stille Wesen des Kindes einzugehen.

Da fuhr vorn am Hause ein Wagen an, ein im Augenblick unerwartetes Ereigniß, denn der Vater pflegte an schönen Abenden zu Fuß zu kommen. Man hörte, noch eh man vor die Hausthür kam, die laute Stimme der Tante Pauline: „Friedrich, Sie nehmen meine Schachtel; wo ist Babette? sie soll mir Hut und Schirmchen heraustragen. Du, Junge, da, nimm den Joli, das arme Thier. Entschuldigen Sie, Herr Neveu, in der Tasche stecken die Törtchen!“ — „Das ist Tante Pauline,“ riefen die Kinder, Großtante zu sagen, war streng untersagt. — „Grüß dich Gott, Lina, grüß Gott, Schwester!“ rief Pauline, indem sie mit viel Geräusch und Umstand endlich den Wagen verließ, „immer glücklich auf eurem Feensitz? Nun ich, ich hoffe auch noch zu kommen, meines Mannes langweiliger Fuß ist jetzt so weit, daß ich nicht immer auf dem Platze sein muß, er ist ohnedies so wunderlich, soll's nun auch ohne mich versuchen.“

Dörner begrüßte herzlich seine Frau und stellte ihr einen Herrn vor, der jetzt erst aus den Schachteln, Hauben- und Hundekörbchen der Tante sich herausarbeiten konnte. Lina erkannte ihn im Augenblick, es war der dunkelaugige Jüngling, mit dem sie einst Dramen gelesen hatte. „Herr Leon —,“ begann der Banquier und wandte sich um nähere Bezeichnung verlegen zu der Tante. — „Dichter der Frühlingsstürme, der —,“ ergänzte diese, die auch in den Titeln der neuesten literarischen Erzeugnisse nicht sehr bewandert war, „Lina braucht keine nähere Vorstellung.“ — „Gewiß nicht,“ sagte diese erfreut und doch mit einem leichten Anflug von Verlegenheit, „Sie haben uns manch schöne Stunde gemacht und wir uns mit Vergnügen der Zeit erinnert —.“ — „Wo ich, ein schüchterner Fremdling in Ihren Kreis eingeführt war,“ sprach Leon, der sich nur dunkel erinnerte, die schöne Frau einmal gesehen zu haben. — „Und nun ziehen Sie wie ein Sieger in lauter eroberte Lande ein,“ bemerkte Lina. Ein stolzes Lächeln flog über Leons Gesicht. Das

Blatt hatte sich gewendet, das Glück, das Geistesgaben und Erfolg nicht weniger launig vertheilt, als materielle Güter, hatte ihm plötzlich die volle Gunst des Publikums zugewandt, dem die Kritik nur langsam und zögernd das Recht zugestand, sich für seine Werke zu begeistern. Der junge Dichter, der mit seinen Manuscripten im Comptoir der Buchhändler gestanden, die ihn achselzuckend versicherten, wie wirklich eben gar kein Boden sei für epische Dichtungen und wie die bedrohlichen Zeiten das kleinste Unternehmen mißlich machten, war nun der Löwe des Tages geworden, seine Gedankenspäne wurden mit Gold aufgewogen, und Damen feinsten Tons schätzten sich glücklich, ihn in ihre Salons zu gewinnen.

Tante Pauline, die ein großes Talent hatte, das Neueste auf jedem Gebiet zu entdecken, hatte seine Ankunft in der Residenz erfahren und Alles daran gesetzt, ihn Geheimeraths abzuspannen, die bereits eine Fahrt nach der Lindenhöhe mit ihm beabsichtigten. Dörner, dem sie vorstellte, wie sehr es Lina freuen und interessiren würde, den Dichter bei sich zu sehen, ließ sich gern bereit finden, ihn einzuladen; ein glücklicher Zufall führte Leon in einer Geldangelegenheit zu dem Banquier, er nahm die Einladuug nach Rosenau an, und in hellem Triumph fuhr die Oberbaurätin mit ihrer Beute zum Thor hinaus. Geheimeraths hatten schon den Wagen bestellt, da haben sie noch den Dichter Braun eingeladen, dessen Verse Niemand liest, als er selber, und die Seger, die kleine Kindergeschichten schreibt, helf was helfen mag," erzählte sie, stolz auf ihre Eroberung, lachend ihrer Nichte, während Dörner Leon den Garten zeigte; dann rannte sie wieder zum Wagen und ins Haus, um die kleine Kollation herzudirigiren. Die Pfarrerin war immer halb entsetzt über die Keckheit ihrer Schwester, sie schaltete nach sechs Jahren noch nicht so ungenirt im Haushalt ihres eigenen Kindes, wie Pauline in den ersten Tagen.

Man mußte sich bald von der kühlen Terrasse in den Gartensaal zurückziehen, Pauline arrangirte einen Punsch, der Dichter wurde sehr liebenswürdig, man verständigte sich jetzt erst über die frühere Bekanntschaft: es war für Lina

eine kleine Demüthigung, daß er sie nicht gleich wieder erkannt. Zuerst war die Unterhaltung eine allgemeine über große Städte, wo sich der Dichter zuletzt aufgehalten, mit denen auch die Andern bekannt waren, allmälig sprach nur noch Lina und der Gast, und mit stillem Vergnügen hörte der Banquier die lebhafte, feurige Beredtsamkeit seiner Frau, wie sie über Dichterwerke und ihren Eindruck, über Kindheitserinnerungen, über den Zauber der Natur und den geheimnißvollen Reiz ihrer einfachsten Erscheinungen sprach. „Kein Mensch merkt's ihr an, daß sie nicht in Salons erzogen ist," flüsterte er der Tante zu, „aber ich habe ihr auch alles leicht gemacht, dem lieben Kind, was sie zu ihrer Bildung bedurfte." — „Sie könnte heut selbst Geschichten schreiben," stimmte diese flüsternd bei, „es ist das aber doch nicht besonders nobel; man reißt sich wohl um die Dichter in Gesellschaften, aber im Ganzen gelten sie eben ungefähr eine Klasse höher als Schauspieler ersten Rangs; in England ist das wieder anders."

Aber das bloße Zuhören macht müde. Dörner und die Mutter zogen sich allmählig zurück, nur Tante Pauline hielt als Ehrendame aus bei den Beiden, die so ins Gespräch vertieft waren, daß sie noch kein Ende finden konnten. Sie sprachen über Leons letzte Dichtung. „Der Schluß hat mich überrascht," sagte Lina, „ich hatte mir ihn viel anders gedacht." — „Mein eigener Plan war ein ganz anderer," entgegnete Leon, „aber die innere Entwicklung des Werks zog mich fast wider Willen auf diese Bahn: das ist die eigene, lebendige Seele eines Werkes unserer Hand, unseres Geistes, von der die Morgenländer fabeln, der geheimnißvolle Zauber des Werdens, der uns aus unserer eigenen Schöpfung entgegen weht —." — „Des Herrn Waschschüssel ist zerbrochen," meldete der eben eintretende Friedrich, „und Madame müssen den Schlüssel zum obern Zimmer verlegt haben, wo das Porzellan steht." — „Es ist morgen noch Zeit," beschied ihn unwillig Lina, „Sie haben's gehört." Der Diener entfernte sich zögernd. Aber der Faden war abgerissen, man stand auf, und Leon rezitirte halblaut Pfizers Worte:

„O habt ihr es auch schon empfunden,
Wie Unmuth fast die Brust zersprengt,
Wenn in den Kreis geweihter Stunden
Ein ungeweihter Gast sich drängt?“

Ueber dem ungeweihten Gast fiel der Tante der mitgebrachte Gast ein, und ob die Nichte in ihrem poetischen Glück auch Sorge für ihn getragen habe. Das hatte aber schon die Mutter gethan.

Angenehm aufgeregt, wie lange nicht mehr, ging Lina auf ihr Zimmer, und der gute Dörner schüttete am andern Morgen Wasser aus der Flasche auf sein Handtuch, weil er die Frau nicht noch einmal um eine Waschschüssel bemühen wollte.

Das Landhaus war geschlossen, die Mutter spann wieder daheim in der Gesellschaft der Jungfer Christiane, die diesen Winter viele Sorge um des Bruders Gesundheit hatte, und Lina hatte sich in der Stadt eingerichtet. Die geselligen Kreise waren diesen Winter besonders belebt durch die interessante Persönlichkeit Leons, und Dörners wurden vielfach beneidet, da er sich doch am liebsten in ihrem Hause aufhielt. Tanzunterhaltungen und Kartenspiel wurden weit in den Hintergrund gedrängt durch Vorlesungen, freie Vorträge, Besprechungen über neue literarische Erscheinungen, die sich unter Leons Leitung zu einem förmlichen Gerichte in der Form der alten cours d'amour bildeten, nur daß die schuldig Befundenen meist in contumaciam verurtheilt wurden.

Lina lebte und webte in all diesem, das war eben die Saite ihres Wesens, die bis jetzt nur flüchtig angeklungen hatte. Gerade ihre einfache Erziehung, die doch ihrem Geist volle Freiheit gelassen hatte, sich zu entwickeln, gab ihrem Urtheil eine Frische und Originalität, die, zumal bei einer Dame, leicht den Mangel gründlicher Bildung bedeckt. Ueberall, ohne daß es darauf angelegt war, spielten sie und Leon die Hauptrollen, und nur ihre Unbefangenheit und das ehrende Vertrauen, das ihr ihr Gatte zeigte, und — die allgemeine

Leidenschaft der Damen für den interessanten Dichter ließ die lauten und leisen Bemerkungen darüber nicht zu schlimmer Nachrede werden.

Die Schicklichkeit umgibt mit einer Mauer
Das zarte, leicht verletzliche Geschlecht.

und diese Mauer schützt nicht nur nach innen, auch nach außen.

Der Gerichtshof war wieder einmal versammelt, es lag ein neues Werk über weibliche Bestimmung vor. „Nun, ich muß sagen, unsere Schriftsteller sind nicht schuldig, wenn unsere Frauen noch nicht wissen, wie sie mit sich selber dran sind," meinte ein älterer Herr; „von allen Seiten her, Männer und Weiber, Pfarrer und Dichter, alles predigt sie an über ihren Beruf und ihren Werth und ihren Lebenszweck." — „Und immer praktischer werden die Rathschläge," lachte Lina; „ein Buch über weibliche Bestimmung muß künftig als Anhang ein Kochbuch haben, nebst einer Anweisung zum Bestreichen der Betten: die Männer müssen sich ungeheuer gut stehen, wenn einmal das so gebildete Geschlecht heranwächst."

„Mir kommen all diese Werke und Anleitungen unendlich unsinnig vor," sagte Leon. „Während man im Reich der Natur, in jedem einzelnen Gebiet die unendlichste Mannigfaltigkeit der Erscheinung und der Bestimmung sieht, während man bei dem Manne die vollste Entwicklung seiner eigensten Individualität nicht nur gestattet, sondern fordert, sie als Bedingung seiner gesunden Existenz ansieht, will man die Frau, dieses individuellste Wesen, für das schon Göthe auch in Aeußerlichkeiten volle Freiheit zur eigenen thunlichen Entfaltung in Anspruch nimmt, will man sie, wie ihr zu sagen pflegt, über Einen Kamm scheeren. Freilich ist die Frau zur Hausfrau geschaffen, zur Köchin, zur Nähterin, zur Erzieherin; aber nicht jede Frau. Während die eine unübertrefflich ist in ihrer Küche, die andere vortrefflich in ihrer Kinderzucht, ist jenes zarte, liebliche Wesen offenbar nur eine Blume zur Zier des Gartens, und sie hat ihre Mission erfüllt durch die Anmuth ihrer Erscheinung." — „Aber wenn sie einen Mann

hat und Kinder und die wollen essen?" warf der prosaische Herr dazwischen.

Ohne diesen Einwurf zu beachten, fuhr Leon mit Feuer fort: „Selten sind wohl die Erkorenen im Frauengeschlecht, denen beschieden ist, im Gebiete der Kunst, der Literatur selbst schaffend aufzutreten und eine neue Bahn zu brechen, aber auch die sind auf diesem Felde berechtigt, die in weichern Schwingungen als anmuthiger Nachhall die Saiten ausklingen lassen, die die stärkere und rauhere Männerhand angeschlagen hat. Und wenn die Nachtigall mit ihren süßen Tönen eine Welt in eurer Seele weckt, wenn der Nachklang dieser Töne, die für das Entzücken eines Augenblicks geschaffen scheinen, weit, weit und lange in die Welt des Geistes hinauswirkt, wollt ihr dann beklagen, daß sie kein nützliches Hofhuhn geworden? Die höchste, die schönste, die naturgemäßeste Mission aber für eine begabte Frau scheint mir die, als Muse den Geistern zur Seite zu stehen, die da berufen sind, ihrem Geschlecht als Sterne voranzuleuchten, das heilige Feuer des Genius, das in der Seele des Mannes schlummert, zu wecken, anzufachen und zu erhalten, sei es mit süßem Gesang, mit dem Zauber der Schönheit, sei es mit der bloßen Einwirkung ihres weichern, biegsamern, leichter fassenden Wesens. Warum klagt ihr, daß unsere Zeit arm sei an großen Erscheinungen? Seht auf die Dichterheroen unsrer nächsten Vergangenheit, welch mächtigen, belebenden Einfluß haben Frauen auf ihre Entfaltung, auf ihre Schöpfungen gehabt! Ihr wollt das Schönste, das geschaffen wurde, die Krone der Schöpfung herabziehen zum bloß Nützlichen, es ist eure Schuld, wenn euch Beides verloren geht."

„Aber ich muß nochmal sagen," begann der beharrliche Herr, „nicht alle Männer sind eben in der Lage, eine Frau als Muse zu erhalten, da müßte man gleich eine Hausjungfer daneben einthun." — „Nicht alle Männer brauchen eine Muse," brach Leon los, gereizt durch das Lachen, das den ganzen Eindruck seiner Rede zu zerstören drohte, „ihr Pfarrer, Kommerzienräthe, Fähndriche, Sekretärs oder Husarenmajors, sucht ihr euch immerhin Hausfrauen nach Herzenslust, die Schinken ein-

salzen und wollene Wämmser stricken, aber daß es auch solchen, die den wahren Werth einer ächten Frau verstehen, die eine edle Blume hegen möchten und pflegen, damit sie ihr süßer Duft erquicke und belebe ein ganzes Leben durch, daß es diesen so selten beschieden ist, die Seele zu finden, die sie ergänzt, daß sie die Blume müssen welken sehen im Gemüsegarten, —" Seine Bewegung übermannte ihn, er schwieg, während einige Damen sich bedeutsame Blicke zuwarfen. „Na, ich glaub', er ißt doch auch gerne Schinken und lebt überhaupt nicht von der Luft und vom Duft," murmelte der Prosaische.

Frau von Leiningen, eine ältere Dame, kein regelmäßiges Mitglied des Gerichtshofs, die durch die Lebhaftigkeit der Besprechung herbeigezogen worden war, sagte begütigend: „Sie nehmen's zu tragisch, lieber Leon. Wir alle, die wir hier sind, können eben nicht klagen, daß wir für Nützlichkeitszwecke mißbraucht werden, auch unsern jungen Mädchen macht man nicht den Vorwurf übergroßer Brauchbarkeit. Ich denke, das alte Segenswort: ‚Dein Weib wird in deinem Hause sein wie eine Rebe,' scheint mir ein schönes Bild weiblicher Bestimmung. Die Rebe ist eine Zier des Hauses, und während sie tief und fest an ihm wurzelt, umrankt sie es leicht und anmuthig mit frischem Grün und füllt es mit lieblichem Duft zur Zeit der Blüthe. Daß sie im Herbst die köstliche Frucht bringt und für den Winter den edlen Wein, das werden unsere Männer ihr nicht zum Vorwurf machen," schloß sie lächelnd gegen Leon gewendet. — „Gnädige Frau sind ja sehr bibelfest," meinte ein junger Mann etwas spöttisch; auch einige Damen fanden das Citat „ein bischen geschmacklos." Lina hatte wenig davon gehört, ihre Seele lag noch in Leons Worten, sie sah aber nur flüchtig nach ihm hin und ging nach Hause, ohne ihm besonders gute Nacht zu sagen.

Die Bewegung von dem Gespräche des Abends klang in Lina noch am folgenden Morgen nach, als sie, in tiefe Gedanken versunken, auf dem weichen Divan ihres Zimmers lehnte. Leons Worte hatten den Schleier von den stillen Wünschen ihres Herzens weggezogen. Das war ja stets ihr Ideal der Ehe gewesen, ein Ineinanderfließen der Seelen,

eine gegenseitige geistige Anregung, ein Verstehen ohne Worte, das die edelsten Blüthen des Geistes weckt. O was hätte da aus mir werden können! sagte ihr leiser Seufzer und was ist meine Ehe?

Ihr Mann trat ein, den sie so lange auf dem Comptoir geglaubt hatte. Es war dieß eine ganz ungewöhnliche Stunde, auch schien er selbst etwas verlegen. „Liebes Kind," begann er zögernd, „ich hätte schon lange gern mit dir gesprochen, aber wir sind so selten allein." — „Was wolltest du denn?" fragte Lina zweifelnd und befangen. — „Liebes Kind," begann er wieder, sich ein Herz fassend, „ich muß mit dir über unsere Verhältnisse reden. Du weißt, ich habe dir nie etwas erschwert und es freut mich, wenn du unser Leben mit den Mitteln, die uns gegeben, so freundlich wie möglich gestaltest, aber — unser Verbrauch ist wirklich ohne alles Verhältniß mit unserer Stellung, mit unsern Mitteln selbst, wenn ich an die Zukunft unserer Kinder denke." — „Du darfst nur gebieten, wo abgebrochen werden soll," sagte Lina im Ton einer gekränkten Unschuld, „verkaufe Pferde und Wagen, ich bin lange zu Fuß gegangen, ich kann es wieder, verabschiede von den Dienstboten, wenn du willst, es steht ganz zu dir, ich habe hier nichts zu sagen." —

„Ich bitte dich, Kind," sprach er fast ängstlich, „nimm es nicht so; das alles verträgt sich ganz wohl mit unsern Mitteln. Nur wenn du hie und da ein Auge haben wolltest auf das Treiben der Dienstboten, genaue Rechnung führen, die Noten der Kaufleute durchsehen. Ich glaube, daß du die ganze Garderobe deiner Dienerschaft mit bezahlen mußt, und die häuslichen Vorräthe, ich versichere dich, es geht ins Unendliche, was die Köchin verrechnet. — „Rechentalente habe ich nie viel gehabt," erwiederte Lina mit einiger Ironie, „ich glaube, wenn du die Küchenrechnung durchsehen wolltest und der Köchin Zucker und Schmalz nachwiegen, es käme viel mehr dabei heraus." — Gereizt durch ihren Ton fuhr er etwas entschiedener fort: „auch wollte ich dich bitten, dich mehr der Kinder anzunehmen. Frau Oester, die nahe dem Schloßgarten wohnt, sagte mir, daß sie stundenlang dort ohne Aufsicht sind, da die

Französin liest oder mit Freunden promenirt. Und dann," fügte er wieder milder bei, „ich will dir den Genuß deiner Abende gewiß nicht verkümmern, — aber wenn du die Kleine wenigstens bei dir haben wolltest bis zur Stunde, wo du ausgehst —."

„Das fehlte noch," rief Lina in heftige Thränen ausbrechend, „daß du mich eine gewissenlose Mutter nennst, und ich habe mir die unendlichste Mühe gegeben, eine taugliche Person zu finden, und ich opfere ihnen jeden freien Augenblick! Daß ich freilich nicht viel freie Augenblicke habe, daran sind die Verhältnisse schuld, in die mich meine Stellung als deine Frau geführt, — aber ich kann abbrechen, ich kann alle die geistigen und die Kunstgenüsse aufgeben, die ich mir zum Theil nur eben um der Kinder willen gestattete, um ihre spätere Entwicklung besser leiten zu können, — du darfst nur befehlen." — „Ich will nicht befehlen, das weißt du wohl," sagte Dörner nun auch gekränkt, und verlegen, wie er wieder einleiten sollte, „aber wenn du mich absichtlich so mißverstehen willst, so bleibt mir nichts mehr zu sagen."

Er ging, und neben dem Gefühl der Kränkung, in das sich Lina gewaltsam hinein gesteigert hatte, tauchte eine Regung von Reue in ihr auf, die Stimme des unbestechlichen Richters, die ihr sagte, daß ihr Mann recht gehabt. Aber bei erregbaren, stolzen Naturen braucht es Zeit, bis es still genug geworden, daß diese Stimme sich geltend machen kann; und ehe sie diese Stille gefunden, kam ihr Mädchen und brachte ihr ein Büchlein in feinster Enveloppe: einen kleinen Band in Goldschnitt. Er enthielt Leons neueste Dichtungen, die er fast alle ihr zuvor vorgetragen, ihr Urtheil darüber gehört hatte. Sie blätterte darin, da und dort fand sie ihre eigenen Gedanken wieder, in die edlen schönen Formen seiner Poesie gegossen. Eine Widmung fand sich auf dem ersten Blatt, „der Ungenannten," und es standen Uhlands Worte darunter:

In meiner Seele Tiefen,
O sähst du da hinab,
Wo alle Lieder schliefen,
Die je ein Gott mir gab!

Da würdest du erkennen,
Wenn Aechtes ich erstrebt,
Und mag's auch dich nicht nennen,
Doch ist's von dir belebt.

Sie verstand die Meinung dieser Worte an dieser Stelle und sie durchbebten ihre tiefste Seele. — Hier diese reine stille Huldigung, — dort kalter Tadel, Unzufriedenheit, schulmeisterliche Vorschriften! — O, er hat recht!" seufzte sie, „ich habe meine Bestimmung verfehlt!"

Es war Frühling, das Landhaus war wieder geöffnet, die Kinder tummelten sich glückselig in den Gärten: Crocus, Schneeglöckchen und Leberblümchen belebten die Gartenbeete und ein Theil der Gewächshauspflanzen zierte die Gänge.

Die Mutter war krank und hatte dießmal der Einladung nach Rosenau nicht folgen können, sie hatte dieß Lina geschrieben und hinzugefügt:

„Die Pauline schreibt mir vielerlei durcheinander von selbigem jungen Menschen, den sie uns dazumal herausbrachte, und ich sollte dich verwarnen wegen der Leute. Liebes Kind! Du kennst ja die Welt besser, als Deine alte Mutter, und weißt, wie nöthig es ist für eine Frau, auch allen bösen Schein zu meiden. Du bist die Ehre Deines Mannes und Deines Hauses; die darfst Du wohl in Acht nehmen. Es ist wieder etwas ganz andres, aber ich habe als Braut meinen Liebsten nie vor den Leuten am Arm geführt, geschweige denn geküßt, weil ich wußte, daß die Bauersleute daran Anstoß nehmen.

„Das darf ich Dich nicht erst bitten, Dein eigen Herz zu hüten. Ich denke, mit dem heiligen Eid vor dem Altar gibt der liebe Gott uns selbst eine Schutzwache ins Herz, und der heiligt eine vermählte Frau auch vor den Augen der Männer, wenn sie nicht ganz gottvergessen sind; darum sorge ich nicht für Dich.

„Aber Du schreibst so verdrossen, liebe Lina, und das dünkt mich nicht recht, da Dich der Herr so reich gesegnet. Mich dünkt, nimm's Deiner Mutter nicht übel, Du solltest

lernen mehr Freude zu finden an Deiner Pflicht, an dem, was Gott Dir gegeben, ich sage nicht von zeitlichem Glück und Gut, aber einen so braven Mann und so liebe Kinder.

„Was Du von Deinem Herzen und Deinen geistigen Bedürfnissen schreibst, verstehe ich nicht ganz, aber weißt Du, alles kann man nicht nach Wunsch haben. Ich meine, das geistvolle Wesen und die Verse, woran Du jetzt so Deine Freude hast, gehe auch mit der Jugend vorüber, und die Bibel und der Paul Gerhard bleibt zuletzt wieder das Schönste; das Andere hilft doch nicht zu einer sanften Todesstunde.

„Und so wird auch eine Zeit kommen, wo Dir's wohler thut, wenn Du ein Segen gewesen bist für Deinen Mann und Deine Kinder, als wenn alle Dichter von der Welt Dich gepriesen hätten in den schönsten Versen.

„Nimm mir's nicht übel, Kind, ich schreibe, wie ich's verstehe, und der Herr hat mich ebene Wege geführt, wenn auch durch's Dunkel. Da muß ich Dich seinem Schutz befehlen, wo ich nicht recht hineinsehe. Aber ich möchte gern einmal sterben mit dem Troste, daß Du glücklich bist und Deines Hauses Zier und Krone."

Lina las den Brief der Mutter und senkte wehmüthig das Haupt. „Ja wohl ist sie ebene Wege geführt worden, die gute Mutter, sie kann die Stürme nicht verstehen, die meinen Frieden bedrohen," seufzte sie, und faltete den Brief zusammen. „Kann ich denn beglücken, wo ich selbst nicht glücklich bin?"

Sie fühlte sich unbeschreiblich allein, aber sie blieb es nicht lange. Leon sprach ein auf Rosenau, bald flüchtig auf einem Spazierritt, bald in Gesellschaft eines Freundes, bald Sonnabends mit dem Herrn des Hauses. Allein oder nicht, der Verkehr hier auf dem Lande war freier und ungezwungener, es gab stille Morgenstunden, es gab einsame Spaziergänge, die zufällig zusammenführten, und die herrliche, weiche, frische Luft, die goldene Vorahnung des Frühlings lockte auch die Blüthen des Geistes reicher, üppiger ins Leben. Die Beiden hatten kein Geheimniß zu besprechen, man hätte ihre Gespräche drucken dürfen, es war die Welt der Poesie und ihre Quelle,

das Menschenherz, seine unergründlichen Tiefen und seine seltsamen Geschicke, was den Stoff ihrer Gespräche gab, die Lina in beständiger angenehmer Spannung und Aufregung erhielten, so daß sie einschlief zu bunten, reichen Träumen und erwachte mit unbestimmten, angenehmen Erwartungen. Aber es kann dies Thema gefährlich werden in so weicher Frühlingsluft, so dunkeln Augen gegenüber, für ein Herz, das nicht gehütet ist von dem heiligen Engel der Pflichttreue.

Daß in diesem Frühling weniger Besuche aus der Stadt nach Rosenau kamen, fand Lina ganz angenehm, sie vermißte sie nicht; der Sonnabend brachte meist Tante Pauline und ihren Gatten, wohl auch einen kleinen Kreis ihrer erwählten Freunde. Auf der Terrasse im goldnen Abendlicht las und plauderte sich's noch viel hübscher als bei Lampenlicht um den Theetisch. Dörner war vielfach verstimmt, er hatte Mißgeschick und Verluste im Geschäftsleben erfahren. Wenn Lina, die in diesem Frühling meist heiter, in gehobener Stimmung war, ihm fröhlich entgegen kam mit dem guten Willen, den uns manchmal das leise Bewußtsein eines geheimen Unrechts gibt, so fühlte sie sich durch sein verstimmtes Aussehen, seine kurzen, zerstreuten Antworten bald wieder abgekühlt. Zu Vorstellungen, wie im vergangenen Winter, war es nicht mehr gekommen, aber er sprach seine Unzufriedenheit manchmal in kurz ausgestoßenen Bemerkungen aus, die sie noch mehr reizten und verletzten als offener Tadel.

Dagegen Leon, — diese immer wache Aufmerksamkeit auf ihre leisesten Wünsche, dies Eingehen in jede unausgesprochene Stimmung, diese tiefe Verehrung, die sich nicht in Worten kund gab, — sie wollte nicht vergleichen, aber sie mußte es unwillkürlich.

Sie kam von einem kurzen Besuche zurück, den sie bei ihrer immer noch kranken Mutter gemacht hatte, da fand sie einen Brief von Tante Pauline.

„Ich darf nicht länger schweigen, liebe Lina, und da ich alle persönlichen Aufregungen fürchte, so ziehe ich vor, Dir zu schreiben, daß es nun höchste Zeit ist, Dich entschieden von Leon zu trennen. Du hast nicht gemerkt, oder wolltest nicht

merken, daß man sich allmählig von Dir zurückzieht. Die Gesellschaft, die sich jetzt noch bei Dir einfindet, gehört nur zu denen, die man in der Masse mit ankommen läßt, weil sie gesellige Talente haben, die aber als ausschließlicher Umgang nicht guter Ton sind. Ich sagte lange nichts gegen Leons Courmachen, ein Dichter hat so ein bischen Narrenfreiheit, und es schadet keiner Dame von Ton, wenn poetische Huldigungen in ihrem Album stehen, die ihr allein gelten. Aber eine Passion mit tragischem Ausgang, — in Paris gilt das vielleicht noch, bei uns nicht, und für Dich steht eine ganze Existenz auf dem Spiel. Gott segne das unschuldige Herz Deines Mannes! Der träumt von nichts, steckt auch gegenwärtig so tief in Geschäften; aber trau' nicht: wenn's bei so stillen Männer losbricht, so wird's furchtbar, weil sie sich dann ärgern über ihre eigene Dummheit. Mein Mann kam heute furios über Dich aus seinem Club und wenn der einmal was merkt, so ist's hohe Zeit.

„Leon kommt heute noch hinaus, mache also, daß er so schnell wie möglich abreist und nicht so bald wieder zurückkommt. Das Uebrige laß mich arrangiren. Zunächst muß alles geschehen, um Dein gutes Einvernehmen mit Deinem Mann zu zeigen; später gibst Du etwa ein splendides Erntefest mit ländlichem Ball, wozu man die ganze Elite ladet, — sie kommen schon; und nächsten Winter ist Gras darüber gewachsen. Folge meinem Rath ungesäumt.

Deine treue Tante Pauline."

N. S.

„Versteht sich von selbst, daß du die ganze Sache in aller Ruhe, ohne Scene, ohne Thränenströme und dergleichen abmachst, die Wände haben Ohren bei solchen Geschichten."

Am Abend dieses Tages kam Leon. Lina saß auf der Terrasse und blieb unbeweglich sitzen, als das Mädchen seine Ankunft meldete; er kam mit raschen, elastischen Schritten, sie blickte auf mit matten Augen, sie sah seine schöne, leichte, ritterliche Gestalt, seine leuchtenden Blicke, den geistigen Aus-

druck seiner Züge, und sie senkte den Blick mit einem nie empfundenen Weh.

„Die Tante hat Ihnen geschrieben?“ fragte er in heftiger Bewegung. — Lina nickte mit dem Kopf, ein glühendes Roth zog über ihr verblaßtes Gesicht: „ich soll Sie bitten abzureisen,“ sagte sie leise. — „Ich habe sie auch gesprochen,“ sprach er, mit raschen Schritten auf und ab gehend, „und ich reise nicht ab.“ — „Haben Sie nicht so viele Rücksicht für mich?“ fragte Lina mit bebender Stimme; es war ja das erstemal, daß ein Wort solcher Art zwischen ihnen gewechselt wurde. — „Rücksicht auf die Welt und auf die Klatschmäuler und auf elende, erbärmliche Verhältnisse, — nein, die habe ich nicht! Ich reise nicht ab, aber ich will dich auch nicht mehr sehen, nicht mehr sprechen in dieser Weise! Ich bin gesonnen, mein heiliges Recht anzusprechen.“ — Erschreckt sah Lina zu ihm auf, zum erstenmal war ihr bange vor ihm. „Erschrick nicht, meine Blume,“ fuhr er weicher fort, „und zürne nicht, wenn ich ausspreche, was du als Wahrheit empfinden mußt, auch wenn ich es noch nicht von deinen Lippen gehört. Du gehörst mir, Lina, mir allein und keinem Andern, und mein mußt du werden!“

„Ich bin das Weib eines Andern,“ sagte Lina zitternd, aber bestimmt. — „Eines Andern!“ rief Leon mit zornigem Lachen, „eines Andern, dem man dich hingab als Kind, das sein Herz und die Welt nicht kannte, der dich in seinem schönen Hause hielt und kleidete wie ein hübsches Stück Hausgeräth, der deinen wahren Werth nie verstanden hat, dem eine gute Kindsmagd und Haushälterin reichlich, überreichlich ersetzen kann, was du ihm gewesen! Ist das nicht wahr?“ — Lina konnte dem nicht widersprechen, sie selbst hatte es in der letzten Zeit oft gedacht; doch raffte sie sich auf. „Ich bin ein Weib, erzogen in Zucht und Sitte, nimmermehr werde ich auch das höchste Glück mit Schuld und Schmach erkaufen.“ — „Das sollst du auch nicht, meine schöne Blume,“ sprach Leon, „ich will dich nicht gewaltsam losreißen vom Stamme; ausgraben will ich dich mit all deinen Wurzeln und hegen und pflegen in dem rechten Grunde, wo du erst all die herr-

lichen Keime deines innersten Seins entfalten sollst. Wir lösen diese Ehe, die, ohne Liebe geschlossen, zur Sünde wird," fuhr er fort, als sie ihn immer noch zweifelnd anblickte, „zur Versündigung an dir selbst und deiner herrlichen Bestimmung. Du wirst mein, ganz mein; wenn du so willst, nach allen Gesetzen, die mir auch vor der Welt ein heiliges Recht an dich geben, und dann soll ein neues Leben beginnen, ein volles, reiches, ein Leben, der Liebe und Treue —." — „Treue?" wiederholte Lina unwillkührlich leise. — „Ja, Treue gegen das heilige Ideal deines Herzens, die ächte wahre Treue, die einzig mögliche, weil sie allein auch Treue gegen dich selbst ist!" — „Und meine Kinder?" — „Sind sie deine Kinder? Findest du dein eigenes Wesen in ihnen, so daß nur du im Stande wärst, sie zu verstehen und ihre Entfaltung zu leiten? Sind nicht fremde Elemente in ihnen, die gar nicht zu dir gehören, die einer Entwicklung durch deine Hand gar nicht bedürfen, gar nicht fähig sind? Was kannst du deinen Kindern sein mit getheiltem Herzen, mit gebrochener Kraft? Was trägt zu ihrer Entfaltung eine Ehe bei, die keine Ehe ist, keine Verschmelzung verwandter Geister? Sage aufrichtig, Lina, glaubst du, daß du deinen Kindern unentbehrlich bist?" Mit leisem Stich ins Gewissen fühlte Lina, daß sie ihr Möglichstes gethan habe, sich ihren Kindern entbehrlich zu machen.

„Und mein Gatte, der alles für mich gethan, dem ich alles verdanke?" — „Alles?" rief Leon, „steht denn dies Alles, das er dir gegeben, im Vergleich zu dem Opfer, das er gefordert, eh du seine Bedeutung erkannt? Bist du, ich wiederhole es, bist du die Frau nach seinem Herzen, hast du die Eigenschaften, die er am höchsten schätzt, die ihn, gerade ihn glücklich machen?" — Lina dachte an die Vorstellungen, die ihr Gatte gemacht, an seine Verstimmung in der letzten Zeit, und sie wußte nichts zu entgegnen. „Aber meine Mutter?" rief sie, in Angst vor sich selbst und griff nach dem letzten Halm, um sich vor ihrem eigenen Herzen zu retten, „meiner Mutter würde es das Herz brechen."

Dagegen wußte selbst Leon nichts einzureden. „So folge denn deiner Mutter, daß dir's wohl gehe und du gemächlich

lebest!" rief er mit Bitterkeit; „mich stoße hinaus in die Welt, nachdem ich die einzige Seele erkannt, an deren Seite ich den Himmel hienieden gefunden hätte, die einem zerrissenen, umnachteten Leben der leuchtende Stern, der rettende Engel hätte sein können. Und wenn du hörst, daß ich untergegangen bin in Einsamkeit und Verzweiflung, daß die Blüthen abgefallen, die du hättest zur Reife bringen können, — dann setze dich bequem auf den Sopha zur Frau Mama und zum Herrn Banquier und sage: es geht doch nichts über eine gute Versorgung."

„O Leon," sagte Lina weinend, „Sie thun mir unrecht! Suchen Sie sich ein junges, frisches Herz, das Sie mehr beglücken kann als ich, — ein Mädchenherz." — „Ein Mädchenherz!" rief er beinahe höhnisch, „ach ja, so ein Täubchen, das nicht weiß, was es will, und dem die erste Huldigung gefällt, weil's eben die erste ist, das doch einmal gern Frau werden möchte, und irgend eine Versorgung besser findet als gar keine, und einen Dichter ein bischen interessanter als einen Registrator! — Ich habe einst von einer andern Liebe geträumt," fuhr er weicher fort, „von einer Liebe ohne Preis, die alles um das Eine hingeben könnte, ohne zu fragen: was wird mir dafür? einer Liebe, sich bewußt und stark und doch blind in süßer Hingebung — einer Liebe, ach, wie sie die Erde nicht bietet! — Gute Nacht, Madame Dörner!" Er fuhr mit diesen Worten hastig auf und ging auf sein Zimmer.

Lina saß allein auf der Terrasse, lange, lange, bis in die tiefe Nacht hinein. — Im zauberhaften Mondlicht, wie ein Feengarten lagen die Büsche und Blumen vor ihr, die Saiten klangen in ihr nach, die Leon mit so gewaltiger Hand angeschlagen, und sie tönten fort süß und tief und mächtig, wie die Musik, die bethörte Menschenkinder hineinlockt in die Zauber des Venusbergs, sie weckten wieder alle Träume ihrer jungen Tage, die geheimnißvollen Stimmen längst vergangener Mondnächte, sie gaben Sprache den Lauten, die ihre Seele bewegt im lauen Frühlingswehen, im melancholischen Rauschen des Herbstwinds. — Ihr Herz pochte mit Macht und forderte seinen Antheil am Lebensglück, eine unaussprech-

bare Glückseligkeit, um die sie betrogen worden. — Der Mond ging unter, sie erwachte aus dem goldenen Traum und ging ins Haus, um eine schlaflose Nacht zu verweinen.

Leon kehrte früh am andern Morgen in die Stadt zurück, ohne Lina Lebewohl zu sagen. Sie war voll Angst vor einem verzweifelten Schritt von seiner Seite und konnte den Gedanken nicht ertragen, daß er im Groll von ihr geschieden. So schrieb sie ihm ein paar Worte, die ihn beruhigen sollten und versöhnen, er schrieb eine glühende Erwiderung, und ehe sie es wußte und wollte, fand sie sich in eine geheime Correspondenz verwickelt, fast noch gefährlicher als die mündliche Besprechung. Ihr letzter schwacher Stab war und blieb das Wort: meine Mutter würde es nicht überleben.

Eine Stütze, stärker und gewaltiger als dieser Rest von Kindesliebe oder Kindesfurcht, hatte sie lange fallen lassen. Sie war einst fromm gewesen, wie es junge Herzen sind, die den Glockenklang aus der Heimath hören und die glauben, der rechte Weg dahin verstehe sich von selbst. Das erste halb träumerische Erwachen ihres Mädchenherzens war zugleich ein Erwachen zum Gefühl ihrer ewigen Bestimmung gewesen. Aber indem sie glaubte, Gott zu suchen, hatte sie ihren Herzenstraum gesucht. Getäuscht, verschmäht, verworfen, wie sie sich glaubte, hatte sie sich fast mit Widerwillen von allem abgewandt, was sich ihr in Eins mit diesem Traum verschmolzen hatte; als Preis für ihr Glück hatte sie dem Himmel ein frommes Herz bieten wollen, nun er ihr die Gabe entzog, zog sie auch ihr Opfer zurück. Der Glockenton aus der Heimath war ihr verhallt in einem Leben voll Wechsel und Bewegung. Sie hatte indeß hingelebt, wie andre auch; sie hatte die Kirchen besucht, die Taufe ihrer Kinder war wohl auch als Mahnung an ihr Herz getreten, aber sie hatte sonst so viel zu thun und zu lesen, und der Kultus des Genius war der einzige, den ihr Herz noch kannte.

Jetzt freilich, in dem peinlichen Kampf ihres Herzens, griff sie wieder einmal nach ihrer Bibel, — aber was sollte sie damit machen? Sie fand keine Antwort auf ihre Fragen, keine Lösung für ihre Kämpfe, und stieß sie auf die Aussprüche

des heiligen Buchs über die Ehe, die ihr wie Schwerter ins Herz drangen, nun so dachte sie, das sei doch für andere Zeiten und Verhältnisse geschrieben.

Ihr Mann kam wie gewöhnlich am Sonnabend, arglos, freundlich wie immer, aber daneben zerstreut, verstimmt, von Geschäftssorgen umgetrieben, die sie langweilten, wenn er davon sprach, und ihr unendlich kleinlich dünkten. Er kann mich nicht verstehen, ich kann ihn nicht beglücken, sagte sie sich auf's neue, — aber nicht mehr mit Bedauern. Sie versuchte sich mehr mit ihren Kindern zu beschäftigen, aber — auch das natürlichste, schönste Verhältniß bedarf einer gewissen Herzenspflege, um zum Genuß zu werden, sie hatte nie so mit ihren Kindern fortgelebt, um daheim zu sein in der Welt ihrer kindlichen Anschauungen. Müde von ihren eigenen Gedanken, befangenen Herzens, wie sie jetzt war, verstand sie nicht, Ameliens verschlossenes Wesen zu beleben oder die lebendigen Knaben zu unterhalten, sie wurden ihr lästig und ermüdend, und wenn sie die Kleinen wieder fröhlich von der verstimmten Mama zu den alten Spielsachen und zu der muntern Französin hüpfen sah, dachte sie mit bitterem Gefühl: auch meinen Kindern bin ich entbehrlich.

Eine Botschaft rief sie zu der Mutter, deren Krankheit sich schnell verschlimmert hatte. Sie traf sie nicht mehr lebend, die gute Christiane hatte sie gepflegt und den letzten Segensgruß an ihr Kind von ihren Lippen genommen. Der tiefe Frieden dieses Todtenbetts wiegte zum erstenmal die Kämpfe ihres Herzens auf eine Weile zur Ruhe, und wenn sie diesen stillen, einfachen Lebensgang überblickte, so ergriff sie eine schmerzliche Sehnsucht, zurückkehren zu können in den stillen Kreis, in dem ihre Jugend so friedevoll verflossen, der lange, lange versunkene Traum aus jener Zeit tauchte wieder auf, und fast mit Bitterkeit gegen die Vorsehung dachte sie: es hat ja nicht sein sollen. —

Dörner riß sich trotz einer kritischen Geschäftskrisis los, um seiner hochverehrten Schwiegermutter das letzte Geleite zu geben. Lina hielt sich wieder fest an ihn, sie wünschte in diesem Augenblick, es möchte alles ein Traum gewesen

sein, was sie in der letzten Zeit so heftig bewegt, — aber sie mußte doch wieder zurück. Im Pfarrhaus hatte sie nicht mehr so recht anwachsen können. Der alte Herr war schwerhörig und dadurch noch stiller als zuvor, er hatte seine alte Lina nie so ganz wiedergefunden in der stattlichen, eleganten Dame; Jungfer Christiane war freilich dieselbe geblieben, aber Lina selbst war so anders geworden.

Und doch riß sie sich schwer und langsam los von der Mutter stillem Grab, das an des Vaters Seite neben den Gräbern der Großeltern bereitet war, sie fühlte wohl, daß diese tiefernste Pause in ihrem Leben die aufgeregte Leidenschaft nur in kurzen Schlummer gewiegt, nicht gestillt hatte. Leon war abgereist, aber kurze Zeit nach ihrer Rückkehr schrieb er und forderte ihre Einwilligung als ein Recht, da nun der einzige Grund, der ihre Verbindung gehindert, weggefallen sei. Er sah sie schon als sein eigen an und legte seine ganze wilde Seele, seine Zukunft, seinen Dichterruhm in ihre Hand, er wollte sehen, ob Eine treue Frau auf Erden sei, Eine, die da fähig sei, alles um Liebe zu geben. — Lina schwindelte, sie wußte selbst nimmer, auf welcher Seite das Recht sei, und die Bücher, die sie las, um sich zu zerstreuen, das neue Evangelium ihrer Zeit, die glühenden Bilder von einer Liebe, reiner und heiliger als die der Ehe, von einer Ehe, der allein wahren und ächten, auf glühende Herzenswahl gegründeten, — sie alle verwirrten ihre Begriffe von Recht und Unrecht, sie alle machten ihr ein Leben der Pflicht schal und grau, — und lockender und lockender klangen die Töne aus dem Venusberge, die ein Echo finden in jedem Menschenherzen, und immer weniger hörte sie auf die Warnungsstimme des treuen Eckhard, die jeder Brust beigegeben ist.

Vielleicht hätte sie länger widerstanden, wenn sie schwere Noth oder Krankheit mit dem Gatten zu theilen gehabt hätte. Aber ein Leben des Reichthums und des Behagens hinzugeben, freiwillig wegzuwerfen für ein Leben der Beschränkung, der Entbehrung, und nichts dafür begehren als Liebe um Liebe, — das hatte einen wunderbaren Reiz für ihr Gemüth,

— und sie hatte Ja gesagt, ehe der Kampf in ihrem Innern ganz entschieden war.

Sie erhielt nur wenige jubelathmende Zeilen von Leon. Was nun geschehen sollte, wußte sie nicht, ihr war bange davor. Indeß hielt sie sich ruhig auf dem Landgut, froh, daß ihr die Trauer Vorwand gab, alle Besuche abzuweisen. Eines Morgens kam Dörner; gegen seine Gewohnheit ging er auf sein Zimmer, ohne wie sonst sie im Gartensaal oder auf der Terrasse aufzusuchen, und ließ sie bitten zu ihm zu kommen. Sie stieg hinauf mit bebendem Schritt, sie wußte nicht, wie sie die nächste Stunde überleben sollte. Sie erschrack vor dem Aussehen ihres Gatten, er saß da und schien unfähig, ihr entgegen zu gehen, er winkte ihr zu sitzen und reichte ihr den Brief, den er in der Hand hielt. „Den Brief erhielt ich diesen Morgen von Leon, sag' mir, ob er wahnsinnig ist, oder was er will?" Lina las, obwohl ihr die Augen vergingen auf dem Papier, das in ihrer Hand zitterte. Leon legte ihrem Gatten darin mit feurigen und beredten Worten dar, wie seine Ehe ein Irrthum sei, wie er und nur er ein heiliges Recht auf Lina's Besitz habe, wie ihre Herzen darüber einverstanden seien, und bat ihn, auf die möglichst schonende Weise das Band zu lösen, das für Alle nur eine Fessel sein könne. Lina schwieg und ließ den Brief auf ihren Schooß sinken.

„Wußtest du darum?" fragte Dörner mit durch unterdrückte Bewegung gedämpfter Stimme. — Lina nickte bejahend, ihn anzusehen wagte sie nicht. — „Und du bist einverstanden?" — „Ja," sagte sie leise, „ich glaube, es ist besser für uns alle." — „Und das ist wahr, und das ist auch nur möglich?" rief der sonst so ruhige Mann heftig aus, indem er rasch im Zimmer auf und ab schritt, „du, mein angetrautes Weib, die mit dem Segen der Kirche und deiner Mutter mein ist, du, die Mutter meiner drei Kinder, die du in sieben Jahren nicht Ein hartes Wort von mir gehört hast, du willst mit Einem Riß ein so heiliges Band

trennen, um dich einem Fremden, einem hergelaufenen Dichter an den Hals zu werfen, der —." — Der Zorn gab Lina wieder Sprache. „Ich werfe mich niemand an den Hals," sagte sie hoch aufgerichtet, „ich will ein Band trennen, das Keines von uns beglückt hat, und will mich einem Manne zu eigen geben, dem ich unentbehrlich bin zu seinem innersten Sein, wie Licht und Himmelsluft, der meine tiefste Seele versteht, während ich dir nicht einmal nöthig bin."

„Also das ist's!" sprach Dörner ruhiger, mit tiefem, bitterem Weh, „ich genüge dir nicht. Es hat mir wohl oft leid gethan, als ich sah, woran dein junges Herz sich erfreute, daß ich in einem Leben voll harter Arbeit und Mühe nicht die Bildung mir hatte erwerben können, wie sie dich angesprochen hätte. Aber ich hoffte, durch dich sollte mein trockenes Dasein sich beleben, in dir sollte mir zu eigen werden, was ich in meiner freudlosen Jugend hatte entbehren müssen; ich suchte dir all die Freuden und Genüsse zu gewähren, für die ich selbst den Sinn nicht hatte nähren können." — „Ja, du gingst deinen Weg und ließest mich den meinen gehen," sagte Lina, froh an einem Grund, die Last von ihrem Gewissen zu wälzen. — „Gott soll richten," sagte er, „ob ich diesen Vorwurf verdiene. Ich suchte bei dir, und bei dir allein, Erheiterung, Leben und Frische, bei dir wollt ich mich von des Tages Arbeit erholen. Liebes Kind," fuhr er immer milder fort, „ich mußte bald fühlen, daß meine Gesellschaft dir langweilig sei; der gesellige Kreis, in dem ich mich zumeist bewegt hatte, meine Freunde, waren dir's noch mehr, und in der Gesellschaft, die du vorzogst, war ich über die Achsel angesehen, galt ich für den guten Papa, der das Geld verdienen darf. Das fühlte ich, obgleich mir's heute erst klar wird. Ich hatte dich lieb und wollte dich heiter und glücklich sehn, mir selbst war Erholung Bedürfniß, und so ließ ich dich freilich in deinem Element. Es hätte nicht so sein sollen," setzte er mit traurigem Ton hinzu und ließ den Kopf auf die Hand sinken. Auch Lina schwieg und suchte die Stimme ihres innern Richters niederzukämpfen

mit all den schönen Worten und Gedanken von dem Ideal des Herzens.

„Lina," unterbrach Dörner das lange, trübe Schweigen, „ich bin nicht beredt genug, um dir alles vorstellen zu können, wie ich wollte. Ich habe am Altar versprochen, dich zu schützen und zu tragen, ich darf dich nicht so leichtsinnig aufgeben, wenn ich auch wollte und könnte. Berathe dich mit deinem Herzen, mit redlichen Freunden. Willst du in Liebe und Treue mein Weib bleiben und die gute Mutter meiner Kinder, so will ich dir vertrauen und alles soll vergeben und vergessen sein, wir beide wollen einander treulich helfen gut zu machen, was wir beide verfehlt. Kannst und willst du das nicht, kannst du kein Herz mehr für mich finden, so will ich dich nicht zwingen, mein Weib zu sein, aber der Schutz meines Namens und meines Daches, das volle Mutterrecht an deine Kinder soll dir bleiben, ich will dich schützen als dein treuester Freund, aber brechen mußt du in jedem Fall ganz und für immer mit diesem Menschen, jetzt von dieser Stunde an. Willst und kannst du das alles nicht, bleibst du bei deinem Willen —" und er stand wieder auf in heftiger Bewegung, „so vergebe dir Gott; ich will dir keinen Fluch mitgeben auf deinen selbstgewählten Pfad."

Er verließ rasch das Zimmer, und Lina hörte, wie er noch in der Nacht abfuhr. Sie blieb zurück in schmerzlichen Kämpfen, rathlos, hin und hergezogen von der Stimme der Pflicht und des eigenen Willens. So tief aber hatte sie sich von frühe auf in die Welt ihrer Romane eingelebt, daß sie inmitten der Qualen dieses Zwiespalts geheimen Genuß empfand im Gefühl, daß sie selbst nun eingetreten sei in diese Welt wunderbarer Erlebnisse und gewaltiger Herzenskämpfe.

Nicht leichten Kaufs gab Dörner sein Anrecht und seine Pflicht für seine Gattin auf. Er sandte ihr Tante Pauline zu, die ihr mit stürmischer Beredtsamkeit die äußern Folgen des unsinnigen Schrittes darstellte und eben darum der schlechteste Advokat war, weil Lina darin die Größe ihres Schrittes suchte, daß sie diesen trotzte. Er sandte ihr den ersten Geistlichen der Stadt, der den Namen ihres Beicht-

vaters trug, weil sie zu ihm alle Jahre oder alle zwei Jahre einmal eine Magd sandten mit der Anmeldung zum Abendmahl. Dieser hatte sich mit Lina, als Dame des Hauses bei förmlichen Einladungen recht gut unterhalten, nun fand er es nicht leicht, kraft seines Amtes in Ernst und Weihe zu der Dame zu reden, die ihn, etwas frappirt über seinen Besuch, im eleganten Boudoir empfing und mit Erfrischungen bedienen ließ und die ihm mit vieler Sicherheit die Unvereinbarkeit der Charaktere in ihrer Ehe bewies. Seine Vorstellungen prallten machtlos ab. Dörner rief ihren väterlichen Freund, den Pfarrer von Eichbronnen, auf, sie an das heilige Gelübde zu mahnen, das sie vor ihm abgelegt, aber Jungfer Christiane schrieb tief betrübt, daß in Folge eines Schlaganfalls der liebe Bruder in einen träumerisch brütenden Zustand versunken sei, in dem er für die Außenwelt ganz verschlossen bleibe; ihre eigenen rührenden Bitten an ihr liebes Kind machten nur vorübergehenden Eindruck, sie konnte sie nicht verstehen.

Dörner willigte endlich in die Scheidung. Das reiche Jahrgeld, das er Lina aussetzte, wies sie nach Leons Willen entschieden ab, ebenso das Landgut, das er ihr zum Eigenthum gegeben hatte. Auf einem aber bestand der sonst so weiche, nachgiebige Mann fest: für ihre Kinder müsse sie todt sein. Nicht eine Ahnung, daß ihre Mutter als das Weib eines Andern lebe, durfte in ihre Seele kommen. Wenn nach Jahren ihr Bild sich bei ihnen verwischt habe, wollte er ihr ein Wiedersehen möglich machen, aber nie als ihre Mutter, nur indem sie ihrer als einer Todten gedächten, könne ihnen ihr Gedächtniß fleckenlos erhalten werden.

Es war eine schwere, lange, trübe Nacht, als Lina noch einmal mit dem Licht an die Betten ihrer Kinder trat, von denen sie nicht Abschied nehmen sollte. Sie lagen in tiefem Schlaf, — Otto, ein schöner trotziger Junge, den kleinen Krauskopf zurückgeworfen, sein kleines Schwert neben sich; der kleine Eugen hatte die Decke über sein Köpfchen gezogen, in sich zu-

sammengeschmiegt, wie ein Täubchen mit dem Kopf unter den Flügeln; Amelie sah auch im Schlaf nicht blühend und freundlich aus. Sie war nie der Mutter Liebling gewesen; in diesem Augenblick aber kam Lina ein tiefes Erbarmen an gerade mit diesem Kind, das so wenig Herzgewinnendes hatte. Ihr Herz zog sich schmerzlich zusammen; jetzt erst fühlte sie, was es ist, von Kindern scheiden. Für immer! klang es ihr, wie ein Verdammungsurtheil, sie brach in heiße Thränen aus und konnte sich nicht losreißen. Amelie hustete, sie klagte über Durst, die Bonne schlief, Lina brachte ihr Wasser, halb im Schlaf sah sie das Kind verwundert an und ließ dann das Köpfchen wieder aufs Kissen sinken. Lina setzte sich ans Bettchen, sie hielt die heiße, dünne Hand des Kindes in der ihren und blieb so sitzen, lange, lange. Müde von Gedanken, legte sie den Kopf auf die Arme auf der Ecke des Bettchens und schlummerte so ein wenig, ihr war, als möchte sie nie wieder erwachen.

Der grauende Tag weckte sie, früh am Morgen wollte sie mit dem Eilwagen abreisen nach einer Stadt im nahen Ausland, wo sie bei einer Freundin Leons, einer ältern Dame, ihren Aufenthalt nehmen sollte, bis der Scheidungsprozeß vorüber und die Wege zur Verbindung geebnet wären. Dörner hatte eine kleine Reise gemacht, sie wollten sich nicht mehr sehen. Mit mattem Tritt, als ginge es in ihr Grab, stieg sie die Treppe hinab; ein Frühstück stand in ihrem Zimmer bereit, die Dienstboten, halb ahnend, was diese Reise zu bedeuten habe, ohne die Sache zu begreifen, hielten sich in scheuer Ferne. „Darf ich Sie begleiten, Madame?“ fragte ihr Mädchen; Lina schüttelte den Kopf, hüllte sich in ihre Tücher und Mäntel und ging, ohne sich umzusehen, aus dem Zimmer und aus dem Haus.

Unten blieb sie noch einen Augenblick stehen und sah noch einmal auf das hohe stattliche Haus, in das sie vor sieben Jahren eingezogen, und das ihr seither zwar nicht ein Himmel des Glücks gewesen war, wohl aber eine sichere, schirmende Heimath. Welcher Zukunft ging sie nun entgegen? Sie fand ja nun alles, was sie je geträumt, eine wilde, heiße Liebe, die ihr alles sein, alles ersetzen wollte — und doch zog eine

bange Ahnung durch ihr Herz, und ihr war einen Augenblick, als zöge sie in eine Wüste hinaus.

Allein, ganz allein ging sie durch die stillen Straßen, in denen sich kaum da und dort ein Zeichen von Leben regte. Sie war so reich an Freunden gewesen. Aber nicht Einen, nicht Eine hätte sie bitten mögen, sie zu begleiten. Tante Pauline hatte sich erbittert von ihr losgesagt; andere Bekannte, die sich zum Theil schon früher zurückgezogen hatten, wurden vollends scheu, als das Gerücht von einer baldigen Scheidung umging. Obwohl Dörner mit äußerster Rücksicht für seine Frau zu Werke gehen wollte, mußte man doch den Ausgang der Sache abwarten, bevor man sich auf irgend einen Fuß mit ihr setzte.

Sie stieg in den Wagen und grub sich tief in die Ecke, ach, die Gestalten konnte sie nicht verhüllen, die vor ihrem innern Auge aufstiegen: ihre Kinder daheim, die beim Erwachen keine Mutter mehr fanden, — das Grab ihrer Mutter, — das Bild ihres Gatten, wie er sie zum letztenmal so herzlich, so kummervoll angesehen; — o fort, fort! Sie wünschte dem Wagen Flügel, daß er sie ihren schweren Gedanken entführe.

Nach einem langen Tag und einer endlosen Nacht war sie am Ziele; am Wagen stand Leon, hob sie heraus und schlang den Arm um ihre bebende Gestalt und führte sie nach der freundlichen Wohnung, die zunächst ihre Zuflucht war. Da entledigte er sie der lästigen Hüllen; er bedeckte ihre Hand mit Küssen und trocknete die Thränen von ihren Augen; er ergoß sich in glühenden Worten des Dankes für ihre Opfer und pries sie als eine Perle ihres Geschlechts, die da vermöge alles zu geben um Liebe.

Und die mahnenden Stimmen schwiegen; zum erstenmal vermochte Lina sich ganz und voll der Zukunft in die Arme zu werfen und ihr Auge zu schließen vor der Vergangenheit, zum erstenmal wagte sie an das Glück ihrer Zukunft zu glauben.

Frau von Nolten, ihre neue Beschützerin, war einst, obwohl mehrere Jahre älter als Leon, der Gegenstand seiner leidenschaftlichen Knabenliebe gewesen und seine treue Freundin

geblieben. Sie war eine Art von Tante Pauline, nur um eine Oktave höher, in einer etwas andern Tonart, wie sie immer unbeschäftigt und immer geschäftig. Wo aber Tante Pauline Geschäfte machte im Arrangiren von Landpartieen und Soirees und Salons, oder wenn's gut ging und hoch kam, in Heirathstiften ohne Rücksicht auf Herzensmotive, die sie nicht hoch anschlug, da interessirte sich Laura von Nolten nur für tragische Liebesgeschichten, gebrochene Herzen, Mißverständnisse zwischen Liebenden und unlösbare Konflikte. Ihr eigenes Leben war äußerlich zu ihrem Leidwesen in sehr geregeltem Gang verlaufen, es war ihr nichts geblieben als auf eigene Hand unglücklich zu lieben und sich mühsam schmerzliche Kämpfe zu bereiten, aus denen aber ihr äußerer Mensch ganz wohl konservirt hervorgegangen war, auch zu ihrem Leidwesen. Ihr Name, Dank ihrem weiblichen Gefühl und ihrem ebenen Schicksalsweg, war durchaus fleckenlos geblieben, und die Mehrzahl ihrer Bekannten beehrten sie nur mit dem Namen einer Phantastin.

Sie redete viel von ihrem unendlich tragischen Geschick, während Niemand recht begriff, wo die tragische Pointe eigentlich liege. Seit sie älter geworden, liebte sie mehr in Andern die Kämpfe und Leiden ihrer Jugend wieder durchzuleben, als der Lampe ihrer eigenen Schmerzen neues Oel zuzugießen. Ihr Freund Leon mit seiner wilden Natur, mit dem Mißgeschick, das seine Jugend begleitet, bis ihn rascher Erfolg in den Augen der Menschen auf eine glühende Höhe gehoben, war ein unerschöpflicher, unschätzbarer Stoff innerer Bewegung für sie, und mit dem tiefsten Interesse hatte sie all seine mannigfachen Herzensgeschichten getheilt. Aber auf eine so wirkliche, so großartige, so tief tragische Begebenheit wie sein Verhältniß zu Lina, in der sie selbst eine so bedeutende Rolle übernehmen sollte, hatte sie nie zu hoffen gewagt, und sie ging mit solchem Feuer darauf ein, daß es Leon nicht mehr möglich gewesen wäre, zurückzutreten, selbst wenn ihm gebangt hätte vor den Folgen des kühnen Schritts. Daß Laura selbst noch ein tieferes Interesse als das einer mütterlichen Freundin an ihm nahm, daß der Traum ihrer eigenen Jugend in diesem Paare verwirklicht wurde, nun, da ihre Blüthen verwelkt waren, —

das eben verlieh der Sache noch einen besonders pikanten Reiz für sie. Sie überhäufte Lina mit Liebe und Wohlwollen, sie pries ihre Opferfähigkeit und das seltene Loos, das ihr beschieden, sie stellte Leon ins höchste und schönste Licht in ihren Augen. Aber sie ging auch bereitwillig in all ihre Zweifel und Kämpfe ein; es wäre ja nicht tragisch und nicht interessant gewesen, wenn alles so eben verlaufen wäre.

Frau Laura bewohnte seit dem Tode ihres Mannes ein kleines hübsches Haus in einem Garten der Vorstadt. Lina fand bei ihr Pflege, Liebe, leidenschaftliche Theilnahme, aber Frieden fand sie nicht. Wie hätte ihr ihn auch diese friedlose Natur geben können, die im Leben nur Rechte, keine Pflichten zu haben glaubte und darum ewig getäuscht und mit dem Geschick zerfallen war. — Leon besuchte sie auf ihren Wunsch nur selten; seine Ankunft brachte ihr Freude, Aufregung, die Abende, in denen er ihr all die Schätze seiner Poesie aufthat, seine Liebe, seine wilde Sehnsucht aussprach, brachten ihr reichen und tiefen Genuß, — aber Frieden brachten sie ihr nicht.

Frau Laura sorgte mit mütterlicher Güte für ihren Freund; sie sah das Paar beisammen in seinem schmerzlichen Glück, sie sah ihre Hände in einander ruhen und Leons Augen in ihrer dunklen Gluth in die Linas geheftet, — dann schritt sie ernst und dunkel wie Melpomene in ein Zimmer, das sie immer geheizt hielt, um ihren Gefühlen nachhängen zu können, und schwelgte in dem Schmerz ihrer begrabenen Hoffnungen.

Endlich und endlich nach langen Monden waren die Wege geebnet, die Scheidung ausgesprochen und die Erlaubniß des geschiedenen Gatten zu einer neuen Heirath gegeben. Leon, aller Schritte im bürgerlichen Leben, aller Mühen und prosaischen Hindernisse ungewohnt, ertrug all dies mit knirschender Ungeduld, tausendmal lieber wollte er mit der Geliebten wegziehen, fern diesen schnöden Verhältnissen, auf eine blühende Insel der Südsee, — aber, wenn auch nicht die goldenen Schwingen zu so weitem Fluge gefehlt hätten, hier blieb Lina

ein Rohr, das sich im Winde biegt," sprach der Pfarrer. „Wer sich davon richten läßt, den weist es weiter, die gerade Straße zum Leben, wer es verwirft, dem wird es zum Tode. Nicht hinausstoßen in eine segenslose Verbindung will ich Sie," fuhr er mit weicherer, tiefeindringender Stimme fort, mehr zu Lina gewendet, „zurückschrecken möcht' ich Sie von dem Pfade des Fluchs auf den Weg der Verläugnung, der im Lichte endet."

Lina saß in sich zusammengesunken, wie vernichtet, ohne aufzublicken, nur als Leon fortfahren wollte, faßte sie seine Hand und sagte leise: „besteh' nicht darauf!" Leon raffte die Papiere zusammen, richtete Lina auf und stützte sie mit seinem Arm. „Wir hoffen, Herr Pfarrer, bei einem Ihrer Amtsbrüder weniger priesterliche Härte zu finden," bemerkte er; „inzwischen haben Sie die Beruhigung, mit Ihrem zelotischen Eifer eine wehrlose Frau niedergedonnert zu haben." Und rasch zog er Lina fort, ohne dem Pfarrer, der noch zu ihr sprechen wollte, Zeit zu einem Worte zu lassen.

Ohne sich im Dorfe aufzuhalten, hob er Lina in den Wagen und fuhr dem nächsten Dorfe zu, zu dem er sich den Weg bezeichnen ließ. Schweigend, bleich und geknickt lehnte Lina in der Ecke und hörte kaum Leons donnernde Tiraden über finstere Pfaffen und priesterlichen Zelotismus; willenlos ließ sie sich am Ziel der Fahrt herausheben und wartete im Gasthof, bis Leon zu dem Geistlichen ging. Dieser war ein junger Mann, der Sinn für's Romantische hatte und Leons Gedichte kannte. Die Geschichte, die er aus den trockenen Papieren herauslas, war ihm viel zu wunderbar und anziehend, als daß ihm die Einsegnung des Paares Skrupel gemacht hätte, der ja auch kein gesetzliches Hinderniß im Wege stand.

Leon eilte zurück, beruhigte und tröstete Lina mit süßen Worten und führte sie zu der Kirche, die inmitten der Häuser und nicht so anmuthig im Grünen lag, wie das Kirchlein zu Eichbronnen.

Und Lina stand an der Seite des Geliebten, dem sie nun der Segen der Kirche zu eigen geben sollte, des Einen, der die schlummernden Accorde ihres tiefsten Seelenlebens geweckt,

des Mannes, wie ihn ihr Mädchenherz in seinen stolzesten Träumen sich gedacht. Warum durchdrang nicht ihre Seele das Gefühl unendlichen Glücks, das die Krönung der höchsten Wünsche begleiten sollte? Warum glitt das Ja so scheu von ihren Lippen, warum vergaß sie des Geliebten an ihrer Seite und hörte nicht die poetischen Worte, mit denen der junge Geistliche die vorgeschriebene Formel schmückte, warum sah sie im Geist nur jenes Kirchlein, in das die grünen Bäume hereinnickten, und blickte in der Mutter frommes Auge und in das verklärte Antlitz ihres alten Freundes, und hörte wieder die Worte der Weihe, die er sprach, nicht für ein Leben voll irdischen Glücks, aber für ein Leben treuer Hingabe an heilige Pflichten? — Und als sie die Kirche verlassen hatten, als ihr Blick auf den kleinen Spiegel des Dorfwirthshauses fiel und darin eine schöne bleiche Frau sah, im grauen Seidenkleid, da tauchte ihr Bild als jungfräuliche Braut vor ihr auf im Kranz und Schleier, die frische Mädchenblüthe auf den Wangen, heilige Vorsätze im Herzen, wie der Engel ihrer bessern Tage, — und es entschwand.

Ein anmuthiges Asyl hatte Leon für sein junges Glück gegründet, ein niedliches Landhaus, das verlassene Eigenthum eines Fabrikanten in einem der grünen Thäler seines Vaterlandes. Eine sehr ansehnliche Summe, die Dörner seiner Frau als das Erbe ihrer Mutter übersandt hatte, bestritt reichlich die Kosten der ersten Einrichtung, deren graziöse Einfachheit ziemlich kostbar wurde.

Es war goldenes Frühlingsleben, das sie hier führten, und ein schönerer Mai hatte in ihren Augen nie die Erde gegrüßt. Der Tag theilte sich in die leichten Sorgen des kleinen Haushalts, in Streifzüge und Entdeckungsreisen in die Gegend, die, so einfach sie war, doch stets neue, verborgene Reize enthüllte, und in die stillen Stunden am häuslichen Herd, die der Lektüre und der Musik geweiht waren. Leon begleitete Linas Klavierspiel mit der Flöte, auf der er Meister war, Lina war keine Meisterin und wollte nie Takt halten, sie blieben

zusammen stecken, und mit Lachen wurden die Variationen meist in der Mitte geschlossen.

Man hatte ein einziges Dienstmädchen, ein Kind vom Lande, genug für das zufriedene Paar, Leon trug Lina selbst unter Lachen und Scherzen Holz zu in die Küche; sie nahm sich so allerliebst aus am Kochherd, wo sie die lang vernachlässigte Kunst ihrer Jugend wieder übte. Auf ein mißlungenes Gericht mußte sie zur Strafe einen Punsch brauen, wenn nicht ein Kuß hinreichte, es zu versüßen. Sie dünkte sich wieder zum Kinde geworden zu sein. Leon genoß dies einfache Leben, das Element ihrer Jugend, zum erstenmal, für Beide hatte es einen köstlichen Reiz. Die Erinnerung an die Vergangenheit trat zurück, die Bilder ihrer Kinder wurden ihr wie ein Traum, die qualvolle Scene des Hochzeitmorgens erblaßte, Lina wähnte sich schuldlos, weil sie glücklich war.

Und Leon war so glückselig! Auch er fühlte sich entsündigt, versöhnt, wie er sagte, in dieser Lebensluft des Glücks, und wenn ihn Lina mahnen wollte, auch seine Feder wieder aufzunehmen, so sagte er scherzend:

„Frühling ist ein hohes Fest,
Laß mich ruhn und beten!“

„Du betest ja nie,“ sprach auch sie halb scherzend, halb ernst. — „Glück ist Gebet!“ rief er, sie feurig umarmend, „wir beten wie die Blumen und wie die Lerchen!“

Aber der milde Frühling schwand, die Rosen des kleinen Gartens welkten und ein schwüler Sommer senkte sich mit fast unerträglicher Hitze auf das enge Thal. Die Frühstückstunde unter der Veranda war immer noch reizend und die klaren Sternennächte, aber die Tage waren unendlich lang. Arbeiten erklärte Leon für rein unmöglich, Lina war seit lange des Arbeitens zu bestimmtem Zweck entwöhnt, Vergnügen macht es ihr jetzt nicht, und ohne Arbeit wollte der Tag doch auch kein Ende nehmen. Beim Lesen Abends schliefen sie ein, auch die Musik wollte nicht mehr recht gehen, Linas Klavierspiel wurde immer nachlässiger, harmonirte immer weniger mit der Flöte, zuletzt wurde Leon ungeduldig und warf diese weg, Lina schmollte,

und die dritte und vierte Versöhnungsscene war schon nicht mehr so reizend wie die erste.

„Was sagst Du zu Ems?“ unterbrach Leon einmal die schläfrige Stille eines Nachmittags. Lina erschrack fast über der Frage; hatte sie auch in der letzten Zeit manchmal einen Wechsel herbeigesehnt, vor einem Eintritt in die große Welt bangte ihr doch. „Nun?“ fragte Leon etwas ungeduldig, „oder ziehst Du Karlsbad vor, oder irgend ein kleineres Bad?“ — „Ach nein, in kleineren Bädern ist man viel mehr gekannt und beobachtet.“ — „So, das ist's!“ rief Leon heftig, „du schämst dich meiner, du willst nicht als meine Frau auftreten, meine Frau!“ und die gebrochenen Herzen standen vor seiner Seele, die er hätte beseligen können mit der bloßen Hoffnung auf diesen Titel, die schwärmerischen Jungfrauen, die sich glücklich gepriesen, ein Blättchen von seiner Hand zu besitzen, die nicht zu denken gewagt an eine Locke von seinen dunklen Haaren. — Und seine Frau, um die er seine goldene Freiheit dahingegeben, um die er Kämpfe und Mühen bestanden, wo ihm andere Früchte mühelos in den Schooß gefallen wären, seine Frau wollte sich dieses Namens schämen!

„Bitte, mißverstehe mich nicht,“ bat Lina ängstlich, „aber wir müssen auch bedenken, ob unsre Mittel —.“ — „Oh, die sorgsame Kaufmannsfrau, natürlich ob habet und debet sich gleich gegenüber steht. Freilich!“ — Durch diese Anspielung fühlte sich nun Lina tief verletzt und das Begütigen war wieder an Leon. „Siehst du, Kind, Dichter können nicht rechnen. Du weißt ja, unser Goldquell muß meine Feder sein. Was nun meine Lebensgeister auffrischt, mir neue Gestalten zur Anschauung bringt, das ist für die Zukunft gesorgt, ich bin nun einmal kein Hamster, der im Boden wühlt und Schätze aufspeichert, ich bin eine Lerche, die Morgenluft trinken muß und Blüthenduft genießen, dann fällt ihr die Nahrung wie im Traume zu. Ein Dichterlieb muß das Rechnen verlernen,“ schloß er, sie auf den Mund küssend, „Sorglosigkeit ist die beste Sorge eines Dichters!“ — Lina schwieg, sie fragte auch nicht: also bedarfst du der Welt und des Wechsels? Sollte denn nicht ich deine Muse

sein, der Sieg und Sang bringende Genius deiner Zukunft? — ob sie es dachte, — wir wissen es nicht; sie bereitete sich für die Badereise.

Sie wagte nicht zu gestehen, mit welch innerer Pein sie sich das erstemal an Leons Arm auf der Promenade, in den Konversationssälen sehen ließ; wohl waren Viele, die ihr Loos beneideten, Viele, denen sie unendlich interessant wurde durch ihre Geschichte, die bald von allen Lippen gesagt und geflüstert wurde. Sie aber fühlte die neugierigen Blicke wie glühende Kohlen, und alle Huldigungen junger Künstler, berühmter Schauspieler und emanzipirter Frauen, die sich bald um das anziehende Paar sammelten, wogen ihr nicht die kühle, ablehnende Verbeugung auf, mit der Bekannte aus früherer Zeit sie begrüßten. Leon litt darunter nicht; ob er einem rechtlichen Manne das Weib seines Herzens, den Kindern ihre Mutter entführt hatte — er konnte durch all das nur interessanter werden, ihm stand nach wie vor jeder Salon offen, nur von seiner Frau rückte man etwas auf die Seite. Auch fand er seine ganz wilde, lustige, schwermüthige, dämonische Stimmung wieder, die sich in dem idyllischen Frühlingsleben verklärt, im schwülen Sommer verdumpft hatte, er sprudelte über von geistreichen Einfällen, er warf Abends flüchtige Zeilen aufs Papier, reich und tief wie die Lieder, die ihm schon so viele Herzen gewonnen. Lina sah mit Freude seinen Dichtergeist wieder erwachen, sie fühlte manchmal mit Stolz, daß dieser gefeierte Name der Ihre war, aber sie empfand mit tiefem Weh, daß sie ihm dazu nicht nöthig sei, — sie hatte ihn glücklich gemacht für eine Weile, — zum Dichter machte sie ihn nicht.

Jemehr das gehobene Gefühl des eigenen wiederkehrenden Genius, die Bewunderung und Huldigung der Menge Leons Lebensgeister steigerten, desto peinlicher empfand er, daß Lina nicht freier, nicht stolzer und glücklicher in dem neuen Element sich bewege. Die Verläugnung hatte er nicht, um ihretwillen die Gesellschaften ganz zu meiden, in denen sie nicht anerkannt wurde, obgleich ihm selbst eigentlich wohler

war in dem zwangloſern Kreiſe der Künſtler und Schöngeiſter, wo ſie als Königin verehrt war.

Eines Abends war in dieſem Kreiſe von einer neuen literariſchen Erſcheinung die Rede, die von den Männern bewundert, von den Frauen abſolut mit großem Eifer verworfen wurde. „Nun, geſegnet ſeien die Damen," rief ein junger Mann mit Dickens Worten, „ſie thun nichts halb!" — „Umgekehrt, junger Mann," fiel Leon ein, „ſie thun alles halb und ſind alles halb, darin beſteht vielleicht ihr Reiz, es iſt aber auch ihr Unglück. Sie ſind halb ideal, halb praktiſch, halb ſentimental, halb ſchalkhaft, halb edel und fromm und tugendhaft, und laſſen ſie ſich die ſchöne Sünde locken, ſo tauchen ſie auch nur halb unter die verführeriſche Flut; ſie kommen nicht zur Tiefe, wo die wunderbaren Korallenhaine ſind und die Muſchelgrotten und der ſüße Geſang der Seejungfrauen ſie in Schlummer wiegt, und doch bringen ſie den Kopf nimmer heraus an's Himmelslicht. Da zappeln ſie denn zwiſchen Erd' und Himmel, immer am Erſticken und doch nicht erſtickt." Er ſprach dieſe Worte faſt höhniſch und ſein Blick, der Lina ſtreifte, traf ſie wie ein Dolch. Hatte er ſie gemeint? Er ſelbſt nannte Sünde, was ſie um ſeinetwillen gethan, nun erſt fühlte ſie mit unſagbarem Weh, was ihr gefehlt hatte, ſelbſt in den Stunden des Glücks und mehr noch hier unter der Menge, und was ihr nichts auf Erden erſetzen konnte, auch die Liebe nicht, — es war die Achtung ihres Gatten. Sie konnte dieſe Worte nie wieder vergeſſen.

Die Badeſaiſon ging vorüber. Leon hatte, wie er es gewöhnt war, auf ſehr behaglichem Fuße hier gelebt; ſeit er Lina die Kaufmannsfrau vorgeworfen, hatte ſie nie mehr nach den Mitteln gefragt, mit denen ihr Aufwand beſtritten wurde, obwohl ſie ſich ſtiller Sorge darüber nicht erwehren konnte.

Nun theilte er ihr den Plan mit, die ſchönen Septembertage zu einer Reiſe nach Oberitalien zu benützen. „Du begleiteſt mich, Kind?" fragte er, „oder ziehſt du vielleicht vor, in unſer kleines Aſyl zurückzukehren und es wohnlich zu bereiten?" — „Ich kann ſchon morgen früh nach Erlenthal ab-

gehen," sagte sie, tief verletzt darüber, daß er auch nur an die Möglichkeit einer Trennung denken konnte.

„Nu, nu, Närrchen, sei nicht böse, so war es ja gar nicht gemeint. Mir ist ja das Reisen mit dir natürlich viel genußreicher, aber du hast selbst in den letzten Tagen so oft die Sehnsucht nach ländlicher Ruhe ausgesprochen, und dann — das Reisen mit einer Frau ist allerliebst, aber sehr kostbar. — Doch die nächste Zeit muß goldene Früchte bringen, da können wir schon was wagen, und — weiß du was? Wir reisen nur nach Tyrol, das ist minder kostspielig: siehst du, ich kann auch rechnen." — Freilich, murmelte er für sich weiter, einen südlichen Hintergrund hätte ich zu meinen neuen Bildern haben sollen. — Es war das erste Opfer, das ihm der Ehestand auflegte, und er fand nicht sehr süß, es zu bringen; Lina ließ sich gern zu dem neuen Plane bewegen und sie zogen wieder heiter mit einander in die Welt hinaus.

Im Spätherbst kehrten sie in ihr Asyl zurück, aber zur Regenzeit war das Thal noch trübseliger als in der Sommerglut, auch beabsichtigte Leon seine neuen Dichtungen herauszugeben, dazu war der Aufenthalt in einer Stadt zweckmäßiger, Lina willigte gern ein, nur erklärte sie für unmöglich, in die Residenz ihres Vaterlandes zurückzukehren, wozu Leon die meiste Lust gehabt hätte. Er gab ihr mit einiger Verstimmung nach und sie mietheten ein bescheidenes Quartier in einer andern großen Stadt, Leons früherer Heimath.

Der Geldpunkt, der leidige, prosaische Geldpunkt, mußte nun endlich doch zwischen den Gatten besprochen werden. In dem langen peinlichen Jahre des Scheidungsprozesses und den Monaten heftiger Aufregung, die ihm vorangegangen, war Leons Muse ganz verstummt geblieben, auch während der rosigen Flitterwochen war nichts geschehen; die Nachernte früherer Werke war zum Voraus eingenommen und der Rest seines eigenen Vermögens sehr gering. Die bedeutende Summe, die Lina als Muttererbe empfangen hatte, war bis jetzt ihre einzige Ressource gewesen und auch diese ging auf die Neige, ohne daß irgend wie für die Zukunft gesorgt worden wäre. Leon schien der Rest noch sehr ansehnlich, als er mit Lina

überzählte. „Nun theilen wir redlich, Weibchen," rief er, „die Hälfte ist mein, darein muß ich mich mit meinen persönlichen Bedürfnissen schicken, wie ich kann; die andre steht zu deiner Verfügung, damit besorgst du den Haushalt für den Winter." — „Für den ganzen Winter?" fragte Lina zweifelhaft, die selbst nicht stark war in Haushaltungsberechnung, aber die sich der Summen wohl erinnerte, die früher ihr Mann in ihre Hand gegeben. „Freilich, Liebste! Das ist ja eben die reizendste Eigenschaft der Hausfrauen, aus Wenigem viel zu machen, wie oft haben mich früher meine Freundinnen versichert, wenn sie gegen meine Verschwendung predigten: geben Sie acht, Sie brauchen nicht die Hälfte, wenn Sie eine gute Hausfrau haben! — Und wer sollte eine bessere Hausfrau sein als meine Lina, die als Pfarrtöchterlein Einfachheit, als Banquiersfrau Rechnen gelernt hat! Im Frühling nehme ich mein Honorar ein, später gründen wir ein Journal, ohnehin braucht man im Sommer fast nichts, wo das verwünschte Brennholz nicht nöthig ist, also nur hübsch gespart über den Winter, ich denke mir das allerliebst."

Ach, es war nicht so allerliebst, wenn die Gerichte für seinen verwöhnten Gaumen immer einfacher wurden, wenn Lina theure Lehrgelder in der Haushaltungskunst bezahlen mußte und mit Schrecken ihren kleinen Schatz mehr und mehr schwinden sah; und doch wollten und sollten sie Gesellschaft sehen. Leon sollte außerordentliche Zuschüsse aus seinem Reservefonds geben, aber der war ihm eben jetzt so nöthig, um sich je und je für die einfachen Mahlzeiten daheim zu entschädigen. Eine Besprechung darüber begann oft im Scherz und endete von Linas Seite in Thränen, von seiner in bittrem Unmuth, daß er sich von diesen Erbärmlichkeiten sollte knechten lassen.

Er war ein verwöhntes Kind gewesen sein Leben lang und hatte sich jeder unsanften Berührung mit der Außenwelt entzogen. Ungeduldig, mürrisch, wie ein verwöhntes Kind, nahm er nun auch diesen Kampf mit den Drangsalen des Alltagsleben auf. Es war freilich nicht seine erste Geldverlegenheit, für den jungen Mann war das aber ein Spaß ge-

wesen, er hatte nach wie vor an der Table d'hote gespeist, bei einem Freunde geborgt, sicher daß es bald wieder anders kommen müsse; die Geldverlegenheit eines Hausvaters aber hat ein viel ernsthafteres Gesicht.

Mit dem Frühling hob sich die Ebbe etwas, und wie in ein verlornes Paradies sehnte sich Lina zurück nach dem Landaufenthalt, der ihr so selige Tage gewährt hatte. Das Haus in Erlenthal war wieder zu miethen und Lina glaubte gewiß, mit den alten Räumen müsse das alte Glück wiederkehren.

Es war noch die Veranda mit ihrer Aussicht ins grüne Thal hinauf, und der rebenumrankte Balkon und die freundlichen kleinen Zimmer, — es war Leon, der sie darin einführte und freundlich auf die Stirn küßte, auf der sich diesen Winter die ersten Falten gebildet hatten, und mit leidenschaftlicher Bewegung schlang sie die Arme um seinen Hals und barg ihr Gesicht an seiner Brust und sagte: „o, nun wird alles, alles wieder gut!"

Und doch wollte es nicht wieder ganz so werden wie es gewesen. Lina fühlte sich nicht gesund und frisch wie im vergangenen Frühling, sie vermißte jetzt manche kleine Bequemlichkeit, an die sie damals nicht gedacht, die kleinen Sorgen des Haushalts wurden ihr, die nie gelernt, sich Zwang anzuthun, lästig und ermüdend. Oft hatte sie früher an Dörner das Talent pour les petits soins vermißt, er hatte es gewöhnlich ungeschickt angegriffen, wenn er ihr eine besondere Aufmerksamkeit erweisen wollte, aber es war ihm doch eine Herzensangelegenheit gewesen, daß sie nichts vermissen sollte. Leon war es noch gar nie eingefallen, für andre zu sorgen, — er war gewöhnt, daß aufmerksame Freundinnen die Wünsche aus seinen Augen lasen, daß er als werther Gast verhätschelt und an kleine Bedürfnisse gewöhnt wurde, die ihm selbst kaum eingefallen wären, nun fand er es höchst unbequem, besondere Rücksichten auf seine Gattin nehmen zu sollen.

Wohl gab es noch schöne Abende in Erlenthal, wo seine Flöte wieder die alten Zauberklänge hören ließ, wo Lina ihr müdes Haupt an ihn lehnte und mit ihm hinaus-

blickte in die klare Mondnacht, aber sie dachte in solchen Augenblicken nicht mehr an ein langes seliges Leben an seiner Seite, — sie dachte nur, es müßte schön sein, so zu sterben.

Fleißig war er diesmal, viel fleißiger als sonst, er hatte gelernt, an den Silberwerth der Talente zu denken. Lina freute sich dessen, doch war sie dadurch sehr viel allein. Als der Sommer kam, war Leon dringend einer Erholung bedürftig, die Kasse war wieder flott, Lina konnte nicht reisen, Leon wollte ihr Frau von Nolten zur Pflege und Gesellschaft verschreiben, aber Lina graute vor dieser ruhelosen Natur. Leon machte unerhörte Anstrengungen, eine respektable, erfahrene Wittwe aus dem Bürgerstande für sie zu gewinnen und kam sich selbst ein Wunder eines besorgten Gatten und Hausvaters vor, daß er erst zu einer Erholungstour abreiste, als er Lina in guten Händen wußte.

Er kehrte im Herbst zurück, rasch in ungeduldiger Freude, seinen ersten Sohn zu umarmen, — er traf das Kind nicht mehr lebend und konnte nur die schmerzgebeugte Mutter trösten. Er theilte Linas Leid; er war so froh und stolz im Gedanken an einen Sohn, den Erben seines Namens, gewesen, und nun tief betrübt über die Vernichtung dieser Freude. Daß man aber ein Kindlein, in dem man doch nichts als eine Hoffnung verloren, so tief und so lange betrauern könne, wie Lina that, war ihm unbegreiflich, er fand es nicht einmal mehr poetisch, er glaubte nicht an die Wahrheit dieses Gefühls.

Lina dagegen glaubte Anspruch zu haben auf ein doppelt reiches Maß von Liebe und Zärtlichkeit von dem Mann, mit dem sie allein stand auf der weiten Welt, er aber grollte dem eigensinnigen Schmerz, der ihm die Sorgfalt, die Aufmerksamkeit seiner Gattin entzog. Er wich jeder Erwähnung des Kindleins aus und schob alles bei Seite, was daran erinnern konnte, weil er das Leid seiner Gattin nicht nähren wollte. Dichter und Herzenskenner, wie er war, übersah er doch, daß man die Wunden des Herzens, wenigstens des Frauenherzens, ausbluten lassen muß, um sie zu heilen;

das erste Leid, das Gattenherzen am innigsten verbinden soll, wurde zwischen ihnen zur ersten Scheidewand.

Seit sie ihr Kind verloren, fühlte Lina ein unaussprechliches Verlangen, von ihren lebenden Kindern zu hören. Sie schrieb an Tante Pauline, die ihr, wie es schien, noch unversöhnlich grollte, natürlich äußerte sie nicht die leiseste Klage über ihre gegenwärtige Lage, aber demüthig, fast schüchtern, bat sie um Nachricht. Die Tante war viel zu gutmüthig, um unerbittlich zu bleiben, sie machte Lina keine Vorwürfe, schonte sie aber auch nicht. Sie schilderte ihr das freudlose Leben Dörners, wie er, fast ganz von aller Gesellschaft abgezogen, einsam lebe inmitten der großen Stadt und wie sehr leidend seine sonst so feste Gesundheit sei. Rosenau sei verkauft, die Knaben wuchsen fröhlich heran, Amelie hatte eine Gouvernante, die sich aber nicht recht mit dem Kind stellen könne. Sie selbst stehe in wenig Verkehr mehr mit dem Banquier, nur einmal sei er bei ihr gewesen und habe sie dringend gebeten, ihm doch mitzutheilen, wenn Lina in Noth sein sollte. „Ich will Dir keine Vorwürfe machen," schloß die Tante, „ich will nur wünschen, daß Du nie bereuen dürfest, ein solches Herz von Dir gestoßen zu haben, ganz zu schweigen von dieser prächtigen Lage." Lina verheimlichte diesen Briefwechsel vor Leon, — eine weitere Schranke.

Die Jahre kamen und gingen. Sie brachten keinen Lenz mehr wie jenen ersten in Erlenthal; noch zwei Kinder durfte Lina ans Herz drücken, um sie ins Grab zu legen. Auch ihre Mutter hatte Kinder in zartem Alter verloren und sie hatte als alte Frau noch mit hellen Thränen im Auge von ihnen reden können, wie lieblich sie unter den Blumen im kleinen Sarg gelegen seien: „jedes dieser Engelein war mir wie ein Bote vom Himmel, der mir nur gesandt worden, um mein Herz hinaufzuziehen," sagte sie oft. Ach, für Lina war jedes todte Kind eine schwere, dunkle Mahnung an die lebenden, die sie verlassen, sie hatte keine Thränen mehr, ihr Schmerz ward zur dumpfen Ergebung.

Sie wurde äußerlich ruhiger, geduldiger, jemehr sie in jedem Leid, das sie betraf, eine gerechte Nemesis erkannte.

Es kam nie mehr zu heftigen Scenen, wie es wohl in den ersten Jahren gegeben, wo Eines dem Andern, wenn auch nicht mit klaren Worten, die Größe der gebrachten Opfer vorwarf. Aber die Kluft zwischen den Gatten wurde immer größer, seit Leon selbst in ihrem schwermüthigen Hinbrüten, in der tonlosen Gelassenheit ihres Wesens gewaltigere Vorwürfe las, als je ihre Lippen hätten aussprechen können. — Es ist mein alter Unstern, sagte er sich mit bitterer Genugthuung; ich Thor, der ich geglaubt, daß mir noch ein Glück beschieden sei! — Es ist kein Segen in diesem Bund, es kann kein Segen sein, sagte sie sich, und damit war es für Beide vorüber mit jeder Anstrengung, den Fluch zu sühnen, die Kluft auszufüllen.

Die Geldverlegenheit war oft zu bitterer Noth geworden, Lina hatte Summen von unbekannter Hand erhalten und — behalten, Leon wußte darum und fragte nicht, woher sie kämen. Wenn es ihm möglich war, suchte er sich auf Reisen zu zerstreuen, Lina behalf sich daheim so gut es gehen wollte. Sie hatte Umgang gefunden, aber sie suchte ihn nicht, denn klagen wollte sie niemand. Sie wollte beten, aber ein Bann lag auf ihrer Seele, sie dachte nur an den starken, eifrigen Gott, der die Sünde heimsucht bis ins dritte und vierte Glied.

Frau von Nolten kam einigemal auf Besuch, voll Theilnahme an dem innern Weh, das an diesem Hause nagte. Sie hatte einen tragischen Ausgang vorhergesehen, wie sie sagte, sie schwelgte in dem Unglück ihrer Freunde, wie sie früher in ihrem eigenen geschwelgt hatte, und wußte Lina ihr unheilbares Unglück so meisterhaft zu zergliedern, daß diese bald in völlige Schwermuth versunken wäre. Ihr Besuch hatte den Vortheil, daß Beide sich erleichtert fühlten, wenn sie wieder abgeschwebt war.

Noch kamen immer Lichtblicke des alten Glücks. Wenn Leon schied oder wenn er heimkehrte, und die verblühte, früh gealterte Frau, neben der er in all seiner Blässe fast noch in romantischer Jünglingsschönheit stand, wehmüthig in die Arme schloß, wenn sie seine Lieder las oder den Tönen seiner Flöte

lauschte, die er selten mehr berührte, — da tauchte noch ein Gefühl schmerzlicher Seligkeit in ihr auf, etwas von dem Glück jener Verdammten Dantes, die durch die Hölle ziehen, aber vereint.

Oefter aber wurde die Liebe, die noch in ihr lebte, zur Qual. Wenn sie Leon sah oder sich vorstellte im Kreise der Damen, geschmeichelt, gefeiert, bedauert nun, bedauert, weil er an sie gebunden war, da verzehrte sie eine wilde Eifersucht, um so qualvoller, weil sie sie strenge verschloß in ihr tiefstes Herz. Sie wußte nicht, ob sie mehr litt, wenn sie ihn je und je noch begleitete, oder wenn sie allein blieb; allein war sie ja doch.

Einmal wieder war Leon von ihr geschieden und sein Abschied war inniger, zärtlicher gewesen als sonst. „Arme Blume!“ hatte er gesagt und sie auf die eingesunkenen Augen geküßt. Und es regte sich in ihrer Seele wie leise Hoffnung, ob sie nicht auf dem Acker des Fluchs unter Dorn und Disteln doch noch ein Blümchen pflegen könne. Sie wollte sich mehr selbst vergessen, heiterer sein, wieder suchen mehr Interesse zu gewinnen an dem, was ihn noch freute, sich wieder hübscher und jugendlicher kleiden — sie trat vor den Spiegel, um zu sehen, ob ihrer verfallenen Gestalt noch etwas abzugewinnen sei. Da brachte man ihr einen Brief von Leon, auch eine seltene Erscheinung. Sie erbrach ihn mit bebender Hand, sie las ihn, dann faltete sie ihn zusammen und sagte mit leiser, brechender Stimme: „So mußte es kommen, es ist gut so.“

Ihre Aufwärterin fand sie am andern Morgen noch wie erstarrt auf dem Sopha mit dem Brief in der Hand.

Der Brief lautete:

„Meine arme Blume!

Wir haben uns glücklich machen wollen und haben uns grenzenlos unglücklich gemacht. Einen kurzen Frühling des Glücks haben wir mit zwölf Jahren des Unglücks erkauft und gebüßt. Es ist mein altes finsteres Geschick, mein böser Dämon, der mir den Wahn zuflüsterte, ich könne glücklich werden und beglücken. Mein Glück darf ich nur schlürfen wie den flüchtigen Schaum eines Bechers, ich wollte mich

setzen und trinken in Ruhe, nur zu bald ist die bittere Hefe gekommen. Und auch Du hast dich wohl getäuscht, Du Kind des stillen Dorfes, der ein nüchternes Glück im Behagen des ebenen Thales gegönnt war, daß Du es von Dir warfst, um dem wilden Jäger zu folgen auf steile Klippen an den Rand des Abgrunds.

Wir haben Beide unsern Irrthum schwer gebüßt und wollen uns keine Vorwürfe machen. Ich thue, was ich längst hätte thun sollen, ich gebe dich frei, und folge dem Zuge meines dunklen Geschicks. Nach Amerika, dem Lande der Verheißung, zieht mich's, nicht um dort glücklich zu werden, nur um zu vergessen.

Vergiß auch Du, Du wirst mich nie wieder sehen, und mein Verlassen macht Dich so frei, als Dich mein Tod gemacht hätte.

Kannst Du zurückkehren in die alten Verhältnisse, so sei gewiß, daß ich Dir darob nicht grolle.

Wir werden nie mehr von einander hören; meinen Namen will ich versenken in die Tiefen des Weltmeers.

Denke meiner als eines Gestorbenen. Lebe wohl auf ewig."

Am Fuß des Hügels, auf dem das Dörfchen Eichbronnen liegt, strömt ein lustiger, wasserreicher Bach. Die Frau Müllerin, eine wohlerhaltene, behagliche Frau in den besten Jahren, sitzt auf der steinernen Bank vor dem Hause, einen Augenblick verschnaufend von der heißen Küchenarbeit, es ist heut Erntetag und die Schnitter erwarten ein reichliches Abendessen. Die Scheune steht weit offen, um den Segen aufzunehmen, die Mühle klappert lustig mit dem Korn der Armen, für die der spärliche Ernteſegen von der Hand in den Mund geht, im Hofe tummelt sich ein kleiner Junge unter den schnatternden Geflügelschaaren, die größeren Kinder hüten die Schätze von Kuchen in der Küche, gefährliche Hüter!

Da kommt von der Landstraße her eine hagere, bleiche Frau, anständig, aber höchst einfach in Trauer gekleidet, mit müden Schritten. Die Müllerin steht auf und geht einem so unbekannten Gast entgegen: „Erlauben Sie, daß ich ein

wenig hier bei Ihnen ausruhe?" fragte die Unbekannte. — „Freilich, wollen Sie aber nicht lieber in die Stube spazieren?" sagt die Müllerin, die Lebensart hat, „und mit was kann ich aufwarten?" — „Ich bitte Sie um ein Glas Milch, und will hier bleiben, wenn Sie erlauben." — Allem gastlichen Drängen zu weitern Genüssen widerstehend, setzt sich die Dame zu der neugierigen Müllerin, die endlich fragt: „wohin geht denn noch der Weg, wenn man fragen darf?" — „Ich habe Verwandte in der Gegend und wollte nur einen kleinen Spaziergang hieher machen, das Dorf ist so freundlich gelegen." — „Ja, das ist wahr," meint die Müllerin mit Stolz, „nur zu weit von der Stadt."

„Sie sind von hier?" fragte die Dame, die das Gesicht im Augenblick erkannt hatte. — „Freilich, ich bin des pensionirten Schulmeisters Tochter; früher einmal meinte ich wohl, ich möchte weiter in die Welt, aber es ist jetzt gut, daß es so gekommen." — „Ihr Vater lebt noch?" — „Ja wohl, bei uns hier, er hat das schönste Stübchen im Haus und ein heiteres Alter. Ich hatte einmal anders gemeint," fuhr die mittheilsame Frau fort, „ich habe so gern in den Büchern gelesen, wie ich noch jung war, und unser Provisor, der war wie ich, und wenn's nach uns gegangen wäre, so wäre ich nicht Müllerin hier. Mein Vater sah es aber nicht gern. Der Unterlehrer war arm und wir waren arm, er hatte noch für eine alte Mutter und eine blödsinnige Schwester zu sorgen; wir jungen Leute hätten das nicht schwer genommen, wenn man — sich lieb hat, so traut man sich alles zu. Der Vater aber sagte: „Umstände sind Gottes Boten, wenn man nicht voraussieht die Kinder, die Gott schickt, ohne Sorge und Kummer aufnehmen zu können, so muß man lieber nicht heirathen." Ob er Recht gehabt hat, weiß ich nicht, ich glaube, wir wären zwar mit Sorge und Mühe, aber doch wohl in Liebe und Frieden miteinander durch's Leben gegangen. Aber erzwingen wollte ich's nicht, und als der Müller um mich warb und mein Vater es so sehr wünschte, da hat mir der Lehrer selbst mein Wort wiedergegeben, er sah wohl, daß das schmale Brod kaum für Mutter und Schwester reiche.

Da habe ich nun dem Müller mein Wort gegeben, — aus Gehorsam gegen meinen Vater, und ich weiß nicht ob's von dem recht gewesen ist und wurde mir angst, wie ich ihm vor dem Altar Liebe und Treue versprochen habe, dann aber dacht' ich: was ich vor Gott versprochen in redlichem Willen, das wird mir Gott auch helfen zu halten. Und der liebe Gott hat geholfen," schloß die redselige Frau, „mein Mann und ich sind einander recht von Herzen lieb geworden und mein Vater hat ein gutes Alter. Auch dem Lehrer geht's jetzt gut, er ist Schulmeister in Estelfingen drüben und wir sind gut Freund zusammen.

„Aber," setzte sie plötzlich erröthend hinzu, „ich weiß nicht, warum ich Ihnen gleich so viel von mir vorplaudere, es muß nur sein, weil Sie mir so bekannt vorkommen."

Die bleiche Frau saß in tiefen Gedanken; hier war ein einfaches Gemüth auch in den Konflikt zwischen Herz und Leben gekommen, und es hatte ihn einfach gelöst in der Kraft kindlichen Glaubens und schlichter Pflichttreue; und sie? — Sie bemerkte, daß die Müllerin sie verwundert und fragend ansah. „Ich war früher schon einmal hier im Ort," sagte sie etwas verlegen. — „Sind Sie vielleicht mit dem seligen Herrn Pfarrer Günther verwandt gewesen?" — „Nein, nur etwas bekannt, ist der gestorben?" — „Ja wohl, voriges Jahr, am Schlagfluß, seine Schwester ist weit weg gezogen zu einem Vetter, auch so einem alten Herrn. Oder sind Sie — ?" — „Mein Name ist Ritter," sprach rasch die Unbekannte, „ich war nur einmal kurz hier." — „Hollah, aufg'sperrt!" tönte des Müllers Stimme, der mit glühendem, schweißtriefendem Gesicht neben einem hochbeladenen Erntewagen her ging, „jetzt gilt's, Weib!" — Erschrocken über ihre lange Vergeßlichkeit sprang die Müllerin in die Scheune, in die Küche, an drei Orte zugleich. Die Unbekannte entfernte sich unbeachtet und ging das Dorf hinauf, dem Kirchlein zu. Es war ganz still, wie ausgestorben im Dorf, nur kleine Mädchen saßen vor den Thüren, die noch kleinere Kinder hüteten, da und dort auch eine alte Ahne mit den Enkelchen.

Die Dame ging leise und langsam zwischen den wohl-

bekannten Häusern durch, das kleine Häuschen am Kirchhofeingang schien leer zu stehen; die Laden hingen herab, vor den Fenstern standen noch leere Scherben mit längst abgestorbenen Pflanzen. Sie setzte sich einen Augenblick auf die Thürschwelle, aber sie fürchtete aufzufallen und ging weiter, leise, langsam über den grünen Kirchhofpfad, sie kam sich wie ein ruheloser Geist vor, der die Stätten seines Erdenlebens durchwandelt, sie ging ohne Ziel, ohne Zweck, von einem dunkeln Instinkt gezogen, der sie trieb, noch einmal die Heimath ihrer schuldlosen Jugend zu sehen.

Sie stieg die Treppen am Kirchhof hinunter, da lag noch das alte Pfarrhaus freundlich wie immer, die Laden waren geschlossen, vielleicht vor der Sommersonne; es schien Lina, es sei auch dies unbewohnt. Das Gartenpförtlein in den Hof war offen, und von einem unwiderstehlichen Zug getrieben trat sie ein.

Es waren noch die Länder und Beete, zwischen denen sie als Kind sich getummelt, wo Jungfer Christiane ihr Anleitung in der Gartenkunst gegeben hatte. Die alte Laube stand leer, sie setzte sich, und nun zum erstenmal seit langer, langer Zeit löste sich das Band, das ihr Herz zusammengeschnürt hatte, sie legte den Kopf auf die Arme und weinte, weinte lange und bitterlich; ihr war, als möchte sie ihre müde Seele auflösen in Thränen.

Endlich erhob sie das Haupt, ihr Blick fiel auf die hohe Gestalt eines Mannes, der mit verschränkten Armen vor der Laube stand. Nicht zum erstenmal sah sie in diese ernsten Augen, nie aber waren sie mit einem solchen Ausdruck des tiefsten, innigsten Erbarmens auf sie geheftet gewesen.

Sie war unerkannt durch das Dorf gegangen, alte Leute, unter denen sie aufgewachsen war, hatten fremd ihrem Gruße genickt, die Gespielin ihrer Kindheit und Jugend hatte lange mit ihr gesprochen, ohne sie zu kennen, Arnold aber hatte sie auf den ersten Blick erkannt. „So sind Sie hieher zurückgekommen?“ fragte er mit weicher Stimme. — „Ich mußte meine Jugendheimath noch einmal besuchen,“ sagte Lina tonlos, „und meiner Mutter Grab sehen und dann —“. — „Und dann?“

— „Ich weiß nicht," murmelte sie, „sterben vielleicht, wenn ich den Muth habe." — „Und dann?" — Sie verstummte.

„Wir begegnen uns nicht zum erstenmal," begann Arnold wieder, „ich glaube, ich habe eine alte Schuld bei Ihnen zu sühnen." — „Wer weiß?" sprach Lina bitter, „ich zweifle, ob Ihr Segen kräftiger über meine zweite Ehe gewesen wäre." — „Nicht deshalb; ich könnte heute noch nicht anders handeln als damals. Aber ich glaube," fuhr er leiser, fast demüthig fort, „daß eine Zeit war, wo Gott Ihre junge Seele in meine Hände gelegt hatte. Daß ich sie von mir wies, rechnete ich mir damals an als ein hohes Opfer, das ich dem Herrn dargebracht, — ich fürchte, es war geistlicher Dünkel dabei. Ich habe den Irrthum durch lange Jahre tiefer Herzenseinsamkeit gebüßt, in bitterer Reue, als ich später sah, auf welche Irrpfade Sie gekommen. Nun ist meine Seele genesen und mein Lebensweg klar; da, wo Ihre einstige Heimath war, habe ich nun meinen Wirkungskreis gefunden, — wollen Sie die treue Hand eines Bruders annehmen, so sei sie Ihnen von Herzen geboten."

Keine Seele auf Gottes weiter Erde war so einsam, so rath- und trostlos, so ganz verlassen, wie Lina in dieser Stunde, und sie ergriff die Hand, die sich ihr bot, wie der Ertrinkende das Rettungsseil.

Da begann sie und schüttete ihre ganze leidensmüde Seele vor ihm aus, den ganzen Gang ihres innern und äußern Lebens. Eine wunderbare Gewalt aber hatten diese ernsten, ruhigen Augen, die er fortwährend auf sie heftete. — Sie hatte sich entschuldigen wollen, ihr Unglück, nicht ihre Schuld wollte sie ihm zunächst darlegen, aber indem sie sprach, wurde ihr, ohne daß er ein Wort einwarf, erst diese ganze Schuld klar: wie sie früh in kindischem Trotze die Leuchte von sich gestoßen, die ihr den Lebensweg hätte klar machen können, wie es an ihr gewesen wäre, das Haus, in das sie nicht die Wahl des Herzens geführt, dennoch zu einem Haus des Segens zu machen, wie nicht ein dunkles Verhängniß, nicht fremde Schuld, sondern ein eigenwilliges und unerzogenes Herz sie an den Abgrund geführt hatte, an dem sie jetzt schaudernd

ſtand. Ihre Erzählung ward zur Beichte, und wie vernichtet von bitterer Selbſtanklage, verhüllte ſie ihr Geſicht, als ſie zu Ende war.

„Das zerſtoßene Rohr wird er nicht zerbrechen," ſagte Arnold mit milder Stimme als einzige Antwort, „werfen Sie die Hoffnung nicht weg." — „Mein Leben iſt gebrochen, meine Zukunft vernichtet, was bleibt mir als die Hoffnung auf den Tod?" — „Zunächſt brauchen Sie Ruhe und die finden Sie, wenn Sie mein Haus nicht verſchmähen. Ich glaube, daß Gott einen weitern Weg für Sie ſchon gezeigt hat."

Eine junge, blühende Frau mit ſanften blauen Augen kam, um zu ſehen, wo ihr Mann ſo lange bleibe. Arnold ſtellte ihr die fremde Dame noch ohne Namen als eine frühere Bewohnerin des Pfarrhauſes vor und übergab ſie ihrer Sorgfalt. In keine beſſern und ſanftern Hände hätte die wege- und thränenmüde Lina fallen können, geſtärkt und erquickt legte ſie ſich zur Ruh in dem ehemaligen Kämmerlein der Jungfer Chriſtiane, zum erſtenmal ſeit langer, langer Zeit zu einem ſüßen, tiefen, erquickenden Schlaf.

Wie in einem Traum, aber in einem freundlichen, fand ſie ſich bei Tage in dieſen alten, wohlbekannten Räumen, die durch ein paar fröhliche Kinder belebt waren. Es wehte ein anderer Lebenshauch hier, als zu den Zeiten des alten Herrn Pfarrers, lebenskräftiger, bedeutender. Aber der Ernſt des Hausvaters war gemildert durch die ſanfte Heiterkeit der Frau, die alles zum Beſten kehrte und allezeit guten Muthes war. Lina wußte nicht, was der Pfarrer ſeiner Frau über ihre Vergangenheit mitgetheilt, aber ſie fand ſich gepflegt und geehrt, wie ein werther Gaſt, nur die Kinder waren etwas ſcheu vor ihr. Von den Dorfbewohnern, die im Pfarrhaus aus- und eingingen, erkannte ſie niemand, und das war nicht zu wundern, die lichtbraunen Haare waren ergraut, die Stirn von tiefen Furchen durchzogen, die einſt ſo ſchlanke, kräftige Geſtalt abgemagert und gebückt. Sie fühlte ſich geborgen in dieſem Hauſe des Friedens, und doch empfand ſie, daß in die Länge hier ihres Bleibens nicht ſei.

Arnold zögerte nicht zu lange, ihr den angedeuteten Aus-

weg zu zeigen. „Haben Sie Nachrichten aus S., Ihrem ehemaligen Wohnort?“ — „Seit mehr als einem Monat lebe ich ohne allen Verkehr mit der Welt.“ — „So wissen Sie nicht,“ sagte er zögernd, daß der Banquier Dörner gestorben ist?“ — „Auch das noch!“ sprach Lina schmerzlich, „ich hätte so gern um seine Verzeihung gebeten. Oh, ich weiß, was ihn getödtet,“ rief sie plötzlich in Thränen ausbrechend.

„Ein Geistlicher der Residenz, mein Jugendfreund, der ihn viel besucht, schreibt mir, daß er die letzten Jahre seines Lebens sehr still, zurückgezogen, aber in friedlichem Genusse reichen Wohlthuns und der Freude am Gedeihen seiner Söhne gelebt habe, daß er mit friedevollem, völlig versöhntem Herzen gestorben ist, und daß nach Ihrem Aufenthalt geforscht wird, weil er Ihnen ein bedeutendes Legat bestimmt hat.“ — „Und seine Kinder?“ fragte Lina athemlos, meine wagte sie nicht zu sagen. — „Die Knaben wohlgebildet und begabt, sind gut untergebracht in Erziehungsanstalten, aber ein Mädchen ist da, ein verwaistes Geschöpf, arm in seinem Reichthum, weil sie niemand lieb hat, nicht schön und wenig begabt. Und doch glaubt mein Freund, daß in stiller, einfacher Umgebung, unter liebevoller Leitung das Dasein des armen Kindes sich noch harmonisch entwickeln könnte, dem bisher glänzende Fertigkeiten und Kenntnisse aufgedrungen werden sollten, für die es nicht geschaffen ist. Wollen Sie nun die Waise an Ihr Herz nehmen und ihr die Liebe und Sorgfalt weihen, die sie bisher bei Gouvernanten und Institutsdirektricen nicht gefunden?“ — „O gerne!“ rief Lina mit thränenvollen Augen, „aber wie soll ich, deren Kraft gebrochen, deren Seele müde ist bis zum Tode, wie soll ich ein verkümmertes Dasein aufrichten und beleben.“ — „Im Vertrauen auf den, dessen Kraft mächtig ist in den Schwachen.“

Nur zaghaft, mehr als eine Buße, denn als ein Glück nahm Lina die neue Aufgabe über sich, aber als sie zum erstenmal das Kind wieder sah, an dessen Bettchen sie in jener furchtbaren Nacht geruht, bleich, farblos, neben den blühenden Brüdern, den scheuen Blick fragend auf die neue Erzieherin geheftet, da erfaßte sie ein unendliches Mitleid, und eine Kraft kehrte ihr wieder, — die Kraft einer reichen, innigen Mutterliebe.

Und wieder ist das Wittwenhäuschen bewohnt, etwas verschönert und zierlicher ausgebaut, stille Blumen, Reseda und Rosmarin duften vor dem Fenster und eine Mutter und Tochter weilen wieder darin in friedevollem Walten. Und wieder gehen sie Abends den schmalen Kirchhofpfad, wo ihnen das Licht vom Pfarrhaus entgegenschimmert; aber der Tochter Blick schweift nicht hinaus in die blaue Ferne, um dort ein fabelhaftes Glück zu suchen. Mit geduldiger, freudiger Sehnsucht schaut sie wohl auf zu den Sternen; auf Erden sucht sie keine andere Heimath als die stille, die sie am Mutterherzen gefunden. Sie hat ihr Geschick begriffen, das sie nicht zur Freude und Zier der Glücklichen, sondern zum Engel der Leidenden, zum Trost der bekümmerten Herzen bestimmt hat, und neidlos sieht sie die Schönen und die Fröhlichen. Ihr ist nicht beschieden, mit vollen Segeln ins blaue Meer hinauszufahren, aber sie hat auch nicht zu fürchten, auf zertrümmertem Fahrzeug durch Sturm und Wellen den Hafen suchen zu müssen.

Für die Tochter ist es längst kein Geheimniß mehr, daß es das Mutterherz war, das sich ihrer annahm mit einer Liebe, einer Treue und Geduld, in der ihre verkümmerte Seele zum Licht erwachte, aber die Brüder, deren fröhliche, stürmische Gegenwart wohl je und je das kleine Dorf belebt, sollen erst später erfahren, wer die Frau Ritter ist, die sich so mütterlich ihrer annimmt, die aus der trübseligen Amelie eine so liebe, freundliche Schwester gemacht hat. Das Legat steht noch in Verwaltung, man glaubt, die unglückliche Gattin des Dichter Leon sei ihrem Mann in die neue Welt gefolgt.

Von diesem selbst hat man nichts mehr vernommen; man vermuthet, daß ein Schiff verunglückt ist, auf dem er vom Lande der Verheißung in das alte Europa zurückkehren wollte. Und Lina hat gefunden, was sie nicht mehr auf Erden zu finden gehofft: ein Herz, das ihr angehört in tiefer, inniger, hingebender Liebe; sie hat gelernt stille zu halten dem schweren Gericht, das in dunklen Stunden über ihre Seele erging, und sie hat Frieden gefunden und Vergebung.

Verfehlte Wahl.

Lucie war sechszehn Jahr alt, eben heute sechszehn geworden und sechszehn ist ein wunderschönes Alter, was eine ziemlich alte Wahrheit ist und doch selten von denen gehörig anerkannt, die inmitten dieses goldnen Alters stehen. Mit sechszehn weiß man noch nicht so recht, wie man mit sich selbst daran ist: mit den Puppen und Kinderspielen ist's vorbei, in Gesellschaft zählt man noch nicht mit, lesen darf man auch noch nicht alles, was man gern möchte, und hat den Muth nicht, an allerlei schöne Sachen zu denken, die sich später ereignen könnten. Achtzehn, denkt man, ja achtzehn! Das muß ein schönes Alter sein, da sind die Rosen aufgegangen, die jetzt noch so in grüner Knospe liegen, da darf das Myrthenbäumchen knospen, das man jetzt noch in aller Stille hinter die Gardine stellt! Mag sein, und doch ist sechszehn eine schöne goldne Zeit, lieblich wie die ersten sonnigen Märztage, und Veilchen und Schneeglöckchen sind nicht zu verachten, wenn es auch noch keine Rosen sind.

Daß der Reiz dieses Alters ein unbewußter ist, thut nichts, das meiste Glück auf Erden ist unbewußt. Bewußtes Glück ist fast schon fliehendes Glück, nicht umsonst hat man von uralten Zeiten her eine Scheu, sein Glück zu berufen.

Es gibt im Frauenleben, nicht in jedem Frauenleben, nur zwei Augenblicke vollen, bewußten, süßen Erdenglücks, der eine ist nach dem Ja einer glücklichen Braut, der andre tagt für die Mutter, die ein liebes Kindlein eigen nennen darf. Jede andre Lebensperiode, jede andre Lage kann Frieden

bieten und Freuden, Ruhe und Behagen; Glück, volles seliges Glück, kennt sie nur noch in Stunden, in Vorahnungen, die nicht mehr der Erde gehören.

Lucie also war sechszehn, eine recht frische Knospe, die eine blühende, wenn auch keine wunderbare Rose verhieß, ein helles und fröhliches Herz, ein gutes und unverbildetes Kind. Sie hatte den Morgen ihres Wiegenfestes nicht mit begehrlichen Wünschen und Träumen begonnen, die guten heiligen Vorsätze von der Konfirmation her waren noch nicht in ihrer Seele verklungen; ach diese Vorsätze! diese hellen Blüthen am jungen Lebensbaum, wie viele davon werden verweht, wie viele taube Blüthen sind darunter, bis das Herz lernt, auf eigne Kraft verzichten und sich stille ins Licht der ewigen Sonne stellen, damit sie zur Reife bringe, was noch geblieben ist.

Heute, am Geburtstage, war es nicht schwer, diese Vorsätze zu halten, es lag ein Festhauch über dem ganzen Hause. Die Mutter ließ einmal wieder ihrer Liebe den freien Lauf und drückte das Töchterlein recht innig ans Herz, was im Alltagsleben, wo es oft so viel zu zanken und zu ermahnen gab, gar selten vorkam, der Vater, der gern allen Rührungsanstalten aus dem Weg ging, hatte ihr doch die Hand gegeben und mit unterdrückter Bewegung gesagt: „ja, ja, du wirst groß und alt, bleib nur brav;“ die Geschwister waren in festlichem Zug in ihr Stübchen gekommen, um ihr allerlei werthvolle und nützliche Geschenke, als da sind: Nadelbüchsen, farbiges Postpapier, eine blaue Kaffeetasse ꝛc. zu verehren; Jedes wollte das Beste und Willkommenste gebracht haben: „gelt, Lucie, Nadeln braucht man immer?“ rief die kleine Luise, „und du läßt Dampfnudeln kochen?“ Der jeweilige Festkönig oder die Königin hatte nämlich nach den bestehenden Hausgesetzen das Recht, das Mittagessen zu bestimmen. „Nein, Lucie, Pfannkuchen!“ rief Heinrich, „Nadeln stechen und man verliert sie auch, da sieh meine Kaffeetasse, was für ein schöner blauer Vogel darauf ist.“ „Aber so blaue Vögel gibt's nicht,“ bemerkte Franz sehr weise, „und die Tasse zerbricht, da sieh das schöne Papier und auf dem

weißen sind Blümchen; und Zwetschgen und Schwedenklöse sind viel besser, als Pfannkuchen."

Lucie küßte die Geschwister der Reihe nach, nicht beachtend, daß die ungalanten Buben sorgfältig wieder die Wange abwischten, sie zeigte sich gehörig überrascht und erfreut über jedes der Geschenke und entschied die große Frage wegen des Mittagessens für süßen Pudding, welche kühne Idee von den Kindern mit bewunderndem Staunen aufgenommen wurde. So hoch hätte sich keines der Kleinen verstiegen, aber freilich die große Schwester, die der Mutter schon helfen konnte, die durfte schon einen so verfeinerten Geschmack zeigen. „Und heut Nachmittag nach der Schule spielst du mit uns!" jubelte Heinrich, „Glock und Hammer oder Lotto."

„Und beim Licht erzählst du, gelt, Lucie?" fragte Luischen, „Du kannst's so schön!"

„Alles, alles," versprach die gefeierte Schwester, glücklich im Gefühl der häuslichen Liebe und ging mit der kleinen Schaar hinüber zum Frühstück. Neben der Geburtstagschocolade, zu der Heinrich eifrig die Festtasse mit den blauen Paradiesvögeln aufstellte, prangte eine riesige Brezel, eine Gabe von Rike, der alten Magd, dem Schatz und zugleich der Tyrannin des Hauses, die sich auch mit ihrem Glückwunsch einstellte: „grat'lir Ihne, Fräle Lucie (sie hatte sich etwas schwer zu Sie und Fräulein entschlossen, was ihr doch jetzt erforderlich schien), „werdet Sie nur so brav, wie Ihne ihr Frau Mama, daß Sie auch so einen braven Herrn bekommen, wie Ihne ihr'n Herrn Papa." Lucie dankte freundlich für den Glückwunsch, über den sie im Stillen lächeln mußte, — allen Respekt vor dem Papa und vor dem häuslichen Glück der Eltern, aber bei ihr mußte es doch einmal noch schöner kommen, noch viel schöner. Ein zierlicher Arbeitstisch, das Festgeschenk der Eltern, krönte Luciens Wünsche. Wie hübsch war es, nun ein eigen Plätzchen zum Arbeiten zu haben, nicht mehr die langweilige Ecke am großen Esstisch. Von der Fensternische, wo es stand, sah man weit über die Häuser weg auf den Waldhügel, wo die alte Burgruine stand, ein trauliches Plätzchen für junge Gedanken!

Während Lucie alte und neue Schätze an Seidensternen, Fadenröllchen, Scheeren und Nadeln in die Fächer ordnete, lauschte sie dazwischen, ob sie nicht den schweren Tritt der Sondelsberger Bötin vernehme, denn Lucie erwartete noch einen Festgruß. Einen unverfänglichen, — das Pfarrtöchterlein in Sondelsberg war ihre intimste Herzensfreundin, mit der sie einen höchst wichtigen, ununterbrochenen Briefwechsel führte. Der Doktor, Luciens Vater, meinte zwar, sie könnten's mündlich versehen, da Sondelsberg nur zwei Stunden von Feldstadt entlegen war, die Mädchen aber dachten nicht so, sie hatten nicht nur Briefe auszutauschen, sondern auch noch alles Neue und Schöne, was sie von Literatur habhaft werden konnten, entlehnt natürlich, denn zum Bücherkaufen sind die Papa's in der Regel nicht sehr aufgelegt, so lang es noch redliche Seelen gibt, von denen man entlehnen kann.

Die Bötin hatte bis jetzt sämmtliche Kommissionen für das Pfarrhaus gegen ein jährliches Honorar von einem Kronenthaler besorgt, wozu noch je und je ein Kelchlein Schnaps nebst einem halben Pfund Kaffee vom billigsten zu Weihnachten kam. In Anbetracht der wachsenden Korrespondenz aber hatte sie wahrhaftig eine Zulage von einem Gulden erlangt; dazu kam noch gratis das Hochgefühl, eine stets willkommene Erscheinung zu sein.

Um zehn Uhr wirklich erschien ihr breites, wettergebräuntes Gesicht auf der Schwelle. „Hat Sie Bücher, Kellenbienzin?" rief ihr Lucie entgegen. „Ei, was Bücher!" war die stehende Antwort der Bötin, „leset in der Bibel!" Aber mit beglückender Miene zog sie aus ihrem Tragkorb ein schönes junges Myrthenbäumchen, sorgsam mit einer Papierkappe verwahrt. „So, das schickt Ihnen die Jungfer Julie, hab's zulieb von einem Stuttgarter Gärtner holen müssen; um ein Heidengeld, gern einen halben Gulden, „sagte sie, um den Werth der Gabe zu erhöhen, während Lucie mit freudigem Erröthen ein Rosablättchen aus den grünen Blättern löste, und eilig der Bötin ein Stück Geburtstagsbrezel

nebst einem Glase Wein auftrug, um ungestört in einem sichern Eckchen das wichtige Blatt zu lesen.

Herzensgeheimnisse tauschten die Mädchen noch nicht aus, obgleich Julie, die zwei Jahre älter war, öfter bedeutsame Anspielungen auf einen jungen Praktikus machte, der sich zu Sondelsberg niedergelassen, — Gedichte waren es, die ersten Ergüsse ihrer jungen Muse, die sie sich zusandten, und dann wieder, so oft sie zusammenkamen, mit hohem Genuß einander vorlasen; ein Genuß, bei dem meist Geben seliger ist, als Nehmen. Ein Gedichtchen war denn auch auf dem Rosapapier enthalten, eine Zugabe zu dem Myrthenbäumchen, in etwas mangelhaften Distichen, die jedoch Lucie mit hoher Befriedigung las bis zu dem Schluß, der ein tiefes Erröthen hervorrief.

Wann denn die Myrthe dereinst die glückliche Braut wird bekrönen,
O so gedenke auch mein, die sie voll Liebe Dir weiht.

Die Mutter hatte ihr über die Achseln gesehen und fuhr lächelnd mit der Hand über das rosige Gesicht: „nun bis dahin hats noch gute Wege.“ Das dachte Lucie auch, doch stellte sie das Myrthenbäumchen recht sorgsam in die sonnige Fensterecke bei ihrem Arbeitstischchen neben die knospende Monatrose und versuchte, sich ruhig an die Arbeit zu setzen, denn die Bereitung des Festmahls hatte diesmal die Mutter übernommen.

Mit dem ruhig Arbeiten wollte es aber nicht so recht gehen; ein Lebensabschnitt ist noch so wichtig für a lady in her tens, wie der Engländer sagt, und neben den frommen Vorsätzen, mit denen sie den Morgen begonnen, wogten und webten allerlei süße, unbestimmte Träume und Bilder durch ihre Seele. Nach dem alten Volksbrauch, den sie der Rike abgelernt, griff sie nach dem Gesangbuch, um einen bedeutsamen Vers für den Tag aufzuschlagen. Es war ein Vers des altbekannten schönen Liedes: „Du bist ein Mensch, das weißt du wohl.“

Wie oft bist du in große Noth
Durch eignen Willen kommen,
Da dein verblend'ter Sinn den Tod
Für's Leben angenommen,
Und hätte Gott dein Werk und That
Ergehen lassen nach dem Rath,
In dem du's angefangen,
Du wärst zu Grund gegangen.

Das schien ihr nun nichts besondres Schönes und Glückverheißendes, wie sich's für heute geschickt hätte, es paßte eigentlich auch ganz und gar nicht für sie; sie legte das fromme Buch unbefriedigt bei Seite und sah träumend hinaus in die winterliche Landschaft. Etwas Besonderes, meinte sie, sollte sich doch an diesem denkwürdigen Tag noch ereignen; mit dem süßen Pudding war das häusliche Festprogramm erschöpft und der hatte nun eben nicht mehr den Werth wie vor acht Jahren.

Da läutete es am Haus und Emilie, die Tochter der verwittweten Frau Amtspfleger gegenüber, sprang athemlos, mit fliegenden Locken die Treppe herauf. „Eine Schlittenfahrt, Lucie, eine Schlittenfahrt!" rief sie ihr von weitem zu. „Kameralverwalters haben sie veranstaltet, rüste dich nur!" Lucie ward roth vor Freude und Ueberraschung, versetzte aber gleich wieder kleinlaut: „Du weißt, der Vater fährt nicht mit, er sagt, er habe sein Pferd, um zu Patienten zu fahren, nicht für's Plaisir." „Aber ich soll dich ja einladen!" rief Emilie triumphirend, „Frau Kameralverwalter schickt mich, wir Mädchen werden vertheilt, weißt ja wohl, wir haben auch keinen Schlitten daheim als meines Bruders Bergschlitten; und ich fahre doch mit!" „Ja du," meinte Lucie, „das ist ein andres, dich braucht man überall." „Nun ja, wenn auch," lächelte Emilie selbstgefällig, „diesmal will man aber dich auch dazu; Frau Kameralverwalter hat mich beauftragt, rüste dich nur." „Ich weiß aber nicht," sagte die Mutter, der die wichtige Neuigkeit von Lucie mit freudeglühendem Antlitz mitgetheilt wurde, „Lucie ist ja noch nie ohne mich ausgewesen, und sie ist noch zu jung." „O, Frau

Doktorin, wie lang wollen Sie sie noch in der Kinderstube behalten!" rief die erfahrne Emilie, „wie würde das die Frau Kameralverwalter übel nehmen!" „Es ist wahr, sie will nur der Kleinen die Ehre anthun, sie würde es sehr übel nehmen," entschied die Mutter bei sich, mit diesem triftigen Grund jedes Bedenken niederschlagend, und sie sicherte zu, daß Lucie um ein Uhr bereit sein werde.

O junge Lucie! wo sind all die schönen Plane und Gedanken vom Morgen geblieben: wie du deine Freude und dein Glück allein im Kreis der Deinen suchen wolltest, der Mutter eine treue Tochter, den Geschwistern die liebende hingebende Schwester sein? Etwas wie Reue zog durch ihr Herz, als die Geschwister, die von der Schule heimtobten, sie an all die Versprechungen vom Morgen mahnten. „Ich gehe zu einer Schlittenfahrt, aber ich bringe Euch etwas Gutes mit," sagte sie beschwichtigend, und schenkte noch zur Beruhigung ihres schwesterlichen Gewissens den Brüdern lang gesparte Bildchen und Louischen ein kostbares, oft begehrtes Püppchen, das sie noch aufbewahrt und nicht lange zuvor neu gekleidet hatte. Der Vater, der gewöhnlich sehr müde und erschöpft nach Hause kam, wollte so wenig wie möglich mit häuslichen Anfragen und Angelegenheiten behelligt sein; hatte die Mutter Erlaubniß zu etwas gegeben, so wurde die seinige gewöhnlich stillschweigend vorausgesetzt, wenn er dann freilich einmal ein Veto einlegte, so war es ein sehr entscheidendes. Lucie war nur noch mit halbem Herzen bei dem leckern Festmahl, das von den Brüdern gehörig gewürdigt wurde, ihre Gedanken waren bei der Garderobe, die noch herzustellen war, bei der Gesellschaft und der Fahrt, — nicht eben mit ungetheilter Lust und Verlangen, es war ein gewisses Bangen dabei, aber die Mutter fühlte mit stillem Leid, wenn sie nach dem Kinde hinüber sah, daß nun ihr Leben, ihre Freuden, ihre Interessen sich zu trennen begannen vom Leben des Vaterhauses.

Muß das so sein, oder läßt es sich ändern? wer will ein Arges finden an der harmlosen Jugendlust, die ihr eignes Anrecht an eigne Lebensfreude zu fühlen beginnt? muß nicht das flügge Vöglein seine Schwingen proben, eh es sich das eigne Nestchen baut? Wer will den Stab brechen über Spiel und Scherz und Tanz, die natürlichen Aeußerungen der Lebenskraft und Lebensfreude. Liegt doch in schuldloser Jugendlust ein unbewußtes Lob des Schöpfers wie im fröhlichen Gezwitscher der Vögel und im neckischen Spiel der Lämmer.

Wer aber will die Grenze ziehen, wo die Lust aufhört schuldlos zu sein, wo sie eine Scheidewand bildet zwischen dem Herzen und seinem Gott, wo die Herrschaft der Welt beginnt und das stille Reich des ewigen Geistes zur Seite drängt? Das ist die Frage an jedes einzelne Herz, denn die Welt und ihre Gefahr liegt für jedes Herz nach einer andern Seite. Du kannst dein Kind ausschließen von Bällen und weltlichen Gesellschaften, du kannst vielleicht selbst die Lust dazu in ihm ertödten, aber kannst du seine Seele mild erhalten und demüthig, liebevoll und hingebend, heiter und harmlos mit den Fröhlichen? Es gibt priesterliche Seelen, die unberührt von Welt und Weltlust durch's Leben gehen können, aber sie sind nicht das Werk eines menschlichen Erziehers, und wer die Seele seines Kindes offen erhalten kann in Lust oder Leid für die Stimme des Herrn, die an jedes Herz zu seiner Stunde besonders tönt, der hat gethan was er konnte, auch wenn er ihm sein bescheiden Theil von Jugendfreuden gegönnt hat.

Durch der Mutter Seele mochten solche Gedanken ziehen, Lucie hatte dazu nicht Zeit. Das Mahl war geendet, der Doktor, der sonst ein behagliches „Tischeln" liebte, sah mit ärgerlichem Brummen, wie die ganze Tischgesellschaft auseinanderstäubte, um zu dem großen Werk von Luciens Toilette beizutragen, die noch nicht auf solche Ereignisse wie eine Schlittenfahrt eingerichtet war. „Heinrich, bitte, hol' meine Stiefelchen! Louischen, bring auch meinen Hut! Mutter, nicht wahr, du borgst mir deine Pelzmanschetten!"

Mit sechzehn Jahren ist übrigens die Toilette noch keine schwierige Sache! eben griff Lucie nach dem alten Muff der Großmutter selig, von ächtem Marderpelz, ein Familieneigenthum, das sie sich bisher noch nie angemaßt, da läutete es an der Hausthür; „ist's schon Emilie?“ Nein, es war nur das Laufmägdlein der Fräulein Berg im Hinterhaus: „Fräulein Lucie sollen doch geschwind noch zum Jungfer Lieschen kommen.“ „Unmöglich!“ rief Lucie, „auf den Abend!“

„Lucie, Kind! du mußt einen Augenblick hingehen!“ bat die Mutter, „das gute Lieschen arbeitet schon seit Wochen an einer Ueberraschung für dich und freut sich darauf wie ein Kind!“ Wie hatte sich Lucie selbst gefreut auf dies verheißne Geschenk Lieschens, das diese sorgsam vor ihr versteckte, und auf das sie nur geheimnißvolle Anspielungen machte, und wie war es ihr jetzt so lästig! „Meinetwegen! ich komme geschwind! adieu, lebt wohl!“ Mit diesem flüchtigen Abschied flog sie aus dem Haus und die steile Treppe des Hinterhauses hinauf in das Stübchen der zwei Schwestern, das in seinem ungebrochenen Frieden und seiner tadellosen Ordnung einen Gegensatz zu aller Unruhe der Welt bildete.

Da saßen sie, wie sie seit zwanzig Jahren an jedem Wochentag gesessen waren, denn ihre Tafel war längst aufgehoben. In dem hübsch meublirten Zimmer, in das man zuerst eintrat, war Mathilde, die jüngere Schwester, von der die Sage ging, daß sie einmal schön gewesen sei; Mathilde war tiefsinnig, junge Mädchen betrachteten sie mit Scheu und Interesse, weil es hieß, sie sei durch unglückliche Liebe so geworden, darum saß sie immer allein hinter herabgelassenen grünen Vorhängen und stickte in Seide und Perlen, in prächtigen bunten Farben, Blumen, Vögel, Schmetterlinge und ihr eignes Leben war so dunkel, so farblos!

Im innern Stübchen, wo das große Himmelbett der seligen Eltern steht, das nun der Schwestern Ruhestätte ist, da ist der helle liebe Sonnenschein, da leuchten Lieschens klare braune Augen aus dem apfelrunden alten Gesicht, dem man gewiß ansieht, daß es all sein Lebenlang keine Ansprüche auf Schönheit gemacht hat, — auch gar keine. Da sitzt Lieschen

auf dem Fußtritt am Fenster mit ihrer ewigen Weißstickerei, die nicht stirbt wie der König, weil stets ein Nachfolger bereit ist, ihr zur Seite das Schüsselchen mit Hollunderthee, mit dem sie hie und da die müden Augen stärkt, vor ihr der Stuhl, auf dem das neue Testament, der Psalter und noch ein kleines Gebirge religiöser Brochüren aufgethürmt ist, aus denen sie ihre Seele erquickt. All ihre Freunde schenken ihr fromme Bücher und Traktätchen, und da sie aus Pietät keins davon aus ihrer Nähe verbannen will, so würde das Gebirg anwachsen, bis es über ihrem Kopf zusammenstürzte, wenn nicht immer wieder andre Bekannte, zumal die Armen und Kranken, die Vergessenen und Betrübten, von den Büchern entlehnen würden. Denen allen leiht sie Lieschen gern und fordert sie nicht wieder. „Man muß ein frommes Buch nie zurückverlangen," meinte sie, „man weiß nicht, wo der liebe Gott sein Werk damit treibt."

Lieschen ist Lahm, durch einen Unglücksfall von früher Kindheit auf: ihr zur Seite lehnen die Krücken, mit deren Hilfe sie allein sich bewegen kann, darum konnte sie auch der jungen Lucie, die in ihrem Winterstaat eilig mit glühendem Gesicht hereinstürmte, nicht entgegengehen, sie grüßte sie nur freundlich aus ihren guten braunen Augen: „ei, ei Kind, wie eilig! was ist denn los in der Welt? zu uns hast du dich nicht so prachtsmäßig herausgeputzt und nicht so warm eingemukelt!" „Ach nein," rief in höchster Eile Lucie, „es ist eine Schlittenfahrt, alles wartet auf mich, nur weil Sie gesagt haben....." „Ja, ja freilich, da hat's Eile," sagte in gutmüthiger Ruhe Lieschen, während sie aus ihrem großen Arbeitskorb mit strahlendem Gesicht ein leichtes Päckchen zog, „so warm eingehüllt und nicht einmal einen Schleier über das liebe Gesichtchen! da werden die Rosen ja blau, wie wäre ein schwarzer Schleier so nett auf dem himmelblauen Hütchen!" „Ach freilich," seufzte Lucie, indem sie das rosa Seidenpapier des Päckchens, das Lieschen ihr überreichte, schüchtern öffnete, „ah!" rief sie überrascht; der feinste schwarze Spitzenschleier, wie von Feenhänden gestickt, fiel ihr in die Hand, „ach wie schön! und wie gut von Ihnen, die feine Arbeit mit Ihren müden Augen!" „Ei, ich mußte doch auch eine kleine Abwechs-

lung haben von dem ewigen Weiß! Bück dich, Kind, daß ich dir den Schleier festbinde. So, nun, Vöglein, flieg aus, daß dir deine Schlitten nicht davon fahren!" Und dahin flog Lucie nach einigen eilig gestammelten gerührten Danksagungen; mit düstrem Blick sah Mathilde ihr nach, mit hellem und zufriednem das arme Lieschen, die nie des Lebens Herrlichkeiten gekostet. Nun hatte sie schon wieder einen vergnügten Menschen gemacht.

Die Schlitten waren schon auf dem Marktplatz versammelt und klingelten mit ihren Schellen zusammen, einige Damen in Mantel, Muff und Schleier trippelten hin und her, um sich zu erwärmen. Emilie, die allenthalben der ordnende Genius sein wollte, rannte hin und her, als Adjutantin der Frau Kameralverwalter. „So, kommst du endlich, Lucie! bald wären wir ohne Dich fortgefahren, nur her, es ist schon arrangirt, wir kommen in Kameralverwalters Schlitten. Da ist ein warmer Schafpelz auf dem Boden, und so ein netter Vetter fährt mit!" flüsterte sie Lucien äußerst profitabel zu.

Nun arrangirte sich die Fahrt, die vorhandenen Damen wurden von artigen Herrn in die Schlitten vertheilt und abgeführt; etlich Bejahrtere und minder Schöne, die im Rest geblieben waren, wurden ohne weiteres dem Herrn Rechtskonsulent Haberer, einem Junggesellen und Weiberfeind, zugeschoben, Emilie, die sich selbst mit ihren schwarzen Locken unter einem rosa Hut bezaubernd vorkam, hatte sich mit schlauer Bescheidenheit auf den Rücksitz von dem sehr eleganten Schlitten Kameralverwalters gesetzt, so kam sie neben den Neffen, Robert Volkmann, ein bald ausstudirter Student, wie der Kameralverwalter ihn vorstellte, die arme Lucie aber wurde im Fond zwischen den Kameralverwalter in der Wildschur und seine Frau im wattirten Mantel einquartirt, wo sie zwar nicht frieren, aber auch kaum athmen konnte. Der mitleidige Neffe erbot sich zwar mit Freuden, den Platz zu räumen und zu kutschiren, dem Onkel aber waren, wie er sagte, seine Knochen zu lieb, um sie so einer leichtsinnigen Studentenhaut anzuvertrauen. „Es ist nur, bis man eine Weile fährt," meinte er,

indem er sich gehörig ausdehnte, „dann sitzt man herrlich, nicht wahr, Fräulein Lucie?“ „O gewiß, ich sitze ganz bequem,“ versicherte diese, obgleich sie sich nicht rühren konnte, und in der That, ihr junges Köpfchen sah zwischen den zwei alten ganz vergnügt in die Welt hinaus. „Raum ist in der kleinsten Hütte,“ hub der Neffe lustig an zu deklamiren; der alte Trompetermelcher, ein ehemaliger Militair, der zum Vorreiter zugestutzt war, stieß schmetternd in seine Trompete, und mit lustigem Geklingel flog der Zug hinaus an der gaffenden Volksmenge vorüber.

Hinaus, hinaus aus den winkligen Gassen, hinaus auf die schneehelle sonnenbeschienene Fläche an den eingeschneiten Bäumen und schimmernden Hecken vorüber, hinaus in die weite, weite Welt, die sich so endlos vor den Blicken dehnte, hinaus in lauter, heller, lichter Jugendlust! Robert unterhielt die Mädchen mit allerlei lustigen Studentengeschichten, daß sie gar nicht aus dem Lachen kamen, sie hätten auch nicht anders können als lachen; alles war unwiderstehlich lustig: der alte krumme Wegweiser an der Straße, der dem langen Rechtskonsulenten ähnlich sah, die Bauernbuben, die mit ihren Bergschlitten und weit aufgesperrten Mäulern am Wege standen, die Hunde aus dem Dörfchen, die sich kläffend und bellend dem Zug auf eigne Rechnung anschlossen; — Geburtstag und Vorsätze, Eltern und Geschwister glitten nur so rasch wie im Schlittenflug durch Luciens Sinn, und hätte sie nicht mit stillem Vergnügen den leichten schwarzen Schleier im Winde wehen sehen, das arme lahme Lieschen wäre nicht einmal im Flug in ihren Gedanken aufgetaucht. Emilie mit ihrer oft bewunderten Unterhaltungsgabe suchte jede etwaige Lücke des Gesprächs auszufüllen, Robert aber wandte sich viel mehr dem einfachen blauen Hut zu, als Emiliens rosenrothem Prachtstück, das ihr die Mutter, wie so viel andern unnöthigen Putz, alles aus Mitleid gekauft hatte, weil sie eben ein armes Waislein sei. Das arme Waislein ließ sich's nicht lange verdrießen, daß sie diesmal neben dem Backfisch die zweite Rolle spielte, sie sah mehr auf großes Salair als auf gute Behandlung, d. h. mehr auf eine solide Parthie, als auf

einen angenehmen Courmacher und war gutmüthig genug, der Lucie, dem Kind, auch ein Vergnügen zu gönnen, die ja ohnehin in der That gar keine Schönheit war: das Bischen rothe Wangen und blaue Augen und blondes Haar!

Der Trompetenmelcher blies einen schmetternden Tusch, der Zug war angelangt vor der Krone in Ingelsberg, einem der Phönixe von guten Gasthöfen, wie sie hie und da in den obskursten Orten auftauchen. Doch veranlaßte die Anfahrt einigen Schreck, einiges Hin- und Herrennen in der Krone, die Schlittenfahrt war etwas zu spät angesagt worden.

Man strömte in den äußerst kunstlosen obern Saal, wo der eilig geheizte Ofen Glutströme ausgoß, während der übrige Theil des Zimmers noch unheimlich kalt war, — allmälig gruppirte sich die Gesellschaft auf den hölzernen Stühlen um die langen, schmalen Tafeln mit roth und blau gewürfelten Teppichen bedeckt; ungeheure irdene Kaffeetöpfe erschienen, der berühmt gute Kaffee der Kronenwirthin erwärmte die Herzen von innen, und die heiterste Laune belebte bald die bunte Gesellschaft. Lucien hatte die Frau Kameralverwalter unter ihre Fittiche genommen, zu ihrer linken Seite setzte sich der Neffe Robert, — es war ihr zu Muthe wie in einem Traum; diese erste größere Gesellschaft wirkte in der That berauschend auf sie, — sie hörte das Gesumm und Getöse fröhlicher Stimmen, fühlte, wie die Hand der alten Frau liebkosend über die glatten, glänzenden Scheitel ihrer blonden Haare strich, sie lauschte dem heitern Geplauder Roberts und gab lachende Antworten, sie stimmte mit ein in die Lieder aus alter und neuer Zeit, die von alten und jungen Herrn angestimmt wurden, — alles halb träumend; was Andern die liebe, lichte Prosa war, das gestaltete sich ihr zum bunten Mährchen voll Licht und Glanz.

„Du bist ja ganz verzückt!“ rief Emilie schelmisch zu ihr hinüber, die ihre charmante Unterhaltung zwischen dem verwittweten Posthalter und Herrn Haderer theilte, obgleich sie keineswegs gesonnen war, „ihr Herz, ihr liebenswürdig Selbst“ zu so herabgesetztem Preis abzugeben. — Lucie nickte ihr lächelnd zu, sie war zu innerlich fröhlich, um viel reden zu können.

Der Kaffee war längst getrunken, der dunkelrothe Wein, auch einer der Magnete des Gasthofs zur Krone, steigerte die allgemeine Heiterkeit auf einen sehr hohen Grad. Lucien störte das nicht in ihrem glückseligen Traum, lächelnd stieß sie mit ihrem Nachbar, dessen Fröhlichkeit nicht die Grenzen des Anstands überschritt, auf die zahllosen Toaste an, die immer witziger, immer schallender belacht wurden. „Unsre Zukunft!“ trank ihr Robert zu. „Ach wäre doch die Zeit schon da,“ hub etwas ungeschickt der Kameralverwalter an und jubelnd stimmten Alle ein:

Ach wäre doch die Zeit schon da,
Die noch so ferne scheint,
Wo am Altar ein freudig Ja
Auf immer uns vereint!

Hinter der Bretterwand, die den großen Saal in zwei Hälften schied, hatte man längst allerlei verdächtiges Geräusch und Gerumpel gehört. „Die Honoratioren von Backenheim haben heut auch eine Schlittenfahrt hieher gemacht,“ sagte auf Befragen der Wirth mit einiger Verlegenheit. Backenheim und Feldstädt nämlich, sonst zwei sehr befreundete Städte, lebten seit längerer Zeit gespannt mit einander, weil die Feldstädter widerrechtlich das letzte Liederfest an sich gerissen hatten.

Eine Zeitlang hörten auch die Feldstädter mit dumpfem Groll, wie die Backenheimer hinter dem Bretterverschlag auf eigne Hand jubilirten und anstießen, als aber die Heiterkeit immer höher stieg, da erhob sich ein großherziger Verwaltungsaktuar mit dem Rufe:

Groll und Rache sei vergessen,
Auch dem Todtfeind sei verziehn!

und riß mit Bärenstärke ein Stück des trennenden Verschlags weg. Mit lautem Beifallsjubel wurde diese Großthat von drüben aufgenommen, Stück für Stück der trennenden Wand wurde entfernt und hinter jedem gelösten Brett kamen ein paar neue freudeglitzernde Backenheimer Köpfe zum Vorschein,

allgemeine Versöhnung! Rund- und Chorgesänge, Versuche zu tanzen, die aber aus Mangel an Raum und Musik scheiterten, denn das Klavier, das oben im Saale stand, erwies sich als gänzlich heiser und unbrauchbar, obwohl es der Unterlehrer mit Fäusten und Füßen grausam behandelte, so daß man von diesem Wunsch abstehen mußte und sich mit neckischen Gesellschaftsspielen behalf.

„Meine Herrschaften, es ist eingespannt," meldete der Wirth, bei dem einige solide und nüchterne Mitglieder der Gesellschaft längst die Zeche berichtigt hatten, und nun zum Aufbruch trieben. Neues Getümmel! furchtbare Verwirrung, bis all die Mäntel und Ueberzieher, Hüte, Schleier, Muffe, Boas, Pelzmanschetten und Fußsäcke von den verschiedenen Eigenthümern auseinandergelesen waren. Lucie selbst konnte es nicht mehr poetisch finden. In dem Fußsack der Frau Oberamtmännin hatte sich eine Katze eingenistet, an der Boa der Frau Salzfactor zerrten bellend und knurrend ein paar Hunde. Ledige Mitglieder, die nichts zu verlieren hatten, sangen dazwischen aus allen Tonarten: „Nun schwingen wir den Hut, der Wein, der Wein war gut." Lucie mit all der mädchenhaften Pietät für ihre hübschen Sachen war sehr bekümmert, sie aus dem Chaos herauszufinden, Robert aber zeigte sich als hilfreicher Kavalier und half ihr und der Tante zu ihrer Garderobe und in den Schlitten. Vor dem Haus war das Getümmel aufs Höchste gestiegen, der Trompetermelcher, zum Reiten nicht mehr geeignet, wurde einem Schlitten hintenauf gepackt, und endlich nach unsäglichen Schwierigkeiten und Verwirrungen setzte sich der Zug wieder in Bewegung, und die Glöckchen klangen hinaus in die stille Nacht.

Lucie war durch das Getöse und Treiben und Lärmen etwas ängstlich und betäubt geworden, jetzt aber beim Hinfliegen über die stille, schneeweiße Fläche, darüber den sternhellen Himmel und das klare Mondlicht, sog sie wieder den ganzen Zauber der wundervollen Nacht in sich, es störte sie nicht, daß Robert ein humoristisches Mondlied anstimmte, sie lachte herzlich dazu, noch mit Thränen in den Augen. „O, wären wir doch daheim!" seufzte die Kameralverwalterin, „ich

habe so kalte Füße." „O kämen wir doch nie heim!" dachte Lucie, sie hätte fort und fort ohne Ende so hinfliegen mögen.

Es nimmt alles ein Ende. „Alles geht vorüber, Alle Töne verhallen, und die schönsten Stunden schlagen aus," wie uns eine äußerst wahre, ganz unbestreitbare Stammbuchsentenz verkündigt, und so hielten auch in dieser denkwürdigen Nacht die Schlitten Nachts um zehn Uhr auf dem Marktplatz, — die Leute waren meist etwas verkühlt und ziemlich still; außer der tragischen Entdeckung, daß Herr Buchhalter Müller, der auf dem letzten Reiber fuhr, seine Dame, die ledige Schwägerin des Apothekers, unbemerkter Weise verloren hatte, waren alle glücklich angelangt.

In größter Verlegenheit bot der Buchhalter Freiwillige zu einem Streifzug nach der Verlornen auf, die ihnen bereits vor dem Stadtthor auf eignen Füßen entgegen kam; sie war, wie ihre Schwester die Apothekerin, ein Weib aus dem Volke, und schnitt die schüchterne Entschuldigung des Buchhalters damit ab, daß sie ihm höchst unumwunden ihre Meinung über seine Nachlässigkeit und Ungalanterie sagte und ihn nach dem Volksausdruck ‚keinen Regierungsrath' hieß.

Inzwischen hatte Robert Lucien heimbegleitet, auch ein unerhörtes Ereigniß in ihrem jungen Leben; sie wagte nicht den Arm abzulehnen, den er ihr bot, obgleich es zum erstenmal geschah, daß sie am Arm eines Herrn ging; sie legte nur ganz leicht und lose ihren Arm in den seinigen und so fröhlich sie unterwegs mit ihm gelacht und geplaudert hatte, so antwortete sie ihm jetzt nur halblaut und schüchtern. Sie war froh, als sie glücklich unbemerkt an der Hausthür angelangt waren, und doch hätte es ihr ein wenig wohl gethan, wenn Rike, die sie so oft noch als Kind behandelte, gesehen hätte, wie sie nun als großes Fräulein nach Haus geführt werde. Es war aber besser, daß Rike es nicht gesehen, die entschiedenen Anstoß an allem Führen von Herrn und Dame nahm und der Meinung war: „Blinde und Rauschige sollen sich führen lassen, junge, gesunde Leute können allein laufen."

Daheim war alles in der Ruhe, nur die Mutter erwartete sie noch. „Ei, Mädchen, wie spät! ich hoffe, das ist

dieſen Winter das letzte Mal.“ „Spät, Mutter? das kann faſt nicht ſein, es war ſo gar ſchön!“ „Freut mich, jetzt aber trink warmen Thee und mach' daß du zu Bette kommſt!“

Lucie legte ſich nieder und ließ mit geſchloſſenen Augen alle die Bilder des Tages noch einmal an ſich vorüber gleiten: Schellengeklingel, helles Lachen, fröhliches Singen und das letzte „Gute Nacht,“ bis ſie entſchlief den tiefen, feſten, ſüßen Schlaf der Jugend; ob ſie träumte? ſie wußte es nachher nicht, ſie ſchlief zu gut, aber wenn ſie träumte, ſo mußten es ſüße Träume ſein, ihr Mund lächelte im Schlaf und ihre Wangen glühten wie von heller Freude.

‚Der andre Morgen,‘ nach wie mancher Luſt iſt das ein fataler Nachklang, der aus matten Augen, aus bleichen Wangen und aus verdroßner Stimme ſpricht; für Lucien war es nicht ſo, ſie wachte hell und fröhlich auf wie ein Vögelein, ihr war, als ſei ſie unendlich reicher geworden durch dieſen einzigen Tag; die leiſe Reue über ihren ſelbſtſüchtigen Genuß machte ſie nur freundlicher, dienſtwilliger gegen Alle, ſie holte in aller Eile um ihr Taſchengeld noch Bonbons, um ſie den Geſchwiſtern zu vertheilen und erzählte ihnen von der Schlittenfahrt, was nur immer zu erzählen war, daneben mußte ſie ſtets vor ſich hin lächeln, als wüßte ſie noch wunder was Herrliches und Schönes, das ſich gar nicht ſagen ließe. Aber das Plaudern mit den Kindern, die ſie ja doch nicht recht verſtanden, genügte ihr nicht, das Stillſitzen an dem hübſchen neuen Arbeitstiſch wollte heute wieder nicht gehen. „Mutter, ich habe mein Taſchentuch mit Emiliens verwechſelt,“ ſagte ſie, „und Lieschen habe ich noch gar nicht genug für den Schleier gedankt, ich ſollte nothwendig zu ihnen.“

„Höchſt nothwendig,“ lächelte die nachſichtige Mutter, „weiß wohl, nach ſolchen Geſchichten müßt ihr Mädchen geplaudert haben, ſo ſchwatz dich aus, aber dann laß ein Ende ſein und komm beizeiten wieder zurück wegen der Küche.“

„Gewiß, gewiß!“ verſicherte Lucie und hüllte ſich in

ein warmes Tuch. Zuerst zu Lieschen, bei der in der wandellosen Ordnung des Stübchens, das doch so unzählige Gegenstände enthielt, die Zeit still zu stehen schien.

An der trüben Mathilde vorüber, die mit ihrem düsterſten Angesicht einen farbenhellen Blumenteppich stickte, eilte sie zu Lieschen, die ihr freundlich zunickte: „Guten Morgen, Kind! gut geschlafen? schöne Bahn gehabt? wo gings denn hin?“

„In die Krone nach Ingelsberg, und es ging wie geflogen, o es war so herrlich!“ rief Lucie und bereute fast wieder ihren Enthusiasmus, der der alten Jungfer ja doch nur das Herz schwer machen mußte, die so ganz ausgeschlossen war von aller Lust und Freuden der Welt. Lieschen aber versetzte mit ihrer herzlichen Freuden an allen Fröhlichen: „Bis Ingelsberg! Du lieber Gott, wie müßt Ihr's Euch sauer werden lassen um Euer Plaisir, wie hat's dagegen unser ein's so gut, das im warmen Stübchen sitzen bleiben darf; aber ich weiß auch noch,“ setzte sie stolz hinzu, daß es etwas recht nettes um das Schlittenfahren ist: meiner Mutter Bruder auf dem Roggenhof hatte einen Schlitten, sie hießen ihn den Badzuber, war aber ein netter Schlitten, grün angemalt, da bin ich manch liebes Mal darin gefahren. Mit wem fuhrst du denn, Lucie?“ „Mit Emilie und Kameralverwalters, und es fuhr auch ein Student mit, ein Vetter von ihnen.“

„So, ein Student? ist aber nicht Vakanz gegenwärtig?“ „O, ich glaube er hat bald ausstudirt, und er ist recht brav und gescheidt, und so lustig, ich habe mich so gut mit ihm unterhalten!“ „So? was habt ihr denn Schönes zusammen geredet? so ein Student muß doch allerlei Gescheidtes wissen.“ „Ja, das kann ich nicht mehr sagen,“ lachte Lucie, „es war eben recht nett und lustig; wissen Sie, Lieschen, auf einer Schlittenfahrt hält man keine gesetzten Gespräche wie Sie und der Herr Stadtpfarrer miteinander.“ „Ach ja, der Herr Stadtpfarrer,“ sagte Lieschen, und die friedlichen Lichter ihrer Augen leuchteten in hellem Glanz, „wie gut von ihm, daß er mich einfältiges altes Ding so oft besucht; denk' nur, gestern Abend war er eine volle halbe Stunde da und hat mir vorgelesen; dann kommt auch Mathilde herein,“ flü-

sterte sie bedeutsam und setzte mit dem Ausdruck freudigsten Danks hinzu: „Du lieber Gott, wie hab' ich's doch verdient, daß mir's so gut geht, sag' nur selbst, Kind, wer wird sich sonst um eine lahme alte Jungfer kümmern!" „Ei, Sie haben's den ältern Herrn eben angethan," sagte fröhlich Lucie, „Papa bleibt auch bei Ihnen länger, als bei all seinen andern Patienten zusammen, wenn Ihnen was fehlt." „Ja, dein guter Vater, der so viel für uns thut! und so uneigennützig! was sind wir für Glückskinder, einen solchen Arzt!" „Aber ich muß noch zu Emilie," sagte Lucie geschäftig, „guten Tag, Lieschen, ich habe Ihnen nur noch danken wollen für den herzigen Schleier!"

Bei Emiliens Mutter war man allezeit gewiß, alles hübsch aufgeräumt und im Stande zu treffen, sauber abgestäubt, die neusilbernen Leuchter auf den Kommoden glänzend, im Glaskasten das übrige Silbergeräth des Hauses, plattirt oder nicht, — allenthalben einen soliden Wohlstand zur Schau getragen.

Es wollten Leute zwar behaupten, es werde, wenn man Besuch wittere, alles, was die Ordnung des Zimmers störe, eilig ins Schlafzimmer geschoben, von dem man sagen könne: „da drinnen aber ist's fürchterlich," sowie sie auch in der Küche nur blankes Geschirr zur Schau stelle und das rußige, in dem gekocht werde, ins Ofenloch verstecke, — das war aber theilweise Verläumdung. Frau Bartenbach war in Wahrheit eine ordnungsliebende Frau, nur ging ihr die anständige Außenseite noch über die innere Ordnung.

So hielt sie auch für Pflicht, sich durchaus das Ansehen ziemlichen Wohlstandes zu geben; mit welchen Opfern sie insgeheim diesen äußern Anstand erkaufte, ob sie Brei zu Mittag speiste und Wassersuppe zu Nacht, um dafür Mandeltorte zu einer Gesellschaft zu haben, — ob sie das Pferdehaar aus Sopha und Stühlen verkaufte und sie mit Seegras füllte, um dafür moderne Ueberzüge anzuschaffen, — das war ihre eigene Sache. Emilie war immer modisch

und elegant gekleidet, trug eine silberne Damenuhr mit vergoldetem Rand und eine Broche, die möglicherweise ächt sein konnte, und trat durchaus als die bescheidene Erbin eines honetten Vermögens auf.

Frau Bartenbach gehörte nicht zu den allezeit seufzenden und klagenden Wittwen, sie besprach sich gern mit Herrn Haderer über die zweckmäßigste Art, Geld anzulegen, — die vier Coupons, die sie abzuschneiden hatte, waren übrigens allezeit einen Monat vor der Zeit verwerthet.

In tiefem Mitleid mit ihrer Emilie, ‚daß sie eine Waise sei', hielt sie für Mutterpflicht, ihr das doppelte Maß von Putz und Vergnügen zu verschaffen als andre Mädchen hatten: „kommst ja doch nirgends hin, weil du eben ein Waislein bist."

Gut erzogen war Emilie, obgleich sie ein Waislein war; sie war frühzeitig zu allen häuslichen Geschäften angehalten, in allen Handarbeiten unterrichtet, flink und gewandt und hatte ein großes Talent, allenthalben am rechten Fleck anzugreifen. Musiktalent hatte sie nicht, aber sie war unbezahlbar beim Arrangiren eines Musikkränzchens. Frau Bartenbach wußte wohl, daß nichts umsonst ist auf dieser bösen Welt, darum mußte ihre Emilie Zutritt zu Gesellschaften, Landpartieen, Schlittenfahrten erkaufen durch die allezeit willige und geschickte Hand, die sie bei Waschen, Schneidereien, beim Wurstmachen und Kuchenbacken, bei Trauer- und Freudenfesten zur Hilfe lieh; da sie daneben hübsch gescheidt und ziemlich gutmüthig war, in allen Häusern daheim und mit allen Verhältnissen bekannt, so war sie allenthalben gern gesehen und wurde von vielen Müttern ihren Töchtern als Beispiel vorgestellt.

Unterricht in Musik, Zeichnen, Sprachen, Geschichte und was sonst über die Fächer der Landschule hinaus geht, hatte die umsichtige Mama für überflüssig gehalten. „Siehst du," sagte sie im Vertrauen ihrer Herzensfreundin, der verwittweten Frau Stadtpfarrer, „das ist alles Luxus für reiche Mädchen, eine Zugabe, die niemand verlangt. Der Männer wegen? bah, unter zwanzig Männern sind nicht zwei, die nach dem Zeug fragen, im Gegentheil, es wird

ihnen ganz bange vor einer Frau, die englisch lernt." „Aber um im Nothfall selbst ihr Fortkommen zu finden?" warf bescheiden die Frau Stadtpfarrer ein. „Gerade darum sieht's gleich verdächtig aus, wenn ein Mädchen in mittleren Verhältnissen sich auf Sprachen, Musik und Bildung verlegt, „die will Gouvernante werden, nimmt man an, und Keiner denkt daran, daß sie auch zum Heirathen da sei. Nein, du kennst die Männer schlecht, wenn du meinst, der Verstand bei einer Frau sei ihnen so wichtig, im Gegentheil, Verstand denkt Jeder, habe er genug für zwei. Wenn je so ein armer Tropf von Gouvernante einmal einen Mann kriegt, so ist's höchstens ein Pfarrer mit Nichts. Nein, wenn alle Stränge brechen, so kann man eine gute Hausjungfer allenthalben brauchen."

Daß so viel Absicht und Berechnung ihrem Verfahren zu Grunde liege, daß bei allem Thun und Treiben, Helfen und Schaffen Emiliens, in Ernst und Scherz, nur Ein Gedanke im Hintergrund stand: — eine gute Versorgung, das gestand die Frau Amtspflegerin weder der Freundin noch sich selbst, es war zwischen ihr und Emilie über diesen zarten Punkt ein schweigendes Einverständniß schöner Seelen, ein wortloses Zusammenwirken zu gemeinsamem Zweck.

Zwischen Lucien und Emilien bestand kein Seelenbund wie der mit Julie, wohl aber die Freundschaft der Gewohnheit, wie sie sich leicht bei Mädchen bildet, die zusammen aufwachsen, zumal wenn die Eltern befreundet sind.

Doktor Weybold, Luciens Vater, war seit vierzehn Jahren Hausarzt bei Frau Bartenbach und wurde diese vierzehn Jahre her mit einem und demselben Dukaten honorirt, — Emiliens Pathenpfennig, — der an jedem Neujahr eingesiegelt zu ihm wanderte und eben so zurückgesandt wurde. Die Doktorin, sonst eine gute Frau, meinte: „Nun, die Amtspflegerin, die so flott thut, möchte immerhin bezahlen." „Laß gut sein!" sagte der Doktor, „mag leicht, so hängt ein stiller Seufzer an Wittwengeld, auch wenn's nicht den Anschein hat. So lang ich lebe, soll sie für mich mit dem Einen Dukaten reichen."

Dabei bliebs und Frau Bartenbach zeigte sich erkenntlich mit einer Torte an Doktors Geburtstag, oder mit einer Börse, einem Serviettenring, einem Tabaksbeutel von Emiliens Arbeit, welche Herrlichkeiten ungebraucht liegen blieben, bis sie etwa von der Frau Doktorin zu irgend einer wohlthätigen Lotterie verwendet wurden.

Zugleich war Emilie der hülfreiche Genius in Doktors Haus bei Bügeltagen, Schneidereien, protegirte überhaupt Lucien auf jede Art und war ihr an praktischem Geschick und savoir faire weit überlegen. Lucie fühlte sich geschmeichelt von dem Entgegenkommen der gewandten, beliebten Emilie und schloß sich mit der leichten Beweglichkeit eines Freundschaft dürstenden jungen Herzens an sie an. Doch blieb Emilie nur im Vorhof, im innersten Heiligthum ihres Herzens bewegte sich eine süße, wunderbare Welt von Ahnungen und Träumen, für die Emilie, die Klare, Verständige, Praktische, kein Auge und keinen Sinn hatte. Zu diesem Kämmerchen hatte Julie den Schlüssel, Julie, in der Lucie allein die verwandte Seele, das Echo der ihrigen fand. Wenn sie einmal, im überfließenden Herzensdrang, Emilien eins ihrer Gedichte vorlas, so bewunderte es diese zwar aufrichtig und bereitwillig, es war das ein Feld, auf dem sie nicht concurrirte, so recht verstehen konnte sie nur Julie, die an begeistertem Schwung allezeit noch über ihr war.

Heute freilich verlangte sie mehr nach Emilien, die die gestrige Freude getheilt hätte; diese saß schon im kleidsamen Morgenröckchen am Fenster, über die Papilloten, die vor Mittag nicht aufgewickelt werden durften, waren künstliche Locken geheftet. „Nun, Lucie, wie geschlafen?“ rief sie ihr entgegen. „O herrlich! Und ich habe so schön geträumt, weiß nur nicht mehr von was.“ „So, so? aber ich weiß, du kleiner Schelm . . .“ „Ei, ei, Lucie, was machen Sie für Sachen!“ sagte Frau Bartenbach, die eben das Zimmer verließ, schalkhaft den Finger erhebend, „erst sechszehn Jahr und lassen sich schon die Cour machen!“

„Aber ich bitte dich,“ sagte Lucie mit dunkelglühendem Gesicht, „was meint deine Mutter?“

„O, etwas Schreckliches!“ sagte lachend Emilie, „heißt du das keinen Courmacher, wenn einer sich fast den ganzen Tag mit dir unterhält und dich zuletzt noch nach Haus führt?“

Lucie lauschte gern Emiliens Geplauder, mit dem sie was flüchtig, wie ein süßer Traum, durch ihre Seele zog, zu einem farbenhellen Bild ausmalte, und doch fühlte sie sich wieder verletzt durch diese nüchtern laute Besprechung eines so süß knospenden Geheimnisses.

Ach, dies harmlose Geplauder über zarte Angelegenheiten! wie oft gleicht es dem Hauch eines Kindes, schwach an sich, und doch fähig, eine zerstörende Flamme anzufachen! Wenn man bedächte, wie viel Unheil unnöthige Worte stiften können, man würde den Spruch nicht mehr zu hart finden: ihr sollt Rechenschaft geben von jedem unnützen Worte, das ihr geredet habt.

Lucie, die seither noch so wenig Sehnsucht nach aller Herrlichkeit des geselligen Lebens empfunden, die einen stillen Leseabend allen lauten Vergnügen vorgezogen, vertiefte sich recht mit Lust mit Emilien in jenes harmlose, unwichtige Plaudern, mit dem junge Mädchen verstehen, ein genossenes Vergnügen sechsfach wiederzukäuen, doch war ihr, als sie von Emilien schied, nicht mehr so innerlich froh um's Herz, sie fühlte, wenn sie es auch nicht wußte, daß ihr Heiligthum von profaner Hand angefaßt worden war. Dennoch ließ sie sich nach Tisch von Emilien zum Spaziergang abholen, obgleich das Wetter nicht besonders verlockend war, und sie begegneten Kameralverwalters, die ihren Neffen zur Post begleiteten: er grüßte sehr höflich, was ein höchst glückliches Ereigniß gewesen wäre, wenn nicht der Gedanke, er könnte diese Begegnung für keine rein zufällige halten, Lucien nachher wieder lange unglücklich gemacht hätte.

Der Schnee schmolz, ein rauher, sonnenloser und schneeloser Winter herrschte und der Neffe war abgereist, das Leben kehrte in sein alltägliches Geleise zurück, Lucie machte noch ihre Studien in der Küche und ging Nachmittags zu Lieschen,

um sein Nähen und Sticken zu lernen. Lieschens stille Friedensaugen, ihre beständige herzliche Genügsamkeit wirkten beruhigend auf alle Wellen, die sich in ihrer jungen Seele erhoben, und sie begriff nicht, wie Mathilde so dunkel und trübselig bleiben konnte im beständigen Umgang mit diesem friedevollen Gemüth.

Vergessen hatte sie freilich jene Schlittenfahrt nicht, und ihren fröhlichen Nachbar; aber trotz Emiliens Anspielungen hatte sie ja so gar kein Zeichen, daß auch Er ihrer gedachte, und eh sie dessen gewiß, ganz gewiß war, wollte sie eigentlich gar nicht an ihn denken. Nur so ganz leise, leise, Nachts vor dem Entschlummern, oder wenn sie ganz allein war, tauchte das heitre Bild bei ihr auf. Gegen Emilien erwähnte sie seiner nie mehr, wenn sie auch ihre Anspielungen nicht so ganz ungern hörte, selbst Julie sollte nichts erfahren, und gut wäre es für den Frieden und die Jungfräulichkeit eines jungen Herzens, wenn es vermöchte, solch ein knospendes Geheimniß allein, ganz allein in tiefster Stille zu wahren und still zu erwarten, ob es zu Licht und Luft bestimmt ist. Aber neben der tief zarten, poetischen, jungfräulichen Seele, die wie die Muschel sich tief verschließen möchte mit der keimenden Perle, wohnt der leicht bewegliche, leicht überfließende Mädchenmund, in vertrauter Plauderstunde holt man allmälig seine geheimsten Schätze hervor, und will man sie nachher wieder verschließen, siehe, so ist's nicht das alte Heiligthum mehr.

In ihren Briefen an Julie hatte Lucie wirklich nur flüchtig „des wunderschönen Tages und der Begegnung mit dem heitern, liebenswürdigen Studenten" erwähnt, aber im März kam diese auf einige Wochen zu Besuch, und welches Mädchenherz vermöchte in so trautem Beisammenleben ein Geheimniß zu bewahren! Auf einsamen Spaziergängen in der ersten goldnen Frühsonne, im Wehen der herrlichen linden Lüftchen, wo „die Welt wird schöner mit jedem Tag," oder vollends Nachts, wenn es draußen so still ist, die Gardinen herabgelassen und das Licht gelöscht . . . . . Und als Julie im allertiefsten Vertrauen immer interessantere Sachen von dem jungen Praktikus wußte, wie er ihrer Mama eine blühende Kamelia gesandt, die eigentlich ihr gegolten, und wie er dem Papa jeden Sonn-

tag in die Kirche gehe, sogar in die Kinderlehren, und wie er überaus geschickt und vorzüglich sei, nur leider keine Patienten habe, — ach, da mußte Lucie doch ahnen lassen, daß auch sie vielleicht, möglicherweise, mit der Zeit ein kleines Herzensgeheimniß haben könnte.

Julie faßte Alles zarter und poetischer auf als Emilie, sie beantwortete das erste Geständniß nur mit einem Kuß und einer Umarmung, aber sie theilte Lucien so viel schöne Poesien mit über erste Liebe, und ‚heimliche, stille Liebe, die Niemand nicht weiß,' daß der Traum immer schöner und bunter wurde, und Lucie vor stillem Glück sich oft nicht zu helfen wußte. Sprechen mochte sie aber doch nicht gern viel davon, selbst mit Julie nicht, — denken und träumen viel lieber und vor dem Entschlummern legte sie jedesmal recht von Herzen ihr Geschick in Gottes Hand; ach freilich, bei so viel jungen und alten Herzen klingt durch die Bitte: „dein Wille geschehe," leise und uns selbst unbewußt: „mache daß mein Wille geschehe." Wir wollen nicht gerade Gottes Wege geführt sein, nur unsern eignen Weg soll der liebe Gott uns leicht und bequem machen.

Zu der Mutter kam Lucie nicht mit ihrem Vertrauen, obgleich sie gut und liebevoll und einsichtsvoll genug gewesen wäre. Wie denn überhaupt gar selten die Jugend da Rath sucht, wo sie ihn am besten finden könnte. Da steht das reife Alter mit seiner theuer erkauften Erfahrung, die es so herzlich gern der thörichten Jugend zu Nutzen geben möchte, und die thörichte Jugend geht daran vorbei und zahlt ihren eignen theuren Preis um dieselbe Erfahrung, die ihr so willig umsonst geboten wurde. — Es ist eine alte Geschichte, doch bleibt sie immer neu.

Glücklich die Tochter, die zu allen Zeiten, für alle Gefühle die erste und liebste Vertraute in der Mutter findet! Gewiß wird auch jedes reine Mädchenherz, das so glücklich ist, eine gute Mutter zu haben, auch noch so glücklich werden, in ihr die erste und liebste Freundin zu sehen; aber selten entfaltet sich das Verhältniß zwischen Eltern und Kindern so glücklich und harmonisch, daß es nicht eine Uebergangsperiode gäbe, in der durch all' das unerläßliche Tadeln und Ermahnen

nicht die Liebe, wohl aber das volle, offene Vertrauen etwas zurückgehalten wird. Die Jugend fürchtet die kühle Einsicht des reiferen Alters, sie fühlt, daß sie bei Denen, die des Lebens Mittagshöhe erstiegen, nicht die volle Sympathie für Herzensangelegenheiten finden kann, wie bei Denen, die noch im Thal mit seinen Dämmerungen und wechselnden Lichtern weilen: es ist das halbbewußte Abwenden des Schläfers, der fortträumen *will*, wenn auch das Erwachen und Aufstehen noch so gut und zweckmäßig wäre.

Es kam der Frühling, der volle, helle, goldene Frühling, und mit ihm wurde der Neffe erwartet, der als Volontair beim Oberamtsgericht arbeiten sollte. Ein solenner Ball, mit dem der Pflugwirth seinen neuerbauten Saal einweihen wollte, war auf Anstiften der Frau Kameralverwalter noch bis zur Ankunft Roberts verschoben worden, da ohnedies nie Ueberfluß an Tänzern vorhanden war. Es war Luciens erster Ball; Emilie hatte siegreich die Bedenken der Mutter überwunden und das erste Ballkleid wurde mit ihrer Beihülfe gefertigt.

Der große Tag brach an und er schien Lucien erstaunlich lang, bis endlich die Zeit kam, sich zum Balle zu rüsten; mit dem besten Willen war sie zerstreut bei all' ihren Geschäften, und die Mutter drückte ein Auge zu; „geh' ein Bischen zu Lieschen hinüber, sie hat nach dir geschickt," rieth sie dem unruhigen Töchterlein, und Lucie that das so gern, nirgends konnte man besser Geduld lernen als bei Lieschen. Und wirklich leuchtete ihr auch das runde Angesicht mit ganz besondrer Freude und Freundlichkeit entgegen. „So, das ist schön, daß du heute auch noch Zeit für uns hast," rief sie ihr entgegen, „ei, ei, das ist nun auch schon eine Balldame geworden!" und sie betrachtete die noch sehr ungeschmückte Lucie mit freundlicher Neugier. „Du bist wohl recht vergnügt, Kind?" fragte sie, als Lucie, wie sie gern that, auf dem Schemel zu ihren Füßen sich niedergesetzt, „nimm mir's nur nicht übel, daß ich das nicht so recht verstehe, ich gönne

dir's doch von Herzen, weißt du, ich bin eine gar bequeme Person, ich habe mich immer glücklich gefühlt, daß ich hübsch daheim bleiben durfte und mich nicht so anstrengen mußte. Halte mich deßhalb nicht für egoistisch." „Gewiß nicht," versicherte lächelnd Lucie. „Siehst du, meine arme Mathilde, die war einmal schön, recht wie eine Königin auf den Bällen, und es wurde nachher so traurig. — Aber dir, Kind, will ich ja nicht das Herz schwer machen, komm einmal, da habe ich etwas für dich." „O, wie hübsche Spitzen zur Garnitur!" rief überrascht Lucie, „wie gut sind Sie immer!" „Dießmal war mir's eine wahre Erholung, den Tüll auszunähen," versicherte Lieschen; „ich hatte so eine entsetzlich mühselige Arbeit, sechs Linontaschentücher, da soll ich C. v. W. hineinsticken für eine Dame, die in der Fabrik draußen zu Besuch ist; so verzweifelte gothische Buchstaben mit viel hundert Schnörkeln. Weiß nicht, was die Leute für eine Freude haben an Namen, die kein Mensch lesen kann! ich denke oft, diese gothischen Buchstaben habe der Herr mir zur Geduldsprobe erschaffen," und sie netzte die Augen wieder mit Hollunderthee.

„Armes Lieschen!" sagte Lucie mitleidig und betrachtete einen der wunderlich verschlungenen Namen; „wie viel haben Sie noch zu machen?" „Keinen mehr, Kind!" rief Lieschen triumphirend, „weißt du, daß ich fertig bin, vollkommen fertig mit allen sechs; werden noch heute Abend abgeschickt, sobald unser Laufmädchen kommt, und weil es so eine besonders große Mühe war, werde ich mir auch eine besondere Güte darum anthun, weiß nur noch nicht, was? Auf allen Fall wird morgen Nachmittag ein frischer Kaffee gemacht und den mußt du mit trinken; ich weiß, du Leckermäulchen, daß du nach unsrem gewärmten wenig fragst, am Ende laß ich noch Bretzeln dazu holen, ich üppige Person; ist ja morgen zugleich mein Namenstag." Lucie versprach dem Schmause beizuwohnen und ging vergnügt und ruhigeren Herzens mit ihren Spitzen von dannen.

Die große Balltoilette sollte bei Emilien gemacht werden. „Du verstehst dich doch nicht darauf," sagte sie mitleidig zu Lucien.

Auch betrachtete diese wirklich mit unverhehltem Erstaunen die unendlichen Umstände, die Emilie mit ihrer eignen werthen Person machte, wie sie Hals und Nacken mit feinem Puder rieb, um ihn weißer erscheinen zu lassen, die Lippen mit Citronensaft bestrich, damit sie röther wurden und alle Spiegel des Hauses auf dem Boden, an der Wand, auf Stühlen aufhängte und aufstellte, um sich von allen Seiten betrachten zu können. Lucie mußte endlich laut auflachen über diese Anstalt, obwohl ihr Herzchen immer banger klopfte, je näher die große Stunde kam, wo der Ball beginnen sollte. Was kümmerte sie ihre Toilette viel, war Sie selbst ja doch dieselbe, die sie im Winter gewesen, Er würde sie wohl schon wieder kennen!

Endlich war das große Werk vollbracht. „Kinder, wollt ihr noch eine Tasse Thee?“ fragte Emiliens Mutter. „Behüte Mutter, was denkst du?“ rief Emilie, „das würde einen abscheulich echauffirten Teint geben, gib mir nur kalte Milch; Lucie, du wirst doch nicht mehr sitzen, wenn du dein Ballkleid anhast!“ „Warum nicht? das Sitzen wird ohnehin noch an mich kommen,“ lachte Lucie gleichmüthig und ließ sich den Thee wohl schmecken, obschon Emilie Recht hatte, ihr ohnehin glühendes Gesicht wurde noch erglühter davon.

Frau Doktorin kam, um die Mädchen abzuholen, sie hatte wirklich ihren Mann bewogen, auch mitzugehen; Ballwagen waren noch nicht gebräuchlich in der guten Stadt Feldstädt, und unter dem staunenden Gaffen der lieben Straßenjugend, die Spaliere bildete, zog allmälig das Publikum ein.

Lucie konnte kaum athmen vor Herzklopfen, als sie die Schwelle des Ballsaals überschritt, während Emilie, das arme Waislein, siegessicher, nach allen Seiten hin huldreich grüßend, den Saal durchsegelte. Wir könnten nun nicht eben rühmen, daß ihnen „feenhafter Glanz entgegengeströmt wäre, daß süß berauschender Blumenduft ihre Sinne gefangen genommen,“ wie man sonst in Ballbeschreibungen liest, o nein, es hing auch kein krystallener Kronleuchter von der Decke, die mäßige

Höhe des Saales hätte solches nicht erlaubt, das Licht entströmte einer Reihe von Talgkerzen, die in blechernen Leuchtern längs der Wände angebracht waren, der Plafond aber war himmelblau mit sehr sichtbaren Sternen bemalt, „perspektivisch," damit es höher aussieht, wie der Pflugwirth versicherte, der, sich wohlgefällig die Hände reibend, in dem Saal auf und ab spazierte und seine Gäste begrüßte.

Desto glänzender war der Damenflor, der die Wände des Saales garnirte; jetzt erst fühlte sich die unschuldige Lucie „in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle," wer hätte in diesem weltverborgenen oberschwäbischen Städtchen solche Eleganz gesucht! Da waren Oberförsterstöchter aus dem benachbarten W. in farbigen Ballgewändern mit Gold- und Silberlaub in den Locken, da war die junge Frau des Fabrikanten Bocksfuß, die ein ganzes Kornfeld: Haber, Dinkel und Gerste, nebst Kornblumen und Ackerschnallen in den künstlich frisirten Haaren trug, da waren vier Kaufmannstöchter aus Backenheim mit weißen und blauen und rosenrothen Schleifen, die vom Gürtel, von den Haaren, von den Aermeln nach allen Seiten hinaus und hernieder flatterten, — die arme Lucie verschwand ganz in dieser Herrlichkeit.

Die Gentlemen dagegen, die noch in den Nebenkabineten verweilten, und nur hie und da auf der Schwelle erschienen, um prüfende Blicke auf das bunte Blumenbeet zu werfen, hatten sich gar nicht so übermäßig mit ihrer Toilette angestrengt, sie wußten aus Erfahrung, daß allhier im Orte Tänzer in jeder Tracht geschätzt waren. In tadellosem Ballkostüm, ein leuchtendes, unerreichtes Vorbild für die Andern, erschien allein der Gerichtsverweser, der Löwe des Ortes, den ein unglücklich Geschick aus der Residenz in dieß Städtchen verschlagen, wo er, wenn er den Geschmack des Cäsar hatte, wenigstens die Befriedigung genoß, der Erste zu sein. Er glänzte in einem feinen Frack von neuestem Schnitt, in weißer Weste und Halsbinde, weißen Glacés und trug einen Claquehut unter dem Arm, eine zu Feldstädt noch nie gesehene Erscheinung; dieser äußere Schmuck war noch das Wenigste, verglichen mit der schönen Gestalt, die Natur ihm verliehen, und vor Allem mit seinem schwarzen Backenbart, dessen Schönheit und Vollkommen-

heit ihn selbst zu täglicher Bewunderung hinriß. Er führte auch einen eignen kleinen Handspiegel bei sich, indem er dieses Kleinod von Zeit zu Zeit beschaute, und eine besonders künstliche Scheere nebst Kämmchen, um ihn in Ordnung zu halten. Die übrigen Herren verzichteten auf solchen Glanz, ihre Fräcke stammten noch aus den Tagen des ersten Examens, wenn nicht gar von der Konfirmation her; baumwollene, waschlederne und allerhand mißfarbene Handschuhe, Westen und Halsbinden in beliebigen Couleuren ließen sich sehen; Einige hatten ganz auf den Frack verzichtet, nicht zu ihrem Nachtheil, und unter diesen erschien eine leichte, gefällige Gestalt in kurzem Studentenröckchen, Lucie sah diesen allein, ihre Wangen färbten sich mit dunkler Gluth, — es war Robert.

Die Musik, diesmal ungewöhnlich vollzählig, begann; Geigen, Klarinetten und Baßgeige; der Gerichtsverweser eröffnete den Ball mit der stattlichen Fabrikantenfrau, ein schönes Paar, das prächtig tanzte; während das Ackerfeld auf dem Haupt der Dame wogte und schwankte, folgte ein adeliger Forstassistent mit der rosenrothen Tochter des Oberförsters mit Silberlaub, nach ihr die himmelblaue mit Gold, im Arme des jungen Fabrikanten nicht erstaunlich befriedigt; war noch eine feuerfarbene übrig, die der Kameralamtsbuchhalter erbeutete, staunend über seine Keckheit und sein Glück; nach diesen wurde Emilie, die eine vortreffliche Tänzerin war, von dem Oberamtsaktuar entführt und warf im Scheiden noch einen mitleidigen Blick auf Lucie zurück, die nur hie und da die gesenkten Augen erhob und beruhigt eine glänzende Dame um die andere dahinbrausen sah. Die zahlreichen noch sitzenden Mädchen fingen an, eifrig flüsternd die Köpfe zusammenzustecken, um ja nicht als Wartende zu erscheinen; Lucie plauderte nicht mit, es fiel ihr gar nichts ein, was sie jetzt hätte sagen können und ihr Herz klopfte so laut, denn jetzt, eben jetzt trat der schwarze Sammtrock unter die Thür. Ohne lange Wahl ging er auf die Reihe der Damen zu und wählte unweit von ihr Anna, die Tochter des Oberamtmanns, die mit einem Diadem von weißen Rosen sich wirklich hübsch und stattlich ausnahm, ohne einen Blick auf Lucien zu werfen. Die vier Damen aus Backenheim mit den langen

Schleifen sagten beruhigt: „wir haben Gottlob unsre eignen Herrn mitgebracht;“ auch erschienen wirklich drei Kommis und ein Apothekergehülfe aus besagtem Ort, die sich in die Viere redlich theilten, Lucie aber, die arme Lucie blieb sitzen, mit etlichen Andern, man konnte sie auch gar nicht mehr sehen, weil der alte Apotheker in seiner Gutmüthigkeit sie unterhalten wollte, und mit seiner breiten Gestalt sie vollständig zudeckte. Sie beachtete das kaum, mechanisch antwortete sie auf die Fragen des alten Herrn, es lag ihr gar nicht mehr daran zu tanzen, — war Er doch an ihr vorübergegangen.

Die Kolonne der pausirenden Paare kam vor sie zu stehen, da stand auch Anna im blauen Kleid mit den weißen Rosen, sie hatte das lachende Gesicht ihr zugewandt, ihr Tänzer Robert stand so, daß er ihr den Rücken wandte, so nahe, so nahe dem Herzen, das so lange von ihm geträumt, so still, so innig, so treu seiner gedacht hatte, und er ahnte es nicht, er dachte gar nicht, gar nicht, an sie; er lachte und scherzte mit seiner Dame, wie er mit ihr gethan, an jenem Einen schönen Tage. Luciens Mutter, die oben bei den nicht tanzenden Damen saß, schlüpfte hinter der Kolonne zu ihr hin, setzte sich neben sie und flüsterte ihr lächelnd zu: „Mußt kein so trübseliges Gesicht machen, wenn du einmal sitzen bleibst, Lucie, das kann dir noch manchmal begegnen.“ Ach, daran hatte sie nicht gedacht, daß ihr Gesicht traurig aussah, ihr Mädchenstolz regte sich, sie lächelte der Mutter zu, sie flüsterte eine heitere Bemerkung über eins der Paare, — und die Mutter selbst ahnte nicht, welch lichter Stern leiser goldner Träume ihrem Kinde in diesem Augenblick unterging.

Wie so ganz anders hatte es Lucie sich gedacht! Sie hatte Romane gelesen, und nach diesen war es ja ganz natürlich, daß Robert zuerst auf sie zuflog und den ganzen Abend mit ihr, mit ihr allein tanzte. Sie hatte sich darüber schon zum Voraus ein Bischen verlegen gefühlt, was würde die Mutter, was Emilie, und was würden die Leute dazu sagen! Vielleicht auch war er vorsichtiger, tanzte nur hie und da mit ihr, dann konnten sie um so besser ungestört und unbeobachtet zusammen reden, reden und was? — Daß sie all das wirklich gedacht

und geglaubt, ward ihr jetzt erst klar, wo alles vorüber war, — alles.

Der Fortgang war besser als der Anfang, neue Touren kamen, und auch Lucie wurde aufgefordert: der Praktikus engagirte sie, um mit ihr von Julien sprechen zu können, der ihr strenger Vater den Ballbesuch nicht gestattete; selbst der Löwe mit dem Backenbart ohne Gleichen beehrte sie mit einem Walzer. — Er allein kam nicht. Sie machte wohl keine Eroberung an diesem Abend und errang nicht den Ruhm einer flinken Tänzerin, wenn sie sich auch auf die Bemerkung der Mutter hin etwas zusammen nahm, mit andern Mädchen auf und ab ging und scherzte:

Meine Ruh' ist hin,
Mein Herz ist schwer

klang ihr als Text aus all den fröhlichen Walzermelodien.

Das Bitterste von allem war ihr Emiliens Theilnahme. „Ich begreife es nicht," sagte diese empört, „wäre doch seine Tante da! ich muß ihm doch eine Andeutung geben." „Ich beschwöre dich," flüsterte Lucie, krampfhaft ihre Hand fassend, „laß ihn nichts ahnen; lieber sterben, als daß er auf Zureden mit mir tanzt!" „Nun, wie du willst," meinte Emilie, die heute viel zu thun hatte, sich die Freundschaft der Oberförsterstöchter zu erwerben; „man muß sich überall wohl dran machen!" war die Maxime der Mutter, und Emilie steckte der Einen ihre abgerissene Garnitur fest, vertraute der Andern ein Geheimniß, aufgelöste Locken wieder kraus zu machen, und nähte der Dritten das Schuhband an, und bald war die werthvolle Freundschaft in schönstem Flor. Lucie war froh, ihrer Protektion enthoben zu sein.

Die Mutter, in der Stille selbst gekränkt über den geringen Erfolg ihres Töchterleins, dem sie ihre Niedergeschlagenheit zuschrieb, nahm sich in der Stille vor, doch ein andermal mehr für ihre Toilette zu thun und schlug ihr vor, bälder nach Hause zu gehen: „ich bin zum Cotillon engagirt," sagte Lucie. Nicht nur die Freude, auch das Leid wollen junge Herzen gern auskosten bis zum Grunde. „Nun gut, jetzt holst

du ihn im Cotillon," flüsterte tröstend Emilie, aber Lucie holte ihn nicht, ja sie verschmähte ihn sogar, als er ihr mit andern Cavalieren zur Auswahl vorgeführt wurde, und dieser kleine Sieg des jungfräulichen Gefühls über das schwache Mädchenherz half ihr das Köpfchen aufrecht tragen bis ans Ende.

Mit leisem, langsamem Schritt und schwerem Herzen ging sie an der Seite der Mutter nach Hause. Sollte sie ihr um den Hals fallen und ihr Alles, Alles sagen, als sie ihr gute Nacht bot? Aber was sagen? es war ja vorüber, ehe es angefangen, und die Mutter würde vielleicht nur lachen, daß sie, so jung schon, sich so etwas in den Kopf gesetzt.

Mit dem Morgen, dem klaren lichten Morgen, kam freilich auch das bittere Herzweh der frühen Enttäuschung zurück und mit diesem Leid auch etwas von dem Segen der ersten Heimsuchung, der in großem und gewaltigem Schmerz so gut als in dem grundlosen Kummer des Kindes seine läuternde Kraft üben kann. Allem Leid ist der Stachel gebrochen, das wir vor Gottes Auge legen können, und auch Lucie konnte all' ihre wehmüthigen Betrachtungen schließen mit den Worten:

Dein' ewig' Treu und Gnade,
O Vater, siehet recht,
Was gut sei oder Schade
Dem sterblichen Geschlecht.

Und sie konnte mit ruhiger und heiterer Miene zum Frühstück kommen, wo der Vater lobte, daß sie doch gesund und frisch aussehe, „nicht wie so ein bleichsüchtiger Dürftel," sie konnte sogar dem neugierigen Louischen einen Ballbericht geben, von dem sich die Brüder mit stolzer Verachtung abwandten.

Sie räumte ihr Stübchen auf, sie verrichtete all ihre kleinen Tagesarbeiten, wie mit heller Stimme hatte sie gestern dazu gesungen:

Frühlingslust und Glückesschein
Kehren manchmal bei uns ein,

nun klang es leise, leise:

Haben wir auch schön geträumet
Von des Glückes Zauberlanden,
Wo sich ew'ge Freudenkränze
Um die trunknen Schläfe wanden.

Und wir wachen auf am Morgen,
Kehren zu des Tages Mühen
Ohne Klagen wir zurücke.
Träume müssen ja verblühen.

In dieſe ſanfte, wehmüthig ergebene Stimmung kam Emilie faſt wie ein Mißlaut. Sie ſah nicht ſehr liebreizend aus, etwas gelblich, mit aufgewickelten Haaren; ſie bewunderte Luciens blühendes Ausſehen, bedauerte ſie äußerſt liebevoll wegen des geringen Ballglücks von geſtern, und Mitleiden iſt zu Zeiten die ſchlechteſte Ehre, die man uns anthun kann. Das gänzliche Ignoriren von Seiten Roberts konnte ſie nicht begreifen und witterte irgend eine geheimnißvolle Intrigue darunter. „Du warſt auch in Wahrheit etwas zu einfach,“ bemerkte ſie, „bedenke die Eleganz der Andern! Du biſt ja gewiß hübſch, aber es war möglich, dich geſtern zu überſehen.“ „Mag ſein,“ ſagte Lucie kurz, „wer wehender Fahnen und goldner Kränze bedarf, um mich zu finden, mag wegbleiben.“ „Nun, nun, nicht gar ſo koſtbar!“ ſagte Emilie, „weißt du, wenn man Jemand ſchon ſicher hat, ſo kann man's etwa riskiren mit der Einfachheit, aber zum Anfang ...“ Lucie war aber nicht zu Mittheilungen und Herzensergießungen zu bewegen, ein erkühlender Hauch der Welt wehte ſie aus Emiliens Worten an, der ihren kaum erkämpften Frieden wieder zerſtörte, ſie ſehnte ſich ſo, weinen zu können, und Emilie entfernte ſich etwas beleidigt.

Die Einladung zu Lieschen hätte ſie vergeſſen, wäre nicht das kleine Laufmädchen erſchienen, um ſie daran zu mahnen. Sie ging gar gern; Arbeiten und Stillſitzen wollte nicht recht gehen, reden und erzählen mochte ſie auch nicht; ſie meinte, daheim müſſe Jedermann ihre Herzensgeſchichte auf ihrem Geſicht leſen; mit wahrer Sehnſucht dachte ſie an die friedliche Atmoſphäre von Lieschens Stübchen.

Friedlich und zierlich wie immer war das Stübchen der Schweſtern bereitet, Lieschen hatte den Arbeitskorb bei Seite geſtellt und ſich heute zur Erholung für ihre Augen ein Strickzeug vergönnt, die ſchöne gemalte Taſſe von ihrer Mutter ſelig und das hübſche Rokokkokaffeezeug, mit Bocksfüßchen unten

und mit rothen Aepfelchen auf dem Deckel, schmückte den Tisch und sogar ein Körbchen mit Backwerk. Es war Mathildens Amt, den Kaffee zu bereiten und ihr trübseliges Gesicht hatte sich bei der Beschäftigung ein wenig aufgeklärt.

„So, Kind, mach' dir's bequem," sagte Lieschen, glücklich, daß sie auch einmal Wirthin und Gastgeberin sein sollte; Lucie sah sich mit stiller Wehmuth in dem Stübchen um, das sie gestern mit so ganz andern Augen angesehen hatte, es war derselbe trauliche Raum, und doch alles, alles so anders!

„Eigentlich verkaufe ich dießmal die Haut, ehe ich den Bären habe," sagte Lieschen, indem sie die Honneurs machte; „weißt du, daß ich das Geld für meine schönen Linonsacktücher noch nicht bekommen habe, aber es kommt heute Nachmittag um so gewisser; die Dame war gestern nicht zu Hause, da hab' ich mir selbst indessen das Geld zu den Bretzeln vorgestreckt.

Es klopfte, ein elegantes Stubenmädchen trat ein, ein gut Theil eleganter als das gute Lieschen, in der Hand hielt sie — nicht das Geldpäckchen, nein, o Schreck! dieselben feinen Linontaschentücher. „Gnädige Frau lassen sehr bedauern," meldete sie in etwas schnippischem Ton, „die Namen sind falsch, L. v. M. sollte es sein, Louise v. Mühlen heißen die gnädige Frau, sie können also die Taschentücher so nicht brauchen, und da die Namen wahrscheinlich nicht gut mehr ausgetrennt werden können, ohne die Tücher zu beschädigen, so bedauern die gnädige Frau, aber die Jungfer Berg müßten dann für neue besorgt sein und die alten sonst verwerthen, meine gnädige Frau können natürlich den Schaden nicht tragen."

Lucie hatte bei dieser Schreckensbotschaft nach Lieschen hinübergesehen, das gute, zufriedene, runde Gesicht war etwas bleich geworden, sie hatte unwillkürlich im Schreck die Hände zusammengelegt. „Es ist gut, Jungfer," sagte sie mit sanfter Stimme, „ich will Alles besorgen." Als die Jungfer, die sich schon auf heftige Remonstrationen gefaßt gemacht hatte, etwas verblüfft abgezogen war, sagte Lieschen mit einem leisen Seufzer: „o Mathilde, du hast mir die Namen falsch gesagt!" „Ist mir leid," sagte diese in ihrem alten trübseligen Gleichmuth. „Aber,

armes Lieschen!“ rief Lucie im höchsten Mitleid, „was thun Sie jetzt? es ist unmöglich, diese Namen auszutrennen,“ „Muß es doch versuchen,“ sagte Lieschen ruhig, nur etwas müde und erschöpft; „neue kann ich nicht kaufen; laß dich das nicht kümmern, liebes Kind, und laß dir's schmecken, ‚der Unkosten ist schon aufgewandt‘, wie man in Schwaben sagt.“ Und bald kam sie wieder in ihr altes harmloses Geplauder, das vereint mit dem Beispiel dieser Geduld das junge Herz in Ruhe wiegte, so daß Lucie sich auf ihr Leid fast besinnen mußte, und sich ihres Herzwehs beinahe geschämt hätte im Anblick der heiteren Gelassenheit des armen Lieschens, dieses Stiefkinds des Glückes. ‚Und doch,‘ dachte sie wieder, ‚Lieschen ist das nun schon so gewöhnt, sie hat auch gar kein Herz, das Bedürfnisse hat, und was ist am Ende eine vergebliche Stickerei gegen ein gebrochenes Herz!‘

Und Stunde für Stunde, Tag für Tag saß Lieschen mit einer feinen Nadel und grub leise, langsam, sorgfältig Fädchen um Fädchen der künstlichen Stickerei aus, mit unermüdeter Geduld. Mit unermüdeter? ach nein, sie war oft herzlich müde, aber doch mit klageloser. Wenn sie gar zu erschöpft war, wenn Unmuth in ihr aufsteigen wollte, so erholte sie sich einen Augenblick mit einem Blick in eins ihrer Traktätlein oder in ihr Testament; „es ist wunderbar,“ versicherte sie Lucien, „ich finde jesmal eine passende Stelle, Alles ist wie für mich gemacht.“ Und nach wenigen Wochen zeigte sie Lucien triumphirend die Taschentücher, schneeweiß gewaschen und gebügelt, fein gestickt L. v. M. in den kunstvollsten Schnörkeln.

„Jetzt sag' mir, Kind,“ fragte sie frohlockend, „wo findest du eine Spur der alten Namen, wo ein einziges zerrissenes Fädlein an den Tüchern?“

„O, welche Geduld, welche wunderbare Geduld!“ rief Lucie bewundernd und gerührt aus. „Na, Kind, das ist die Tugend, auf die ich just angewiesen bin,“ sagte Lieschen, „kein Wunder, wenn ich sie nach und nach lerne, der liebe Gott gibt mir Zeit dazu.“

Luciens Blicke hingen nachdenklich an dem friedlichen Gesicht, so schön in all seiner Unschönheit, eine Frage bewegte

ihr Herz: hatte diese Geduld sich auch schon an größern Verläugnungen üben müssen? oder war sie, die keinen Anspruch auf des Lebens und Liebens Freude und Herrlichkeit hatte, auch allem Kampf des Herzens und Lebens fern geblieben? Endlich konnte sie nicht mehr schweigen, mochte es auch unbescheiden sein, sie fragte halblaut: „Lieschen, liebes Lieschen, nicht wahr, Sie haben nie, — Jemand lieb gehabt?"

„Ich, Kind?" fragte fast erschrocken das gute Lieschen; „o lieber Gott, was hätt' ich denn vom Leben, wenn ich die Leute nicht lieb haben dürfte; nein, Gott sei Dank! dich hab' ich lieb, du böses Kind, wenn ich dir's auch nicht zumuthen kann, daß dir's auch so geht, und meine arme Mathilde und deinen Vater, und, — o, ich kann Gottlob die Leute nicht alle zählen, die ich lieb habe!"

„Ach das weiß ich wohl," sagte Lucie, noch mehr roth und verlegen, „so meinte ich's nicht, ich meinte, ob — ob — Sie, was man so heißt — geliebt haben?" Da Lieschen schwieg, sah das Mädchen auf, ängstlich, ob sie sie nicht beleidigt habe, o Wunder; ein tiefer Purpur bedeckte das unschöne Gesicht der guten alten Jungfer.

„O Kind," sagte sie, nicht in ihrem gewöhnlichen, etwas breiten, behäbigen Tone, „es wird dir lächerlich vorkommen, nur so etwas zu fragen, wo so gar keine Rede davon sein kann, daß ich Jemand hätte gefallen können. Aber du sollst jetzt doch hören, was außer dem lieben Gott noch kein Mensch gehört; damit du mich nicht für dümmer und nicht für gescheidter hältst als ich gewesen bin. Nur thu' mir den Gefallen, und setz' dich ein Bischen auf die Seite, so, daß du mir nicht gerade in's Gesicht siehst."

Mathilde saß im äußern Zimmer und stickte Rosen und Maiblumen in einen Klingelzug, sie hörte nie, was um sie gesprochen wurde.

„Siehst du, liebe Lucie," begann Lieschen, ich war zwölf Jahre alt, als ich den unglücklichen Sturz that und mußte viele, viele Wochen und Monate liegen und unendlich viel Kuren durchmachen, bis endlich meine liebe Mutter selig einsehen

lernte, daß ich nicht mehr hergestellt werden könne zum rechten Gebrauch meiner Glieder. Sie nahm's damals viel schwerer als ich; ich war durch das lange Liegen und die vielen Kuren so herunter gekommen, daß ich dachte: wenn ich nur einmal frei werde von den Aerzten, so sei mir alles Andre gleich.

„Als endlich meine Krücken ankamen, die mir allein noch das Gehen möglich machten, da weinte die Mutter bitterlich, ich aber lachte und freute mich, daß ich nun doch unter den Andern herumgehen konnte. Ich hatte nichts mehr zu klagen, Alle waren gut und liebevoll gegen mich, man trug mich oder führte mich in einem Wägelchen in die Schule, an das Gaffen der Gassenbuben war ich bald gewöhnt. Der Lehrer begegnete mir freundlich, die Nähleherin lobte meine Geschicklichkeit; wenn die Mädchen in der Erholungsstunde im Hof spielten, so setzte man mich auf ein weiches Plätzchen unter dem großen Nußbaum, bei mir war Freistätte, wohin man sich flüchten durfte, ich bewahrte ihnen Bälle oder Puppen auf, ich mußte Schiedsrichterin sein in jedem Streit, — ja, ich sag' dir, Kleine, ich war eine Art Respektsperson, ich fühlte mich vollkommen zufrieden, und ganz vergnügt, wenn man mir höhere Krücken machen mußte, als Zeichen, daß ich doch immer noch größer wuchs.

„Die Zufriedenheit blieb sich freilich nicht gleich; ich kam aus der Schule, ich wurde siebzehn Jahre alt, meine Freundinnen mit mir, meine Schwester Mathilde wuchs neben mir heran, schön, schlank und blühend, die Mädchen schmückten sich und freuten sich ihres jungen Lebens; sie erzählten mir von Bällen und Lustfahrten, von allerlei lieben Worten, die sie gehört, von jungen frischen Hoffnungen und Träumen, — ich hörte ihnen zu und lächelte sie an, aber mein Herz war nicht so still. Oft und oft zog es sich schmerzhaft zusammen und die bittere Frage: warum, Herr, o warum? stieg mir auf und ich konnte keine Antwort finden. Aber ich sagte es Niemand, und sie merkten es nicht.

„Ich ging immer gern in die Kirche, da wurde mein Herz stiller, wenn auch die Stille nicht lange anhielt. So ging ich denn auch an einem prächtigen Sommernachmittag der Kirche zu, alles blühte und duftete draußen, zu allen

Thoren strömte es hinaus, eine kleine Schaar junger Leute kam mir entgegen, die Mädchen, meine Schulfreundinnen, in rosenrothen, weißen und himmelblauen Kleidern und blumengeschmückten Sommerhüten: sie zogen zu einer fröhlichen Wasserfahrt, lachend und plaudernd, — ich hinkte der Kirche zu an meinen Krücken. „Grüß Gott, Lieschen," riefen sie in heiterster Laune, „in die Kirche? o du edelmüthige Seele, dich sollten die Pfarrer in Gold fassen, daß du die leeren Nachmittagskirchen füllst, sitz' nur recht in die Mitte, damit man dich auch sieht! Adieu, bet auch für uns!" Sie meinten nichts Böses und zogen fröhlich weiter. Ich aber, Kind, Gott sei Dank, daß ich jetzt nicht einmal mehr recht sagen könnte, was damals mein Herz bewegte; all die bittern Fragen und Klagen, die durch meine Seele zogen!

„Die Kirche war in der That wie ausgestorben; mechanisch suchte ich mein Lied und sang nach, ohne viel auf die Worte zu hören, ich achtete auch nicht auf die tiefe, ernste Stimme des Predigers, als er das Gebet sprach; ich hatte nicht die Gewohnheit, den Geistlichen anzusehen.

„Da klangen mir aber besonders ernst und bedeutsam gesprochen die Worte ins Ohr: „Lasset uns laufen mit Geduld durch den Kampf, der uns verordnet ist, und aufsehen auf Jesum, den Anfänger und Vollender des Glaubens." — Ist dir's noch nie so gegangen, Kind, daß ein Wort, vor Jahrtausenden gesprochen und allen verkündet, ein Wort, das du selbst vielleicht schon tausendmal gehört und gelesen, in deiner Seele mit Einemmal lebendig wurde, als wäre es für dich, für dich allein und zum Erstenmal gesprochen? Sieh, so gieng mir's mit jenem Spruch, und jedes der Worte, die der Prediger aus der Fülle eines überfließenden Herzens beifügte, senkte tiefer und tiefer den seligen Glaubensmuth in mein Herz, aus dem sie gesprochen waren.

„Jetzt blickte ich auf, ein junger, schöner Mann, ernsten, etwas bleichen Angesichts, stand auf der Kanzel. Ich hatte ihn nie zuvor gesehen, ich wußte nichts von ihm, aber es ward mir klar beim Blick in sein edles Angesicht, daß er aus der Tiefe eigener Ueberzeugung redete, daß auch ihm, jung, schön,

reichbegabt mit kraftvollem Geist und Körper, wie er vor mir stand, sein Kampf verordnet war, den er gelernt mit Geduld zu durchlaufen.

„Ich hätte ewig, ewig zuhören mögen, all die Pforten und Pförtlein der Welt, aus denen mir bis jetzt nur Leid und Unfrieden zugeflossen, schloßen sich zu, und die eine, selige Pforte des Himmelfriedens that sich auf.

„Auf dem Heimweg hörte ich, wie im Traum die paar alten Weiber, die mit mir in der Kirche gewesen waren, bewundernd reden über die gar schöne Predigt des neuen Vikarius; ich konnte mit niemand davon sprechen; ich schloß mich daheim in mein Kämmerlein, so reich, so selig, so voll vom tröstlichen Gedanken, daß ich kaum hörte, wie am Abend Mathilde in dem Zug der jungen Leute mit fröhlichem Lärm nach Hause kam, — ich beneidete niemand mehr.

„Von da zählte ich mein Leben nur nach den Tagen, an denen der neue Vikar predigte, — ich konnte mich wochenlang im Voraus freuen darauf. Abends schrieb ich mir seine Predigten aus dem Gedächtniß, und hatte daran ins Reine zu schreiben und darüber zu denken die ganze Woche.

„Was ich von ihm erfuhr, das sagte mir, daß er in Wahrheit schon einen schweren Lebenskampf gestritten hatte. Er war Hofmeister in dem Hause eines sehr reichen Kaufmanns in der Schweiz gewesen, die einzige schöne und junge Tochter des Hauses hatte eine tiefe Neigung zu ihm gefaßt, die er erwiedert: die Eltern hatten nach langem Kampf dem Wunsche des Kindes nachgegeben und ihm selbst ihre Hand angeboten; aber dem geistlichen Stand sollte er entsagen, denn zu einer Frau Pfarrerin paßte das in fürstlichem Reichthum mit fürstlichen Ansprüchen erzogene Mädchen einmal nicht. Als Raymund fand, daß seine Geliebte selbst zu sehr an der Welt und ihrer Herrlichkeit hänge, um eine Pfarrfrau nach seinem Sinn zu werden, entsagte er seiner Liebe und allem Glanz, um als Diener des Worts wieder an die bescheidene Stelle zu treten, die er jetzt einnahm. Sein Ruf als Prediger, wohl auch die Geschichte dieser Entsagung verbreitete sich, und bald waren es nicht nur die paar alten Weiber und das lahme Lieschen, die die Nachmittags-

kirche füllten. Mich freute das nicht so recht; in der stillen, leeren Kirche war mir gewesen, als ob seine Worte mir allein gälten. Ich besann mich aber darüber nicht und lebte in stiller Freude von einer Predigt zur andern.

„An einem Wochentag, bei sehr schmutzigem, kaltem Wetter hatte ich mich auch, gegen den Rath meiner Mutter, zur Kirche gerüstet, eine alte, fromme Base sprach bei uns ein, „der Diakonus predigt heute, der Vikar ist unwohl," sagte sie beiläufig. „Da will ich doch lieber bei dem Wetter daheim bleiben," meinte ich. „Ei, ei, Lieschen," sagte die Alte und hob den Finger auf, „der Diakonus predigt auch Gottes Wort und der Segen ist nicht an Menschenmund gebunden." Ich ging schweigend zur Kirche, das Wort war wie ein Blitz in mich gefahren; hatte ich wirklich aus aufrichtigem Herzen Gottes Wort gesucht, oder den Menschen, der es verkündete?

„Ich bat den Herrn von Herzen, er möge meine Andacht segnen, auch unter der etwas langweiligen Predigt des Diakonus, und wenn ich gerade nicht alles hörte, was er sagte, so ist dafür der Herr selbst mit seinem Trost zu meiner Seele gekommen.

„So ganz auf's Klare konnte ich mit meinem Herzen nicht kommen, inzwischen aber beschloß ich zum Opfer zu bringen, was mir das Liebste war, bis mir gewiß sei, daß ich den Herrn, und den Herrn allein mit lauterem Sinne suche. So ging ich nicht mehr in die Kirche, wenn Raymund predigte, wenn mir's auch war, als ziehe es mich mit tausend Seilen, so oft ich die Kirchenglocken läuten hörte, wenn mir auch mein Herz einreden wollte, es sei nur heilige Pflicht zu dem Prediger zu gehen, bei dem man die meiste Erbauung finden könne. Ich traute einmal diesem Herzen nicht mehr und betete: wenn ich auch hier im Irrthum sei, so soll mich Gott darum nicht verlassen.

„Und er hat mich auch nicht verlassen," schloß Lieschen, die eine Weile still vor sich hingeblickt hatte und schaute das junge Mädchen mit einem gar getrosten Lächeln an, „was ich dahingegeben, das hat er mir reichlich vergolten an Frieden und Herzenstrost, ich habe nie keinen Mangel gehabt. Nicht einmal Raymund's letzte Predigt hörte ich mehr, als er von

hier fort kam, aber ich habe ihm tausendmal Gottes Segen gewünscht für das, was ich ihm doch verdanke. — Nun, liebes Kind, für dich liegen wohl andere Prüfungen bereit, aber früher oder später klopft der Herr auch an deinem Herzen an und will ein Opfer, da wollt' ich dir nur sagen, daß du davor nicht erschrecken sollst; sei gewiß, was du Ihm darbringst, das vergilt er dir tausendfältig."

Das war die Herzensgeschichte des armen Lieschens. Lucie war sehr still geworden, endlich stand sie auf, nahm Lieschens Hand, küßte sie, eh die bescheidene Seele es ändern konnte, mit einiger Ehrfurcht und Zärtlichkeit und flog hinaus.

Wäre der junge Volkmann nicht in Luciens Nähe geblieben, so hätte sie wohl einen leichtern Kampf gehabt, als dereinst das arme Lieschen ihren Traum zu begraben; hätte sie ihr Herzchen hübsch in der Stille gehütet und ihre Lebensaufgabe frisch angefaßt, so wäre das alles still vorüber gegangen, das Leben ist reich, und das Herz hat eine wunderbare Erneuerungskraft. So aber blieb Robert in Feldstädt, sie sahen sich wieder und traten in die leichten, unbefangenen Beziehungen, die das gesellige Leben einer kleinen Stadt mit sich bringt; da war Emilie, mit ihrer beständigen Beobachtung, mit ihren Neckereien und Anspielungen, da war Julie, die Herzensvertraute, mit ihrer innigen Theilnahme, mit dem reichen Vorrath von Liebesgedichten, der ihrem Gedächtniß zu Gebot stand, und da war Luciens eignes, phantasiereiches, warmes Herz, das wiegte sich tiefer und tiefer auf's Neue in den Traum ein, aus dem sie doch schon ziemlich nüchtern geweckt worden war.

Dem frischen, gesunden Herzen, das seither in einer friedlichen Alltäglichkeit geschlummert, war dies stille Liebesleid ein liebes, sorgsam gehegtes Schooßkind, gepflegt mit leisem, leisem Hoffen und süßen Thränen. Ihrer jungfräulichen Würde wollte sie nichts vergeben, ja nicht, — mehr an ihrer Zurückhaltung, als an ihrem Entgegenkommen hätte Robert errathen können, wie wichtig er ihr sei, wenn er sich überhaupt die Mühe gab zu rathen.

Diese Zurückhaltung wurde Lucien nicht einmal schwer, — es war seltsam, daß in seiner Nähe, in dem unbefangenen, leichten, geselligen Verkehr mit ihm, ihr Gefühl mehr zurücktrat, so daß sie es fast selbst vergessen hätte. Erst in der Einsamkeit stellte sie sich wieder sein Bild in idealem Glanze auf, sann jedem seiner Worte nach, und legte ihm tiefen, bedeutsamen Sinn unter, saugte süße Hoffnung oder bitteres Herzweh daraus. Sie betete nicht um Erfüllung ihrer Wünsche, um seine Liebe, — das schon wäre ihr unweiblich vorgekommen, sie betete nur um sein Glück. So mädchenhaft war ihr Gefühl, so ohne Verlangen, so selig in sich ihre Liebe, daß sie kein Arg darin finden konnte, sie zu nähren.

‚Vielleicht er liebt mich im Stillen und will mich nur prüfen, ob ich seiner Liebe werth bin,‘ dachte sie wieder in stiller Demuth und suchte alle Tugenden zu erringen, die ihr noch fehlten, um ihm einst wirklich ein Kleinod bringen zu können, wenn seine verhüllte Liebe leuchtend hervortreten würde. Und all die unbewußte Poesie ihres Herzens floß nun über in Worten, die niemand zu sehen bekam, niemand als Julie, die Vertraute ihrer geheimsten Gedanken.

Und er, der sie heraufbeschworen
In dieses Glückes Wunderland?

Ach, er hatte so gar keine Ahnung von all diesen Wundern, die er hervorgebracht! Eitelkeit gehörte nicht zu den Fehlern von Robert Volkmann, es fiel ihm nicht ein, daß das hübsche Backfischlein, mit dem er sich bei der Schlittenfahrt so gut unterhalten und das er beim Balle ganz übersehen, mehr für ihn empfinden solle, als er für sie. Er machte gern einen Spaß mit dem fröhlichen, jungen Wesen, eingehende, längere Unterhaltungen, Gespräche über Literatur waren nicht sein Geschmack, und Lucie suchte oft solche Gespräche herbeizuführen; so gern hätte sie aus dem Mund, der ihr der wichtigste war, ein Urtheil gehört über ihre Lieblingsdichter, Aufschluß über Fragen, die ihre Seele bewegten, denn daß sie das alles bei ihm finden könne, bei diesem Urbild aller Vollkommenheiten, daran zweifelte sie keinen Augenblick.

„Hör, er kann recht angenehm sein, aber er kommt mir nicht sehr bedeutend vor," meinte etwas bedenklich Julie, als sie wieder einmal Gast bei Lucien war. „O," sagte diese mit sicherem, stolzem Lächeln, „du kennst ihn nicht! Du weißt nicht welch' reicher Geist, welch' tiefes Gemüth sich unter dieser leichten, heitern Außenseite birgt!" „Wirklich?" fragte Julie, noch ein wenig ungläubig, „was hast du denn dafür für Beweise?" „Beweise! o, ich könnte dir genug geben! aber das ist nicht nöthig," schloß Lucie, selig lächelnd, „siehst du, ich *glaube* an ihn," und die enthusiastische Julie ließ sich auch hinreißen von dem Glauben der Freundin, nur konnte sie viel, viel weniger als diese verwinden, daß dieser Phönix kein Auge haben solle für die Blume, die ihm, und nur ihm erblühte.

Emilie, die, sobald sie keine eigenen Zwecke zu verfolgen hatte, die gefälligste und aufopferndste Freundin war, konnte das noch weniger ertragen; obgleich sie nicht eigentlich in Luciens Vertrauen eingeweiht war, so ahnte sie doch die Wahrheit, hatte aber durchaus keinen Begriff von einer solchen stillen Blumenliebe. „Die Sache ist sehr einfach," stellte sie Lucien vor, „entweder du willst ihn, oder du willst ihn nicht. Willst du ihn, nun, so könnte man ja ganz leicht, ohne daß du compromittirt wärest, indirekt einen kleinen Wink geben, es ist oft nur bis man den Leuten den Verstand macht; willst du das nicht, oder geht es wirklich nicht, — die Männer sind oft merkwürdig dumm, — nun so schlägst du dir ihn aus dem Sinn, aber auch ganz; du bist noch so jung, kannst lange noch einen Mann bekommen, und so ein Verplempern vorher thut nicht gut, die Männer können das nicht leiden, sie wollen mit Gewalt die erste Liebe ihrer Frau sein, auch wenn die Frau ihre zwölfte ist; darum besinn dich nicht zu lang und mach der Sache ein Ende." So *unverstanden* wie Lucie sich hier sah, konnte sie nur Emilien versichern, daß wirklich gar nichts daran sei, und sie beschwören zu schweigen. „Lieber tausendmal sterben, als um eines Mannes Liebe werben!"

Robert indeß, dies Ideal, das seine außerordentlichen Vorzüge so tief verbarg, daß nur Ein Auge sie ahnen konnte, schien in der That weder von hoffnungsvoller, noch hoffnungs-

loser Liebe erfüllt zu sein, er nahm die Pflichten des neuen Amtes nicht zu schwer, er fand Zeit zu Ausflügen aller Art und freute sich höchst unbefangen seines jungen Lebens. Er war ein gerngesehener Gesellschafter; männliche Koketterie, ein Spielen mit Mädchenherzen kannte er nicht, er wäre auch etwas zu bequem dazu gewesen, aber er liebte es, sich necken zu lassen mit dem Glück, das er bei Damen machte.

Luciens Mutter war nicht eingeweiht in das schmerzlich süße Geheimniß, in diese Liebschaft, wo der Herr nichts davon weiß, wie sich einst ein naives Fräulein ausdrückte, — aber sie merkte genug um zu wünschen, ihr Kind aus dem Bereich des gefährlichen Neffen zu entfernen. Da dieser selbst, obgleich ohne eigentlichen Beruf, doch ziemlich ruhig bei seinem Onkel vor Anker zu liegen schien, so sollte die Lucie eine Zeitlang fort, aber wohin?

Die großartigste Idee der Familie Weybold, wenigstens des weiblichen Theils, war der Onkel in Berlin, eine ziemlich unbekannte Größe, aber doch eine Größe. Er war ein Halbbruder der Frau Doktorin, zuerst das Genie, später der Taugenichts des Hauses, da er zwar viel und vielerlei las und studirte, nur nichts Rechtes. Nach der Eltern Tod war er mit dem Rest seines Muttergutes als Privatgelehrter nach Berlin gezogen, hatte dort kein neues Gebiet des Wissens erobert, wohl aber das Herz einer reichen Wittwe.

Doktor Springer schilderte seiner Schwester sein ehliches Glück mit beredten Zügen, sprach auch von baldigen Besuchen in der alten Heimath, von Einladungen an Neffen und Nichten sobald seine geliebte Luise nicht mehr so angegriffen sei. Es schien aber die Angegriffenheit fortzudauern und der Onkel von Berlin ward fast zum Mythus und diente nur noch zu pädagogischen Zwecken: „Aber Lucie, sitz doch aufrecht! wenn dich so die Tante von Berlin sähe!“ „Was meinst du Franz, beim Onkel in Berlin dürfte man so mit den Füßen gampeln?“ „Nein, wie der Heinrich wieder schmutzig ist! den müßte man verstecken, wenn der Onkel aus Berlin käme!“

Der Onkel aus Berlin kam nicht, aber er mußte als Hintergrund doch wieder auftauchen, als Frau Doktor Weybold

ihrem Mann vorstellte: „siehst du, es muß noch etwas für Luciens Ausbildung geschehen, wenn sie ja einmal der Bruder in Berlin haben wollte. „Was, Bruder in Berlin!“ meinte ärgerlich der Doktor, „seit zehn Jahren soll man die Kinder herausputzen und herstutzen, alles auf den Onkel in Berlin, der sein Lebtag nicht kommt.“ „Nun aber,“ meinte die Frau bedächtig, „es liegt gewiß nicht an ihm, man weiß ja nicht, was Gott beschließt, seine Frau ist immer krank, und kinderlos sind sie auch, wenn er nun eins unserer Kinder zu sich nehmen wollte und sie wären nicht vorbereitet?“ „Na, laß mich in Ruh und thue meinetwegen mit dem Mädchen, was du willst, obschon ich nicht weiß, was noch für extra Bildung nöthig sei, nähen kann sie und stricken auch, Klavierspielen lernt sie ja schon seit sechs Jahren . . .“

„Aber bei einem Schulmeister . . .“

„Nun, wer soll denn Klavierspielen können, wenn's nicht ein Schulmeister ist?“

Am Ende aber drang doch die Mutter durch und Lucie kam auf ein paar Monate in die Residenz.

Lucie nahm die Trennung von der Heimath, von dem Orte, wo Er war und weilte, gar nicht so schwer. Sie war so reich in ihren Gedanken und Träumen, und Gedanken sind zollfrei auch in der Residenz. Die flogen denn heimwärts, ein gut Theil während sie Stickstunden, Nähstunden, französische Stunden und Musikstunden fleißig besuchte; sie plauderte und lachte mit den vielen Mädchen, sie that gerade wie andere Menschenkinder, und je ferner ihr die wirkliche Gestalt Roberts rückte, desto schöner und lichter stand das ideale Bild *ihres* Geliebten vor ihrer Seele, des hohen Sterns der Herrlichkeit, zu dem sie aufsah wie zu des Himmels Sternen.

Die Correspondenz mit Julien war ein großer Trost für die Trennung, zu ihr konnte sie von ihm reden, von dem „Namenlosen,“ wie er in ihren Briefen hieß, und Julie konnte durch den Praktikus immer Kunde von ihm erlangen. Sie

war viel zu gefühlvoll und freundschaftlich, als daß sie nicht Luciens Glauben an den unendlichen Werth des still Geliebten getheilt hätte, und so oft sie seufzte: ach, wenn doch Karls Praxis besser würde, daß er wagen dürfte, sich an den Vater zu wenden, floß immer der Wunsch mit ein: „o Theuerste, wenn doch unsere stillen Wünsche an Einem Tage gekrönt würden!"

Und einmal sah Lucie den Namenlosen leibhaftig und wahrhaftig auf der Messe, eben als sie mit schwerbeladener Tasche herumzog, um Commissionen zu besorgen, o welch' wunderbares Ereigniß! Er begrüßte sie freundlich und fröhlich, wie Landsleute sich in der Ferne grüßen, er ging ein paar Gänge weit mit ihr und kaufte ihr an einer Spielsachenbude ein scherzhaftes Marktgeschenk; eine hölzerne Frauensperson, die Butter ausrührte, mit angesetzter Nase und schönen rothen Backen, „als Vorbild der Häuslichkeit," wie er sagte. Wie gern, wie gern hätte sie den Scherz erwiedert, aber sie wagte das nicht, sie wagte nicht, länger mit ihm zu gehen, so verabschiedete sie sich und ging heim, in glückseliger Betäubung, immer das butternde Weib in der Hand haltend. „Sie habe es für ihr kleines Schwesterchen gekauft," sagte sie bei Frau Pfarrer Lindner, der ehrsamen Verwandten, bei der sie in Kost und Wohnung war und argwohnte niemand ein Liebespfand unter dieser interessanten Physiognomie, Lucie aber mußte hell auflachen, so oft sie das Stück ansah.

„Fasse Dich, Liebe," schrieb Julie, „Du wirst Robert nicht mehr finden, wenn Du zurückkehrst, er ist als Assistent an das Oberamtsgericht von L. versetzt. Denke, der hiesige Oberamtsrichter sagt, er sei zwar ein jovialer und herzguter Mensch, aber ein fleißiger Arbeiter sei er keineswegs gewesen; ich mußte lächeln, als ich das hörte. Glaubst Du nicht, Lucie, daß er vielleicht ein wenig zu viel an eine Freundin von mir gedacht und deßhalb zu wenig gearbeitet hat? Auch uns, Theuerste, dämmert ein Hoffnungsstern: der Oberamtsarzt zu Berlingen ist krank, der Wundarzt dort hat selbst den Fuß gebrochen und es bricht dort so eben eine Scharlachfieberepidemie aus. Ahnst Du, Liebe, welch' süße Hoffnungen mir daraus erblühen? Wie günstig sind diese Umstände für einen

jungen Praktikus, und dann, dann — krönt bald selige Erfüllung unser geduldiges Warten. Glaube nicht, daß wir unser Glück auf das Unglück Anderer gründen wollen, ach nein, der alte Doktor wird wieder gesund und wenn er sich zur Ruhe setzen muß, ist das nur gut für ihn, des Wundarzts Fuß wächst wieder gerade, und die Epidemie geht vorbei, es heißt da auch wie in jenem Gedicht:

Voran, voran ihr Bittern,
In sengenden Gewittern,
Wir ziehen heilend, segnend nach,
Mit klar gestimmten Zithern.

wie der Gottfried Keller so schön singt.

Lucie nahm die Nachricht, daß sie Robert nicht wieder sehen sollte, mit Fassung auf, wenn es auch stille Thränen kostete, nur reicher als zuvor ergoß sich der Quell der Poesie: vielleicht, wie Göthe durch den Werther sich befreit von einer kranken Leidenschaft, sollte auch sie, ohne es selbst zu wissen, eine Liebe ohne rechte Wurzel und Lebenskraft ausgießen in Dichtungen, um dann mit klar gewaschenen Augen im Leben weiter zu gehen?

Der Kursus der Residenzstudien war beendet, Lucie kehrte nach Haus zurück, sie kam heiter und fröhlich, wie ein geliebtes Kind in die Heimath kehrt. Sie hatte ein gesundes Kindesherz neben all dem krankhaften Wähnen und Sehnen; den Geschwistern hatte sie mitgebracht, was nur ihr Herz erfreuen konnte und tummelte sich lustig in ihrer Fröhlichkeit; das schöne hölzerne Butterweib aber bekam Louischen nicht, es wurde sorgsam eingeschlossen und nur hie und da hervorgeholt, um die goldene Stunde jener wunderbaren Begegnung zurückzurufen.

Emilie war verreist, die Frau Amtspflegerin schickte sie gern auf Reisen, „um sich überall nützlich zu machen," wie sie sagte, und weil man nicht weiß, ob sich nicht draußen ein guter Anstand findet, wie sie der Stadtpfarrerin anvertraute; so war niemand, der Lucien merkwürdige Nachrichten zutragen konnte, niemand, bei dem sie wagte, Roberts Namen zu nennen.

Nur selten hörte sie ihn zufällig erwähnen, eine Musik, die dann freilich wieder lange in ihrem Herzen nachtönte. Die Mutter war zufrieden, ihr Töchterlein wieder zu haben, sie hatte alle Sorgen vergessen, die ihr der lustige Neffe eingeflößt; Lucie begann erst wieder recht für die Ihrigen zu leben, sie arbeitete emsig den Tag über, sie sprach in Lieschens stillem Stübchen ein und theilte ihr die neuerlernten Künste mit, sie sang und spielte am Abend, nur tief in der Nacht, wenn alle andern Lichter erloschen waren, brannte das ihre noch in dem traulichen Mädchenstübchen; da schwelgte sie in ihren lieben Dichtern, in denen sie immer so wunderbare Beziehungen fand, auf ihren eigenen Herzenstraum, der immer traumartiger, luftiger und duftiger wurde; — gut vielleicht, wenn er auch so allmählig zerronnen wäre! Julie kam als glückliche Braut, bereits mit einem neuen weißen Shawl, dem Haftgeld der Bräute, bekleidet, den der glückliche Doktor in Hoffnung auf den Ertrag der Epidemie, die noch im schönsten Gange war, angeschafft hatte. Wie viel, wie unendlich viel hatte sie der Freundin zu erzählen: wunderbare und nie erhörte Geschichten, wie so schön sich alles vollends gestaltet habe, wie sie im Garten spaziert sei, so lange Karl oben beim Vater gewesen, und wie ihr dann der Vater gerufen und gesagt: „Der Herr Doktor hier thut dir die Ehre an, um dich zu werben, ich fürchte, daß du dich nicht wirst entschließen können," und wie sie dann Karl angeblickt und Karl sie, wie Karl sie ohne Weiteres geküßt und zu der Mutter geführt habe. „Und den Gutsbesitzer Kraus hat er jetzt auch noch, der das ganze Jahr die Gicht hat!" verkündete sie frohlockend, „auch drei Judenfamilien, und Juden sind eine sehr gute Kundschaft für einen Arzt, sie sterben so ungern." Es dauerte viel Abende lang, bis Julie ihr glückliches Herz ausgeschüttet hatte und bis endlich Raum wurde für Lucien, ihr hoffnungsloses zu öffnen.

Ach es hatte sich gar wenig begeben in der Geschichte ihrer Liebe, das große Ereigniß mit der hölzernen Butterfrau war das einzige, aber das himmelblaue Heft mit Gedichten wurde geholt, „Dornröschen" überschrieben, weil seine Rosen

aus den Dornen ſtillen Herzeleides erblüht waren; vorleſen konnte ſie Lucie nicht, Julie ſah über ihre Schulter und las:

Schwanenlied.

Bald iſt mein irdiſch Weh und Glück verſchwunden,
Denn ſtille naht die letzte meiner Stunden,
Des neuen Morgens Röthe ſteigt herauf,
Vollendet iſt des heißen Tages Lauf.
Bald wird dies Herz, das einſt ſo heiß geſchlagen,
Im Grabe liegen, frei von Schmerz und Klagen.

„Biſt das du?“ fragte Julie, mit faſt komiſchem Ausdruck die blühende, hellaugige Freundin betrachtend. „Ach ja,“ ſagte Lucie erröthend; „ich weiß ja wohl, daß ich nicht ſterbe,“ fügte ſie mit einem leichten Seufzer hinzu, „ich dachte nur, es müßte ſo ſchön ſein.“ Julie las fort:

Da möcht' ich an des Grabes dunklen Pforten
Mit lang verſchwiegner, treuer Liebe Worten
Nur einmal, o mein Leben, dich begrüßen,
Nur einmal möchte liebend ſich ergießen
Dies arme, bange, vielgequälte Herz,
Dir nennen all ſein Glück und ſeinen Schmerz.

Und warum ſollte ich dir jetzt nicht ſagen,
Daß ich geliebt dich in der Jugend Tagen,
Daß mir dein Bild mit wunderbarer Macht
Das erſte Glück, das erſte Weh gebracht? —
Der ſtrengen Sitte eiſern Machtgebot
Verſtummet wohl, wenn naht der ernſte Tod,
Und einem Herzen, das in Lieb gebrochen,
Dem wird ein mildes Urtheil wohl geſprochen.

Mit bewegtem Herzen las Julie weiter in der Dichtung die ganze kurze Geſchichte dieſer jungen Liebe, das ſelige Begegnen, — die Zeit der goldnen Träume, — die bittre Enttäuſchung. Es war lang, dieſes Schwanenlied, es ſchien, daß das brechende Herz noch leibliche Kraft hatte, es fuhr fort nachdem bereits das ſchmerzliche Wiederſehn vorüber war:

. . . . . .

Und dennoch mußte ich dich ferner lieben,
Auch ohne Hoffnung bin ich treu geblieben.
Du zogest froh des jungen Lebens Bahnen,
Du mochtest nicht in leichtem Muthe ahnen,
Wie oft in heißem, innigem Gebet
Ich zu dem Höchsten um dein Glück gefleht;
Wie ich ihn bat, dir jedes Glück zu senden,
Das mir wollt seine Vatergüte spenden. —
Nun hat er dir ein fröhlich Erdenleben,
Mir hat er mild den stillen Tod gegeben.

Vergib mir, wenn in deines Glückes Schein
Ich einen trüben Schatten warf hinein.
Des schönsten Erdenlebens reichste Blüthen,
Sie sollen dir das leise Weh vergüten,
Und wenn du weilst im Arm der holden Braut,
Die ihres Lebens Glück dir hat vertraut,
So sende freundlich einen stillen Blick
Auf unsrer Jugend goldne Zeit zurück:
So denke derer, deren einzig Lieben
Im Leben wie im Tode du geblieben.

Dein Schutzgeist werde ich hernieder seh'n
Und für dich wachen in des Himmels Höhn

. . . . . .

Weiter konnte Julie nicht mehr lesen, Lucie hatte ihren Kopf tief, zu tief auf das Blatt gebeugt, um die Thränen zu verhüllen, die heiß, unwiderstehlich aus ihren Augen quollen.

„O du thörichtes Kind!" rief Julie, indem sie sie in die Arme nahm, „was für edle Perlen schüttest du da aus für Einen, der ihren Werth nicht versteht, da sollte mir Karl kommen und so achtlos an mir vorüber gehen! Liebes Herz, so kann es nicht fortgehen!" Lächelnd deutete Lucie auf eine andere Stelle ihrer Gedichte, eine Vertheidigung ihrer Liebe:

Ist auch die Lieb nur leichter Schaum,
So ist sie doch ein süßer Traum.
Muß sie sich auch verschließen stille,
So quillt in ihr doch sel'ge Fülle.
Sie ist sich selbst ein klares Licht,
Sie braucht der Gegenliebe nicht.

„O du Einfältiges!“ wiederholte Julie, „komm, laß mich nur die Verse ein Bischen mitnehmen, damit ich sie daheim in Ruhe durchlesen kann, du bekommst sie bald wieder.“ „Aber, Julie, Julie, sei vorsichtig damit! es ist mein innerstes Herzblut, das ich in deine Hand gebe.“ „Ja, ja, sei nur ruhig, ich will's erleben, daß ich dich doch noch glücklich sehe.“ Lucie schüttelte wehmüthig das Haupt.

Jahre gingen vorüber mit allerlei Lust und Leid; ein Jahr ist eine inhaltreiche Zeit in einem jungen Leben, jedes hat ein ganz eignes Gesicht, es geschieht noch so viel in Einem Jahr, wenn man jung ist, darum ist auch ein Geburtstag, ein Jahreswechsel für die Jugend ein so wichtiges Ereigniß und man behält alle Daten in treuestem Gedächtniß. Später ist das nicht mehr so, obgleich man in der Regel in reiferen Jahren mehr erlebt als in jungen, die Jahre gleichen sich da mehr, sie sind nicht mehr so farbenhell, nicht mehr rosenroth, himmelblau, golden oder tief schwarz; es sind bräunliche, wenn nicht gar graue Schattirungen und geräuschlos und unmerklich schließt sich eins an das andere an.

Die Farbe dieser Jahre hätte nun Lucie schwer zu bestimmen gewußt; rosenrothe waren es eben nicht, auch nicht hoffnungsgrüne; himmelblau etwa, die Farbe der Treue, denn kein andrer Herrscher hatte das Eine Bild im tiefen Grunde ihres Herzens verdrängt; auf dem Blumenbrett vor ihrem Fenster stand zwischen Rosen und Myrthenbäumchen ein schöner Epheu, um dessen Stamm, in Blätter versteckt, ein Papier mit der Inschrift gewunden war: „Ewig halt' ich das einmal Erwählte.“ So ganz getreu war zwar der Epheu nicht, er hatte zuerst einen einfachen Stab umschlungen und jetzt umschlang er ein künstlich geflochtenes Gitterwerk, — that aber nichts, es war doch ein Epheu und an den Epheu knüpft sich nun einmal die schöne Tradition von ewiger Treue.

Sie hatte Julien zum Altare geleitet, die durch Epidemien und allerlei sonstige Drangsale ihrer Mitmenschen glücklich an's Ziel ihrer Wünsche gelangt war; in weiß und Himmel-

blau, mit weißen Rosen im Haar (sie verschmähte ganz helle Farben und heitere Symbole), ein Bild blühenden Lebens, ging sie der überglücklichen Braut zur Seite. „Wer setzt denn dir den Myrthenkranz auf?“ flüsterte die Braut. „Niemand,“ sagte Lucie mit stiller Ergebung.

Doch war sie heiter genug bei dem Fest, das ein paar muntere Freunde des Bräutigams belebten. „Und wie freue ich mich, bis du uns besuchst! wir haben ein herziges Gaststübchen, das mußt du einweihen,“ rief Julie vor dem Abschied, lächelnd unter Thränen. „Ach in der ersten Zeit kann man doch nicht zu euch kommen,“ meinte Lucie. „Aber in der zweiten!“ versicherte Julie, und der Bräutigam, der es hörte, war sehr begierig, zu erfahren, welches denn die zweite Zeit sei.

Nach drei Monaten, hatte Lucie angenommen, werde etwa die zweite Zeit eingetreten sein und hatte die erste Reise unter das eigene Dach der Freundin gewagt. Sie ward mit Jubel aufgenommen und in das neue Stübchen geführt, das mit nöthigen und unnöthigen Gegenständen: gläsernen Lavoirs, gestickten Kalendern, Handschuh- und Taschentuchkistchen, gehäkelten, filetgestrickten und geflochtenen Hängkörbchen, perlengestrickten, lederblumengarnirten Etagèren, gestickten Stiefelziehern, Etuis zu Zahnbürsten und andern schönen Sachen zum Ueberfließen voll war.

Ob Lucie trotz der liebevollen Aufnahme bei diesem Besuch Alles fand, was sie sich versprochen, kann uns vielleicht ein Blick in ihr Tagebuch zeigen, das sie mit großer Genauigkeit führte.

„So bin ich nun unter Juliens Dach, ach, wie schön habe ich mir das nicht gedacht! Sie sind gewiß auch recht glücklich, und sehr liebevoll und freundlich gegen mich, aber — es ist, scheint's, noch nicht die zweite Zeit, und ich hätte vielleicht besser gethan, erst später zu kommen. Lieber Gott! ist dieß kindische Wesen und Thun mit einander die Seligkeit, die ich mir gedacht, wenn zwei Wesen, die sich gehören, ganz, ganz vereinigt sind? Ist dieß das tiefe, innige Verstehen,

der Zusammenfluß der Seelen, der Austausch der höchsten, heiligsten Gedanken und Gefühle? Habe ich auch nur zwei geschiedte Worte von ihnen gehört? Da sitzen sie in der Sophaecke und küssen sich und geben sich die einfältigsten Namen und schieben einander das Essen in den Mund und verstecken sich, und alles läuft dann wieder auf's Küssen hinaus; verhüte Gott, daß ich einmal so lieben sollte! Ich habe einen neuen Band Gedichte mitgebracht und dachte, Julie werde entzückt davon sein, behüte: so lang der Doktor da ist, ist sie rein ungenießbar; wenn ich vorlese, so stecken sie die Köpfe zusammen und flüstern dumme Sachen; ich kenne Julie nicht mehr. Ich sagte ihnen offen, daß ich das nicht begreife. „Das glaub' ich, liebe Lucie," sagte der Doktor, „um das zu begreifen, muß man selbst den Raptus haben." Vor diesem Raptus bewahre mich der Himmel! Wenn Julie allein ist, ist sie noch ziemlich genießbar, bis die Stunde kommt, wo sie ihren Mann erwartet. „Laß mich, Lucie, ich kann nicht mehr lesen, mein Männchen kommt, mein Alterle, mein Mäuschen (das Mäuschen ist sechs Fuß hoch), ich muß ihm seine Pantöffelchen rüsten (sie sind so groß wie Schifferboote) und sein Schlafröcklein und sein Käpplein, es wird so erfroren sein, das arme Männlein." „Es ist ja gar nicht kalt!" werfe ich ein. „Ach, er ist doch erfroren, der arme, gute Hammel!" versichert sie. Dann kommt der gute Hammel, dann geht das Küssen wieder an; „o armes Männlein, bist du recht erfroren?" „Du armes, liebes, junges, kleines Fraulein, bist du recht müde? o, es wird sich so müde geschafft haben, so müde, das Weiblein." „Bewahre, sie ist den ganzen Mittag bei mir auf dem Sopha gesessen," sage ich. „O nein, es ist erschrecklich müde," sagt er, „weil es eben auch noch so gar jung ist, so ganz jung und klein" (sie ist doch bald zweiundzwanzig), und so geht's mit Weiblein und Männlein, bis mir ganz schwach um's Herz ist. Die lieben Leute sehen mich an und beklagen mich im Stillen, daß ich nicht auch schon in dieß Himmelreich eingegangen sei; — sie ahnen nicht, wie ich mich stolz und frei und glücklich fühle gegenüber dieser Kinderei. „Du hängst an einem Schatten," sagt Julie, mag sein.

Aber frei und ohne Wanken,
Unsichtbar und zeitenlos
Steht das Reich mir der Gedanken
Unerreichbar, schrankenlos.

„Sei es, daß mein Herz nicht mehr mein eigen ist, mein Fühlen und Denken und Träumen ist mein, mein Leid selbst ist mein Königreich und die Perlen meiner stillen Thränen wollt' ich nicht geben um eine Hand voll Bohnen, wie die arme Julie."

Die arme Julie! Mitleiden ist eine schöne Tugend, aber es wird oft gar unnöthig verschwendet. „Die arme Lucie!" seufzte Julie und der Doktor, „wie wird ihr junges Herz oft so voll sein von Sehnsucht nach einem solchen Paradies!" „Wenn wir ihr nur dazu helfen könnten," meine der mitleidige Doktor, „sie ist ein nettes Mädchen und gescheidt...." „Ich wüßte wohl ein Mittel," meinte Julie mit feinem Lächeln." „Du? goldnes Weiblein, Herzblättchen, Zuckerkind, laß hören!" „Das behalt' ich einstweilen für mich."

Zu den Ereignissen dieser Jahre gehörte auch, daß der Onkel aus Berlin auftrat, nicht in eigener Person, wohl aber in Gestalt einer goldenen Armspange, die er seinem ältesten Pathchen Lucie zum Gruß sandte. Seine liebe Louise war immer noch angegriffen, aber er hoffte doch, in einem oder zwei Jahren die Seinigen begrüßen zu können. Die Mutter freute sich sehr dieser Hoffnung, auch Lucie dachte sich eine schöne poetische Geschichte aus, wie der Onkel sie nach Berlin führen werde, das sie sich nach allgemeinen romantischen Vorstellungen als glänzende Hauptstadt, voll eines Wirbels rauschender Vergnügungen vorstellte, wie sie dann umworben werde von allerlei edlen und vornehmen Jünglingen, die sie alle abweisen würde, um dem einfachen Referendär ihr Herz zu bewahren. Vor der Hand wurde sie noch nicht in Versuchung geführt, der Onkel kam nicht, und versank nach der Armspange wieder in Nacht und Schweigen.

Der Verkehr mit Emilien, so angenehm er war, ließ stets

einen Mißlaut in Luciens Seele zurück; sie fand sich nicht mehr still, heiter, ergeben. Die Welt mit ihren Ansprüchen, ihren Freuden, ihrer Eitelkeit schlich mit Emiliens beredten Worten in ihr Herz, sie schaute gern in den Spiegel und setzte sich Schönheitsmilch an, wenn sie lang und oft mit ihr beisammen gewesen; sie fand es schrecklich langweilig in dem kleinen Nest und las Romane an den Abenden, wo sie sonst mit den Geschwistern gespielt.

Um das Gleichgewicht ihrer Seele wiederzufinden, durfte sie nur zu Lieschen gehen, die sie mit der gleichen Liebe und Freundlichkeit empfing, mochte sie nach zwei Tagen oder nach zwei Wochen wieder bei ihr einsprechen. Lieschen hatte immer gerade etwas besonders Angenehmes erlebt, so oft sie zu ihr kam; einmal war eine neue Mode- und Musterzeitung angekommen, einer der besonderen Lichtpunkte ihres Lebens, und sie schwelgte in neuen Zeichnungen und schönen Namen zu Stickereien; oder hatte sie eine recht erquickliche Betrachtung gelesen, wieder gerade, wie für sie allein geschrieben; oder war ihr gelungen, aus einem alten Halstuch ihrer Mama selig einen Vorhang an einen Toilettentisch zu fabriciren, — Niemand kam so wie sie dem Gebot des Apostels nach: „seid allezeit fröhlich.“ Lucie wußte nicht, ob sie ihr Herzensgeheimniß ahnte, sie selbst vergaß alles „Hangen und Bangen“ am Gestade dieses wellenlosen Sees.

„Aber es geschieht doch auch gar nichts in dieser Geschichte!“ klagt vielleicht eine ungeduldige Leserin. Gewiß, sie hat Recht, das ist ja im Leben so oft das Leiden, daß nichts geschieht. — Bekanntlich ist eine lange Windstille schwerer zu ertragen als ein Sturm, da aber diese Geschichte ein treues Lebensbild sein soll, so müßt ihr euch auch die Windstille gefallen lassen. Einmal geschieht doch etwas.

Es war etwas geschehen: das größte Ereigniß, das ein Mädchenleben kennt: das sagt uns ein Blick in Luciens Stübchen, wo sie inmitten reicher Gaben, selbst in festlichem Schmucke steht: eine glückliche Braut. Eine glückliche? — nun ja, das sind ja Worte, die so zusammengehören, daß sie fast Eines

bilden, wie sollte sie nicht glücklich sein? War sie doch am Ziel so lang gehegter stiller Wünsche, war doch der blühende Myrthenkranz auf ihrem blonden Scheitel die Krone jahrelanger stiller Treue, war doch Alles wahr geworden, was sie kaum mehr zu hoffen gewagt. Gewiß, gewiß, sie war glücklich, unaussprechlich glücklich! das versicherte sie sich selbst tausendmal; wie kam's, daß sie nur für nöthig hielt, dieß selbst zu sagen?

Es war so gar schnell, so unvermittelt gekommen, dieß wunderbare Glück, auch so auf ganz andre Weise als sie gedacht. Wenn sie je noch für möglich gehalten, daß ihre stillen Wünsche gekrönt würden, so hatte sie sich ausgedacht, wie ein freundliches Geschick Robert wieder in ihre Nähe führen müsse, wie sie dann in allerlei bedeutenden Situationen zusammentreffen würden, bis endlich, endlich die Knospe der Liebe aufspringen müsse.

Während sie so ihrem Herzenskultus lebte, war ihr Roberts Bild ein immer idealeres geworden, seine wirkliche Gestalt ihr immer ferner gerückt, sie hegte und pflegte mit Träumen und Liedern ihren Liebesschmerz wie ein geliebtes Kind; daneben verkehrte sie neckisch und fröhlich nach außen, fast schien es, als ob sie die demüthige Liebe ihres innersten Herzens zu Einem, durch sorglosen Uebermuth gegen das ganze Geschlecht rächen wollte; nur diese Unbekümmertheit um alle Männer hätte vielleicht ahnen lassen, daß ihr Herz Einem gehöre.

„Hör', das ist eine gewagte Sache," warnte sie Emilie; „willst du denn wirklich gar keinen Andern nehmen?" „Hat mich ja noch Keiner in Versuchung geführt," lächelte Lucie. „Je nun, ja, das glaub' ich, wenn man so wie du Alle auslacht und sich um Keinen kümmert. „Weißt du, das kann sich nur eine Schönheit ersten Rangs herausnehmen, oder eine Erbin. Daß man ihnen zu viel entgegenkommt, mögen die Männer nicht, aber das gefällt ihnen, wenn sie ahnen können, daß man in der Stille ungeheuer viel von ihnen hält." An Lucien waren diese weisen Lehren verloren, Emilie aber nahm sich vor, ihr wider Willen zu dienen.

„So, nun ist ja Kameralverwalters Neffe als Aktuar angestellt," sagte eines Morgens der Vater, ohne die tiefe

Röthe zu beachten, die diese Neuigkeit auf Luciens Wangen hervorrief. „Gib Acht, was geschieht!“ sagte Emilie. „O, gar nichts,“ versicherte Lucie; „was sollte auch geschehen?“

Da war plötzlich, unvorbereitet, unvermittelt, ein Brief an den Vater gekommen mit einem Einschluß an sie — eine Werbung. Und der erste Eindruck war bei Lucien nicht jubelndes, überwältigendes Glück, es war fast Bestürzung, wie kam das so schnell? Auch die Worte dieser Werbung, diese wunderbaren Worte, die sie sich so süß und schön geträumt, sie lauteten so ganz anders, so viel nüchterner! Erst als der Vater sich nicht besonders eingenommen zeigte für die Wahl, als die Mutter bedenklich meinte: „Aber wir kennen ihn doch zu wenig, ich meine fast, Lucie, du mit deinen Talenten könntest andere Ansprüche machen, ich habe wenig mehr als Späße von ihm gehört, meinst du, daß er dir genüge?“

Da erst erwachte wieder mächtig der Herzensglaube der langgehegten Liebe: „O Mutter! du kennst ihn nicht! du weißt nicht, wie viel Geist und Tiefe hinter seiner leichten Außenseite verborgen liegt, wie edel und rein sein Herz ist und — wie still und treu er mich geliebt hat.“ „Nun, es ist wahr,“ gab die Mutter zu, „daß er dich so lang im Herzen getragen, spricht schon für ihn, ich glaubte gar nicht, daß er überhaupt an dich denke.“

„Er schwieg,“ rief Lucie mit der begeisterten Ueberzeugung ein liebenden Herzens, „er schwieg, weil er noch nicht wagte, um mich zu werben, ehe seine Zukunft sicher war, weil er ohne den vollen Segen meiner Eltern auch nicht mit einem leisen Wort mein Herz fesseln wollte, und doch ist er so treu geblieben ohne Worte, ohne Bürgschaft! o, ich wußte das wohl!“ Der Widerspruch erst hatte sie erweckt zum vollen Gefühl ihres Glückes.

„Na, wenn die Sachen so stehen,“ sagte der Vater, „so nimm ihn in Gottesnamen, Geschichten aufführen kann ich nicht; ich habe nichts gegen ihn, obgleich ich meine, so hättest du's noch bekommen können, wenn der Markt verlaufen ist. Schreib' du auch in meinem Namen — ich bin kein Briefschreiber — er soll kommen, wenn er will, nur keine Ge-

schichten!" und der Vater ging eilig weg, weil er sein eigen weiches Herz fürchtete und sich der Thränen schämte.

Brautzeit, du goldner, duftender, sonniger Frühling, du Zeit des vollsten seligen Glaubens, des unbedingten Vertrauens, ein süßer, wonniger Ruhetag für das Herz, ein Sehnen ohne Verlangen, ein Ausruhen im Hafen. Was die Brautzeit für den Mann ist, — ich kann es nicht sagen, für ein Mädchen ist sie wie ein klarer Sonntagmorgen, Wahl und Qual, Sorgen und Bangen sind zu Ende, kein Zweifel an die volle selige Erfüllung aller Hoffnungen schleicht sich in die Seele, keine äußere Sorge trübt das heitere Bild, doppelt glücklich in der Jugendheimath, deren Liebe man noch in reichen, vollen Zügen auskostet, nimmt man den ganzen Himmel künftigen Glückes im Voraus in Besitz; — welche Braut könnte glauben, daß dieß Auge, das so zärtlich und bewundernd auf ihr ruht, auch einmal unfreundlich blicken könnte, daß dieser lächelnde Mund auch ärgerliche Worte sprechen, daß er — o Entsetzen! schelten könnte, wenn sein Engel, sein Täubchen, sein Kind oder wie sie sonst heißt, einmal Geld verlangt! Nicht nur der Tod hat reinigende Kraft, auch das Glück hat sie, man fühlt sich rein und heilig, weil man glücklich ist.

Ach, daß es doch bliebe,
Dieß Paradies!

Aber, — es gibt nur Eine Versicherung für Herzensglück, und Wenige, o Wenige sind es, die sich dabei in Zeiten versichern; wohl ihnen, wenn sie später und sei's um theuren Preis, nicht mehr das verschwundene Glück, aber doch den Frieden der Ergebung, den Segen der Pflichttreue dafür erringen. Es gibt freilich auch Leute, die sich zu arrangiren wissen, und mit Kohl und Rettigen vorlieb nehmen, wenn die Rosen verblüht sind.

Lucie kostete die Herrlichkeit der Brautzeit in reichen Zügen: die Besuche des Geliebten, die mit selig klopfendem Herzen erwartet wurden, die jubelnde Begrüßung, die einsamen Spa-

ziergänge, den verstohlenen Händedruck und die Blicke, die sich lächelnd suchten und begrüßten inmitten der Menge; — aber manche leise Enttäuschung lief doch mitunter. Zu dem innigen Austausch der Gedanken und der Seelen, den sie sich als das Schönste gedacht, wollte es nicht recht kommen. Lucien war so vieles im Gang dieser Liebe noch räthselhaft, wie hatte sie sich gefreut, mit Robert bis an die erste Quelle, bis zum leisen Keimen des süßen Gefühls zurückzugehen, — aber er wollte ihr nie darauf eingehen. „Nur nicht sentimental, Schätzchen," bat er mit einem Kusse, so oft sie darauf kommen wollte; „die Hauptsache ist, daß man sich lieb hat, das Wie und wie lang thut nichts zur Sache." So zog auch sie einen Schleier über die Vergangenheit, jetzt noch wollte sie ihm um keine Welt bekennen, daß sie ihn vielleicht zuerst allein geliebt, lag ja doch eine ganze, schöne, reiche Zukunft vor ihnen, da ließ sich alles, alles noch einholen.

Auch auf seine Briefe hatte sie sich so sehr gefreut; der Briefwechsel war ihr immer als die schönste Zugabe des Brautstandes erschienen, und sie schrieb und schrieb, trotz alles Neckens der Geschwister und des gutmüthigen Scheltens der Mutter, sie schrieb am frühen Morgen und spät in die Nacht, aber die Antwortsbriefe, denen sie mit sehnsüchtiger Ungeduld entgegensah, kamen so selten, so kurz! „Schätzchen, du weißt, das Briefschreiben war nie eine Männertugend; schon der Apostel Paulus hätte den Brief an die Römer nicht geschrieben, wenn er's ihnen hätte mündlich sagen können, deine Brieflein freuen mich ungeheuer, sei nur fernerhin so großmüthig, was sollte ich dir schreiben? daß ich dich lieb habe, weißt du schon, und ein Aktuar erlebt keine so allerliebste Sachen mit Blumen und Träumen und Poesien, wie ein junges Fräulein."

Zu Lieschen kam sie immer noch gar oft und gern, ihr schüttete sie das Herz aus, wenn sie das Heimweh des Abschieds quälte, bei ihr fand sie ein allezeit freundliches Ohr, wenn sie ihr die sichtbaren und unsichtbaren Vorzüge ihres Bräutigams schilderte, und Lieschen half ihr ihre goldnen Zukunftsplane ausmalen, während sie feine Ueberzüge zur Aussteuer für sie stickte. Luciens glückliches Verhältniß mit Lieschen

war zu Anfang in großer Gefahr gestanden. „Zu Lieschen müssen wir zuerst," hatte sie bei Roberts erstem Besuche gesagt, „das ist meine treueste Freundin, keine freut sich so herzlich wie die über unser Glück." „Ja, Kind," begann Robert zögernd, „da bin ich in einiger Verlegenheit; ich kann fast nicht mit dir gehen." „Wie? doch nicht, weil sie alt und lahm ist und nicht schön?" fragte Lucie erschrocken. „Keineswegs, Beste; vorausgesetzt, daß meine Braut hübsch ist, stelle ich der übrigen Menschheit frei, so häßlich zu sein als ihr beliebt, aber ich fürchte, diese respektable Person könnte schwer beleidigt sein." „Durch dich?" „Nicht gerade, aber, um das Verbrechen zu gestehen: ich fuhr schon vor Jahren, als ich hier war, mit dem Assistent Balzig in einem Einspänner hinaus, als gerade die besagte ehrenwerthe Person an Krücken, wie das so ihre Eigenschaft ist, vor uns herging und nicht schnell ausweichen konnte, so daß ich kaum das Pferd zurückzuhalten vermochte. Balzig aber rief ärgerlich laut genug: „Na, die alte Schachtel sollte nicht auf Fahrwegen gehen!" die Jungfrau wandte ihr rundes Angesicht und hatte scheints Alles gehört. Nun that mir's gleich ungeheuer leid, und genirt mich wirklich, zu ihr zu gehen; kann sie ja nicht wissen, von welchem von uns jener ungalante Ausruf kam." „O, da muß ich freilich erst zu ihr und ihr sagen, wie unschuldig du bist!" rief Lucie und eilte zu Lieschen, um ihr so schonend als möglich beizubringen, warum Robert sich scheute, sie zu besuchen. „Und das ist Alles?" fragte Lieschen lachend, daß sein Freund mich eine alte Schachtel geheißen? Und wenn er's selbst gethan hätte, meinst du, ich habe das zum Erstenmal gehört? Ich will dir sagen, Kind, eine Schachtel ist gar nichts so schlimmes, zumal eine alte. Siehst du je einen Boten mit einer Schachtel, ohne daß sie dich so recht lockend und verheißungsvoll ansieht? eine Erinnerung an Traubenschachteln, Weihnachtsschachteln und an allerlei gute Dinge? Hast du je etwas Unangenehmes in einer Schachtel erhalten? und die vielerlei Reste von Siegeln auf alten, vielgewanderten Schachteln, erzählen sie nicht ganze Geschichten von ihren weiten Reisen, von Freuden, die sie gemacht, von fröhlichen Ueberraschungen und milden Spenden?

Wollte Gott, ich wäre so eine alte Schachtel, die schon recht viel Vergnügen in der Welt herumgetragen! Das Schlimmste, was man einer Schachtel nachsagen kann, ist, daß sie leer sei; davor muß ich mich denn eben schön hüten. Nein, Kind, komm du nur mit deinem Liebsten, wenn er die alte Schachtel nicht fürchtet." Robert kam, und kam wieder, er fand sich ganz behaglich bei der alten Jungfer, bei ihrem friedlichen Lächeln und guten Humor. Auch Lieschen gewann ihn lieb und hatte gern ihren Spaß mit ihm, doch betrachtete sie oft nachdenklich das junge Pärchen, und wenn Lucie ihr glückliches Herz bei ihr ausschüttete, sagte sie freundlich nickend: „Ja, es ist ein guter Kern in ihm, Gott helfe dir, daß du ihn zu Tage bringst!"

Heute also ging die Brautzeit zu Ende und während wir sie durchflogen, hat die Braut die Grüße und Glückwünsche all der Gäste empfangen und tritt an der Hand der tiefbewegten Mutter dem Bräutigam entgegen, mit ahnungsvollem Schauer, mit dem stolzen Gefühl, das in diesem Augenblick auch die demüthigste Seele überschleichen kann, dem Gefühl, daß sie ihm eine königliche Gabe gibt: all ihr Sein und Fühlen und Wollen, ein volles, reines Mädchenherz.

Und wenn sie in diesem Augenblick dem Mann, ihrem künftigen Herrn, mit jungfräulichem Stolze nahte, so beugte sie sich um so tiefer in kindlicher Demuth vor den Eltern, im leisen, reuevollen Gefühl versäumter Pflichten; zumal vor dem Vater, bei dessen tiefer Rührung ihr jetzt erst klar wurde, wie es an ihr gewesen wäre, seine Liebe zu *suchen*, ihr zuvorzukommen, statt daß sie bei seiner trocknen Außenseite sich gewöhnt hatte, trocken neben ihm herzugehen; sie meinte, ihm all ihre Liebe nun auf einmal zeigen zu müssen.

Der Zug setzte sich in Bewegung; Emilie, des bezaubernden Eindrucks gewiß, den sie machen mußte, Granatblüthen in den schwarzen Locken, die den blendend weißen, blühenden Teint, ein Meisterstück der Kunst der Natur, hervorhoben, nahm den Arm des ersten Brautführers, ein schüch-

ternes, blondes Bäschen des Bräutigams folgte mit ihrem Kavalier, Schwester Luischen als heranblühendes Fräulein zum Erstenmal in ihrem Leben mit Rosen im Haar, durfte die Braut begleiten, dann kamen die Brüder, in schwarzen Sammtjacken und neuen Mützen möglichst kultivirt, die Mutter und Julie im Blondenhäubchen und der ganze Zug der andern theilnehmenden Freunde.

Luciens ganze Seele war versenkt in die heilige Handlung, sie wagte nicht, die Augen zu erheben zu dem, der ihr zur Seite stand, jetzt ihres Lebens Hort und Halt, mit demüthiger Seele nahm sie alle Ermahnungen des Geistlichen in ihr Herz auf und fühlte sich fast verlegen, wenn sie dieser auch an Robert richtete, und doch ist die Hochzeitrede fast die einzige Gelegenheit, wo auch den Ehemännern, in ihrer Eigenschaft als solche, gepredigt wird. Den guten Frauen predigt man das ganze Leben durch, als Jungfrau, Braut, Gattin, Mutter, Wittwe; wir haben eine ganze Literatur von Ermahnungen an Frauen, und während man ihnen aufs Dringendste empfiehlt, in tiefster Demuth zu verharren, legt man das ganze Gewicht der Verantwortung für das Wohlsein des Hauses, das Gedeihen der Kinder, für das zeitliche und ewige Glück des Gatten auf ihre schwachen Schultern. Das alles ist recht schön und gut, auch wahr; und die Frauen dürfen sich's gerne gesagt sein lassen; die Wenigsten unter uns haben auch nur die Hälfte davon erfüllt. Aber ich wünschte doch, daß auch Jemand sich die Mühe nähme, den Männern zu predigen, ihnen zu sagen, daß da nicht nur ihre Frau ist, die sie zu ernähren und anständig zu behandeln haben, sondern eine unsterbliche Seele, die in ihre Hand gelegt ist, der sie zum Licht und Führer oder zum Verderben werden können; eine Blume, die nicht nur ein anständiges Plätzchen im Garten braucht, wo man sie unbehindert stehen läßt, sondern auch milde Luft und Sonnenschein, wenn sie dem Hause blühen und duften soll.

Glücklich die Frau, die aufsehen darf mit voller Liebe und unbeschränktem Vertrauen zu dem Herrn und Haupt ihres Hauses, der ihr mehr gibt als den frommen Wunsch: so ihr aber Nahrung und Kleider habt, so laßt euch genügen.

Glücklich das ganze Frauengeschlecht, wenn die Männer zeigen, daß sie der Ermahnung nicht bedürfen, daß sie aus freiem Triebe die Frau in Liebe reich machen wollen aus der Fülle eines stärkeren Geistes, um, was sie hingeben, nur reicher und schöner von ihr zurückzuerhalten.

Die Handlung war vorüber. Lucie konnte all die theilnehmenden Glückwünsche nur mit einem stillen Händedruck erwiedern; es verlangte sie nach der Hand dessen, dem sie nun eigen war; ihr war, als sei ihr jede Brücke weggezogen und sie stehe mit ihm auf einer Insel allein, ganz allein über der Welt; er verweilte noch bei seinen Freunden, jetzt wendete er sich zu ihr, ihr Auge erhob sich in tiefer Liebe zu ihm. „Nicht wahr, ich darf den Frack jetzt ausziehen?“ waren die ersten Worte, die sie von seinen Lippen vernahm, seit er ihr angetraut worden für das Leben. Ein kalter Stich fuhr durch ihr Herz, aber er sah sie mit seinem alten gewinnenden Lächeln an und wischte ihr die Thränen ab und sagte auf ihren fragenden Blick halblaut: „Weißt, Schatz, das Beste behält man für sich!“ daß schnell wieder der Glaube an den tiefen Werth seines Innern wuchs, den die leichte Außenseite nur verhüllte und bald war sie die heitere Königin des fröhlichen Hochzeittisches, nur still, viel stiller als sonst, das war ja natürlich.

Lucie war eine junge Frau. Gewiß auch ein fröhlicher Zeitpunkt im Leben des Weibes. Das erste Gefühl der Selbstständigkeit, das Schalten und Walten in dem neuen, hübsch eingerichteten Besitzthum, das Gefühl, der Mittelpunkt viel freundlicher Aufmerksamkeit zu sein, — die Welt ist nicht halb so böswillig und klatschsüchtig, wie man ihr nachsagt, — eine junge Frau an einem neuen Ort wird meist mit wohlwollenden freundlichen Augen angesehen, junge Mädchen fühlen sich geehrt durch ihr Zuvorkommen, ältere Frauen protegiren sie gern und geben ihr häusliche Rathschläge. — Und die eigene Heimath! das trauliche Beisammensitzen an dem kleinen Tischchen, der zärtliche Abschied am Morgen, die fröhliche Begrüßung am Mittag, einsame Streifzüge und Ent-

deckungsreisen in der Gegend, die ersten lieben Gäste, die man selbst bewirthet, — kein Wunder, daß junge Frauen selten viel arbeiten, — das Glück ist ihr Beruf. Auch Lucie genoß all dieß Glück und war jung und lebensfroh genug, um sich der goldnen Tage zu freuen, auch war sie nicht mehr so vernünftig wie damals, als sie Juliens Thorheit beseufzt hatte. Sie räumte ihre Zimmer ein und aus wie ein Puppenhaus, errichtete heute den Salon, wo gestern das Schlafzimmer gewesen war, sie ließ sich in Kaffeevisiten einladen, um mit „schrecklichem Heimweh" zu ihrem Liebsten zurückzukehren, sie kochte eigenhändig seine Leibgerichte und erzählte ihm von den wundersamen Ersparnissen, die sie machte. Allmählig hörten die einsamen Spaziergänge auf, die Abende waren warm und schön, man ging in einen Gesellschaftsgarten, und machte Sonntags einen Ausflug an benachbarte Orte. „Schätzchen, nur nicht sentimental!" bat Robert, so oft sie der schönen stillen Gänge der ersten Wochen gedachte, sie lachte und ging willig mit ihm in den Biergarten. War das die ‚zweite Zeit?' Es war eine heitere, lustige, abwechslungsreiche, Lucie ließ sie sich gefallen, und doch dünkte sie ihr oft wie ein provisorischer Zustand, das rechte, eigentliche Leben, meinte sie, müsse erst kommen.

Lucie hatte vor der Hochzeit die schönsten Plane für Lektüre und Studien gemacht, sie wollten zusammen Französisch treiben, Englisch und Italienisch lernen; das Leben dünkte ihr viel zu kurz, um nur zur Hälfte mit diesen Planen fertig zu werden.

„Was lesen wir zuerst?" war die große Frage. „Nun, was wir haben," meinte Robert phlegmatisch, „par exemple den Schiller, der nebst dem Corpus Juris und einem alten Kommersbuch derzeit meine Bibliothek bildet." „Gern!" rief Lucie, „wenn ich ihn auch auswendig weiß, zusammen haben wir ihn noch nicht gelesen." „Aber Vorlesen ist nicht meine Passion, ich muß genug schreien in der Amtsstube, lies du, Schätzchen." „Herzlich gern." „Die warme Luft macht müde," sagte der Zuhörer und arrangirte sich in der Sophaecke. Lucie begann, die Braut von Messina, wie lange waren ihre ge-

liebten Dichter, die Freunde und Gefährten ihrer goldenen Jugend vergessen gelegen, sie las sich ins Feuer, all diese schönen Klänge waren ja ganz ihr eigen, ihre eigene junge Seele hatte sie darin niedergelegt, sie fand wieder all ihre ersten rosigen Träume, selbst nach ihrem Robert sah sie lange nicht, bis sie endlich bei den Worten: „das ist der Liebe heil'ger Götterstrahl," nach ihm hinüber blickte, „hier gilt kein Widerstand und keine Wahl!" Ein lautes Schnarchen vom Sopha her tönte, Lucie war still und las für sich, — es war alles nicht mehr so herrlich, doch las sie weiter, bis sie tief in der Nacht sich erhob und Robert weckte. „Ja, siehst Du, Schätzchen, drum war ich gar müde, schade, daß ich es versäumt, du hast gewiß prächtig gelesen!"

Am nächsten Abend wurde wieder der Versuch gemacht vorzulesen, wieder mit demselben Resultat, bis Robert endlich vorschlug: „weißt was, Schätzchen, das gar zu solide Leben bin ich nicht gewöhnt, wie wär's, wenn ich zur Abwechslung wieder einmal einen Abend in's Adlerkränzchen ginge? Du könntest sonst in Gefahr kommen, für eine kleine Haustyrannin zu gelten."

Lucie gab es lächelnd zu und fand zu ihrem Erstaunen, daß ihr der einsame Abend zu Haus auch behaglich war. Aus dem einen Ausgangsabend wurden allmählig sechs, am Sonntag blieb Robert zu Hause und — schlief. „Sonntag ist ja der Ruhetag." Lucie las für sich Schiller und Göthe, sie las und las, was sie habhaft werden konnte, sie abonnirte sich auf eine Leihbibliothek und erhielt da langes und kurzes Futter für ihren Lesehunger, die langen Abende wurden ihr oft sehr kurz. „Kommst du schon?" fragte sie meist, wenn Robert, der ziemlich regelmäßige Stunden hielt, gegen elf Uhr nach Hause kam. „Schon?" ein scharmantes Weibchen! Das werde ich den Neidern sagen, die dich für eine Haustyrannin gehalten; es ist eigentlich nicht mehr ‚schon' Schätzchen, es ist ‚erst,' schließ eiligst dein Buch und laß uns zur Ruhe gehen. Lucie gehorchte. Auf ihrem Nachttisch lag die Bibel und das Gebetbuch, aus denen sie in den Mädchenzeiten jeden Abend unverbrüchlich ihre Andacht gehalten hatte. „Noch lesen,

Theuerste?" protestirte der Gatte, „unmöglich, du hast gelesen genug, jetzt muß das Licht alsobald gelöscht werden, das ist meine Bedingung."

„Nur noch," entschuldigte sich Lucie, halb verlegen, „ein Kapitel in meiner Bibel, ich war das immer so gewöhnt." „Habe gar nichts dagegen, Schatz, du hättest lang Zeit gehabt zum Bibellesen, jetzt aber bitt' ich dich, lösche das Licht, kannst ja heute Abend aus dem Herzen beten." Gewiß konnte sie das, auch lagen ihr ja schöne Bibelstellen genug im Gedächtniß, an denen sie sich erbauen konnte, ‚das bloße Lesen thut's nicht,' sagte sie sich, das wäre eine Art Aberglauben, „es ist die Herzensstimmung, die die Andacht macht."

Diese kleine Scene wiederholte sich fast jeden Abend. Lucie nahm, wenn Robert ausgegangen war, Bibel und Gebetbuch mit ins Wohnzimmer, um vorher ihre Andacht zu halten, aber, — der Roman war so gar spannend, sie wollte nicht ohne Noth vorher aufhören, nach der Bibel konnte sie doch nicht mehr Romane lesen, und — eh sie sich's versah, kam Robert nach Hause, das Licht mußte gelöscht werden und sie versuchte aus dem Herzen zu beten. Aus einem immer zerstreutern und unruhigern Herzen kam dies Gebet, immer fremder wurde ihr ihre Bibel, sie schlug sich hie und da noch einzelne Stellen darin auf, aber sonst wußte sie nicht viel mehr damit anzufangen. „Bibellesen macht noch nicht fromm," „Kirchgehen allein macht nicht fromm." Ach, freilich, es gibt noch eine Menge solcher, anscheinend äußerlicher Dinge, die alle machen es nicht. Ein Schritt vom Weg ab führt dich noch nicht irre, auch nicht zwei, auch nicht zehn, du hast den rechten Weg ja immer noch im Auge, du kannst darauf zurückkehren, sobald du nur willst; aber, — ein Schritt um den andern führt dich allmählig ab, weiter, weiter, unversehens kommt eine Wendung und der rechte Weg ist deinen Augen entschwunden. Möge dir möglich sein, ihn wieder zu suchen und zu finden!

Es gibt eine Freiheit, die zum Zwang führen muß, es gibt auch einen Zwang, der zur Freiheit führt.

Freier Gehorsam, freie Liebe ist freilich erst das Rechte

und Wahre, aber wir dürfen auch im Gebiete des geistigen und geistlichen Lebens nicht immer auf die freien Regungen warten, wir müssen unser Herz dazu erziehen. Es ist gewiß die schönste Freude der Mutter, wenn das Kind in ihre Arme eilt mit dem Ruf: „ich will bei dir bleiben, weil mir da am wohlsten ist," aber auch ehe es so weit kommt, ist es schön, wenn das Kind die verlangenden Augen abwendet von dem lustigen Treiben der Gespielen und sich zur Mutter wendet: ich will bei dir bleiben, weil du es willst.

„Aber Glauben und Liebe ist ja Gnade, und nicht unser eigen Thun," wirft man ein. Gewiß! Gnade ist es, unaussprechliche Gnade, wenn sich den harrenden Jungfrauen die Thüre öffnet, aus der das wunderbare Licht der Herrlichkeit strahlt, aber doch sind sie angewiesen, ihre Lampen brennend zu erhalten, doch schließt sich die Thüre vor denen, die sie, nicht einmal in bedachter Schuld und Sünde, nur in sorglosem Leichtsinn erlöschen ließen.

Die himmlische, wie die irdische Liebe bedarf der Pflege; Lucie versäumte sie bei beiden.

Sie hatte sich das alles freilich einst anders geträumt in ihren Mädchentagen: einen starken, ernsten, treuen Führer, ein leuchtendes Vorbild auf dem Weg zur Höhe. Und auch als dies Ideal sich aufgelöst hatte in ein harmloses fröhliches Menschenkind, hatte sie sich's wieder schön gedacht, gemeinsam nach Einem Ziel zu ringen und zu streben, gemeinsam die Eine köstliche Perle zu suchen. Sie hatte Beides nicht gefunden, sie fand auch keinen Unglauben, keine Feindschaft gegen ihren Glauben, o bewahre, Robert fand das alles recht schön und gut, er hatte gar nichts gegen eine religiöse Frau, er war nur gegen Alles, was er pietistisches Kopfhängen und Eifern nannte, er wollte, wie der große König Friedrich, jeden nach seiner Façon selig werden lassen.

Und mehr und mehr gewöhnte sich Lucie an diese gemächliche Straße, sie gingen friedlich, ohne Streit darauf zusammen, es ließ sich gut leben mit Robert, aber wohl, recht innerlich von Herzen wohl, ward ihr nicht dabei.

Drei Jahre waren vorübergegangen und wieder einmal war der Abend von Luciens Geburtstag, sie war allein; — sehr allein fühlte sie sich, und es ist ein andres um die Einsamkeit einer Frau und um die eines Mädchens, wenn nicht das Alleinsein nothwendig in den Verhältnissen bedingt ist. Die Mädcheneinsamkeit ist eine selbstgewählte, eine reiche, lebensvolle, die der Frau hat ein Gefühl des Verlassenseins in sich, wenn sie nicht mehr traurig ist, so ist sie öde oder gefährlich.

Luciens Vater war gestorben, schnell und unerwartet, das Opfer einer Seuche, die er Jahre lang schon ungefährdet behandelt hatte, ihr ältester Bruder war Landwirth und die rüstige, thätige Mutter war mit Louischen zu ihm gezogen auf einen entlegenen Hof, so war ihr die Jugendheimath, auf die sie sich so sehr gefreut hatte, schon jetzt verschlossen.

Lucie war durchaus keine unglückliche Frau, auch die heutige Einsamkeit war eine zufällige, der Postmeister, der die Jagd gepachtet, hatte einen fetten Rehbock geschossen, mit dem er diesen Abend die Herrn des Städtchens regaliren wollte, Robert würde vielleicht zu Hause geblieben sein, wenn sie ihn darum gebeten hätte; warum aber hätte sie ihn bitten sollen?

Lucie hatte kein Kind, und viel von der unbefriedigten Sehnsucht ihres Herzens schob sie auf Rechnung dieses unerfüllten Wunsches, sie glaubte sich berechtigt, zu stundenlangem Hinbrüten über dies versagte Glück und mußte bei jeder Veranlassung denken: ach, alles wäre eben anders und alles schöner, wenn wir Kinder hätten!

Sie war lange ihres Weges gegangen, ohne einen Haltpunkt zu machen, und sie wäre vielleicht auch heute nicht dazu gekommen, wenn nicht eben ihr Lesevorrath erschöpft gewesen wäre; sie war selten ganz allein mit ihren Gedanken, diesmal aber rief ihr die Stille, die sie umgab, einmal wieder die vergangenen Tage zurück; jenen Geburtstag mit der Schlittenfahrt, den Ball mit der bittern Herzenstäuschung, ihr langes, stilles Lieben und Hoffen, den Tag, der ihre leisen Wünsche gekrönt, — aber sie mochte sich nicht gerne in diesen Bildern ergehen, was sie sich früher so schön gedacht; es lag etwas

Unklares dazwischen, sie hatte sich nie mit Robert recht verständigt über den innern Gang ihrer beiderseitigen Herzensgeschichte, sie hatte eine geheime Scheu, es zu thun und jetzt kam gar nie mehr eine Zeit, wo eine innere Verständigung möglich gewesen wäre, ohne daß eine Schuld, ein Streit, sie getrennt hätte; ihre Wege liefen nicht auseinander, aber sie liefen getrennt nebeneinander her, Ein Weg war es nicht mehr.

Ihre Schuld war es nicht, daß es so gekommen, das sagte sich Lucie immer wieder, so oft das Bild der Ehe, wie sie es sich einst gedacht, und der, wie sie jetzt war, vor ihre Seele trat; sie hätte es ja nicht besser verlangt, als sich immer tiefer, immer inniger mit ihrem Gatten einzuleben, sie wußte nicht, wie es gekommen, aber es war so, und sie befand sich im Ganzen nicht schlimm dabei. Robert war eine ganz verträgliche, bequeme Natur, er hatte wenig Eigenheiten, machte nicht viel Ansprüche und gewöhnte sich anscheinend leicht auch an das, was ihm nicht lieb war.

Luciens Leselust war ihm Anfangs bequem, sie war so wohl versorgt, wenn sie dasaß in ihr Buch vertieft, und er war so frei, die Garçonspartieen mitzumachen, bei denen er sich denn doch am behaglichsten fühlte; er fühlte sich auch erleichtert, wenn sie eingeladen war: so hatte sie ihren Antheil an Vergnügen und er konnte ohne Gewissensbisse das seinige suchen. Als ihre Leseleidenschaft um sich griff, als sie mit einer neugewonnenen Freundin romantische Spaziergänge machte mit Büchern in der Tasche und im Mondenlicht zurückkehrte, als es Nachmittags zu den Seltenheiten gehörte, wenn er seine Frau daheim traf, — da wurde ihm das allerdings oft unbequem und er konnte hie und da darüber brummen, was Lucie mit der duldenden Sanftmuth einer großen Seele ertrug, ohne weitere Notiz davon zu nehmen.

In Lucien aber wachten in dieser gänzlichen Freiheit, die sie sich nahm, in dem reichen, fast überreichen Verkehr mit allen dichterischen Erzeugnissen, die immer in das abgelegene Städtchen drangen, die eingeschlafenen Accorde aus jungen Tagen wieder auf. Lieder über ‚das welke Antlitz, das aus des Lebens buntem Schleier blickt,‘ Variationen nach dem

Grundton der großartigen Dissonanzen, die George Sand angeschlagen, wurden zu Papiere gebracht; sie hatte ihre ersten Versuche Robert vorgelesen. „Schätzchen, wirst doch kein solches Kameel sein und Verse machen?“ hatte der gefragt, „das ist etwas für sehnsüchtige Jungferlein, jetzt, wo du das Glück hast, einen Mann zu haben, kannst du das aufstecken.“ Tief verletzt zog sich Lucie zurück; die Korrespondenz mit Julien war lange eingeschlafen, wenn nicht ein jeweiliger Gevatterbrief des Doktors mit der Zusicherung, daß dies nun sicher der jüngste und letzte Sproß ihrer Ehe sei, die Stille unterbrach; aber mit Frau von Sommer, einer jungen, schwärmerischen Offizierswittwe, hatte sie Freundschaft geschlossen und fand bei ihr so reiche Bewunderung für ihr Talent, daß sie wohl ein ganzes Publikum aufwiegen konnte.

Vielleicht daß an diesem Abend stiller Einkehr doch auch die Frage an Luciens Herz klopfte: ‚hast denn du gethan, was du konntest, um das Glück zu erhalten, das du verloren, du weißt nicht wie?‘ Lucie aber war nicht mehr gewöhnt, ihrem eigenen Herzen stille zu halten, darum schob sie auch jetzt all diese Gedanken bei Seite und blätterte in ihren Poesien, „dem königlichen Trauergewand um gestorbenes Glück,“ wie es eine englische Dichterin nennt.

Sie hatten ihr im Augenblick des Entstehens nie ganz genügt diese Dichtungen, aber jetzt, wo die gehobene Stimmung, die sie hervorgerufen, erblaßt war, erfreute sie sich doch daran, sie sich selbst vorzulesen:

Eine Sonne glühet still verborgen
Die der sel'gen Heimath ist entflammt.

Begann sie eben wieder, als Robert eintrat und aus dem Stegreif deklamirte:

Was, eine Dichterin wohnt hier in Stockheims Mauern?
Wie, sollt es möglich sein? ja geh, du darfst nur lauern
Wie sie bei Tag und Nacht Gedichte deklamirt
Und sie zum Zeitvertreib auf ein Papierblatt schmiert.

„Aber, Robert, du kommst heute spät,“ sagte Lucie, in-

dem sie ihr himmelblaues Heft schloß, lächelnd über die Improvisation, „ich habe schon so lang gewacht.“

„Dein Schutzgeist werde ich hernieder seh'n
Und für dich wachen in des Himmels Höh'n“

citirte Robert etwas ungeschickt, doppelt ungeschickt, denn Luciens Seele durchzuckte dies Citat wie ein scharfes Schwert; „wo hast du das her?“ frug sie auffahrend mit glühendem Gesicht. „Nu, nu, Schätzchen, ja nicht so hitzig,“ bat Robert lachend in etwas gehobener Weinlaune, „freut dich's nicht, wenn ich auch einmal poetisch werde? daß ich diese schöne Poesie auswendig behalten, hätt' ich selbst nicht geglaubt:

So höre mich denn, schön und frei von Sorgen,
Erblühte mir dereinst des Lebens Morgen“

hub er wieder an zu deklamiren. „Ich bitte dich, woher hast du das,“ rief Lucie wieder; das war ja aus ihrem Schwanengesang, sie hatte als Mädchen noch das Manuscript vermißt, und war nie dazu gekommen, ihn wieder niederzuschreiben; nie, nie hatte sie Robert davon gesagt, weil es ja nie zur Verständigung über frühere Zeiten gekommen war, wie konnte er davon wissen? Ergötzt von ihrem Eifer und ihrer Indignation begann er:

„So trat ich sorglos in das Weltgedränge,
Da — sah ich dich im weiten Kreis der Menge,
Zu tief schaut ich in deinen klaren Blick,
In ihm versank die Ruh und all mein Glück.“

„Das heißt man, glaub' ich, falsche Reime, Kind, aber wir Schwaben nehmen das nicht so genau.“ „Nein, ich bitte dich,“ rief Lucie weinend in Aerger und Scham, als er fortfahren wollte, „wie kamst du dazu, ich wollte das in's Grab nehmen! wer hat mir das entwendet?“

„Von entwenden ist keine Rede,“ sagte Robert etwas abgekühlt, „wenn du es ins Grab nehmen wolltest, hättest du jedenfalls vorsichtiger damit sein sollen, mir wurde dies Gedicht vor Zeiten zugesandt, mit den Anfangsbuchstaben deines

Namens darunter, ob mit hoher, obrigkeitlicher Bewilligung, weiß ich freilich nicht ..."

„Ist's möglich? Kann das sein?" rief mit immer heißer ausbrechenden Thränen Lucie; „wer konnte mich so verrathen?" „Aber sei doch nur ruhig," bat Robert, dessen Gutmüthigkeit dieser Jammer selbst leid that, „ist's ja doch dein eigener, eheleiblicher Mann, an den diese schönen Worte gerichtet sind; ich war freilich selbst verwundert genug über diese sentimentale Poesie, die meiner Wenigkeit gelten sollte, wie wenige beigelegte Zeilen von einer unbekannten Damenhand andeuteten. Unter uns, ich glaube diese Zeilen waren von deiner Herzensfreundin Julie, die Ueberschrift aber war offenbar von Emilien; so haben die Beiden scheint's ein Freundschaftsstückchen thun wollen und ich meine, das Resultat braucheſt du nicht gar so bitterlich zu beweinen ...."

„Und das war der Grund, warum du kamst? ...." fragte halblaut Lucie, das Gesicht mit beiden Händen verhüllt, in einem Gefühl tiefer, bitterer Demüthigung. „Na, wie man's nimmt," gestand offenherzig Robert, „zuerst frappirte mich das Ding mehr als mich's freute; weißt, gewöhnlich ist das doch nicht, und ich wußte nicht gleich, daß du gar nichts von der Sache weißt, und hatte, aufrichtig gestanden, nicht so viel an dich gedacht, obgleich wir uns ja immer gut unterhalten haben." „Aber der Ball nach jener ersten Schlittenfahrt, dein so ganz verändertes Benehmen?" fragte Lucie, deren Thränen für den Augenblick getrocknet waren, in einiger Spannung. „Welcher Ball, Kind? ich kann unmöglich alle Bälle auswendig behalten." „Ach, den Ball, wo wir uns zum erstenmal wieder sahen, wo du gar nicht mit mir getanzt ...." „Ja so," citirte Robert wieder aus dem unglücklichen Schwanengesang:

Ich sah dich wieder, — anders als ich glaubte,
Die lang und heißersehnte Stunde raubte
Mit Einemmale mein erträumtes Glück,
Und nur der Rose Dorn blieb mir zurück.

„Na, siehst du, Kind, bei der Schlittenfahrt hattest du mir ganz wohl gefallen, ich war auch ein wenig weinwarm und fürchtete fast aus den späteren Neckereien meiner Tante, ich sei zu weit gegangen, was für einen Studenten doch der baare Unsinn gewesen wäre. In der Zeit bis zum Ball hatte ich in Wahrheit viel anderes dazwischen gedacht, ich bemerkte dich auch nicht gleich und dann, — tanzen ist meine starke Seite nicht, und ich bemerkte, wenn du mir's nicht übel nimmst, daß du auch keine splendide Tänzerin seiest; da hielt ich's für gerathener, mich an gewandte Damen zu halten und kam nicht einmal mehr dazu, mich mit dir zu unterhalten . . ." Zehn Jahre waren für einen Augenblick von Lucien vergessen, sie fühlte noch einmal das tiefe, bittere Weh ihres jungen Herzens über jene Zurücksetzung, und Er, — war nur nicht dazu gekommen. „Nun," fuhr Robert in seiner Erklärung fort, „frappirte mich, wie gesagt, die Zusendung so aus blauem Himmel, und wenn mir's auch schmeichelte, der Gegenstand so zarter und hoher Gefühle zu sein, so war mir's wieder etwas bang vor einer so feurigen Dichternatur. Du weißt, die Sentimentalität ist just nicht meine Sache. Wie ich mir aber alles näher überlegte, fand ich doch, daß du daneben ein ganz gutes, lustiges und natürliches Kind gewesen seiest und ich sah mehr und mehr keinen Grund, warum ich so kostbar thun und die Perle nicht aufheben sollte, die mir so zugeworfen wurde. Siehst Du, so kam es, daß wir zusammengekommen sind," schloß er mit gutmüthigem Humor, ich hab's gern gethan und ist jetzt weiter nichts zu machen, ich denke, du hast's nicht zu bereuen, und wenn du vielleicht ein klein wenig weniger Romane lesen wolltest und ein bischen lieber daheim bleiben, so können wir in allewege zufrieden mit einander sein." „Ja, es ist so und nicht mehr zu ändern," sagte Lucie, indem sie aufstand und das Licht nahm, „wir wollen Alles Geschehene ruhen lassen, das aber kann ich vor Gott betheuern, daß ich keine Ahnung von dem Gebrauch hatte, den die Beiden von diesem Gedicht gemacht." „Nu, aber das Unglück ist doch nicht so groß," fragte Robert, etwas verblüfft durch Luciens tragische Haltung. „Ge-

wiß nicht," sagte diese, ohne heitere, oder traurige Bewegung zu zeigen, „gute Nacht."

Lucie brauchte Stille und Ruhe, um den unendlich peinlichen Eindruck dieser Entdeckung zu verwinden, sie fühlte tief die Wahrheit jener Dichterworte:

Auch unverschuldetes Weh ist ein Raub
An zarter Sittsamkeit Ruhme,
Nicht fehlen darf der geringste Staub
Der duftig ätherischen Blume.

Es war eine Demüthigung, wenn auch eine unverschuldete; aber es wäre auch die Stunde zur klaren Verständigung gewesen, die ihr so lange gefehlt hatte, die Stunde, wo sie in der vollen, freien, demüthigen Hingebung der Gattin die Höhe hätte wieder gewinnen können, von der man ohne ihr Wissen die Jungfrau gezogen: sie ließ diese Stunde unbenützt verstreichen und was die Herzen hätte erst recht in Wahrheit und Liebe vereinen können, führte sie zum erstenmal wirklich auseinander.

Lucie konnte nicht verschmerzen, daß ihr innerstes Heiligthum so profanirt worden war, es war ein schneidender Mißlaut durch die Vergangenheit, und sie glaubte durch ein kühles, etwas hochfahrendes Wesen jetzt noch ihre beleidigte Mädchenwürde rächen zu müssen; sie bedachte nicht, daß Roberts bisheriges Schweigen bei seinem sonst sorglosen, unbedachten Wesen immerhin ein Beweis von Delikatesse war, sie konnte nicht verwinden, daß es den Anschein gehabt, als sei der erste Schritt von ihr ausgegangen; es kam ihr all ihre Vergangenheit wie ein wesenloses Schattenbild vor, ihre Ehe ein Haus auf Sand gebaut, — und es war so. Welch' andern, festen, ewigen Grund für ihr Glück hatte sie denn gesucht, als die Wünsche und Träume ihres kindischen Herzens? Sie hatte Gottes Segen erbeten für ihre Ehe als eine angenehme Zugabe, aber sie hatte diesen Segen nie gesucht als die einzige Bedingung ihres Glücks.

Robert war anfangs verlegen, dann verdrießlich über die unerwarteten Folgen seiner unbedachten Eröffnung, er beobachtete mehr als zuvor die einfache Politik des Gehenlassens.

Gelegen und ungelegen kam eben zu dieser Zeit Emilie, die in der Regel alle Jahre einmal einen ziemlich dauerhaften Besuch bei Lucien machte. Emilie kam wie immer, „ewig jung und ewig grün," wie Robert sie mit etwas zweideutiger Artigkeit versicherte; sie brauchte noch länger wie sonst zu ihrer Toilette, hielt auch ihr Zimmer während des Ankleidens sorgfältig verschlossen, es schien, daß da allerlei künstliche Anstalten getroffen wurden, um die „ewige Jugend" zu erhalten, die durch bedenkliche Fältchen in den Mundwinkeln etwas in Zweifel gestellt wurde.

Emilie war munter, geschäftig und nützlich, wie sie stets gewesen; Robert hatte gern einen Spaß mit ihr, sie besserte seine Handschuhe aus und verfertigte ihm neue Cravatten aus alten Slips, sie modernisirte Luciens Chemisetten und Kleider, wußte überall das Allerneueste und zuglich Nützlichste, was mit den wenigsten Kosten am meisten vorstellte; sie brachte allerlei angenehme, kleine Vergnügungspartieen in Anregung, wußte in geschickter Weise die Geselligkeit des Hauses mehr zu beleben, was im jetzigen Augenblick bei der tiefen, innern Verstimmung beider Eheleute wohlthätig war; aber es ist ein trauriges Zeichen, wenn in einer Ehe ein fremdes Element erwünscht ist.

Und Emilie war kein versöhnendes, wohlthuendes Element: dazu besaß sie nicht Zartheit, nicht Liebe und Selbstlosigkeit genug, um ein Mißverständniß lösen zu helfen. Es war gewiß nicht ihre Absicht, Unfrieden zu stiften, aber sie hatte nichts dagegen, dem Mann den bedauernden Gedanken zu erregen: ‚nein, was hätte die Emilie eine gute Frau für mich gegeben!'

Auch in den Zeiten des ersten Glücks war Lucie mehr eine zärtliche, als eine aufmerksame Frau für ihren Mann gewesen, Zärtlichkeit ist leichter als immer wache Liebe; mit der abnehmenden Zärtlichkeit hatte die Aufmerksamkeit nicht zugenommen, zumal jetzt, wo sie die, für eine liebende Frau so seltsame fixe Idee hatte, sich ihrem Manne gegenüber ja nichts zu vergeben. Emilie übernahm all' die kleinen Dienste für ihren Mann, die eine Frau sich nie sollte ab-

nehmen lassen. „Geh' du immerhin in dein Kränzchen zu Frau von Sommer," ermuthigte sie sie, „mir liegt daran nichts, ich will schon für deinen Mann sorgen." Und sie arrangirte auf's Appetitlichste das kleine Goute, wie er es liebte, und unterhielt ihn ganz charmant, und sprach so verständig, zwar in liebevoll entschuldigendem Tone, über Luciens unbegreifliche Leseleidenschaft, daß Robert bei Luciens Heimkunft verstimmter, und diese kühler und würdevoller war als je zuvor.

Lucie konnte nicht lange zurückhalten mit dem schweren Vorwurf gegen Emilie, der ihr auf der Seele lag. Emilie gestand ein, daß sie und Julie ihren „Schwanengesang anonym an Robert geschickt hatten." „Aber ich bitte dich, Emilie, wie konntet ihr mir, wie konntet ihr unsrem ganzen Geschlecht das zu Leide thun!"

„Was machst du jetzt für ein Aufheben von der alten Geschichte?" sagte Emilie gleichgültig. „Julie und ich haben es gut mit dir gemeint; es war nur zum Spaß, aber wir dachten, es sei auch kein Unglück, wenn es zum Ernst führe. Das glaubst du doch auch nicht?"

„Nein, o nein!" betheuerte Lucie erröthend, „aber mein halbes Leben gäbe ich, wenn es nicht auf diese Weise so gekommen wäre."

Emilie gelobte tiefes Stillschweigen, es war nie mehr zwischen den Freundinnen davon die Rede, aber Lucie selbst konnte es nicht mehr vergessen, und — seltsam, das leise Gefühl, als ob sie sich etwas vergeben, verkühlte, erbitterte sie fast gegen den Gatten, der doch daran wahrhaftig unschuldig war.

In die farblose Zeit eines innern Ueberdrusses, wo ihr die Erfüllung ihrer Pflichten werthlos schien, das Leben langweilig und wo sie nicht einmal gern zu ihren geliebten Büchern und Dichtern zurückkehrte, weil ihr der Kontrast mit der schalen Wirklichkeit zu grell erschien, kam als plötzlicher Lichtpunkt, der mythische Onkel aus Berlin. Der Tod hatte die geliebte, angegriffene Louise endlich ernstlich angegriffen, und dem trostlosen Gatten entführt, der jetzt, um sich von ihrem Tod und

von ihrem Leben zu erholen, sein Vaterland wieder besuchen und eine Rundreise zu Verwandten machen wollte.

Luciens Mutter war überglücklich, daß die so lang gehegte Hoffnung doch endlich in Erfüllung gehen solle; „wenn's nur der Papa selig auch noch erlebt hätte!" seufzte sie wiederholt, nicht bedenkend, daß der Papa selig nie mit großem Enthusiasmus vom Onkel aus Berlin gesprochen hatte.

Da der Onkel zuerst in Pfaffenhofen, Heinrich's Gut, erwartet wurde, so ließ sie hier anhaltend und energisch scheuern und putzen, anstreichen und verschönern, durch alle Gemächer, Kammern, Speicher und sonstige Lokale, von denen kaum wahrscheinlich war, daß er sie je betreten würde, und reiste nachher noch zu Lucien, um auch dieser bei dem großen Werk der Hausreinigung beizustehen. Wie man vor Zeiten einmal in Frankreich dem durchreisenden König zu Ehren einem Wegweiser einen weißen Handschuh angezogen und den Gehenkten am Galgen rasirt hatte, so wurde zu Ehren Onkel Wilhelms die Wassertonne vor dem Haus mit neuen Reifen versehen und der Hühnerstall grün angestrichen.

So ganz fand sich freilich die zärtliche Schwester bei dem Wiedersehen nicht befriedigt. Onkel Wilhelm war ein schmaler, dünner eleganter, ältlicher Herr; in seiner leichten, gewandten, sehr wortreichen Unterhaltung schien das schwäbische Element so ziemlich ganz verschwunden zu sein. Er fand alles so gar fremd und sonderbar; als er auf Heinrich's Wiesen spazieren ging, wo die Mähder eben ihre Sensen dengelten, hielt er dies für eine ländliche Freudenmusik zu seinen Ehren und winkte gnädig mit der Hand: „schon gut, lieben Leute, schon gut, ich danke euch."

Sein feines weltgewandtes Wesen, eine gewisse chevaleresk Aufmerksamkeit, durch welche die schwäbischen Frauen in der Regel nicht verwöhnt sind, that ihr sehr wohl, und sie freute sich sehr, bis sie den Onkel Lucien zuführen könne. Heinrich war weniger erbaut von dem Onkel und seinem herablassenden Ton; er sprach so oft zu ihm von dem bescheidenen Kreis, den ihm das Schicksal angewiesen, er beleidigte seinen Herzensfreund, den Revierförster, tödtlich, indem er ihn „lieber Mann" an-

redete, kurz, Heinrich war nicht untröstlich, daß der Onkel, nachdem er süße Sahne und frische Butter in reichlichem Maß genossen, sich zur Weiterreise anschickte.

Wechsel war dem Onkel Wilhelm Bedürfniß, Einsamkeit durchaus nicht sein Geschmack, und Lucie war ihm immer als das Genie der Familie geschildert worden, und er freute sich, eine Seele zu finden, die seine Geistreichheit zu würdigen wußte.

Natürlich begleitete ihn die Mutter, wie hätte sie Lucien allein lassen können bei einem Gast mit Umständen, wo mindestens dreimal mehr gekocht und gebacken werden mußte, als ein normaler Mensch mit dem besten Willen zu sich nehmen konnte.

Lucie fühlte sich mit der Ankunft des Onkels neu belebt, hingerissen von seinem feinen Benehmen, bestochen von der Leichtigkeit, mit der er verstand, alles, und noch mehr zu sagen als er wußte, überschätzte sie seinen Geist weit, und hielt für lauter eignes Licht, was er nur gelegentlich eingesogen hatte, um es in Bälde wieder ausstrahlen zu können.

Robert war etwas geärgert durch den ungeheuren Umstand, der mit dem Onkel gemacht wurde. „Nicht wahr, lieber Robert, ihr räumt dem Onkel euer Schlafzimmer?“ fragte die Mutter, und „du wirst dein Fauteuil nicht vermissen? — und etwas bessern Wein müßt ihr doch holen lassen, dem Onkel sagt der Landwein nicht zu...“ „Na,“ meinte er, „man wird dem Großmogul zulieb ein neues Haus miethen müssen!“ Doch war er gastlicher Natur und nahm den so vielbesprochenen Onkel mit der alten jovialen Heiterkeit auf, die man in letzter Zeit selten mehr an ihm bemerkte; er schenkte ihm von dem theuren rothen Wein ein, bis er auf's Tischtuch überfloß, er machte Ausflüge mit ihm in die Gegend, er nahm ihn mit sich in den Abendklubb auf die Post und in den Adler.

Onkel Wilhelm aber langweilte sich auf der Post und im Adler, er war nicht mehr an ausschließliche Männergesellschaft gewöhnt; Lucie arrangirte literarische Thee's, denen Frau von Sommer und hie und da der Redakteur des städtischen Wochenblatts, ein verunglücktes Genie, beigezogen wurde.

Robert versuchte einigemal, diese ästhetische Häuslichkeit zu theilen; er hatte über Gelesenes hie und da ein gutes treffendes Urtheil, ohne eben in die Tiefe zu gehen, aber er gefiel sich in derben Witzen und etwas rohen Formen: das wurde dann vom Onkel mit einem vornehm abwehrenden Lächeln aufgenommen. Ueberhaupt nahm dieser einen Ton mitleidiger Protektion gegen ihn an, der Robert, bei dem sich das Selbstgefühl des Beamten einer Provinzialstadt reichlich ausgebildet hatte, mit innerer Wuth erfüllte, um so größer, als es nicht möglich war, sie irgend wie auszulassen.

„Heute haben wir nicht das Vergnügen der Gesellschaft des Herrn Assessors!" bemerkte eines Abends Frau von Sommer. „Er wird den Adlerflug genommen haben," bemerkte spöttisch lächelnd der Onkel; „eine ökonomische Gesellschaft dort, Ein Gedanke reicht für mindestens eine Woche aus." Lucie wußte nicht, wie viel sich eine Frau vergibt, in deren Gegenwart man spöttische Bemerkungen über ihren Mann wagen darf.

Die Mutter fühlte manchmal mit einer gewissen Unbehaglichkeit, daß der ihr unerklärliche Riß zwischen den Ehegatten tiefer wurde durch des Onkels Anwesenheit, aber der Bruder war ihr ein solcher Gegenstand des Kultus, daß sie jede Kälte gegen ihn als Majestätsverbrechen ansah, hatte er doch dem Robert ein chemisches Feuerzeug verehrt und der Lucie ein seidenes Kleid, und war ein so charmanter Mann, der jedem Haus als Gast zur Ehre gereichte!

Der Onkel war stolz auf das poetische Talent seiner Nichte; „welche Schätze müssen hier noch schlummern," meinte er, wenn unter aller Ungunst der Verhältnisse ihre Gabe sich so schön entwickeln konnte." „O gewiß, sie ist eine zweite Sappho!" seufzte Frau von Sommer; „wenn dieß Gemüth eine gleichgestimmte Seele gefunden hätte, oder wenn sie frei wäre von diesen kleinlichen, drückenden Umgebungen, — hier würde man Wunder sehen!" Und der Onkel beschloß, dieß Wunder zu vollbringen.

„Ich werde nun bald an die Heimreise denken müssen, Herr Neveu," begann der Onkel eines Morgens. ‚Glück auf

den Weg!' dachte Robert erleichtert, ‚so hört's doch mit dem ästhetischen Unfug auf,' sagte aber artig: „so bald schon? ich dachte, Sie würden sich ganz in dem alten Vaterland ansiedeln."
„Das geht nicht, mein Lieber," sagte herablassend der Onkel; „die Jugenderinnerungen haben ihre gewissen Rechte, allerdings, aber Berlin ist meine geistige Geburtsstätte, und so hat es mehr Recht an mich, ich muß dahin zurück, wie, — wie . . . . ."
„Wie Schillers Denkmal auf den alten Schloßplatz in Stuttgart," ergänzte Robert trocken.
„Gewiß, ja, in manchem Betracht," sagte der Onkel, etwas verwirrt; „auch habe ich in Berlin noch meine eigene hübsche Wohnung; öde freilich wird es sein, sehr öde, wo sonst meine geliebte Louise waltete."
„Müssen sich eben nach einem Ersatz umsehen," meinte Robert ziemlich kühl.
„Ersatz! ja mein lieber Herr Neveu, Sie mit Ihrer glücklichen Nonchalance der Gefühle können sich freilich nicht vorstellen, was ein tiefer besaitetes Gemüth empfindet; auch werde ich als Uebergang von der alten zur neuen Heimath noch eine Tour durch die Schweiz machen, einsam, sehr einsam. Wie wär's, Lucie, mein Kind, wenn du mich begleiten würdest?" wandte er sich plötzlich an diese. Eine helle Freudenröthe flog über Luciens Wangen, Reisen! hinaus aus all diesen kleinlichen Verhältnissen in die weite, freie Welt! Das war's, was sie schon lange geträumt; Roberts gedehntes Gesicht, mit dem er den Vorschlag aufnahm, kühlte sie etwas ab. „Das müßte denn doch noch besprochen werden," meinte dieser, „ich habe Lucien lange schon versprochen, sie einmal nach Berlin zu führen, wenn ich Urlaub bekommen kann."
„Um so schöner, dann können Sie später die Gemahlin abholen, aber dieser Reise dürfen Sie sich nicht widersetzen, es wäre ein Seelenmord an Luciens Genius; Sie wissen nicht, was sich unter glücklichen Umständen noch aus ihrer seltenen Begabung entwickeln kann." „Habe diesen Genius immer für eine Art von Luxusgegenstand gehalten," sagte Robert aufstehend, „wir können ja immer noch davon sprechen."

„Du mußt mit!“ sagte der Onkel, als Robert das Zimmer verlassen hatte, „du bist zu Besserem berufen als hier zu verkümmern.“ „Du mußt mit, er kann dich wohl mit lassen,“ sagte die Mutter, tief gerührt über ihres Wilhelms Güte und über die Freude, die ihrer Lucie zugedacht war, „wir wollen ihm schon für eine passende Person sorgen.“ „Ich muß mit,“ sagte sich Lucie selbst, berauscht von der Aussicht auf ein freies, glänzendes, wechselvolles Reiseleben, alle leisen Bedenken niederkämpfend; „Robert wird mich nicht einmal viel vermissen!“

Lucie war auf Reisen. Sie fühlte das ganze frische, fröhliche, bezaubernde Gefühl, hinauszuziehen in die Welt, sie zu genießen, ohne Fuß auf ihr zu fassen, das Gefühl, das in gewissem Sinn den Traum vom Fliegen verwirklicht. Los und frei von allen kleinlichen Alltagssorgen; keine Magd mit der peinlichen Frage: „was kocht man heute, Frau Assessor?“ oder „der Salat schießt, man sollte das Beet leeren,“ — nichts von all dem; Reisesorgen hatte sie keine; der Onkel, der mit der angegriffenen Louise früher alljährlich ein neues Bad besucht hatte, war ein vortrefflicher Reisemarschall: er gefiel sich in der ihm neuen Rolle eines Protektors und zeigte der bewundernden Nichte die Schönheiten des Schweizerlandes mit so viel Selbstgefühl, als ob er sie persönlich verfertigt hätte. So neu war Lucien das Reisen, daß ihr schon die bloße Existenz in einem Gasthof, das Bedientwerden, das Sichgehenlassen, ein Genuß war. Die feinen Anstandsregeln des Reisens, die der Onkel ihr empfahl, eignete sie sich bald an, obwohl es ihr schwer fiel, so fremd und stumm neben Mitreisenden hinzugehen, wo der Onkel nicht eine Annäherung für passend hielt.

Der Onkel, dessen großes Ziel war, seine Nichte zur berühmten Frau zu bilden, ermunterte sie eifrig, ein Reisetagebuch zu führen; sie that es anfangs pünktlich und mit Lust, allmählig kam die Trägheit über sie, die fast Jeden beschleicht in einem Leben, das keine bestimmten Pflichten mit sich bringt;

nur auserwählte Geister sind es, die kein muß brauchen, um ihr Leben harmonisch auszufüllen; die Alltagspflicht ist der Resonanzboden, auf dem erst die Saiten höherer Genüsse, poesiereichen Schaffens recht ertönen können.

Zu geistiger Arbeit kam nun Lucie zunächst nicht, aber es kehrten ihr Augenblicke fast ungetrübten vollen Genusses wieder, wie sie sie seit Jahren nicht gekannt, Augenblicke voll unbestimmten Dichtens und Trachtens, wie in der goldenen Mädchenzeit, unter dem wunderbar klaren Himmel, auf den tiefblauen Seen und inmitten der geheimnißvollen, mährchenhaften Berge; sie träumte sich wieder als Mädchen, sie sah wieder hinaus in eine dämmernde Zukunft voll wundersamen Glücks, — da fuhr es wie eine kalte Hand dazwischen; die Wirklichkeit, kühl, unschön, leer und bedeutungslos stand vor ihr, all ihr Lieben und Leben und Träumen kam ihr ein verlornes vor. Sie riß sich los von diesem Brüten, sie suchte Bekanntschaften anzuknüpfen mit der bunten Reisegesellschaft, sie liebte Bergtouren zu machen und sich als kühne Reiterin bewundern zu lassen, sich zu bewegen in den schimmernden Sälen besuchter Bäder, mit Einem Wort, sich zu „zerstreuen" in der ganzen Bedeutung dieses unsäglich traurigen Wortes, das meist so gedankenlos in heitrem Sinne gebraucht wird. Wohl hat nach dem Prediger Salomo alles Ding seine Zeit, auch Sammeln und Zerstreuen; aber wer kennt die Grenze des Zerstreuens und weiß, ob noch etwas zu sammeln darnach übrig bleiben wird?

Lucie hatte sich nicht im Unfrieden von ihrem Mann getrennt, obgleich sie sich nicht verbergen konnte, daß er in tiefer Verstimmung sich die Einwilligung zu ihrer Reise hatte abbringen lassen, — sie schrieb ihm anfangs fleißig, seine Antworten aber waren selten, kurz und trocken; es ging ihm ganz gut, versicherte er sie, er speiste im Gasthof, Jungfer Base Knapp, welche Luciens Mutter zur Oberaufsicht seines kleinen Haushalts bestellt, versorge ihn gehörig mit reiner Wasch und gutem Kaffee und genire ihn im Uebrigen in keiner Weise. Lucie übersah, oder wollte übersehen, daß sich ein Gefühl von Verlassenheit, von Kränkung zwischen diesen

Zeilen lesen ließ, sie fühlte sich wenig angeregt zu neuen Briefen, die Korrespondenz erlahmte allmählig.

Aber inmitten aller Reiseherrlichkeit überschlich sie mitunter ein Gefühl von Heimweh, ein Ueberdruß an all diesem Gehen ohne Abschied, diesem Ankommen ohne Gruß; ein Heimweh? — nach was? nach ihrem Gatten? ach, das wußte sie kaum! keine Erinnerung aus der letzten Zeit lockte sie zurück. Verlangte sie nach den engen Gassen, nach den geistlosen Gesellschaften der kleinen Stadt, nach den Abenden, wo Robert Vergnügen und Unterhaltung außer dem Hause suchte oder wo er gelangweilt und langweilend an ihrer Seite saß, wo er die Späße und Witze längst erschöpft hatte, mit denen er draußen die Gesellschaft amüsirte; verlangte sie nach ihrem Hauswesen, dessen kleine Sorgen ihr nur lästig waren? — Ach, sie wußte nicht, nach was sie sich sehnte, aber reisemüde war sie am Ende, recht von Herzen reisemüde. Der Onkel war es im Stillen längst gewesen, als bloße Unterhaltung ist man des Reisens bald satt, Strapatzen waren nicht seine Leidenschaft. „Reisen ist nicht das Wahre für dich, mein Kind," versicherte er Lucien, „du mußt mit mir nach Berlin, von den Bergen haben wir jetzt schon einen Begriff, und in meinem Salon hängt ein Alpenglühen, das ruft dir die schönsten Schweizerabende zurück."

An einen Aufenthalt in Berlin hatte Lucie noch nicht gedacht, obwohl keine Sehnsucht sie nach Haus und zu ihrem Manne zurücktrieb. Der Onkel aber hatte sich fest in den Kopf gesetzt, nicht ohne sie abzureisen, er mochte nicht allein bleiben, er konnte sich daheim keinen Abend ohne Theetisch, keinen Theetisch ohne eine präsidirende Dame denken.

Wieder heirathen, ein Unternehmen, das fast in jedem Alter noch gewagt wird, war ihm zu umständlich, wenn er an all die Schritte dachte, die zwischen dem Entschluß und seiner vollendeten Ausführung liegen; eine Haushälterin war ihm auch unbequem und er hielt viel auf seinen unbefleckten Ruf; die Nichte aber, die hübsche, junge, begabte Frau, das machte sich so natürlich, was ihr an geselliger Tournüre abging, das ersetzte ihr poetisches Talent. Ein etwaiger Wider-

spruch ihres Mannes beirrte ihn nicht, er sah Luciens Verbindung für eine geistige Mesalliance an; selbst wenn es zur Trennung dieser Ehe käme, — eine solche Trennung hatte in Berlins Glanzzeiten zum guten Ton in geistvollen Kreisen gehört, er wollte sie nicht herbeiführen, aber er hätte sie auch für kein Unglück gehalten.

So wandten sie sich denn dem Rückwege zu. Lucie nahm Abschied von der schönen Schweiz, einst dem Ziel ihrer Sehnsucht; sie hatte alles so schön und schöner gefunden als sie sich gedacht: Berge und tiefblaue Seen, leuchtende Gletscher und smaragdgrüne Thäler mit den raschen, wilden, silberhellen Gießbächen, und doch schied sie mit einem leisen Gefühl der Täuschung, der Heimathlosigkeit.

Lucie und der Onkel saßen in dem eleganten Zimmer eines Hotels in Straßburg, das bei aller Eleganz den unwohnlichen Charakter trug, der von einem Gasthofzimmer fast untrennbar ist. Der Onkel lag auf dem Divan, Lucie saß mit einem Journal am Fenster; sie gähnten, zu Zeiten eine unvermeidliche Sache, zumal für berufslose Leute; Lucie war lebhaft, liebenswürdig, talentvoll, der Onkel gebildet, sogar geistreich zu Zeiten, aber man kann unmöglich in Einem Zug fort geistreich sein, und den Onkel plagte die peinliche Angst, der Geist seiner Nichte, den er gern wohl konservirt, schwäbisch-originell nach Berlin gebracht hätte, könnte vorher auf der Reise noch sich abstumpfen.

„Du bestehst darauf, mein Kind, den Münsterthurm zu besteigen?“ fragte er.

„Ich will Sie nicht derangiren, Onkel, ich kann wohl allein gehen, aber ich gestehe, ich möchte gern steigen, steigen, so hoch es nur geht!“

„Ein löblicher Wunsch, aber ich versichere dich, für poetische Anregung gewinnst du nichts dabei; ich hörte oft von Dichtern, eine ausgebreitete Fernsicht sei weit nicht so begeisternd als zum Beispiel irgend ein romantisches Thal,

ein See, — das Münster selbst als Gebäude hat seine Poesie, Neues jedoch läßt sich darüber kaum mehr sagen ...“

„Aber, Onkel, wir reisen ja zu unsrem Genuß, nicht eine poetische Handwerksreise!“

Ein Kellner trat ein und präsentirte eine Karte. „Doktor Weker!“ rief der Onkel, erfreut aufspringend, „welcher gute Stern führt Den her! Nun gib Acht, Lucie, das ist ein geistvoller Mann, der steigt auch mit dir auf den Münsterthurm!“

Der Onkel eilte, Doktor Weker zu holen, sein vertrauter Hausfreund von Berlin, den ein günstiger Zufall auf der Rückreise von Paris gerade in diesen Gasthof geführt, wo er Springers Namen im Fremdenbuch gelesen. Doktor Weker war Literat, in verschiedenen Branchen daheim; er schrieb Reiseskizzen, Korrespondenzartikel, vor allem Recensionen; er wußte so treffend zu tadeln, so vortrefflich zu charakterisiren, kleine Blößen und Mängel aufzudecken, so total in mitleidig schonendem Ton ein junges Werk auf seinem ersten Ausflug todtzuschlagen, daß man unwillkürlich denken mußte, wenn er sich einmal herbeiließe, selbst Romane oder Poesien zu schreiben, was das für Meisterwerke sein müßten! Vor der Hand aber begnügte er sich, seine Größe nur ahnen zu lassen.

Doktor Weker war ziemlich jünger als der Onkel, ein hübscher Mann, äußerst wohlerhalten und sorgfältig gekleidet, lebhaft und mittheilend. Er begegnete Lucien mit feinster Artigkeit und wußte eine Menge hübscher, pikanter Dinge von Paris zu erzählen; er begleitete sie auf den Münsterthurm, verwickelte sie in anziehende Gespräche über Heine und Lenau, noch ehe sie den ersten Kaffee getrunken hatte, kurz, die Reise bekam frisches Leben und Interesse, seit sich der neuerbeutete Freund ihr anschloß.

Der Onkel war in beständigem Entzücken über diesen Glücksfall, er war so lange gewöhnt, seinen Geist von außen ernähren zu lassen; er hatte ihn in der letzten Zeit Lucien zu lieb ungewöhnlich angestrengt, nun konnte er ihn eine Weile ausruhen und verlüsten lassen. Weker las Abends seine neuen Reiseskizzen vor, die sehr witzig und ergötzlich

waren; Lucie wurde mit Einemmal eifrig, die ihrigen, die sie unterwegs bald vernachlässigt hatte, auszuführen, um sie an den nächsten Abenden vorlesen zu können; es entstand eine Art von geistvollem Wettstreit, der den Onkel höchlich amüsirte. Der Doktor kritisirte Luciens Gedichte, die der Onkel und ihre Freundin Sommer nur bewundert hatten; eben seine kritische, scharfe Natur wirkte angenehm aufregend auf sie; er erst verstand, ihr das geistig bewegte Leben einer Weltstadt anziehend zu schildern und charakterisirte dagegen die lächerlichen Bestrebungen einer halbgroßen Provinzialstadt so komisch, daß Lucie nicht ohne Grauen an ihre Rückkehr in diese Verhältnisse denken konnte.

Nun der Zeitpunkt zu Luciens Heimkehr dagewesen wäre, sprach der Onkel ganz entschieden den Wunsch aus, daß Lucie noch einige Zeit in Berlin bei ihm bleibe, um den einsamen Herd ihres alten Onkels zu verschönen, — er nannte sich sehr selten alt. — „Aber es wird nicht angehen, Onkel, und mein Mann ist auch einsam," warf Lucie ein, obwohl sie in der geistigen Aufregung der letzten Tage viel weniger an ihren Mann gedacht hatte als zuvor.

„Glaubst du, daß er seine Einsamkeit so bitter empfindet?" fragte spöttisch der Onkel; „werden nicht Adler und Post, Schwan und Bär, Museumsgarten und Trompeterallee, oder wie die anziehenden Reunionsplätze alle heißen, ihm die einsamen Abende versüßen? Und die sonntäglichen Ausflüge nach Steinach und Berrach und andere interessante Achs? Lucie, nicht in meinem Interesse, im Interesse deines Geistes, für den du auch heilige Pflichten hast, bitte ich dich, laß dein Pfund nicht verkommen in einer elenden, geistlosen Umgebung. Doktor, habe ich nicht Recht? Ist es nicht Pflicht, sie in einen geistig belebendern Boden zu versetzen?"

„Gewiß, gewiß! eine Pflicht der höchsten und heiligsten Art," fiel dieser ein; „eine Pflicht, wenn Sie mir erlauben wollen, ganz offen zu reden, für Ihr eheliches Verhältniß selbst, Madame Volkmann." Der Onkel hatte Doktor Weker längst von seinem Gesichtspunkt aus über Luciens häusliche Verhältnisse unterrichtet. „An der Seite eines Gatten, der

Sie nicht verstehen kann — verzeihen Sie meine Offenheit — mit einer strebsamen, dürstenden Seele, der ewig die Schwingen gebunden sind, die immer wieder in den Staub des Alltagslebens herabgezogen wird, muß ihr beiderseitiges Verhältniß ein unklares, unbestimmtes bleiben. Nun aber weilen Sie eine Zeit lang bei uns, wo sie geistige Ressourcen die Fülle finden, Sie erwerben sich eine klare, bestimmte Lebensansicht, innere Freiheit und Selbstständigkeit, Ihr Talent findet Raum zur Entfaltung und Anerkennung; wenn Sie so wieder zu Ihrem Gatten zurückkehren wollen, so werden Sie frei und sicher Ihren Platz an seiner Seite einnehmen, ihm geben aus Ihrem Reichthum, was er bedarf und im Uebrigen ein freies, volles Dasein leben, sogar in der selbstgewählten Beschränkung einer kleinlichen Umgebung; so wie es jetzt ist, können Ihre Seelen nicht zusammenstimmen: retten Sie sich die Harmonie der Ihrigen!"

Lucie hatte kein Recht mehr, empfindlich zu sein über die Einmischung eines Fremden in das zarteste, innigste Verhältniß des Lebens, das, ob freudenhell oder trübe, als geschlossenes Heiligthum nach außen dastehen sollte, zu dem dem Herrn allein der Zutritt geöffnet ist. Sie selbst hatte unbedacht, in gesteigerter Laune, oft Schwächen ihres Mannes humoristisch dargestellt, hatte durchblicken lassen, wie sie sich einst getäuscht und ihre Feuerseele an einen Erdenkloß gebunden; auch fühlte sie nur dunkel, wie viel sie sich vergeben und war überzeugt, hingerissen von Wekers Worten.

Sie schrieb ihrem Manne, ausführlicher, herzlicher als seit lange, sie stellte ihm den dringenden Wunsch des Onkels vor, sie einige Zeit bei sich in Berlin zu haben, allen geistigen Genuß und Gewinn, den sie sich von der Hauptstadt verspreche, sie hoffte, daß er vor der Hand gut versorgt sei, daß auch die Mutter sich gewiß seines einsamen Haushalts daheim annehmen werde; „noch immer hoffe ich, daß Du mich später in Berlin abholen wirst. Gewiß, es ist mir selbst leid, Dich so lange allein zu lassen, aber, Du siehst gewiß ein, daß wir dem Onkel, der es so gut meint, seine Bitte nicht abschlagen können" ꝛc. Im Ganzen theilte sie

Robert den Entschluß schon als fertig mit, doch bestand sie darauf, nicht weiter zu reisen, bis seine Antwort eingelaufen sei, was der Onkel für höchst überflüssig hielt.

Sie wünschte Roberts Zusage, weil ihr heimlich graute vor dem Rücktritt in all' die alten kleinlichen Verhältnisse und weil das Leben in Berlin in neuem Glanz vor ihren Augen stand, und doch regte sich auch wieder die Sehnsucht nach daheim, — wenn nur Robert so recht verlangend, recht liebevoll und sehnsüchtig schreiben wollte, — sie ließe am Ende Geist und Freiheit im Stich und wollte versuchen, die erstorbenen Blüthen ihres häuslichen Glücks wieder zu beleben.

Roberts Brief kam, als sie mit den beiden Herren am Frühstückstisch saß; zum Erstenmal auf der Reise machte ein Brief ihres Mannes sie blaß und roth und verursachte ihr Herzklopfen.

Doktor Weker beobachtete sie aufmerksam, die erglühte Wange wurde blaß, ihre Züge kälter und schärfer, während sie für sich las:

„Dein Brief, liebe Lucie, hat mich äußerst befremdet; ich glaube in der That, daß das höchste Maß von Geduld eines Ehemannes erschöpft ist, wenn die Frau vier Wochen in der Schweiz herumzieht. Deine Verpflichtungen für den Onkel gehen keinesfalls den Verpflichtungen eines Weibes vor; wenn es ihm in Berlin nicht gefällt, so soll er hier im Lande bleiben; wenn er sich zu einsam fühlt, so soll er ein Weib nehmen, Du gehörst nun einmal hieher. Was den Kultus Deines Geistes betrifft, so denke ich, wenn Du für mich geistvoll genug bist, so bist Du's für Jedermann. Kurz, ich erwarte Dich auf dem nächsten Wege, mit oder ohne Onkel.

„Dein treuer Mann

Robert B."

Lucie ließ den Brief sinken; sie gestattete, daß ihn der Onkel aus ihrer Hand nahm, daß er und Weker ihn zusammen lasen mit allen Zeichen und Ausrufungen tiefen Abscheus. „Nein, solche Roheit! Ist das denn nur möglich? Wenn das nicht ein Scheidungsbrief ist!"

Lucie brach endlich in Thränen aus. Ein Wort der Liebe und Güte, Eine Berufung auf ihr Gefühl, Eine Klage über seine Einsamkeit und Verlassenheit hätte genügt, sie zu ihm zurückzuführen. Dieser Brief aber schloß ihr das Herz zu. Bleich, verweint, stumm, im vollsten Gefühl, das beklagenswertheste Schlachtopfer zu sein, erhob sie sich.

„Wohin willst du, meine arme Lucie?“ fragte der Onkel.

„Einpacken, nach Hause reisen,“ erwiderte Lucie trostlos; „was bleibt mir sonst übrig?“

„Nimmermehr!“ rief der Onkel, der entschiedenen Auftretens ungewohnt, sich sehr gefiel in der Rolle eines ritterlichen Schirmherrn; „glaubst du, diese Kälte, Härte und Roheit, dieß Pochen auf die materielle Macht des Besitzes genüge, um ein edles, zartfühlendes Wesen in seine Gewalt zurückzuführen?“ „Verehrte Frau, Lucie,“ bat Weker, „vergessen Sie nicht, was Sie sich selbst schuldig sind!“

„Laß mich ihm schreiben!“ bat der Onkel; „ich, dein ältester Verwandter, stehe hier an Vaters Stelle und habe ein Recht, mich Deiner anzunehmen.“

„Wohl, aber ich bitte, Onkel, sagen Sie nichts, was den Riß größer machen könnte,“ bat Lucie. „Sei ruhig, Kind, ich verspreche dir, daß ich alles thun werde, um ihm ein vernünftiges Einlenken auf die rechte Bahn zu erleichtern.“

Roberts Antwort auf des Onkels Brief war noch kürzer als seine erste: „In drei Tagen, von heute an, kann meine Frau, Lucie Volkmann, bequem hieher reisen, so lange steht ihr mein Haus offen; kommt sie bis dahin nicht, so bleibt sie draußen.“

Lucie war von innerem Kampf während der letzten Tage ganz aufgerieben; ihre Mutter, an die sich der Onkel gewendet, schrieb: „Dein Mann ist sehr aufgebracht, liebe Lucie, er nimmt gar keine Vernunft an, unbegreiflich, daß er die große Güte des Onkels gegen Dich nicht mehr erkennt, daß er nicht einsieht, wie wir auch um der Zukunft willen Rücksicht auf den Onkel nehmen müssen. Komm einstweilen zu mir, mein armes, liebes Kind, wir wollen dich trösten und

deinen Mann zu beruhigen suchen, so wird sich nach und nach alles machen."

Der Onkel gab nicht zu, daß Lucie diesen Vorschlag annahm. Nach dieser rohen, rücksichtslosen Behandlung darfst du nicht Einen Schritt entgegen thun," entschied er; „du gehst mit mir und bleibst unter meinem Schutz, bis er sein Unrecht einsieht."

Lucie ließ sich überstimmen, die Abreise wurde auf den andern Morgen festgesetzt; vorüber an der Heimath ihrer Jugend, vorüber an dem Mutterhause, vorüber an dem Hause des Gatten, — sie legte, wie träumend, die Hand an die Stirn und fragte sich, wie denn alles so gekommen? Aber zurück wollte sie nicht, sich demüthigen vor ihm, sie, die längst gelernt hatte, sich als ein Wesen höherer Ordnung zu betrachten! Nein, sie wollte einmal vielleicht zurückkehren, milde, verzeihend, wie eine Göttin zu dem irrenden Sterblichen, aber nicht jetzt.

Sie war wirklich angegriffen, aufrichtig betrübt und bekümmert, und doch gefiel sie sich unbewußt in dieser Niedergeschlagenheit, besonders vor dem Doktor, der auf die feinste Weise ihr seine stille Bewunderung, seine tiefe Theilnahme zu erkennen gab; sie lebte sich ganz in die Rolle eines duldenden Engels hinein.

Lucie war in Berlin in der eleganten Wohnung des Onkels als Dame des Hauses installirt. Herr Springer hatte von jeher viel auf einen geachteten Namen gehalten, seine Nichte fand volle Geltung in den angesehenen Kreisen, wo er sie präsentirte. Doktor Weker trug dazu bei, die hübsche Frau mit einem anziehenden Nimbus zu umgeben; einzelne ihrer Gedichte erschienen in Tagblättern; die Geschichte einer unglücklichen Ehe, einer verfehlten Liebesheirath machte sie noch interessanter; ihr Mann erschien in allen Schilderungen als ein wahrer Oger und Blaubart, der all' die zarten geistigen Eigenschaften seiner begabten Frau in roher Weise unterdrückt hatte. Zuerst schüchtern mit heben-

der Stimme, allmählig muthiger, las sie ihre Gedichte bei strahlendem Lampenlicht vor einer gewählten Gesellschaft, der berauschende Zauber literarischen Erfolgs kam über sie und steigerte sie zu neuen Leistungen; junge Künstler baten sie um Texte für Kompositionen, die schüchternen Träume ihres Mädchenherzens hörte sie in langgetragenen Tönen durch die Salons erklingen, hochgestellte Damen warben um ihre Beiträge für Albums; die Schüchternheit und Unbeholfenheit einer beschränkten Erziehung verlor sich allmählig, das volle stolze Gefühl der königlichen Berechtigung des Genius kam über sie.

Die Brücke zur Heimath war abgebrochen, sie erfuhr aus der Zeitung und aus der Mutter Briefen, daß Robert zum Landrichter befördert sei, — von ihm selbst hörte sie nichts. Die Mutter fühlte mit peinlicher Reue, daß sie, so viel wenigstens an ihr gewesen, die Tochter auf andere Bahn hätte leiten sollen; aber sie fand nicht den Muth, dem Bruder entschieden entgegen zu treten, der ihr so entzückt die Erfolge ihrer Tochter rühmte und ihr verkündete, wie nun bald Lucie durch eine größere Dichtung ihren Ruhm in weitern Kreisen begründen werde, und wie dann auch der rechte Zeitpunkt sei, den Rest eines unpassenden Bandes zu lösen, um so mehr, als fast alle berühmten Frauen geschiedene Ehefrauen gewesen seien. Von dieser Berühmtheit wollte die bekümmerte Mutter aber nichts wissen.

Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter genug. Wer hätte Lucien einst gesagt, als sie daheim verstohlene Romane las, mit Julien Gedichte austauschte und für Dichter schwärmte, als sie sich einen Dichter kaum als einen lebendigen Menschen vorstellen konnte, daß sie selbst noch zu dieser glorreichen Schaar gezählt werden würde? Was damals ein mühsam erhaschtes Dessert gewesen, das war jetzt Alltagskost; ihre eleganten Tischchen waren bedeckt mit dem Neuesten der schönen Literatur, geistvolle Gespräche, witzige Scherze, schalkhafte Correspondenzen würzten ihre Stunden und doch — wenn die Aufregung des Augenblicks vorüber war, wenn sie allein war in ihrem Zimmer, so kam

ein Gefühl von Oede und Leere über sie, daß sie sich manchmal zur Ruhe legte mit dem Gedanken, es sei nicht der Mühe werth, wieder zu erwachen.

Der Quell der Poesie floß ihr nicht mehr ungesucht und mühelos wie in jungen Tagen, wo sie an der Ecke eines alten Tischchens in ihrem Mädchenstübchen verstohlen mit klopfendem Herzen und glühenden Wangen ihre ersten Dichtungen niedergeschrieben; — jetzt hatte sie das eleganteste Kabinet, das der Onkel selbst mit vielem Geschmack zu einem Musentempel eingerichtet hatte; auf dem sanft blauen Grund der Wände hoben sich die anmuthigen Formen feiner Gypsabgüsse, eine auserwählte, kleine Bibliothek stand auf feingearbeiteten Büchergestellen, der eleganteste Schreibtisch mit perlmutternem Schreibzeug und bemalten Federn, mit einer Mappe in goldgepreßtem Leder, mit allem denkbaren, zierlichen Schreibgeräth stand bereit, ihre geistigen Ergüsse aufzunehmen; aber, — sie saß oft verdrießlich an der Feder kauend in dem weichen Fauteuil von blauem Sammt, — durch immer neue Aufregung mußte sie sich zu neuer Begeisterung steigern. Sie fühlte wohl, daß ihre Geltung in diesen Kreisen, daß die theilweise Unabhängigkeit neben dem Onkel, auf die sie Werth legte, von ihren Erfolgen abhing, und die gespannte Aengstlichkeit, mit der sie nach neuen Gedanken, nach poetischer Einkleidung der alten haschte, dünkte ihr jetzt oft eine peinlichere Sklaverei, als wenn sie früher die Mutter von einem lieben Buch weg in die Küche, oder auf den Trockenboden gerufen hatte. Dort waren ihre Gedanken lustig in heller, goldener Freiheit hinausgeflogen in alle Lande, jetzt kamen ihr all ihre Ideen und Phantasieen wie verdingte Knechte vor, die um Lohn arbeiten, aber — zurück konnte und wollte sie nicht, die Brücke war abgebrochen; ihr Mann rief sie nicht mit einem Worte zurück, sollte sie als demüthig Bittende zurückkehren, gewärtig, daß er sie verstoße? nimmermehr!

An einem Abend wo der Onkel nicht empfing, sondern sich, von Gichtschmerzen geplagt, früh zurückgezogen hatte, saß Lucie mit Dokter Weker bei dem hellen Licht der Kugellampe am Theetisch, der belegt war mit einer Masse zierlich und elegant gebundener Bücher; beschäftigt mit einer heitern Arbeit, wie sie sie schon manchmal gemeinsam vorgenommen hatten: Doktor Weker hatte Lucien lange schon zur Mitarbeiterin bei einem Literaturblatt geworben. Jedes von Beiden las die zum Gericht vorliegenden Werke zuvor flüchtig durch, dann wurden die Urtheilssprüche in gemeinsamer Sitzung abwechselnd oder gemeinsam verfaßt und sogleich niedergeschrieben. Seit Lucie die erste Aengstlichkeit überwunden hatte, fand sie sehr ergötzlich, so hoch herab günstige, ermunternde, absprechende oder gänzlich vernichtende Urtheile zu fällen, abweichende Ansichten gegen ihren Mitarbeiter zu verfechten und im Nothfall mit Stellen aus den Werken zu belegen.

Sie kamen an einen Band Gedichte, den der Doktor als „Philisterweisheit" kurz abfertigen wollte, Lucie meinte manches Schöne darin gefunden zu haben, sie schlug auf Gerabewohl auf und las:

Es ist ein tiefer Segen,
Der aus dem Wort dir spricht:
Verrichte allerwegen
Getreulich deine Pflicht.
Das halte fest dein Wille
Wie gleicher Pendelschlag,
Der nur, wenn er hält stille
Dein Wohlsein stören mag.

„Das scheint mir eher ein Beleg als eine Widerlegung meiner Ansicht," meinte der Doktor, Lucie aber hörte ihn kaum, sie las trotz seiner sichtlichen Ungeduld das Gedicht durch mit leisem, fast traurigem Ton, bis zum Ende:

O halte sie in Ehren,
Die fromme Schaffnerin,
Sie bringt noch im Entbehren
Dir köstlichen Gewinn,

Und rettet dir aus trüber
Bedrängniß dieser Welt,
Was über's Grab hinüber
Dir Wort und Treue hält.

Der Doktor durfte ganz allein den Urtheilsspruch abfassen; Lucie war in tiefe Gedanken versunken und hörte nicht einmal seine spitzen Bemerkungen, es war als ob ihr die einfachen Worte der Dichtung mit Einemmale die rechte Lösung des Lebensräthsels gebracht, wo sie sich mit einer falschen gequält.

„Schöne Frau," begann endlich Weker, die Bücher zurückschiebend, „ich habe Ihnen heute, wo wir glücklicherweise ungestört sind, einen Vorschlag zur Güte zu machen." Erstaunt und gespannt erhob Lucie den gesenkten Blick zu ihm. „Sie wissen vielleicht noch nicht, daß ihr Herr Onkel nächsten Monat genöthigt ist, für längere Zeit nach Liverpool zu reisen, um den Prozeß mit den Erben seiner verstorbenen Frau zu betreiben; wenn Sie ihn dahin begleiten, so sehen Sie jedenfalls einen höchst langweiligen Aufenthalt voraus, da Ihr Onkel viel in Anspruch genommen und muthmaßlich oft verstimmt sein wird, hier bleiben werden Sie doch auch nicht wollen; nun schlage ich Ihnen vor, mich zu einem Sommeraufenthalt nach Rügen zu begleiten, Sie sind hier durch den Onkel immer noch an viel zu viele Rücksichten und Konvenienzen gebunden, Sie werden sehen, wie in voller Freiheit erst die reichsten, üppigsten Blüthen der Poesie sprossen; ich habe göttliche Plane zu gemeinsamen Arbeiten, bitte, entschließen Sie sich rasch, ich muß die Bestellungen bald treffen . . . ."

Erstaunt, betroffen von diesem seltsamen Vorschlag blickte Lucie ihn an, „ich, — wirklich . . . . davon kann ja wohl keine Rede sein," sagte sie. „Nun warum nicht?" fragte Weker verwundert, etwas gereizt, „sehen Sie nicht selbst, daß Sie aus der Sklaverei Ihres Mannes nur in eine Sklaverei anderer Art gekommen sind? Ihr Mann war ein roher Vandale, der alle Blüthen Ihres Geistes in plumper Prosa zertrat, Ihr Onkel ist, verzeihen Sie, ein Kind, das

in kindischer Ungeduld die Blumenblätter auseinander legt, statt ihr Erblühen abzuwarten; er will Sie mit Gewalt als berühmte Frau sehen, ängstlich hascht er nach jedem Funken esprit, der etwa von Ihren Lippen fällt, um ihn sogleich in Gesellschaft zu produziren; er hält den Tag für verloren, an dem Sie kein Gedicht geschrieben, ich sehe, daß dies Treiben, dies ungeduldige Warten Sie peinigt, Ihre geistige Thätigkeit hemmt. Geben Sie Ihren Geist in meine Pflege, in dem Gasthofleben zu Liverpool wird der Onkel Sie nicht vermissen; ich weiß das rechte Maß von Ruhe, von stillem Einsaugen, von harmlosem Genießen, von flüchtigem Nippen, das der Seele Noth thut, und das seiner Zeit goldene Früchte trägt. „Der Seele," das Wort fiel seltsam in Luciens Ohr, sie hatte sonst einen andern Begriff damit verbunden, hatte sie seit lange auch ihrer Seele gedacht? Aber Weker wartete auf Antwort: „In der That... es geht gewiß nicht an . . ." sagte sie in peinlicher Verlegenheit. „Und warum nicht?" wiederholte der Doktor lachend, „Sie lassen sich doch nicht von kleinlichen Schicklichkeitsrücksichten halten? Da kann ich Ihnen genug Beispiele geistvoller Frauen anführen, die höher standen als die Zungen der Frau Basen und sich um das, was die Leute wohlanständig nennen, nicht viel bekümmert haben. Ich dächte," fuhr er fort, mehr gereizt durch ihr stummes Kopfschütteln, „eine Frau, die ohne besondern Grund Jahre lang getrennt von ihrem Manne lebt, im Hause eines unverheiratheten Onkels, der im Nothfall auch einen Verehrer vorstellen kann, hätte hinlänglich bewiesen, daß sie nicht an sittlichen Vorurtheilen hängt . . ."

Todtenbleich erhob sich Lucie; Weker, der sich im Aerger vergessen hatte, fuhr zusammen über den Ausdruck ihres Gesichts. „Sie haben Recht," sagte sie mit tonloser Stimme, ergriff ein Licht vom Seitentischchen und verließ das Zimmer. „Aber, beste Madame Volkmann, Lucie, Sie mißverstehen mich!" rief der Doktor und wollte ihr nacheilen. „Madame Volkmann sind nicht ganz wohl, Sie lassen sich entschuldigen," sagte das Dienstmädchen, die ihm aus ihrem Zimmer entgegenkam. Etwas verblüfft entfernte sich der Doktor, der

wohl fühlte, daß er dießmal zu weit gegangen und murmelte zu seinem Trost etwas von: „Frauengunst, Aprilenwetter“ vor sich hin. Es war ihm in Wahrheit nicht in den Sinn gekommen, ein Verhältniß tieferer Art mit der jungen Frau zu suchen, er interessirte sich für ihre geistige Entwicklung, er dachte sich das Zusammenleben im Bade mit ihr pikant und angenehm, und eben weil ihm seine Absichten so ganz harmlos schienen, hatte es ihn aufgebracht, daß sie die Sache so ernst nahm.

Lucie lag in der Ecke ihres Sophas, das Gesicht in die Hände begraben, zu tief gedemüthigt, um nur weinen zu können, — das war der Lohn der Welt! mit welchen Augen mußten sie Fremde ansehen, wenn der, den sie für ihren Freund gehalten, der ihre innersten Beweggründe durchschaut hatte, glauben konnte, daß ihr Ruf ihr so gleichgültig, oder daß er in den Augen der Welt schon verloren sei! Wer konnte ihr den guten Namen wieder geben, der gewisser bleibt denn große Schätze Goldes? Jetzt, mit Einemmale, erschien ihr die gesicherte, friedliche Heimath in kleinem Kreise an der Seite ihres Gatten, die sie so oft gering geschätzt hatte, wie ein verlorenes Paradies, — freilich, wenn sie wahr sein wollte, es war kein Paradies gewesen und eben die Sehnsucht nach einer harmonischen Gestaltung des Lebens hatte sie ja fortgetrieben vom eigenen Herd.

Müde von trüben Gedanken, erhob sie endlich das Haupt beim Eintreten des Dienstmädchens. „Entschuldigen Sie, Madame Volkmann, da ist ein Brief, der schon vor ein paar Stunden gekommen ist, ich wollte nicht stören, so lange der Herr Doktor da waren.“ Das etwas pfiffige Lächeln des Mädchens bei diesen Worten schnitt Lucien auf's Neue in's Herz, sie nahm den Brief, froh mit irgend etwas sich ihren Gedanken entziehen zu können; diese breiten, deutlichen, etwas altmodischen Schriftzüge schienen ihr bekannt, sie hatten so gar keine Aehnlichkeit mit ihren neuern Korrespondenten. „Lieschen!“ rief sie, als sie den Brief öffnete und mit einemmale das gute, runde Gesicht mit den klaren Augen, die gebrechliche Gestalt ihrer alten Freundin vor ihrer Seele stand.

Lieschen hatte ihr nie geschrieben, auch gehörte sie zu den Leuten, nach denen man nie fragt, weil sie und ihr Schicksal einem so ganz fertig vorkommen, daß da nie mehr etwas anders werden könne, — was konnte sie wollen?

„Meine liebe Lucie," lautete der Brief, „ich weiß zwar nicht, ob ich Dich noch so anreden darf, aber vor meiner Seele sehe ich Dich niemals anders, als wie Du als ein fröhliches Mädchen so freundlich und gern in das alte Jungfernstübchen gekommen bist. Ich habe eine solche Liebe zu Dir bewahrt, wie Du es wohl nicht weißt, muthe Dir's auch nicht zu: weißt Du, bei mir ereignet sich nicht viel, da habe ich keine Zeit zum Vergessen, und ein so freundliches Gesicht wie das Deine hat unser Stübchen lange nicht mehr aufgehellt. Mit mir aber, meine liebe Lucie, hat es der Herr über all mein Erwarten schön und gut gefügt, was ich Dir doch zuerst erzählen muß, damit Du siehst, wie wir zu keiner Zeit unser Vertrauen wegwerfen sollen und wie wunderbar der Herr die Seinen führt.

„Daß meine arme, liebe Mathilde gestorben ist, hat Dir wohl Deine liebe Mutter geschrieben, ich konnte nicht wagen, sie zurückzuhalten, nicht einmal mit meinen Thränen, sie hatte so wenig Freude vom Leben.

„So wohl ich ihr aber die Ruhe gönnte, ich war doch so sehr allein und mußte gar viel weinen, so daß meine Augen den Dienst nicht mehr thun wollten. Das sah nun sehr trostlos aus, Du weißt wohl, daß ich sonst mit nichts mein Brod verdienen könnte, und meine arme Mathilde hatte alle häuslichen Dienste gethan, die ich nicht versehen konnte.

„Da fragte mich unsere Frau Stadtpfarrer, die es immer gut mit mir gemeint, ob ich mich nicht entschließen könnte, zu einem Pfarrer zu ziehen, einem älteren Mann, der seine Frau verloren und seine einzige Tochter weit weg verheirathet habe. Alle Hausgeschäfte werden da von einer braven Magd besorgt, nur wünsche er eine stille, fromme Person, die um ihn sei, daß er sich nicht gar einsam fühle. Das war nun freilich für mich wie gemacht, aber ich konnte nicht glauben, daß man mich gebrechliche, einfältige Person zu etwas brauchen könne.

„Und doch war es so, und da bin ich jetzt in einem netten, stillen Pfarrhaus und führe im Frieden den Haushalt mit einer braven Christine. Meine Augen reichen noch, daß ich meinem geistlichen Herrn das Weißzeug hübsch in Ordnung halten kann, zu sticken brauche ich nicht mehr. Auch den Leuten vom Dorf kann ich hübsch Red' und Antwort geben, was meinem Herrn gar geschickt ist. Und alle Abende liest er mir vor, und hat so schöne Predigtbücher; er ist gar ernsthaft und oft traurig, aber alles im Frieden des Herrn. O, liebes Kind, ich muß immer und immer wiederholen: Herr, ich bin nicht werth der Treue und Barmherzigkeit, die du an mir gethan! Und weißt Du, wer mein Herr Pfarrer ist? Es ist jener, Raymund; aber lächeln mußt Du nicht; Gott ist mein Zeuge, daß ich ihn liebe und verehre, wie ich ihn als einen seligen Engel lieben und verehren dürfte.

„Aber eigentlich habe ich Dir auch nicht deswegen schreiben wollen, mein liebes Kind; weiß ich doch gar nicht, ob Du nur noch an das arme, lahme Lieschen denkst; Du seiest ja so geistreich worden und berühmt? wer hätte das vor Zeiten gedacht!

„Aber von Deinem Mann wollte ich Dir schreiben, liebe Lucie; denn Du weißt vielleicht noch nicht, daß Herr Pfarrer Raymund in Eibelfingen ist, nur eine kleine halbe Stunde von dem Ort, wo Herr Volkmann jetzt angestellt ist.

„Ich kann ja nicht recht wissen, was Dich so lange, lange forthält, liebe gute Lucie; was die Leute alles sagen, glaube ich nicht, und was deine Mutter mir sagte, verstehe ich nicht so recht, ich kann nicht glauben, daß einem Onkel, oder ihrem Geist, oder ihrer Berühmtheit zulieb eine Frau ihren Gatten verlassen könnte und ihr Haus; so etwas würde man ja einem Manne übel nehmen, wo es erst noch ein anderes wäre. Ich will aber darein nicht reden, ich wollte nur sagen: daß ich meine, Du solltest zu Deinem Mann kommen, es mag nun stehen zwischen Euch wie es will. Er kommt manchmal zu meinem Herrn Pfarrer hieher in die Kirche, Du mußt wissen, es kommen Leute aus der ganzen Gegend, und spricht auch oft im Pfarrhaus ein (denk, er hat mich wieder ge-

kannt), da sehe ich wohl, daß er nicht gesund ist, sie sagen er leidet an der Leber, und er ist so gar allein.

„So habe ich mir denn ein Herz gefaßt und bitte Dich, liebe Lucie, komm, wenn Du kannst; was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden, ich will sonst nicht viel sagen. Man erkennt sein altes, heiteres Wesen nicht mehr, aber es wird nicht zu Deinem und seinem Schaden sein. Es ist eine gar stille Sache, wenn der Herr einzieht in eine Menschenseele, und lassen sich nicht viel Worte darüber machen.

„Weißt Du noch, wie mich Dein Robert einmal eine alte Schachtel geheißen hat? es fällt mir oft noch ein; wenn so eine alte Schachtel genug in der Welt herumgerumpelt ist und wird bresthaft, so stellt man sie am Ende an ein ruhiges Eckchen und bewahrt etwa noch etwas darin auf; so bin ich jetzt auch eine zur Ruh gesetzte alte Schachtel, werde, will's Gott, keine neue Adresse mehr bekommen, als meine letzte.

„So, nun behüte Dich Gott. Sagst natürlich nichts, daß ich Dir geschrieben, das könnte ihn geniren, nämlich Deinen Mann.

In der stillen Hoffnung Dich bald zu sehen

Dein altes Lieschen."

Gott sei Dank! war Luciens Seufzer aus tiefster Seele, es war keine Freudenbotschaft, aber sie sah einen Weg vor sich, einen klaren Weg, aus aller Unruhe, allem Treiben und Grübeln der letzten Zeit, standen mit Einemmale wie ein klarer Stern vor ihr die Worte:

Verrichte allerwegen
Getreulich deine Pflicht.

Nun sie sich Robert müde, leidend, trostbedürftig dachte, — denn warum hätte er sonst den fremden Pfarrer gesucht? — sank all die Zeit dazwischen, all ihr Ungenügen, ihre lange, tiefe Verstimmung wie ein Nebel zusammen, ihre Stelle war bei ihm, sie wollte heim; heim, in dem Worte lag mit Einemmal ein eigenthümlicher Zauberklang für sie, heim! Sie legte sich kaum mehr zur Ruhe in dieser Nacht,

sie packte und räumte und ordnete, um den Onkel am Morgen schon mit einem fertigen Entschluß überraschen zu können.

In dem Lehnstuhl eines hübschen, geräumigen Zimmers saß Landrichter Volkmann; vor sich, auf dem Tisch, lag unberührt die Zeitung, Cigarren, ein Bierglas, der ganze Apparat eines Junggesellengoutés. Die Kanzlei war geschlossen, es war die Abendstunde, die ihn sonst in seine Gesellschaft rief, aber er schien keine Lust dazu zu haben, obwohl das staubige Zimmer wenig wohnlichen Reiz bot. Wer hätte in diesem düstern, verdrießlichen Gesicht den allezeit aufgelegten, heitern Robert erkannt, den fröhlichen Gesellschafter, der mit seinen trockenen Späßen die ganze Wirthstafel in Lust und Lachen erhalten hatte. Er war noch jung, und doch lag ein tiefer Ueberdruß, eine Lebenssattheit in den gezogenen Falten am Mund, in dem matten Blick der Augen.

Volkmann war krank, das war unverkennbar, aber es war nicht die Körperkrankheit allein: eine tiefe, innerliche Bitterkeit nagte an seinem Herzen, die nur in seinen besten Stunden einer wirklichen Trauer, einer ernsten Einkehr in sich selbst Platz machte.

Er war zu stolz gewesen zuzugeben, daß ihm die freiwillige Trennung seiner Frau, ihre gänzliche Nichtachtung seines Willens, ins innerste Herz getroffen. Erbittert und aufgebracht hätte er vielleicht Schritte zur wirklichen Scheidung gethan, aber sein natürliches Phlegma und die Scheu, in seiner Stellung als Beamter Aergerniß zu geben, hatten ihn abgehalten. So lebte er äußerlich ein ganz angenehmes Junggesellenleben, hielt sich ein Reitpferd, machte Ausflüge, kleine Badereisen und war das pünktlichste und heiterste Mitglied aller Klubbs, fast ängstlich bemüht, daß Niemand ahnen solle, welch' tiefe Bitterkeit ihm am Herzen nagte, wie öde ihm sein Haus erschien, wenn niemand als die alte Base ihn darin empfing.

Lucie hatte sich nicht ganz getäuscht, wenn sie einst im En-

thusiasmus eines liebenden Mädchenherzens verborgene Goldkörner unter den leichten Wellen von Roberts jugendlichem Uebermuth geahnt; er war von Natur gut und glücklich begabt, aber natürliche Bequemlichkeit, eine schlaffe Erziehung hatte ihn von jeder ernsten Anstrengung seiner Fähigkeiten fern gehalten, er hatte sein geistiges Pfund brach liegen lassen. Als fidele Haut mit einem guten Theilchen Mutterwitz hatte er Geltung in der Gesellschaft gewonnen und sich von allem Streben nach tieferer Bildung dispensirt, mit ein paar guten oder schlechten Witzen zog er sich aus der Schlinge jedes wissenschaftlichen Gesprächs. Als ihm später das Gefühl der Nothwendigkeit, ein gewisser praktischer Takt zu ernstlicherem Fachstudium trieb, blieb um so mehr jeder Zweig allgemeiner Bildung unkultivirt; er machte Glück in der Welt, er fühlte keine Leere, — warum sollt' er sich mit den Geschichten plagen? Das eine bedeutendste, mächtigste Seelenorgan, das Glaubensbedürfniß, von dessen gesunder Ausbildung Wärme und Lebenskraft durch alle Adern des Geistes strömt, blieb bei ihm wie bei so Vielen unausgebildet liegen, früh verwaist, hatte er keine häusliche Pflege dafür gefunden und die Seele kann so leicht ihres tiefsten, innerlichsten Durstes vergessen, wenn ihm nie Stillung geboten wird, vergessen, bis er wieder aufwacht, um ewig ungestillt an der Seele zu zehren.

Daß er einer Frau nicht genügen könne, war ihm nicht im Traum als Möglichkeit erschienen, um so weniger, als Lucien gegenüber Er sich als der Beglückende erschien, der großmüthig das schüchtern liebende Kind zu sich heranzog. Als er später fühlte, daß dem doch so war, daß sie innerlich darbte an seiner Seite, daß sie begann, ein Leben für sich zu leben, an dem er keinen Theil hatte, da hatte ihn dies nur erbittert, er suchte sich gleichgültig zu zeigen gegen alles, was für sie Werth hatte, mehr als er es wirklich war, er suchte sie zu demüthigen, wo er fühlte, daß er die natürliche Stellung des Mannes verlor. So waren sie auseinander gewachsen, so war es zu der Trennung gekommen, die er zu Anfang schon viel bitterer empfand, als er je sehen ließ.

Vielleicht hätte er sich verhärtet gegen das Gefühl der Herzenseinsamkeit, und wäre vollends verflacht in einer flachen Umgebung, wenn nicht Krankheit, eine ernste Lehrerin, seinem bessern Genius zu Hülfe gekommen wäre. Sein Uebelbefinden war von jener unbestimmten quälenden Art, dessen eigentlicher Sitz schwer zu finden ist. Es entleidete ihm die Gesellschaft, es entleideten ihm die Genüsse der Tafel, die nie überwiegenden Werth für ihn gehabt, es führte ihn in die Stille und in sein eigen Herz.

Der Arzt hatte ihm Ruhe, Fernhalten jeder Aufregung, Bewegung im Freien verordnet; ein Spaziergang in der Sonntagfrüh führte ihn in das Dörfchen, wo Pfarrer Raymund seit einiger Zeit als sehr beliebter Prediger wohnte; der Merkwürdigkeit halber konnte er schon einmal in die Dorfkirche gehen, die Stadtkirche besuchte er regelmäßig am Neujahr und am Geburtstag des Königs, — was er da hörte, fesselte seine Seele in ernsterer und tieferer Weise. „Thue Rechnung von deinem Haushalten," tönte ihm hier, nicht wie aus Menschenmund, entgegen und er konnte den Stachel, der hier in seine Seele gedrungen war, nicht wieder los werden. Falsche Scham hielt ihn freilich noch zurück, sich vor einem Menschen als eine müde, heilsbedürftige Seele zu bekennen, doch suchte er die Bekanntschaft des Predigers, und Raymund gehörte zu den glücklichen, harmonischen Naturen, bei welchen das religiöse Leben so ganz zur lebendigen Wahrheit geworden, daß man nicht mit gewisser Verlegenheit den Uebergang vom Menschen zum Geistlichen suchen muß.

Und wie Robert nun so da saß, einsam, freundlos und freudlos, da stieg die vergangene Zeit vor seinem Blicke herauf. Er sah Lucien wieder, nicht die unbefriedigte, zerstreute Gattin, nicht die Pflichtvergessene, die ihn verlassen hatte, — er sah sie, ein blühendes, harmloses Mädchen, die ihm ein volles, warmes Herz voll bewundernder Liebe zugebracht. Wie hatte er dies Herz gehütet, das sich ihm so innig, so vertrauens-

voll zu eigen gegeben? Was hatte er gethan, um ihren Glauben an ihn zu rechtfertigen, seine edelsten Keime zu pflegen, damit sie ihm zur Freude und zum Segen aufgeblüht wären? Er hatte in gedankenlosem Scherz den Ernst des Lebens abgeschüttelt, sie um die Tiefe ihrer frommen Gefühle betrogen. Wie schal und elend erschien ihm in diesem Augenblick alles, was er indeß Freude genannt, gegen den Segen einer glücklichen Häuslichkeit; — wie hätte er das Leben neu beginnen mögen, aber es war zu spät, — zu spät. Er konnte sie mit Gewalt zurückfordern, aber konnte er todte Liebe neu beleben?

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Da öffnete sich leise, leise die Thür; eine Frau stand auf der Schwelle, es war Lucie. Sie hatte auf der Reise lange mit sich gekämpft, wie sie eine Annäherung an ihren Gatten einleiten wolle, ohne sich einer Demüthigung auszusetzen. — Die Stimme der Pflicht, die Stimme des Herzens hatte sie geradezu hieher geführt, sie wollte über sich nehmen, sie wollte tragen in Geduld, was da kommen könne. — Wie sie ihn nun wieder sah, müde, krank, frühgealtert, da waren Pläne und Ueberlegungen vergessen. „Robert, lieber Robert, verzeih mir! da bin ich wieder," rief sie weinend, sank zu seinen Füßen nieder und legte ihr Haupt auf seine Knie.

Robert sah sie still an mit seinen müden Augen, „du kommst wieder, du kommst selbst?" sagte er endlich mit innigem Ton und zog sie an sein Herz; zum erstenmal weinten die Gatten zusammen, lange, lange.

Es gibt Augenblicke, wo das Herz mit Einemmal in seine Rechte tritt, sie sind fliegende Brücken, die raschen Zugs über eine tiefe Kluft führen; aber ausgefüllt muß die Kluft dennoch werden, denn solche erhabene Augenblicke sind selten; und dieses Ausfüllen ist ein ernstes Stück Arbeit. Werft gute Vorsätze hinein, so viel ihr wollt, sie thun's nicht; es geht allein mit Gott und einem demüthigen Herzen.

Eine mächtige, wenn auch traurige Gehilfin für die

Beiden war Roberts Krankheit, die, vielleicht durch die Erschütterung des Wiedersehens, zu heftigem Ausbruch kam. Es muß keine weibliche Ader in der Frau sein, in der nicht alle Liebeskraft erwacht, wo sie zu helfen, zu pflegen, zu trösten hat, und Robert war so rührend glücklich in Luciens Pflege nach der langen Einsamkeit, und sie so froh, so befriedigt im Gefühl eines Berufs. Die Krankheit schied die Gatten von aller Neugier und Zudringlichkeit der Außenwelt, nur der liebe, wohlthuende Besuch Pfarrer Raymunds, nur Lieschens glückseliges, gutes Gesicht belebten das stille Krankenzimmer. Es kamen bessere Tage, ruhige Stunden für gemeinsame Lektüre, Tage tiefer Ruhe, wo für den Genesenden das bloße Dasein Genuß ist, die köstliche Zeit wiedererwachenden Lebens, wo das Herz so weich und offen ist für jeden guten Eindruck, wo es nicht schwer scheint, ein neues Leben neu zu beginnen.

Selbst die Welt, die man überhaupt für ungerechter hält als sie ist, erzeigte sich nicht so schlimm. Was man auch in der Stadt zuvor von der abwesenden Gemahlin des neuen Landrichters gesagt und geflüstert hatte; — nun man zuerst von ihr hörte, als der treuen, aufopfernden Pflegerin ihres Gatten, sie allmälig kennen lernte, freundlich, natürlich und anspruchslos, da fand sie lobende Anerkennung, und hätte bereitwillige Aufnahme in alle Kreise gefunden, mehr als in ihrem neuen Lebensplane lag.

Was Gott zusammengefügt, das hatte er wieder zusammengeführt.

Robert saß in dem Lehnstuhl, in dem Lucie ihn zuerst wiedergesehen; nicht mehr trübe und grämlich, ein befriedigtes, heiteres Lächeln spielte um sein noch bleiches Gesicht; durch die offenen Fenster wehte die köstliche Herbstluft den feinen Duft der Reseda vom Gärtchen, sein Auge aber sah nicht nach Bäumen und Blumen, es ruhte auf Lucien, seinem Weibe, die auf einem niedrigen Tabouret neben ihm saß und ihm vorlas; sie fürchtete nicht mehr, der Hoheit des Weibes etwas zu vergeben, sie hatte in freiwilliger Demuth diese Hoheit erst recht gefunden.

Sie las ihm aus dem Leben eines berühmten Mannes, eines ächten Mannes vor, wie sie, Gott sei Dank, jede Zeit noch bringt; und wie man sagt, die Luft unter Bäumen stärke die Gesundheit, so wirkte auch hier der geistige Lebensodem eines in Gott starken und reichen Geistes kräftigend und belebend auf Roberts Seele.

Noch eine Zuhörerin war die dritte in dem kleinen Kreis, die aber, als noch viel glücklichere Zuschauerin, mit leuchtenden Augen das wiedererstandene Glück ihrer Kinder betrachtete. Es war die Mutter, die lange bei ihren andern Kindern zurückgehalten, endlich zu ihrer Lucie hatte eilen können, die selbst in der ersten Zeit lieber allein mit Robert sein wollte.

Roberts freundliche Augen begegneten denen der Mutter. „Ach Gott Lob und Dank, Kinder, daß ihr wieder glücklich beisammen seid," sagte sie endlich freudeweinend; „aber," fügte sie etwas naiv in plötzlicher Besorgniß hinzu: „Kinder, hält's denn auch?"

Robert mußte lachen, trotz aller Bewegung; einmal wieder sein altes Lachen, ja, „hält's auch?" hatte er sich freilich schon manchmal in der Stille gefragt, wenn er mit wahrer Scheu wieder an die Rückkehr in's Alltagsleben gedacht hatte; „hält's auch?" Das war wohl auch Luciens leise Besorgniß, wenn sie an ihr eigen trotzig und verzagtes Herz, an die tausend Störungen gedacht, die das Erstemal ihr Glück untergraben; aber sie baute nicht mehr auf dieß eigne Herz und auf ihre jungen Träume von Glück, und wenn sie sich als Wahlspruch die Worte nahm:

Verrichte allerwegen
Getreulich deine Pflicht,

so wußte sie wohl, wessen Hilfe sie bedurfte, um nach diesem Wahlspruch leben zu können. Darum, als Robert ihr lächelnd die Hand entgegenstreckte mit der Frage: „hält's auch?" schlug sie freudig ein und sagte zuversichtlich: „es hält!"

Und es hat gehalten. Nicht in einem Zustande ungetrübter Seligkeit und idyllischen Glückes, aber in dem treuen, ernsten, gesunden Streben von zwei Herzen, die den rechten Urgrund alles Glückes erkannt haben. Der unendliche Reichthum der ewigen Liebe zeigt sich am schönsten im Vergeben; sollte irdische Liebe glauben, daß eine Zeit für sie kommt, wo nichts mehr zu vergeben wäre? Aber zwei Herzen, die jeden Abend das innige Bedürfniß fühlen, ihren Frieden mit Gott zu erneuern, können sich von einander auch nie zu weit entfernen.

Lucie hatte in der letzten Zeit den Geist, so zu sagen, so mit Löffeln gegessen, daß sie ihrem Mann leicht verzeihen konnte, daß er nicht geistvoll war; schwer aber wäre ihr geworden in dem, den sie jetzt von Herzen gern als ihren Herrn lieben und verehren wollte, die alte Flachheit und Leere wieder zu finden. Aber auch Robert hatte die Träber eines geist- und gemüthlosen Alltagstreibens satt bekommen, sein eigenes Bedürfniß und sein männliches Selbstgefühl trieb ihn, seiner Frau etwas von dem daheim bieten zu können, was sie in der Fremde gesucht. Und zu seinem Erstaunen fand er, daß es mit dem Wissen einer Frau selten so gefährlich steht als es aussieht, daß Lucie immerhin noch von ihm lernen könne; diese Erfahrung half viel, sehr viel dazu, die Beiden vollends in's rechte Verhältniß zu einander zu bringen.

Luciens etwas künstlich gesteigerter Erfolg in der Welt war nun freilich von kurzer Blüthe und ging bald zu Grabe, das aber kümmerte sie beide nicht schwer.

Wie Robert sich entschlossen hatte, trotz seiner angebornen Bequemlichkeit aufwärts zu steigen, über das Gebiet des Alltagsverkehrs, so hatte Lucie sich gern entschlossen, herabzugehen, und siehe, — die Arbeiten und Sorgen des Alltagslebens, die anspruchslosen Werke der Küche und Nadel, die sie in resignirtem Pflichtgefühl wieder auf sich nahm, gaben ihr eine niegeahnte Frische und Befriedigung, ein wahres Gefühl der Erlösung von der schweren Verpflichtung, den

ganzen Tag geistreich zu sein. Wenn sie so am Nähtisch saß, da kamen ihr erst wieder junge, frische Mädchengedanken und Poesie, wenn sie auch nicht in Maß und Form gegossen war; und wenn sie nach der schöpferischen Thätigkeit der Küche mit erglühten Wangen in's Zimmer kam und den Mann mit einer Leibspeise überrascht hatte, so saß sie mit einem Behagen an seiner Seite, das sie seit lange nicht empfunden, und schaute mit wahrem Genuß, fast mit einer Art von Dankbarkeit seinem sehr prosaischen Appetit zu. Die Abende, die je nach Belieben Lektüre, oder zwanglosem Geplauder oder gemeinsamen Studien gewidmet waren, hatten nun erst einen besondern Reiz.

Freilich erlitten Studien und Spaziergänge einige Unterbrechung, und Luciens Poesie nahm einen neuen Aufschwung, als ihr noch das unverhoffte Glück ward, einem unmüßigen kleinen Buben Wiegenliedchen singen zu dürfen, welche Wiegenliedchen ihren Gatten nun erst ganz und vollständig versöhnten mit ihrer Poesie.

Die Mutter erlebte noch den großen Trost einer Aussöhnung mit Onkel Wilhelm. Er kam einmal zu Besuch, und läßt sich heute noch nicht nehmen, daß er eigentlich das eheliche Verhältniß seiner Nichte hergestellt habe. „Ich allein habe sie gelehrt, ihre Stellung besser zu behaupten und ihrem Mann gehörig zu imponiren."

Doktor Weker war noch so glücklich, eine Begleiterin nach Rügen zu finden; sie haben sich für literarische Berichte in die Gäste und Bewohner getheilt und schreiben ziemlich bissige Skizzen von da.

Emilie, das Waislein, lebt trotz ihrer eignen und der Mutter Bemühungen, noch in jungfräulicher Einsamkeit und entflieht eilig, wenn sie die alte Magd besucht, die immer mit dem Gruß eintritt: „Guten Tag, Fräulein Emilie, — immer noch ledig?"

Dank den Fortschritten der zahnärztlichen und Friseur-Kunst in unsern vorgeschrittenen Zeiten hat sich ihr äußerer Mensch bewundernswerth erhalten, und der Onkel fürchtete

faſt, ſie ſei zu jung, als er ſich auf Luciens Empfehlung entſchloß, ſie zur Haushälterin zu nehmen. Emiliens ſchmiegſames Weſen und ihre allſeitige Brauchbarkeit ſagen ihm übrigens vortrefflich zu. Auch iſt Emilie, in der ſtillen Hoffnung, dereinſt noch Frau Hofräthin zu werden, die aufmerkſamſte aller Haushälterinnen, und wird ganz ſentimental, wenn ſie davon ſpricht, wie ſchön es ſei, einem würdigen Manne ſeinen Lebensabend zu erheitern. Wir wollen ihr dieſe Hoffnung nicht zerſtören; wer weiß, was noch geſchieht.

Das gute Lieschen ruht im Frieden. Im Tode noch hätte es ihr wohlgethan, die ſchöne Leichenrede zu hören, die Pfarrer Raymund ſeiner treuen Freundin hielt über den Text: „Du biſt über wenigem getreu geweſen, ich will dich über Vieles ſetzen, gehe ein zu deines Herrn Freude!“

Die Schwarzwälder Uhr schlug eben zehn; sie erhob dabei einen schrecklichen Lärm und konnte sich lange nicht zufrieden geben. Die Ursula, gemeinhin Urschele genannt, hinter dem Ofen, deren junge Augen trotz aller Anstrengung immer wieder zufielen, während die alten der Frau Verwalterin noch hell und wach waren, erhob sich bei dem Schlag, holte das schwarz gebundene Abendsegenbuch und legte es auf den Tisch vor ihre Herrin; die kurze Brille, Nasenklemmer genannt, bezeichnete den Tag, an dem man heute war. Die alte Frau aber schaute durch den einzigen halben Laden, der an dem wohlverwahrten Stübchen offen geblieben war, hinüber nach den noch hellen Fenstern eines Nachbarhauses. „Wir können noch nicht beten, Ursula," sagte sie; „zünd' dein Laternchen an und warte bei Frau Hofräthin, bis Martha kommt." — „Es wird nicht nöthig sein," stellte die schlaftrunkene Ursula vor, die gar nicht mehr verlangend war, die schöne Sternennacht zu genießen; „die Frau Hofräthin haben neulich gesagt, das Fräulein finde schon Begleitung auf dem kurzen Weg." — „Thu' was ich sag'," sagte die alte Frau; „du kannst noch schlafen genug, die Nacht ist lang; schwatz drüben mit der Line, dann vergeht dir der Schlaf. Und hörst du!" rief sie der verdrießlich Abtrollenden nach: „du brauchst nicht zu treiben, du warteſt nur, bis die Andern auch gehen und Martha von selbst kommt."

Die alte Frau setzte sich wieder an's Rädchen und murmelte in halblautem Selbstgespräch, das sie sich in den vielen

einsamen Stunden ihres langen Wittwenstandes angewöhnt hatte: „Brauch keine galante Heimbegleitung für sie! — Einfältiges Kind, da fliegt sie jetzt herum und verbrennt sich die Flügel! Kann's nicht aufhalten, wird nicht daran sterben!“ Und emsig schnurrte das Rädchen fort.

Ein steter, kräftiger Schritt ließ sich auf der Treppe hören, und unangeklopft nach alter Sitte, weil es Nacht war, trat ein Mann mittlerer Größe ein, in einen Biberüberrock eingeknöpft. — „Sie sind's, Herr Doktor? Woher so spät?“ — „Von Thorwarts, ihr Kind liegt an der Brustentzündung,“ sagte der Doktor nach freundlichem Gruß; „will mein Licht anzünden, wenn Sie gütigst erlauben.“ Seit Herr Doktor Enchelmaier vor zehn Jahren als junger Unteramtsarzt hier im Hause eingezogen war, hatte er jeden Abend sein Licht bei der Frau Verwalterin angezündet, da die edle Erfindung der Zündhölzer noch nicht in's Leben getreten war, und jeder Abend hatte ein neues Siegel auf ihre Freundschaft gedrückt und ihren Respekt vor einander befestigt, mochte nun der Doktor nur flüchtig gute Nacht sagen, oder einen Stuhl nehmen und noch ein Viertelstündchen mit der alten heitern Frau verplaudern.

„Sie sind allein, Frau Verwalterin?“ fragte er, indem er sich im Zimmer umsah; „die Jugend schon zur Ruh?“ — „Ach nein, meine Kleine ist noch drüben bei der Hofräthin. Dort sind sie ja gegenwärtig wie von der Kette mit Plaisir, seit der fremde Mensch hier ist. Ursula ist hinüber, sie zu holen. Brauchen Sie nichts für das kranke Kind? etwas Saft?“ — „Vielleicht bitt' ich morgen darum, diese Nacht wird's ruhig bleiben. Gute Nacht, Frau Verwalterin.“ — „Gute Nacht, Herr Doktor.“

„Ein charmanter Mann der Doktor, immer auf dem Platz!“ Das war das einzige Selbstgespräch der alten Frau, während das Rädchen einförmig weiter schnurrte. Endlich hörte sie drüben die Hausthüre klinken und vernahm durch die stille Nacht die heiter plaudernde Stimme der Kleinen. Sollte sie mit Ursula so eifrig reden? Unten ging die Hausthür, und während Ursula noch am Schloß drehte, flog

schon Martha die Treppe herauf, warf den warmen Shawl und das wollene Häubchen ab, und mit einem muntern: „Grüß Gott, Großmutter! Gelt, ich komm' spät?“ bot sie der alten Frau die blühenden Wangen zum Kuß, die, köstlich angehaucht von der frischen Winterluft, wie Sammtrosen glühten.

„Nun, nun, nicht so rasch!“ meinte die alte Frau mit geheimem Wohlgefallen an dem frischen Kinde, „fein sachte! Hast mit deinem Tuch Urscheles Kunkel umgeworfen. Spät genug ist's. Nur ordentlich ruhig! Wir wollen zu Nacht beten.“

Ursula hatte sich auch eingefunden, und in andächtiger Stille lauschten die Mädchen dem Abendsegen, den die alte Frau las. Ob Marthas Gedanken so ganz dabei waren, das ließ sich nicht so leicht entscheiden.

Das Buch war geschlossen, Ursula hatte, mit der Wärmflasche bewaffnet, sehnsüchtig ihr Kämmerlein aufgesucht, die Augen der Kleinen aber waren noch gar hell; die alte Frau konnte nicht so grausam sein, sie zu Bett zu schicken, ehe sie noch einen Bericht von ihr gehört. „Nun, ist's schön gewesen?“ — „Großmutter, ich kann dir gar nicht sagen, wie schön. Wir haben gesungen und gespielt, auch ein wenig getanzt; es war gar zu schön!“ — „So? wer war denn da?“ — „Nun, viel junge Leute, die Mädchen vom Haus natürlich, Schettler und der Aktuar und Müller —“ — „Sonst niemand?“ — „Ach ja, der Felsen, weißt du, der junge Mann mit dem Proceß, ein Norddeutscher; ich hätt' ihn fast vergessen.“

Der, den ein Mädchen nach einem gewissen Zögern zuletzt nennt, der ist allzeit der Gefährliche, darauf könnt ihr zählen. — Martha hatte eine Menge dürrer Blättchen an der Großmutter Geraniumstock abzuzupfen. — „So, und wer hat dich heimgeführt?“ — „Mich? Niemand, das heißt, Herr Felsen ging zufällig auch heim und hat den kleinen Umweg mitgemacht; der Weg sei so schlüpfrig, meinte er.“ — „So, so, und da bist du nicht ausgeglitten?“ sagte die alte Frau in komisch trockenem Ton. — „Nein, wir sind ge-

schliffen," sagte Martha lachend; „es ging so geschwind." — „Nun gut, zünd' nur dein Lichtchen an; gute Nacht!" — „Gute Nacht, Großmutter, aber du bist doch nicht böse, daß ich so spät gekommen? Es wäre doch sehr unschicklich gewesen, wenn ich zuerst aufgebrochen wäre." — „Höchst unschicklich," sagte die Großmutter in demselben ernsthaften Ton, der Martha doch ein klein wenig verwirrte. — „Und bei dir ist gewiß der Herr Doktor gewesen, daß du nicht allein warst," sagte Martha beruhigend. — „Nicht lang, er kam von einem kranken Kind." — „Das ist ja ganz schön," meinte Martha zerstreut. „Gute Nacht, Großmutter!" Und sie küßte und drückte die alte Großmutter so heftig, daß diese sich los machen mußte und kopfschüttelnd vor sich hin murmelte: „Gilt's mir, oder gilt es dir?" als die Kleine trällernd den Gang in ihr Stübchen hinüber ging.

Das war ein wunderbares Stübchen; Martha wenigstens meinte, ein solches sei noch nie dagewesen. Tapeten hatte es nicht, aber die weiße Wand stach recht hübsch ab von der dunkelbraunen, seltsam geschnitzten Zimmerthür. Es hatte einen großen alterthümlichen Kachelofen, der niemals geheizt wurde, da das eine furchtbare Holzverschwendung gewesen wäre; um so besser konnte ihn Martha zu einer Art von Etagère benützen und auf seinem breiten Kranz alle Raritäten aufstellen, die sie von frühen Kinderjahren her gesammelt hatte: den schlanken Blumentopf von Marienglas mit einem Vergißmeinnichtkranz, unter dem zu besserer Verdeutlichung die Inschrift stand: „Vergiehß mein nicht!" eine kunstvolle Urne von geschnitztem Elfenbein, die Nadelbüchse, Stecknadelkissen, Nähkissen und Fingerhutbehälter in Einer Person vorstellte und zu einem so unbrauchbar war wie zum andern; ein hübsches Lesepult mit aufgeklebten Bildern, und noch eine Menge niedlicher Kleinigkeiten, die sich auf dem schwarzem Grund des Ofens nicht viel schlimmer ausnahmen als auf einem Spiegeltisch. Einen Toilettentisch hatte sie sich mit einem alten gestickten Mousselinrock der Großmutter garnirt, und solchen kecker Weise mit dem Rosaseidentuch gefüttert, unter dem ihr Papa und der Onkel Philipp selig

zur Taufe getragen worden waren, aus lauter Pietät, wie sie der scheltenden Großmutter versicherte, um so das werthe Andenken immer vor Augen zu haben.

Mit Blumenkultur konnte sie sich hier nicht viel befassen, die Pflanzen wären im Winter erfroren; dafür hatte ihr die Großmutter einen Blumentopf mit Astern und ein Pomeranzenbäumchen, beide von farbiger Wolle, geschenkt, die sie von einem reisenden Schauspieler gegen ein Reisegeld zum Präsent erhalten hatte. Ferner schmückte ihr Boudoir ein altes Tischchen mit Bocksfüßen, auf dem sich ein kunstvoller Schreibzeug mit einem porzellanenen Tiroler befand, so wie schön bemaltes Briefpapier und allerlei zierliche Körbchen zu keinerlei Gebrauch. Die Schieblade des Bocksfüßigen schloß mit einer Feder und verwahrte Marthas Tagebuch, ein tiefes, undurchdringliches Geheimniß für jedermann. Die weißen Wände schmückte ein ehrwürdiges Familiengemälde, das Marthas verstorbene Eltern in einer Gartenlaube vorstellte, und Martha als Kind, stand in rührender Unschuld, mit einem hölzernen Hemdlein bekleidet und mit einem steifen Röslein in der Hand, mitten darin. Sie hatte auch andere verschollene Familienbilder wieder aus der Rumpelkammer hervorgeholt und zu Ehren gebracht; aber die alten Urahnen schauten entsetzlich langweilig herab auf ihr blühendes Enkelkind. Weitere herzbewegliche Bilder hatte ihr die Großmutter gestiftet, als sie dem ungestümen Kind auf sein Drängen ein eigenes Zimmer verwilligte: Altäre mit Thränenkrügen, von Trauerweiden beschattet, darüber hingebeugt Jungfrauen mit aufgelösten Haaren, und eine haarsträubende Darstellung von Bürgers Leonore. Als Toilettenspiegel benützte Martha eine besondere Rarität, die sie bei der Großmutter aufgefunden, einen Spiegel, darauf ein Todtenkopf gemalt war und daneben eine entblätterte Rose. Man fürchtet selten den Gedanken des Todes, wenn man jung ist und gesund, und Marthas rosiges Gesicht nahm sich gar nicht übel aus neben dem grinsenden Schädel.

Sie hatte sich mit Hülfe ihrer allerbesten Freundin

grüne Gewinde von künstlichem Epheu gemacht und diese an Fenstern und Wänden leicht herumgezogen. Das gab den alten Herrlichkeiten ein frisches junges Ansehen, und es war, als ob die süßen, traulichen Mädchengedanken, die kindlichen Gebete und die frommen Vorsätze, die alle in diesem stillen Raum erwachten, einen heimlichen, anmuthigen Hauch über das alte Gemach gegossen hätten.

Auch heute wieder überströmte der ganze wunderbare Reiz der Einsamkeit Marthas junge Seele, als sie die Thüre schloß und ihre Lampe auf den Tisch stellte. Er hatte sie heimbegleitet! zum erstenmal! Hatte er es wohl nicht übel genommen, daß sie seinen Arm nicht angenommen? Gewiß nicht, er hatte mit so weicher, tiefer Stimme gesagt: „Gute Nacht, Fräulein, süße Träume!“ Wer hatte ihr je so schön gute Nacht gesagt? Für die süßen Träume durfte er freilich nicht sorgen, die kamen von selbst. Martha freute sich jede Nacht auf ihre Träume; sie waren so bunt, so mannigfaltig, sie mußte sich oft am Morgen besinnen, was Traum und was Wahrheit gewesen. Heute aber konnte ihr Traum unmöglich so schön sein, wie das Wachen gewesen.

Die Großmutter drüben in ihrer alten Himmelbettlade mit gestreiften Vorhängen lag noch lange wach; sie hatte nicht mehr den festen Schlaf der Jugend, aber die einsamen Nächte wurden ihr doch nicht lang. Sie dachte recht mit Wehmuth an das glückselige Gesicht mit den strahlenden Augen, das eben von ihr geschieden. „Werden auch noch trüb brennen, die hellen Lichter!“ seufzte sie leise, aber sie faßte sich, indem sie Lust und Leid der Vergangenheit an ihrer Seele vorüberziehen ließ, und sie schloß ihre Betrachtungen mit der stillen Bitte:

„Mein Vater, führ' uns immerdar
Nur selig, wenn auch wunderbar!“

Was war das für ein wundersames, begebenheitsreiches Leben, das Martha diesen Winter führte! Der nächste Tag war nur ein ganz ordinärer Wochentag, und doch erlebte sie

wieder so viel! Am frühen Morgen rüstete sie draußen den Kaffee und die Ahne mußte lachen, als sie sie singen hörte:

„Mein Herz schlägt warm in kalter Nacht,
Wenn es an's treue Lieb gedacht."

Nun, kalt war's wenigstens und Licht brannte auch noch, da war der Anachronismus schon zu entschuldigen. Es wäre Martha auch gar nicht darauf angekommen, ein Frühlingslied anzustimmen, obgleich's mitten im eiskalten Januar war; aber sie sang vor der Hand nur:

„Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß,
Als heimlich stille Liebe, die niemand nicht weiß."

und schwieg beschämt, als Ursula, die in der Küche Schuhe putzte, trocken bemerkte: „Das singen gerade die ledigen Bursche auch."

Der Kaffee war indessen unter lauter Gesang ganz gut gerathen; und als Martha am alten geschnitzten Tisch saß mit der Großmama, fragte sie: „Großmutter, hast du auch solche Tage, wo du meinst, es müsse etwas ganz Besonderes geschehen?" Die Großmutter, sah lachend in die strahlenden blauen Kinderaugen und meinte: „Das just nicht, ich bin recht froh, wenn nichts Besonderes geschieht; es ist einem am wohlsten, wenn alles beim Alten bleibt." — „Ja, ich meine nichts Betrübtes, etwas Gutes und Schönes." — „Natürlich!" sagte lächelnd die Großmutter, ich glaube, dir kommt's jetzt alle Tage so vor; nur will ich dir sagen: etwas Besonderes geschieht immer nur, wenn man am wenigsten daran denkt."

Ehe sich Martha an die Arbeit setzte, mußte sie doch hinüberschauen nach Hofraths Haus. Richtig, an Annas Fenster flatterte ein rothes Tuch; dies war das Zeichen, daß es heute einen Spaziergang auf's Eis gab. Welch' glorioſe Aussicht! Nun mußte die Arbeit flink von statten gehen. Etwas lang war freilich der Vormittag, beim Kochen aber verging die Zeit rascher als am Nähtisch, und wenn sie der Schwarzwälderuhr in das breite, gutmüthige Antlitz

schaute, so wurde sie manchmal mit einer späteren Viertelstunde überrascht, als sie gehofft.

Der Doktor kam, bevor er ausging, und bat um etwas Himbeersaft für das kranke Kind. Allzeit bereit, und froh jeder Unterbrechung, die den Vormittag kürzen half, hüpfte Martha hinaus. Der Doktor schaute wie mit stiller Frage in das fröhliche Gesicht und ging mit freundlichem Dank. Die Großmutter beklagte die arme Thorwartin, wenn sie das einzige Kind verlieren sollte. „Ach ja," seufzte Martha nach, aber es war ein etwas heuchlerischer Seufzer, auch war ihr wirklich kaum zuzumuthen, daß ihr glückliches junges Herz Raum haben sollte für das Kreuz der Thorwartin.

Endlich schlug doch die Uhr zwölf. Es kam Martha als eine rechte Zumuthung vor, heute zu Mittag essen zu müssen; sie war so gar nicht hungrig. Ehe sie auftrug, hörte sie an der Treppe leise ihren Namen rufen. Der Doktor stand unten und winkte sie herab. Was konnte der so im Geheimniß wollen? „Liebe Martha," sagte er athemlos, „Sie haben mir Mostliqueur statt Himbeersaft gegeben; man hätte fast das Kind damit umgebracht, wenn ich's nicht bemerkt hätte. Tauschen Sie mir's doch geschwind aus, die Großmutter könnte böse werden." — „Freilich, freilich," flüsterte Martha, die wohl wußte, daß die sonst so nachsichtige Großmutter in solchen Dingen keinen Spaß verstand. „O, sie würde so ärgerlich, daß ich nimmer den Muth hätte, sie um Erlaubniß zum Spaziergang zu bitten, und ich ginge doch so gern!" Und sie eilte, den Mißgriff gut zu machen. Die Großmutter aber hörte doch, daß draußen etwas vorging; sie kam heraus und sah den harrenden Doktor unten an der Treppe stehen, während die schlaue Martha schleunig das fatale Fläschchen in ihre tiefe Kleidertasche schob. „Was thun denn Sie da unten, Herr Doktor?" rief die alte Frau. — „Ach, verzeihen Sie," sagte der gesetzte Mann, dunkelroth und verlegen, wie ein Schulknabe, „ich hatte eine Bitte an Martha; das arme, kleine, kranke Mädchen hat gar kein Spielzeug, da wollt' ich Martha um eine alte Puppe für sie bitten."

Für eine erste Lüge war sie dem Doktor gar nicht übel gelungen; er erschrack selbst über dieses gefährliche Talent, das er heute zum erstenmal an sich entdeckte. Martha aber in ihres Herzens Dankbarkeit und in kindischer Lust an Schelmenstreichen holte in Eile aus ihrem Schatz ihre schöne Amalie, der sie vor einem halben Jahr noch eigenhändig einen neuen Hut verfertigt und die sie bis jetzt sehr hoch gehalten hatte, und prakticirte mit ihr glücklich und unbemerkt das Fläschchen in des Doktors Tasche.

„Ei, das hätte jetzt auch nicht so pressirt," brummte die alte Frau bei der erkalteten Suppe. „Wenn das Mädchen so krank ist, braucht sie keine Puppe; zu meiner Zeit hat's auch gute Leute gegeben, habe aber nie gehört, daß die Doktoren den Kranken noch Spielzeug mitbringen."

Die Tafel war abgedeckt und listig begann Martha: „Machst du heut einen Spaziergang, Großmutter?" — „Ich möchte schon einmal wieder an die Luft," meinte diese, „aber es wird sehr glatt sein." — „Ja, es scheint äußerst schlüpfrig," bemerkte Martha sachkundig, indem sie auf die Straße hinunter sah; „die Milchfrau ist heute früh gefallen." — „Nun, da wollen wir lieber hübsch daheim bleiben." — „Wenn mich," begann Martha zögernd, „die Hofrathsmädchen zum Spaziergang abholen wollten, erlaubst du es?" — „Hab' nichts dagegen; meine Mutter zwar hätte mich schön angelassen, wenn ich am hellen Werktag hätte spazieren gehen wollen, aber ich weiß wohl, die Mode ist jetzt anders. Geh immerhin; zieh dich warm an."

Noch einmal hatte die Großmutter zu brummen über den blauen Seidenhut, den das hoffärtige Kind auch am hellen Werktag aufgesetzt. Nun kamen aber die drei Hofrathstöchter, um Martha abzuholen, mit solchem Geräusch und solchem Gekicher und solchem Geplauder, daß der alten Frau angst und bange wurde, und sie froh war, als die alte Ruhe wieder in ihrem Stübchen hergestellt war. Wohlgefällig hörte sie Ursula's Bemerkung: „die Unser' ist doch die Schönst'," und sah dem jungen Blut nach, wie sie fröhlich trippelnd die beschneite Straße hinauszogen.

Auf's Eis! Das war in diesem Winter ein Zauberwort für die Jugend der kleinen Stadt. Der Fluß, der den Reiz und den Stolz derselben ausmachte, war so fest gefroren wie noch nie. Wie ein riesiger Spiegel lag schimmernd im Sonnenschein die leicht beschneite Eisfläche. In Mäntel und Boas eingehüllt, in rosenrothen Hüten und himmelblauen Hüten, mit grünen Schleiern, und blauen Schleiern, und weißen Schleiern, sammelte sich allmälig die junge Damenwelt am Ufer, oder probirte die schüchternen Füßchen auf dem Eis; junge Herren mit Schlittschuhen tummelten sich bereits auf dem Fluß, schoben kleine Stuhlschlitten an's Ufer und luden die erkorene Dame ein, Platz zu nehmen. Die Spannung, wer wohl aufgefordert werde, war hier noch größer als auf einem Ball. Etwas schüchtern unter den Fittigen der Hofrathstöchter nahte auch Martha dem Eise. Und siehe, Felsens schlanke Gestalt, in einen kleidsamen Pelzrock gehüllt, schob ihr, ihr vor Allen, den elegantesten Schlitten entgegen, den er erbeutet. Erröthend setzte sie sich, und dahin flog der Schlitten, von dem gewandten Ritter geschoben, schneller als ein Gedanke, durch die frische, klare Winterluft im kalten, hellen Sonnenschein hinaus, hinaus, als ging's weit in alle blaue Ferne hinein. Das war eine Herrlichkeit! Bedeutsame Worte waren es eben nicht, die sie mit ihrem Ritter wechselte, leichte Fragen, rasche Antworten zurückgeworfen; aber es war eben alles Lust und Freude, ein angenehmes Grauen beim Gedanken an die gefährliche Tiefe, über die sie hinglitten, ein frisches, schwellendes Vollgefühl der Jugend und des Lebens. „Aber wir sind zu weit!" rief Martha ängstlich, „dort rauscht schon das Wehr!" — „Fürchten Sie sich vor dem Sterben, Fräulein?" — „Ach nein!" sagte Martha unschuldig, „aber heut eben kommt mir das Leben so schön vor." — Ein Siegerlächeln flog über die feinen Züge des jungen Mannes, der mit rascher Wendung den Schlitten drehte und zu dem allgemeinen Tummelplatz zurück flog.

Auf der Hauptfläche war ein gar fröhliches Treiben und Drängen. Die Federhüte der Hofrathstöchter nahmen sich am glänzendsten aus; Damen, die nicht in Schlitten geführt

wurden, versuchten sich im Schleifen und waren außerordentlich heiter und scherzhaft unter einander, um den leisen Verdruß zu verbergen; dort glitten in den graziösesten Schwingungen die jungen Männer umher und versuchten sogar Namenszüge in's Eis zu ziehen. Solche Herrlichkeit hatte Martha früher nur in ihrem Bilderbuch unter der Rubrik „Winter" gesehen. Felsen war es, das fremde Meteor, der dieses ritterliche Vergnügen eingeführt, der auf eigene Kosten die Stuhlschlitten bestellt und die männliche Jugend der Stadt zu einer Liebenswürdigkeit veranlaßt hatte, über die sie selbst ebenso erstaunt als vergnügt war.

Wer war denn diese leuchtende Erscheinung? Ein junger Mann vom fernen Ausland, das heißt, aus einem wohl zwanzig, dreißig Meilen entlegenen deutschen Ländchen, der einen weitläufigen Erbschaftsprozeß führte und sich hier aufhielt, um genealogische Forschungen über verschollene Vorfahren anzustellen. Da seine Zeit, wie es schien, zu seiner freien Verfügung stand, so hielt er sich in der gastlichen Stadt Pappelburg länger auf als er beabsichtigt, und die Frau Hofräthin, die seit Jahren schon sich abquälte, die Geselligkeit zu heben, war selig froh, in dem gewandten, vornehm aussehenden Sohn einer Jugendfreundin einen solchen Hebel zu finden.

Die Frau Hofräthin, die Sonne von Pappelburg, bewohnte mit drei Töchtern ein eigenes Haus. Nur wenige Eingeweihte wußten, daß es auch einen Herrn Hofrath gab, mit dem man nach Tisch Domino spielte und der im Garten spazieren ging. Welchen Hof er einst berathen, war nicht zu entdecken: er war von Natur ein Apotheker, und das stattliche Haus, das nun seine Frau beherrschte, war seines Vaters, eines Kaufmanns, Eigenthum gewesen. Noch als Gehülfe hatte er das große Loos gewonnen, hatte an unbekannten Stätten den Hofrathstitel und seine Frau erbeutet und lebte unter ihren Fittigen in geheimnißvollem Nichtsthun seit langen Jahren.

Die Frau Hofräthin war unermüdlich besorgt für das Vergnügen junger Leute. Martha war die beste Herzens-

freundin ihrer jüngsten Tochter Anna, und da sie großes Mitleid hatte mit dem armen Kind, das, wie sie meinte, bei der alten Frau verkümmerte, so ließ sie sie so viel wie möglich Theil nehmen an allen Vergnügungen, die ihre Töchter genossen. Sie zeigte darin große Gutmüthigkeit, denn Martha war zwar minder elegant und gebildet, aber viel hübscher als ihre Töchter. Sie war überhaupt der Liebling des Hauses, sogar der Papa hatte einmal mit ihr gesprochen, und selbst Charlotte, die Aelteste, die ein wenig aussah wie ein Zeug, der schon gewendet ist, streichelte ihr oft wohlwollend die rothen Wangen.

Noch war die fröhliche Gesellschaft in vollster Lust, als der Doktor, den sein Weg am Fluß hin führte, in eifrigem Geschäftsschritt vorbeiging. „Wohin so schnell, Herr Doktor?“ rief die gesprächige Hofräthin. — „Zu Patienten,“ war die kurze Antwort. Er warf einen Blick auf die blanke, bunt besäete Eisfläche und ging seines Weges weiter. Martha hatte ihn flüchtig gegrüßt; warum ihm ein Ausbruch lauten Gelächters nachfolgte, wußte sie nicht, bis Anna rief: „Aber um Gotteswillen, Martha, das ist ja deine Amalie!“ Wahrhaftig, aus der Tasche des Biberrocks hatte sich der Kopf der gefangenen Puppe heraufgeschoben, und bei jedem Schritt nickte ihr schönes, einfältiges Gesicht im Rosahut den Beschauern zu. „Was ist das für ein verdächtiges Liebespfand, Fräulein Martha?“ fragte Felsen, königlich amüsirt, Martha aber riß sich los und flog eilenden Fußes dem Doktor nach, der sich erstaunt umsah, als er ihre Hand in seiner Tasche fühlte. „Die Puppe, Herr Doktor, die Puppe!“ rief sie mit ihrem letzten Athem. — „Ja so,“ sagte er lächelnd und etwas verlegen, „ich wußte nicht mehr, daß ich das Vergnügen Ihrer Gesellschaft veranlaßt hatte,“ und schob die naseweise Kreatur tief in die Tasche zurück. „Die Freude wird die Kleine halb gesund machen; viel Vergnügen, Martha; erkälten Sie sich nicht, Sie sind echauffirt.“ Martha mußte viel leiden von den Herren, die die geheimnißvolle Geschichte von der geraubten Schönen wissen wollten; aber sie hatte doch nicht zugeben können, daß der gute Freund ihrer Großmutter zum Gelächter wurde.

Den fröhlichen Tagen folgten stille Abende, wo die Großmutter, Martha und Ursula im Trio spannen. Es kam Martha viel romantischer und mittelalterlicher vor, an der Spindel zu spinnen als am Rädchen, und sie nahm sich auch wirklich ganz hübsch aus an der zierlichen Kunkel mit dem himmelblauen Band, ihrer Lieblingsfarbe, und dem schön bemalten Netzschüsselchen, das ihr der Doktor einst zum Jahrmarkt gekauft hatte. Die Rädchen schnurrten, die Spindel surrte, sonst war alles still.

Martha begann mit Ursula ein Volslied zu singen:

„Spinn, spinn, meine liebe Tochter, ich kauf' dir ein Kleid. —
Ja, meine liebe Mutter, das ist mir nicht leid —"

und so fort, bis sie den Schlußreim

„Spinn, spinn, meine liebe Tochter, ich kauf' dir ein' Mann. —
Ja, ja, meine liebe Mütter, der 's Tanzen recht kann."

mit hellem Lachen schloß.

„Ja, ja, so Einer wär' dir der beste!" sagte die Großmutter auch lachend. — „Großmutter," begann Martha nach einer Pause, „das war doch hübsch, wie du mir früher zum Spinnen so schöne Geschichten erzählt hast; du erzählst mir gar nichts mehr." — „Du einfältiges Kind! Wer wird so einem großen alten Ding noch Geschichten erzählen!" — „Ei, das kann man wohl, nur wieder ein bischen andere, als die von Hänsel und Grethel. Hör', Großmutter, wie hast du denn eigentlich den Großvater kennen gelernt?"

Die Großmutter lachte und sprach: „Nun, das ging einfach zu. Mein Vater selig war gar beliebt beim Karl Herzog, und wie dieser einmal bei ihm war, fragte er ihn: „Hat Er keinen Sohn, der zu Seinem Amtsnachfolger zu brauchen wäre?" — „Nein, Ew. Durchlaucht," sagte der Papa, „ich habe nur vier Töchter." — „Nun, so will ich Ihm ein taugliches Subjekt schicken, das sich zuvor schriftlich verpflichten soll, Seine älteste Tochter zu heirathen, damit Er ihn noch bei Seinen Lebzeiten zustutzen kann." — „Mich bei Ew. Durchlaucht unterthänigst zu bedanken," sagte mein

Vater. Nachher erzählte er der Mutter, was der Herzog gesagt, wir Mädchen durften's nicht hören; unsere Kleine aber, die Gustel, ein gar naseweises Ding, horchte im Alkoven und erzählte uns wieder, daß der Herzog einen Mann für mich schicken wolle, denn ich war die Aelteste. Da fing ich aber an zu weinen, denn mir gefiel unser Substitut, der Herr Grundler, und ich wollte keinen Mann vom Herzog, aber der Grundler konnte als Substitut nicht heirathen. Meine zweite Schwester, die Heinerike, sagte gleich, sie wolle das Opfer werden und den Herzoglichen nehmen. Sie war gar hoffärtig und bildete sich, glaub' ich, einen Junker ein mit Band und Stern.

„Da faßte ich mir ein Herz und sagte es der Mama, und die Mama sagte es dem Papa und fragte ihn, ob denn nicht der Grundler auch ein taugliches Subjekt wäre. Der Papa hatte ihn lieb und schrieb an den Herzog, und dem Herzog war's auch recht, und so kamen wir glücklich zusammen. Die Heinerike aber hat lange mit mir getrutzt, daß sie wegen meiner keinen Herzoglichen kriegte, aber sie kriegte später den Pfarrer Schnepf und war besser daran." — „Und die andern Großtanten?" — „Die Ludovike nahm der Doktor Schnurrer und die kleine Gustel wurde Frau Oberamtmännin. Ja, ja, wir gingen weg, wie die neugebackenen Wecken; das war eine andere Zeit."

Martha lachte hell auf und fing an zu singen: „Und als der Großvater die Großmutter nahm," und ihre Schelmenaugen glänzten hell hinüber zur Großmutter.

Am nächsten Abend hatte sich der Doktor früher eingefunden und behaglich bei der Großmutter niedergelassen. Martha mußte lachen, so oft sie ihn ansah, weil ihr allemal die Amalie einfiel, die sich so anmuthig aus seiner Tasche heraus verneigt hatte. „Was hast du denn immer zu lachen?" fragte endlich die Großmutter. — „Ei, Großmama, die schöne Geschichte ist mir wieder eingefallen vom tauglichen Subjekt, das du geheirathet hast." — „Du leichtfertiges Kind, sprich nicht so despektirlich von deinem eigenen, leiblichen Großvater!" — „Aber nicht wahr, Großmutter," begann Martha wieder ganz

gesetzt und ernsthaft, „das Verlieben war doch eigentlich noch nicht Mode zu deiner Zeit?“ — „So, meinst du?“ sagte die alte Frau, die das auf Ambition nahm, „nur gar zu sehr. Bedenkst du denn nicht, daß der Goethe, von dem sie großes Wesen machen, und der Schiller und der Bürger gerade in meiner Jugendzeit gelebt haben? Die haben auch ihre tauglichen Subjekte gehabt, mehr als nöthig! Und auch die andern ordinären Leute — o, ich könnte dir allerlei erzählen; ich kann dir nur sagen, es ist dazumal mehr bei der Verliebniß heraus gekommen als in unsern Tagen.“ — „Bitte, Großmutter, erzähle einmal etwas davon.“ — „Ja, ja, Frau Verwalterin,“ stimmte der schweigsame Doktor bei; „ich zünde dann mit Ihrer Erlaubniß meine Pfeife dazu an.“

„Nun, wenn's so gemeint ist,“ sagte die Großmutter, „muß ich mich erst noch recht besinnen. — Nun ja, als ich noch daheim war, wohnte nicht weit von uns ein adeliger Oberst, der hatte sechs Töchter, nicht eben schön, aber feine Fräulein, besonders Elma, die Jüngste. Hinter der Kaserne, wo der Oberst sein Quartier hatte, war ein Garten, an den der des Kaufmann Ringhard stieß. Das waren vermögliche Leute, aber gar still, so ein Bischen altbacken. Der Sohn war weit herum gekommen, in England und Hamburg und Bremen, war jetzt aber wieder daheim und wog Zucker und Kaffee aus in des Vaters Laden. Die schlanken Fräulein, wie sie so im Garten spazierten, oder stickten, oder Guitarre spielten, gefielen ihm gar wohl, die Elma aber am besten. Einmal faßte er sich ein Herz, ihr ein Bouquet über den Zaun hinüber anzubieten; auch erfuhr sie, daß er Englisch verstand, was sie so gern gelernt hätte. Kurz und gut, sie sprachen manchmal mit einander und immer lieber. Ihm aber kam das Fräulein so hoch vor, als ob sie am Himmel hinge, und er wagte kein Sterbenswort von seinem Attachement zu ihr; waren auch beide noch gar jung.

„Der Oberst kam in eine andere Garnison und wurde General; der alte Ringhard starb bald, nicht lange darauf seine Frau, und der junge Mann verkaufte den Laden. Es war ihm nicht mehr wohl im einsamen Haus und Garten,

und er hätte gern mehr von der Welt gesehen. So kam er weit herum und ließ sich's sauer werden, aber Gottes Segen war mit ihm, weil er seinem Vater so viel zu Liebe gethan. Nach zehn Jahren etwa war er Theilhaber an einem prächtigen Bankgeschäft in Hamburg, dessen Chef sein Vetter war. Fräulein Elma hatte er nicht vergessen, er schrieb an einen Freund in der Heimath und fragte, was aus der Familie geworden? Der antwortete ihm, der General sei gestorben, Vermögen habe er nicht hinterlassen, wohl aber Söhne mit Schulden. Eines der Fräulein sei an einen Offizier verheirathet, die andern hätten's mit dem Adel nicht mehr genau genommen; die Aelteste habe einen Doktor, die andere einen Pfarrer, von den drei jüngeren wisse er nichts zu sagen.

„Nun ging der Ringhard her, und schrieb an den Doktor, dessen Namen er wußte, und fragte ihn nach seiner Schwägerin Elma, ob sie noch lebe und wo sie sei. Der Doktor aber — ich habe ihn wohl gekannt — das war der allerzerstreuteste und vergeßlichste Mensch auf Gottes Erdboden. Seine erste Braut hatte ihn aufgegeben, weil er in Gedanken einmal ihren kleinen Finger genommen, um seine Pfeife damit zu stopfen. Man sagt ihm nach, er habe einmal Abends beim Auskleiden seinen Rock in's Bett gelegt und sich an den Nagel hängen wollen. Die Namen seiner Schwägerinnen konnte er nie behalten, und das war kein Wunder, denn da hieß eine Alma und eine Selma und eine Meta und eine Linda; weiß Gott, wo die Obristin den Unsinn zusammen gefunden. Wie ihn nun ein fremder Mensch auf einmal nach der Elma fragt, so meint er, es sei die Selma, und schreibt in der Eil' — er war immer in der Eil' —" — „Wie der Herr Doktor da!" warf Martha ein. — „Schreibt in der Eil', die sei schon seit drei Jahren verheirathet an den Pfarrer so und so, und vergißt nachher auch nur seiner Frau, die, glaub' ich, Minna hieß, etwas von der Anfrage zu sagen. So erfuhr die Elma kein Sterbenswörtchen von dieser Frage und lebte still für sich hin, hülfreich bei den Schwestern, wo man sie brauchte; sie war sanften und heitern Gemüths und sie blieb ein feines Fräulein, wenn auch kein junges mehr.

So oft sie in unsere Stadt kam, ging sie wieder in den alten Garten, wo sie in der Laubhütte englisch gelernt hatte. Ob der Ringhard noch lebe oder nicht, wußte sie nicht.

„Dieser aber konnte sie nicht vergessen und kam darüber nicht zum Heirathen. In Hamburg aber hatte er eine Landsmännin, eine verheirathete Frau. Der ging es, wie mir: ein lediger Mann, der heirathen könnte, kam ihr wie eine leere Kutsche vor, die wohin fährt, und wobei einen der gute leere Platz darin dauert. So wollte sie ihn denn zum Heirathen bewegen; er aber vertraute ihr an, wie er nur zu einer einzigen habe ein Herz fassen können, die für ihn verloren sei. Sie hatte die Familie des Generals auch gekannt, und es that ihr Leid um den Ringhard.

„Es war wohl zwei Jahre nach dem Brief des Doktors, da kam selbige Landsmännin zum Besuch in ihre alte Heimath. Sie wurde viel eingeladen und traf auch mit Fräulein Elma zusammen, die ihr in ihrem sanften, verständigen Wesen gar wohl gefiel. Als sie ihre nähere Bekanntschaft gemacht, sagte sie ihr einmal: „Ich kenne in Hamburg einen Landsmann von Ihnen, der ein recht treuer Freund Ihrer jüngsten Schwester ist.“ — „Ich bin die Jüngste meiner Schwestern,“ sagte Elma und wurde roth.“ — „So haben Sie einen Kaufmann Ringhard gekannt? — Elma wurde noch röther und erzählte manches von der Gartennachbarschaft ihrer jungen Jahre, so daß die geschcidte Frau schon merken konnte, was die Glocke geschlagen. Sie war aber mäuschenstill, denn mit solchen Affairen muß man gar delikat umgehen. Wie sie nun wieder in Hamburg war, erzählte sie alles dem Ringhard, wie nur die Alma und die Minna und die Selma und die Meta Männer hätten — die Linda war, glaub' ich, gestorben — die Elma aber sei noch daheim.

„Da ward der Kaufmann vor Freuden wie ein Jüngling; die geschcidte Frau aber sagte: „Sachte! wissen Sie auch, daß das Fräulein derweile zwölf Jahre älter geworden? Und in zwölf Jahren wird ein Mädchen weder jünger noch schöner.“ — „Und ich habe sie die zwölf Jahre in meinem Herzen getragen,“ rief der Ringhard, „da ist sie nicht alt geworden!

Wie sie ausgesehen, das schwebt mir noch vor wie ein Traum, aber wie sie ist, so sanft und so heiter und so sittsam und so fromm, das ist noch lebendig in meiner Seele und ich will sie lieb haben und behalten."

„Bleib's dabei, der Ringhard hat die Elma geholt. Der war's wie ein Traum. Ich sage dir aber, wie sie am Altar stand, so schlank und züchtig, mit ihren stillen, frommen Augen, da war sie noch schön genug, und er muß es auch gedacht haben, so glückselig schaute er sie an. — Es ist ihnen recht gut gegangen; ihren eigenen Mädchen aber haben sie ordentliche Christennamen gegeben, damit es keine solche Verwechslung mehr gebe, denn nicht alle Mannsleute haben so getreue Herzen.

„Nun, Kleine," sagte die Großmutter eine Weile nachdem sie geendet hatte, „willst du heute wieder dazu tanzen?" Martha schüttelte schweigend den Kopf, in ihren Augen standen helle Thränen. — Der Doktor blieb diesmal da, bis der Abendsegen gelesen war, dann sagte er gute Nacht.

Am nächsten Morgen wehte wieder eine rothe Flagge an Annas Fenster. Es mußte etwas Besonderes los sein; Martha hatte höchst nöthig, der Anna ein Stickmuster zu bringen, und sie verschwatzte sich darüber ziemlich lang. Eine Stunde, nachdem sie wieder daheim war, kam Anna herüber und da gab es ein neues Geflüster; auch war der Spaziergang nach Tisch wieder unerläßlich, obgleich das Wetter rauh und trüb war und das Eis nicht mehr sicher. Die Großmutter wurde etwas unmuthig über das viele Zusammenlaufen der Mädchen, doch wußte sie wohl, daß Martha nicht lange ein Geheimniß bei sich behalten konnte. Nach zwei Uhr aber rückte die alte Freundin der Großmama, Jungfer Jakobine, mit ihrer Kunkel an, welches angenehme Ereigniß alle vier Wochen wiederkehrte. Martha mußte einen Extrakaffee machen und den roth gewürfelten Teppich auflegen. Die alten Damen vergaßen gar bald in traulichem Gespräch die Geheimnisse der jungen Welt. Jungfer Jakobine war in den Bruder selig der Großmama verliebt gewesen, und das knüpfte ein unzer-

reißbares Band zwischen ihnen. Jetzt waren freilich die romantischen Ideen längst begraben und tauchten nur selten an besondern Tagen auf; es waren meist reelle Gegenstände, die sie beschäftigten und unterhielten.

Gar leicht wandte sich ihre Unterhaltung auf's Kochen, und so einfach und frugal die zwei alten Damen für sich lebten, mit so vielem Genuß besprachen sie die Leckerbissen, die sie in früheren Tagen bereitet. Wenn Jungfer Jakobine von den Müßlein erzählte, die einst ihrem Bruder, dem Amtmann, so geschmeckt, so beschrieb die Großmutter die Süpplein, mit denen sie ihren Mann, den Verwalter, erquickt hatte. Und immer glänzendere Bilder entfalteten sich: großartige Gastmähler aus den Tagen ihrer Blüthe tauchten auf; neben dem Butter und Honig und dem Zwetschgenmuß, die das bescheidene Tischlein zierten, erhoben sich imaginäre Lerchenpasteten und gefüllte Spanferkel von lange vergangenen Visitations- und Marktschmäusen, Aufsatztorten, Muskazin und Tabaksrollen.

Und Martha — mit welch' glückseligem Uebermuth hörte sie das Gespräch der zwei ehrwürdigen Damen, die sie so bescheidentlich bediente, — wie eine Fee, die aus ihrem Königreich voll Rosenwolken und goldenem Duft sich einmal herabläßt, armen Menschenkindern den Tisch zu decken. Was waren doch die Süppchen des Großpapa selig, und die Saucen und Brätlein, mit denen Jungfer Jakobine ihren Bruder regalirt, und die Puddings, die längst verschollene Amtmänner und Präsaten gespeist hatten, gegen die Herrlichkeiten ihrer Gegengenwart und die goldenen Berge ihrer Zukunft!

Der Abend kam und die Spinnräder schnurrten wieder. Die Großmutter sah mit verstecktem Lächeln nach Martha hinüber, begierig, wann das große Geheimniß zu Tage kommen werde. Martha setzte verschiedene mal an, sie konnte die rechte Form der Mittheilung nicht finden; endlich versuchte sie's gerade aus: „Was thätest du sagen, Großmutter, wenn nächsten Dienstag ein Ball wäre?" — „Ich? ich thäte sagen, es sei recht unnöthig; ihr habt ja erst im Herbst einen gehabt. Da ist gewiß wieder der fremde Mensch schuldig, der Pelze, oder wie er heißt —" — „Felsen! Großmutter, ist

das nicht ein interessanter Name? Die norddeutschen Namen sind doch viel hübscher als unsere." — „Nun, das weiß ich gerade nicht, der Name thut nichts zur Sache. Vor Zeiten war ein Strumpfwirker hier, der hieß Falkenhorst, das ist auch ein flotter Name." — „Ein prächtiger, Großmutter, der hätte seine Söhne sollen Soldaten werden lassen." — „Er hatte nur ein Mädchen, die heirathete den Seckler Kazenwadel." — „O pfui!" — „Ei, der Name thut nichts zur Sache, sie lebte vergnügt mit ihm. Und was den Pelze betrifft —" — „Felsen, Großmutter." — „So will mir nicht gefallen, daß der Mensch so müßig herum liegt." — Aber sein Proceß, Großmutter! Weißt du, er ist eigentlich in der Erwartung auf die Erbschaft erzogen worden und hat nur Jus studirt, um selbst Einsicht darein zu bekommen. Wenn er gewinnt, will er ein eigenes Landgut bewirthschaften." — „Gefällt mir nicht," wiederholte die Großmutter kopfschüttelnd, „gefällt mir gar nicht. Wär' ich ein Mann, ich wollte zu stolz sein, um meine Zukunft an einen Proceß zu hängen. Ein Mann soll ein Mann sein, ob er einen Pfennig hat oder nicht. Da sieh den Doktor an, der ist im Waisenhaus erzogen und hat sich selbst mit Gottes Hülfe seinen Weg gebahnt, und ist jetzt respektirt von den Reichen und ein Segen für die Armen; das nenn ich einen Mann." — „Aber, Großmutter, die Naturen sind verschieden; der Doktor ist arm erzogen, für den war es nicht schwer, sich zu behelfen, und arbeiten mußte er, um zu leben. Weißt du, alle Leute können nicht gerade sein wie Doktor Enchelmaier; so bekäme ja keiner eine Frau." — „So, meinst du, der bekäme keine Frau?" sagte die Großmutter fast zornig; „zehn für eine, sage ich dir, aber das leichtfertige Mädchenheer unserer Tage ist ihm nur nicht gut genug." — „Nun, dann soll er sich eine vom Himmel herunterholen," sagte Martha, nun ihrerseits empfindlich. Natürlich! ein Mädchen, ein stolzes, junges Blut, wie sie nicht so selten sind, als siegessichere Männer glauben, theilt in Gedanken wohl hundert Körbe aus; aber daß einer dieser zum Voraus Verschmähten nicht nach ihr verlangen könnte — das ist eine tiefe Kränkung, ganz natürlich!

Aber sie mußte die Großmutter wieder umstimmen des Balles wegen, darum lenkte sie begütigend ein: „Du wirst sehen, Großmutter, der Doktor findet noch einmal eine ganz ordentliche, stille Frau, gerade, wie sie für ihn paßt. Verlieben wird sie sich nicht in ihn, aber darauf wird er auch keine Ansprüche machen; er findet darum doch ein so zahmes, stilles Glück.“ — „Nun, wolle Gott, wenn dich's einmal auch nach einem zahmen Glück verlangt, daß du dann noch eines findest,“ murmelte die Großmutter für sich, wehmüthig den Kopf hin und her wiegend.

Nun aber brach Anna ein, und dem vereinten Andringen der jungen Mädchen konnte die Großmutter nicht widerstehen, die Erlaubniß zum Balle wurde ertheilt. Alsbald begann große Revue unter den vorhandenen Blumen und Bändern; starke Zuschüsse zum Taschengeld wollte die Großmutter nicht verwilligen, und Ursula erhielt Befehl, das weiße Kleid einzuseifen, denn die Zeiten und die Sitten der kleinen Stadt waren so harmlos, daß ein gewaschenes weißes Kleid und eine schon getragene Rose noch ballfähig waren.

Martha hatte kaum geglaubt, daß sie den Dienstag wirklich erleben würde. „O brich nicht, Steg, du zitterst sehr, o stürz' nicht, Fels, du bräuest schwer!“ war ihr stiller Stoßseufzer gewesen. „Du wirst sehen,“ sagte sie oft zu Anna, „es geschieht gewiß vorher noch etwas!“ Freilich, sie selbst bekam einen heiseren Hals, und ob sie auch ihre Schmerzen beim Schlingen mit dem Muthe eines Scävola verbiß, die Stimme verrieth sie. „Herr Doktor, kuriren Sie mich nur geschwind einstweilen,“ bat sie den Hausfreund, „nachher habe ich ja wohl Zeit zum Kranksein.“ Der gute Doktor aber kurirte sie sogar definitiv, nicht nur provisorisch, und ein Husten, der die Großmutter befiel, machte ihr Daheimbleiben nicht eben nöthig. „Gelt, Großmütterchen, dir ist es lieber, wenn es bald ruhig wird und du zu Bette kannst? Und ich komme so leise heim, so leise, daß es kein Mäus-

chen stört." — „Ja, ja," lächelte die Großmutter, „geh' immerhin." Wie schaut die Jugend, die sich auf den goldenen Wellen schaukelt, so triumphirend auf das Alter am Strande, und mit welch behaglicher Herablassung sehen die Alten von der stillen Bucht auf das kindische Treiben des jungen Volkes!

Es wurde Dienstag Morgen, und gewiß und wahrhaftig, es wurde auch Dienstag Abend. — Ursula hatte Bewegung genug den Tag über; Martha machte bei Hofraths ihre Toilette, und mit vielem Selbstgefühl trug das Dienstmädchen mit hoch ausgestrecktem Arm das schön gebügelte Ballkleid über die Straße.

In der Dämmerung schlüpften Martha und Anna herüber, um sich der Großmutter in ihrem Glanz zu präsentiren. Anna hatte nun freilich ein himmelblaues Florkleid und eine Guirlande von Phantasieblumen mit Silberblättern, aber ihre Farbe war unscheinbar und ihre langgestreckte Gestalt wenig jugendlich, obgleich sie sich selbst allezeit recht wohl gefiel und interessant erschien, auch vorzugsweise die tragischen Romane liebte, in denen hohe Gestalten die Heldinnen waren. Martha aber, selbst ein frisches Röslein, einen Rosenzweig in den dunkelblonden Haaren, die Augen glänzend von heller Jugendlust, war trotz des gewaschenen Kleides so recht ein Bild des jungen Lebens. Die Großmutter betrachtete sie mit unverhohlenem Wohlgefallen, wenn sie auch für unpädagogisch hielt, solches in Worten zu erkennen zu geben; Ursula aber, deren Entzücken sich zwischen ihrer jungen Herrin und zwischen Fräulein Anna in Silberlaub theilte, eilte in der überfließenden Fülle ihres Herzens zum Doktor hinauf. „Herr Doktor, kommen Sie doch herunter! Unsere Fräulein sind — so schön! man meint, es seien dem lieben Gott zwei Engel 'nausgekommen!" Mit geruhigem Lächeln erhob sich der Doktor, wechselte seinen bequemen Schlafrock mit dem Patientenrock und stieg sachte hinab. Er blieb lächelnd unter der Thüre stehen und betrachtete die zwei jungen Gestalten. Es lag etwas wie Wehmuth in seinen Augen. Martha erröthete bis unter die Locken,

so als Schaustück dazustehen, doch lächelte sie den Doktor an, glücklich im halbbewußten Gefühl ihrer frischen Jugendschöne.

„Gehen Sie nicht auch ein wenig auf den Ball?“ fragte sie. — „Ei ja, Herr Doktor,“ rief die keckere Anna, „ich erbiete mich, Sie aus der Tour zu holen.“ — „Danke verbindlich,“ sagte der Doktor, „ich habe nie getanzt.“ — „Halten Sie Tanzen für Unrecht?“ fragte Martha. — „Ach nein,“ rief Anna dazwischen, „der Herr Doktor wird es nicht können.“ — „Sie können recht haben, Fräulein,“ sagte der Doktor und setzte, zu Martha gewendet, hinzu: „Mein Leben ist frühe sehr ernst geworden und mein Ziel lag gerade vor mir; ich hatte keine Zeit, am Wege zu spielen.“ Martha war nicht eben zu einer Diskussion über das Moralische des Tanzes aufgelegt, der Doktor auch nicht.

„Nun komm, nimm doch deine Handschuhe!“ mahnte Anna; „es ist Zeit.“ Freilich, die Handschuhe! wie hatte sie die vergessen können! Eiligst holte sie die vom letzten Ball; aber ach, der Herr Substitut hatte damals in schwarzen bocklebernen Handschuhen getanzt, die auf ihren blaßrothen Glacé rettungslose Flecken zurückgelassen; daran hatte sie nicht mehr gedacht. „Schicke schnell zur Putzmacherin!“ trieb Anna; die allein hat helle Glacés, einen Gulden das Paar.“ — „Was? einen Gulden ein Paar Handschuhe?“ eiferte die Großmutter. „Das ginge mir ab! Hat sie nicht noch die neuen dänischen, die ich ihr zu Weihnachten gab? Die sind lange schön genug!“ — „Aber dänische Handschuhe zu einem Ballstaat, beste Frau Verwalterin!“ stellte Anna vor, „das ist unmöglich!“ — „Ei was unmöglich! Haben sie doch einen halben Gulden gekostet. Ich meiner Zeit hatte ein einziges Paar chokoladefarbene seidene meine ganze Jugend hindurch; kein Gedanke an helle Glacés um einen Gulden!“

Anna wollte nicht nachlassen, die Großmutter nicht nachgeben, Martha, mit dem Weinen kämpfend, versuchte vergeblich die geschwärzten zu reinigen oder umzuwenden; die Großmutter blieb unerbitterlich bei der Versicherung, die

däniſchen ſeien Prachthandſchuhe; ſie wollte den Doktor zum Zeugen aufrufen, der aber war abhanden gekommen und Martha mußte endlich mit den däniſchen abziehen. Die theilnehmende Urſula hatte ein Paar weißbaumwollene von ihrer Confirmation her ſchüchtern unter der Schürze gehalten, aber nicht gewagt, ſie anzubieten.

Unter der Hausthüre erſchracken die Mädchen über eine dunkle Mannesgeſtalt, die athemlos herbei gerannt kam, Martha ein kleines Päckchen in die Hand drückte und dann im Dunkel der Hausflur verſchwand. — War es ein Genius im Flausrock, oder war es wirklich und leibhaftig der Doktor geweſen, der trockene, ernſthafte Doktor, der ſparſame Doktor, der ſeine Röcke zweimal wenden ließ, und der nun Martha ein Paar weiße Glacéhandſchuhe in die Hand gedrückt, ſo weich und fein, daß eine Prinzeſſin ſie hätte tragen dürfen? Martha konnte es wirklich nicht glauben, fand auch nachher nie den Muth, dem Doktor zu danken; indeſſen nahm ſie es hin als eine Feengabe. Nun war kein Wunſch in ihrem jungen Herzen zurück, und ſtrahlend vor innerem Glück, mit ſittſam geſenktem Haupt und klopfendem Herzen betrat ſie unter dem Schutz der Frau Hofräthin den Ballſaal.

Die Großmutter ſchritt inzwiſchen höchſt unzufrieden in ihrem Stüblein auf und ab; es gereute ſie, dem Kind nicht den Wunſch erfüllt zu haben, und ſie machte ihrem Unmuth durch laute Ausbrüche über die verwöhnte und eitle Jugend Luft. — Der Doktor beendete noch eine ſchriftliche Arbeit, dann wickelte er ſich auf's neue in ſeinen Biberrock, um einen Kranken zu beſuchen. Er ging ſtill vorüber an den hellen Fenſtern des Ballſaals, der ihm bis in die arme Hütte einzelne gellende Töne ſeiner fröhlichen Muſik nachſandte.

Wären nicht die Handſchuhe geweſen, die ſich ſo gar weich und fein um ihre Finger ſchmiegten, Martha hätte gewiß kein einziges Mal an den Doktor gedacht. Sie war gar zu glücklich! Alle Mängel der Muſik und der Beleuchtung, die den Tänzern häufigen Stoff zum Geſpräch gaben,

waren für sie nicht vorhanden. Für sie lag auf allem noch der goldene Duft der unausgesprochenen Poesie eines jungen Herzens; alles war heute schön und gut; ihre Seele hatte keinen Raum für einen Mißlaut.

Zwar ihr weibliches Selbstgefühl fühlte sich etwas verletzt davon, so harrend in der Reihe der Jungfrauen sitzen zu müssen, den Männern gleichsam zur Wahl angeboten. Aber nun kam der bedeutungsvolle Moment, wo die schwarze Wolke der Herrn sich löste, um die Erkorenen zum Tanze zu führen, — voraus engagiren war nicht Sitte in Pappelburg, — und die Eine, edle, schlanke Gestalt, höher, bedeutender als alle übrigen — wen wird er wählen? Gewiß Anna mit dem Silberkranz, oder die Gutsbesitzerstochter mit der Tunika von rothem Flor und den Granatblüthen im Haar. O nein, es ist Martha, das frische Röschen, in ihrem schlichten weißen Kleid, die nun so selig an seiner Hand dahin zieht, die mit ihm sich wiegt und wogt auf den Wellen der Töne, die er so sorgsam fest hält am Ende, damit ihr, dem Kinde, dem der Tanz noch so neu ist, nicht schwindle. Und wie lebendig und bedeutend war seine Unterhaltung, wie so ganz anders als die herkömmliche der längst bekannten männlichen Jugend der Stadt! Plauderte sie mit ihm, so wurde sie unwillig, wenn der Tanz wieder begann, tanzten sie, so wünschte sie, daß es kein Ende nehmen möge. Die späteren Touren mit Anderen waren nur Erinnerungen an diese erste. Und wie oft benützte er die Pausen, um sich neben sie zu setzen, mit wie inniger Lust sah er den erregten, lebensvollen Ausdruck ihrer Züge, wenn er, der gebildete Mann, ihr Gebiete aufschloß, in die sich bis jetzt höchstens ihre Gedanken gewagt hatten! In welch' vollem Glanze zeigte sich hier seine edle Gestalt, seine vornehmen Manieren! Ja, er hatte Recht, wenn er scherzend behauptete, er sei zum Freiherrn geboren. Und wenn seine Hoffnungen ihn täuschen sollten, — gewiß, in Unglück und Entbehrung müßte er sich noch viel schöner, viel edler ausnehmen. Es waren ganz wunderbare Texte, die Martha der mangelhaften Musik des Pappelburger Stadtzinkenisten unterlegte.

Und nun noch der Cotillon, diese getanzte Novelle, zu der man nur die Wichtigste, oder die Ungefährlichste als Gefährtin wählt! Und wieder war es Martha, die er sich erkieste und die in glückseliger Bestürzung ihm zu dem Reigen folgte.

„Was kann er eigentlich an der Kleinen finden?“ fragten sich die Damen. „Es ist wahr, Martha hat sich in letzter Zeit sehr hübsch gemacht,“ gaben die Männer zu, denen jetzt erst ein Licht aufging über ihre jugendliche Anmuth. Martha aber war fast zu Muthe wie der Johanna Gray, als sie zur Königin berufen wurde. Den Vortanz lehnte Felsen ab. „Wir wollen lieber plaudern,“ flüsterte er seiner Dame zu. Aber zum Plaudern fand sich wenig Zeit; die Damen drängten sich, dem interessanten Fremden die Honneurs ihrer Stadt zu machen; er wurde fortwährend aus der Tour geholt, wurde überströmt mit Rosen und Ringen; er durfte nicht Einmal hinter dem Stuhl stehen, nicht Einmal allein mit dem Korbe tanzen; er konnte gar nicht fertig werden und sah seine Gefährtin mit einem komisch klagenden Blick an, wenn er immer wieder von ihrer Seite gerufen wurde.

Aber das Ende kam, wie es von allen schönen Dingen kommt. Ein Glück für Martha, daß sie das verhaltene Gähnen ihres Ritters nicht bemerkt hatte. Sie hatte keinen Begriff davon, daß man an einem solchen Abend gesättigt und müde sein könne; aber sie war auch viel zu dankbar für das Glück, um zu klagen, daß es nun vorüber sei. Sie freute sich schon wieder auf die Einsamkeit ihres Stübchens.

Nach alter ehrwürdiger Ballsitte in Pappelburg wurden nach beendetem Tanz lange Tafeln in der Mitte des Saals aufgestellt, um die sich Herren und Damen zu gemeinsamem Thee setzten. Unter Begleitung der etwas schläfrigen Musik wurden dann Lieder angestimmt, alte philisterhafte Freudenlieder mit Zöpfchen: „Streicht die Falten vom Gesichte!“ — „Alles was wir lieben, lebe?“ — „Es kann ja nicht immer so bleiben,“ ein Lied, das Herrn Schettler immer zu Thränen bewegte. Martha ging's wie diesem; die Musik brachte sie leicht zu Thränen, und sie hatte Mühe, sie zu verbergen.

Felsen saß ihr gegenüber, er blickte in diese „zwei Veilchen, feucht vom Thau;“ es war ein neuer Reiz der jungen Rose.

Dann der Heimweg an seinem Arm! sein bedeutungsvolles Flüstern vom nahen Scheiden! Ursula mit der Laterne zog respektvoll ein gut Stück Wegs hinterdrein, die Hofräthin und ihre Töchter folgten in kürzerer Entfernung, unbeachtet von dem Paar. „Würden Sie mir auch zu einem andern Gange die Hand bieten?“ flüsterte endlich Felsen, als sie der Hausthüre nahe gekommen, aufgeregt von dem heitern Abend und dem Champagner, mit dem er das Fest beschlossen. Er erschrack selbst ein wenig ob dem kecken Wort; Marthas tieferglühendes Gesicht konnte er nicht sehen, und da sie keine Antwort gab, nahm er an, sie habe ihn nicht verstanden, und — wiederholte die Frage nicht. Ursula schloß die Hausthüre auf. — „Gute Nacht, mein Fräulein!“ Der weiche, reiche Ton dieser Stimme, die bedeutungsvolle Frage klang nach in ihren Träumen unter den Tönen der Walzer und der Lieder, die sie in Schlummer wiegten.

Und Felsen? Nun, für ihn war ein Ball in Pappelburg kein so unerhörtes Ereigniß; aber diese helle, frische Blume, dieses Kind mit den klaren, blauen Augen und dem warmen jungen Herzen war ihm doch eine neue, liebliche Erscheinung, und mit einem Gefühl wahrhaft fürstlicher Großmuth hatte er ihr alle Juwelen seiner Huld in den Schooß geschüttet. Er war vornehm erzogen, und er liebte es, Glückliche zu machen. Wer konnte noch wissen, wenn er den Proceß gewinnen sollte, und mit ihm des Urgroßonkels Besitz, der ihm die Thüren der reichsten und edelsten Häuser öffnen mußte, ob es ihm dann nicht einfiel, zum Erstaunen der Welt gerade dieses Veilchen im Grase zu pflücken und die stolzen Tulpen stehen zu lassen? Er malte sich schon das Glück des Kindes aus, wenn er, wie der Mährchenprinz, zum Köhlerkinde vor ihre Pforte kommen würde, um sie auf sein Schloß zu führen.

Die Großmutter des jungen Mannes, einst eine glän-

zende Schönheit, der Stolz, und wie man munkelte, sogar die stille Liebe eines hochfahrenden, reichen Oheims, dessen einzige Erbin sie war, hatte gegen dessen Willen einen Lieutenant geheirathet. Sie hatte die Kraft gehabt, diesen Schritt zu wagen, aber nicht die Kraft, seine Folgen zu tragen: die Liebe in der Hütte, die sich so schön ausnimmt in Mädchenträumen. Sie brachte ihr Leben damit zu, nach den Gütern und Genüssen zu seufzen, die sie um der Liebe willen geopfert.

Ihre Tochter, Felsens Mutter, schön wie sie, sollte den starren Oheim wieder gewinnen; sie wurde in der Hoffnung auf das Erbe anspruchsvoll erzogen, sie heirathete in der Hoffnung auf das Erbe einen speculativen Gutsbesitzer; aber rührende Briefe und überraschende Brautvisiten schlugen fehl bei dem ergrimmten Oheim, dessen starker Geist und zähe Körperkraft ihm Methusalas Alter verhieß. Die Großmutter starb in der Hoffnung, daß dem Enkel, einem schönen, begabten Knaben, gelingen würde, was ihr und der Tochter nicht gelungen.

Oskar Felsens Vater, der Gutsbesitzer, starb nach vielen mißglückten Speculationen. Seine Frau, die der Mutter zähe Hoffnungskraft geerbt, zweifelte keinen Augenblick an ihres Oskars Erfolgen, und so wurde denn dieser als künftiger reicher Erbe verwöhnt, und geberdete sich auch von Jugend auf als solcher. Hausgenossen, Dienstboten, Schulkameraden, selbst die Lehrer bis zu gewissem Grade, trugen dazu bei, ihn in seinem Glauben zu bestärken, ohne daß sich irgend jemand den Grund dieser Ansprüche an seine Zukunft klar gemacht hätte.

Oskar lernte gut, und der steinerne Urgroßonkel erhielt alljährlich Gratulationen in lateinischen Distichen, Zeugnisse, Preismedaillen, Zeichnungen von behelmten Köpfen im Profil mit der Unterschrift: „O. Felsen fecit.“ Vergeblich, der Mann blieb von Stein und verlangte nicht einmal den hoffnungsvollen Urneffen zu sehen. Was ihn so ingrimmig auf seine Familie machte, das war nicht mehr die Heirath der schönen Nichte mit dem längst dahingegangenen Lieutenant, es war der Aerger, daß man auf sein Geld und somit auf seinen Tod warte; und mit grimmiger Schadenfreude sah er eines der

jüngeren Familienglieder um's andere in's Grab sinken: „Nicht wahr, dir hab' ich das Warten auch vertrieben?“ — „Auf mein Geld hin wollte der Lieutenant den Abschied nehmen, wenn er nicht vorher gefallen wäre, auf mein Geld hin hat das Mädchen geheirathet und der Gutsbesitzer speculirt, auf mein Geld hin wird der Bube erzogen wie ein Prinz!“ Die scharfsinnige Idee schien ihm nie zu kommen, daß er durch Freigebigkeit im Leben seine Familie des Wartens auf seinen Tod entheben könnte; er war fest entschlossen, wenn er einmal wirklich nicht umhin könne zu sterben, sollten sie erst keinen Nutzen davon haben.

Der einsame alte Mann ließ es geschehen, daß sich allmälig ein Schmarotzergesindel um ihn sammelte, das behauptete, von seinem lange verschollenen Mutterbruder abzustammen, und ihn unter niederträchtigen Schmeicheleien bestahl, wo es konnte.

Oskar bezog eben mit den letzten Mitteln seiner Mutter die Universität in der sichern Hoffnung, der Alte, der jetzt sechsundneunzig zählte, müsse nun doch endlich sterben, und dann werde es so ziemlich gleich sein, was er studirt habe, da doch die Verwaltung des Gutes und Vermögens seine ganze Zeit in Anspruch nehme. Der Alte that es aber nicht unter neunundneunzig Jahren, und in seinem Testamente war die Familie Zeyher eingesetzt, von deren Verwandtschaftsansprüchen Oskars Mutter keine Ahnung gehabt. Das brach ihr das Herz und sie erholte sich nicht mehr von dem Schlag. Oskars Vormund fing' einen Proceß an, um die Aechtheit jener Abstammung zu bestreiten; die Mutter erlebte das Ende desselben nicht mehr, Oskar aber betrieb nun seine juridischen Studien mit vielem Eifer, in der Hoffnung, einst selbst glücklicher zu sein als sein Advokat. Es handelte sich freilich hier nicht sowohl um juridische Feinheiten, als um den einfachen Beweis, daß die jetzige, unbeschreiblich dürftige Familie Zeyher nicht von jenem verschollen Mutterbruder abstamme; denn mit ‚geschwächten Geisteskräften‘ des alten Herrn zur Zeit der Abfassung des Testaments ließ sich lediglich nichts anfangen; sein Geist war so leberzäh gewesen wie sein Körper.

fahrten, Ball, es ist vor der Hand genug." — „Nur heute noch, Frau Verwalterin!" — „Martha läßt der Frau Mutter gehorsam danken und wird selbst noch ihre Danksagung machen." Bei diesem Bescheid blieb's.

Martha kam sich als das allerunglücklichste und mißhandeltste Geschöpf auf Erden vor. Bei Anna wollte sie nicht klagen über die Großmutter, aber in ihrem Kämmerlein weinte sie sich recht aus, so recht von Herzen. Dieses Einemal, das Allerletztemal, sollte sie ihn nicht mehr sehen! Das war doch zu hart! — Die Großmutter merkte nichts von den verweinten Augen, von der dumpfen Resignation, mit der Martha ihr Tagewerk mechanisch versah, behüte! die spann, als ob nichts geschehen wäre. Es ist merkwürdig, wie gefühllos das Alter wird!

Als Martha Abends das Licht brachte, hatte sich das tiefste Leid wohl ein wenig gelegt, aber die hellen Fenster bei Hofraths drüben weckten es auf's Neue. Die Großmutter aber setzte sich ganz behaglich zurecht. „So, rück' näher; wir sind schon lange nicht mehr so in der Stille beisammen gesessen. Die Anna ist mir lieb und werth, aber das ewige Gespringe und Geflüster ist mir doch oft zu viel. Heut' ist wohl eine Abschiedsvisite drüben?" — „Ich glaube," sagte Martha tief erröthend. — „Nun, siehst du, das war meiner Zeit noch nicht der Brauch, daß man Mädchen eingeladen hat zu einem Herrn; dazumal überließ man's den Herren, die Jungfern aufzusuchen." — „Nun ja, aber manchmal geht das eben doch nicht." — „Allemal nicht, ist auch nicht nöthig; aber dessen sei gewiß: wo's einem Mann ernstlich um ein Mädchen zu thun ist, da findet er auch die Wege zu ihr; was sein soll, schickt sich wohl. Das hast du an der Geschichte von dem Kaufmann und der Elma gesehen. Tausendmal lieber eine alte Jungfer bleiben, als einem Mann nur mit dem kleinen Finger winken; so habe ich gedacht, wie ich noch jung war, auch wo mir schon mein Mann selig recht wohl gefallen hat." Martha spann mit ungeheurem Eifer und blickte nicht auf.

„Ich hatte eine gute Freundin," hob die Großmutter

wieder an, „die war freilich etwas anders gesinnt: kein freies oder leichtsinniges Mädchen, aber ein heißes ungestümes Blut, das sein Schicksal hat selbst machen wollen.

„Ihr Vater war ein adeliger Oberförster, der in einem einsamen Schlößchen wohnte. Ein bürgerlicher Assistent kam in's Haus, und wie das so zu gehen pflegt, die jungen Leute, die so viel allein beisammen waren, gefielen einander wohl. Dem Alten gefiel das aber nicht, er wollte mit der Julie hoch hinaus, die nicht eben schön war, aber ein gescheidtes, talentvolles Mädchen. Er fing Briefe auf von den jungen Leuten, obwohl sie's mündlich hätten versehen können, schöne Verse von der Julie an den Assistenten; dieser vermochte keine Reime, er schrieb eben, wie man schreibt, aber gar zärtlich. Der alte Herr spie Feuer und Flamme und schickte Knall und Fall den Jungen fort. Doch war es nicht so bös gemeint; er verschaffte ihm gleich eine gute Stelle.

„Julie schickte man auf Besuche fort zur Zerstreuung. Das ist mir immer lächerlich vorgekommen; eine Liebe, die sich durch's Reisen vertreiben läßt, wäre auch daheim vergangen. Mit einer vornehmen Heirath wollte es sich aber nicht schicken bei der Julie, und sie dachte mehr und mehr wieder an den Römer — so hieß der Assistent — der aber gar nichts von sich hören ließ. Sie behauptete, das sei lauter männlicher Stolz, er vergehe mittlerweile vor stiller Liebe und sie sei um ihr Lebensglück betrogen. Ich aber meinte, wenn sie ihm so tief im Herzen liege, wie er ihr, so versuche er gewiß einmal wieder zu kommen, so oder so. Da seufzte sie nur und sprach von Seelen, die in stummer Liebe vergehen. Die Männer aber vergehen nicht so leicht, das kannst du mir glauben, Kind.“ — Martha seufzte.

„Nach acht Jahren starb der Oberförster. Julie hatte in der Zeit ganze Hefte voll der schönsten Verse gemacht. Der Römer war irgendwo Revierförster. Da meinte denn Julie, es wäre doch Pflicht, ihm als einem alten Bekannten des Vaters Tod anzuzeigen. ‚Und ich thät's nicht,‘ sagte ich. ‚Er hat es in der Zeitung gelesen; denkt er noch an dich, so kommt er selber, thut er's nicht, so wollt' ich ihn nicht daran mah-

nen.' Sie lebte damals bei einer alten Fräulein Tante in meiner Heimath, wo wir uns kennen gelernt hatten.

„Nun, daß ich's kurz mache, die Julie wollte nicht auf mich hören: es sei Pflicht der Höflichkeit, machte sie sich weiß. Was können die Leute nicht alles nach Umständen zur Pflicht machen! Sie war sonst ein stolzes Mädchen gewesen, aber das Herz ist wie ein eigenwilliges Kind; gibt man ihm einmal nach, so wird man nicht mehr Meister. Zuletzt hielt sie's gar noch für Pflicht, den Römer verblümt einzuladen auf das Schlößchen, bevor sie ausziehen mußte. Nun, was will man machen, wenn man so höflich eingeladen wird! Der Römer kam. Wie es weiter ging, weiß ich nicht, ich weiß nur, daß es endete mit einer Verlobung.

„Als sie eines schönen Morgens als Braut und Bräutigam zu mir kamen, konnte ich mich nicht so recht freuen, wie ich gerne gewollt. Ein boshafter Freund sang ihnen halblaut nach aus so einem leichtfertigen Lied von dem Göthe: ‚Halb zog sie ihn, halb sank er hin.' Ich denke, sie hat's nicht gehört.

„Sie selbst war keine so glückselige Braut, wie man hätte denken sollen. Sie suchte mir immer zu beweisen, wie sie so gar nichts dazu beigetragen habe, und wie Römers frühere Zurückhaltung nichts als männlicher Stolz und stille Liebe gewesen sei; aber sie sah oft so ängstlich in seine Augen, und sie war so bemüht vor den Leuten, seine Zärtlichkeit zu zeigen, was eine rechte Braut lieber für sich behält. Mir ist das Herz oft schwer dabei geworden."

„Und wie ist es später gegangen?" fragte Martha die Großmutter, die in trübes Nachdenken verloren dasaß. — „Kind, so bescheiden ist selten ein Mann, daß er's nicht merkt, wenn ihm ein Mädchen entgegen kommt, und so fein und nobel ist noch seltener einer, daß er eine Liebe nicht gering anschlägt, die er ungesucht gefunden. Nach zehn Jahren habe ich Julie wieder gesehen: eine gute und treue Frau, die ihrem Mann zu lieb that, was sie konnte, aber eine glückliche nicht. Er war Oberförster geworden, aber sie hatte wenig Genuß davon. Er ließ sie so deutlich merken, daß er

sie nicht vermißte in Gesellschaft, die er doch liebte und suchte. Sie war so ängstlich bemüht, sich jung und schön zu erhalten, was freilich nicht recht gelingen wollte. Sie sah älter aus als er, obwohl sie Eines Alters waren. Sie studirte allerlei Bücher über die Behandlung der Männer und wie man ihre Liebe erhalten könne. Mir kommt schon traurig vor, wenn eine Frau dazu noch andere Anleitung braucht als ihre Bibel und ihr Herz. Sie meinte das Einemal, sie zeige ihm zu viel Liebe, dann wieder zu wenig. Ich hatte mein Lebtag noch nicht gewußt, daß es eine so complicirte Sache um den Ehestand sei; bei uns ging's so einfach. Mir schnitt's in's Herz, wenn ich hörte, wie er sie so von oben herab behandelte. Ich weiß gewiß, sie hat mehr Verstand und Bildung gehabt als er; aber wo eine Frau sich nicht ästimirt weiß, sinkt ihr Geist zusammen. Man kannte sie gar nicht mehr, so verschüchtert war sie geworden. Das Gesinde, ja ihre eigenen Kinder haben sie nicht hoch angeschlagen, und doch hat sie treulich ihre Pflicht gethan. Geklagt hat sie mir kein Einzigesmal, nur einmal sagte sie: ‚O Marie, die einen Mann Einmal sucht, die muß ihn ihr Lebenlang suchen!'"

Martha war still nach dieser Geschichte; man hörte nur das Schnurren der Räder und das einförmige Kreisen der Spindel. Sie war nun froh, daß sie nicht zu Hofraths gegangen, und stolz, daß sie Ihm gestern beim Cotillon den Kranz nicht gegeben, selbst die Blume, die er von ihr erhalten, hätte sie gern wieder zurückgenommen. Nur noch Einmal hätte sie ihn gern gesehen, — nur ein Einzigmal.

Am andern Morgen erwachte Martha mit trüben Augen und schwerem Herzen. Heute reiste er ja ab, und sie sollte ihn nicht mehr sehen, vielleicht ihr ganzes Leben nicht mehr, und sie hatte ihm nicht einmal Lebewohl sagen können! Sie meinte, wenn sie nur das gekonnt, dann wollte sie alles ertragen; aber so wußte er ja nicht einmal, ob sie aus Gleichgültigkeit gegen ihn gestern von Hofraths weggeblieben! Es kamen ihr ganz traurige Geschichten zu Sinne; von Herzen,

die sich gegenseitig nicht verstanden und einsam fern von einander durch's Leben gegangen, recht herzbewegliche Geschichten. Wohl dachte sie daran, geschwind zu Hofraths hinüber zu gehen, wo er doch Abschied nehmen würde. Sie hatte allerlei an Anna zu bestellen. Aber nein, die Großmutter hatte all' ihr jungfräuliches Gefühl geweckt; lieber wollte sie einsam, unverstanden vergehen, als nur um eine Linie die Schranken weiblicher Sitte überschreiten.

Mit gesenktem Kopf und verhaltenen Thränen saß sie beim Frühstück, aus der Küche klang nicht wie sonst ihre glockenhelle Stimme, nur halblaut sang sie vor sich hin: „Ja, Scheiden und Meiden thut weh.“ Die Großmutter verhielt sich ganz achtlos und gefühllos dabei, wenn auch ihr Auge oft mit gutmüthigem Leid den matten Bewegungen des sonst so elastischen Kindes folgte; sie wußte wohl, daß es auch ein Schlafwandeln des Herzens gibt, das man besser nicht beim Namen ruft.

Martha hatte ihre Arbeit draußen verrichtet; sie saß am Fenster am Nähzeug und beugte sich tief herab, damit die Großmutter ihre nassen Augen nicht sehen möge. Da hörte sie einen Schritt auf der Treppe, leichter, elastischer als der des Doktors. Es klopfte; war es Wahrheit oder ein Traum? war das wirklich ‚sein hoher Gang, seine edle Gestalt?‘ Es war so, und Anna mit beglückendem Lächeln trat mit ein. „Herr Felsen wünschte noch die Frau Verwalterin zu besuchen,“ sagte sie, ihn vorstellend. „Ich erbot mich, ihm den Weg zu zeigen.“

Ueberrascht, aber gar nicht außer Fassung gebracht, empfing die alte Frau den unerwarteten Gast mit der zierlichen Höflichkeit der alten Welt und nahm neben ihm auf dem Sopha Platz, während Martha mit glühenden Wangen und klopfendem Herzen ganz fassungslos am Fenster saß und nicht wagte, herüber zu blicken, als ob sie den Mann in ihrem Leben noch nie gesehen. Auch die Großmutter mußte bei dem überraschenden Besuch an besondere Motive denken, so unwahrscheinlich ihr dieß wieder war, und sie dachte schon auf eine anständige Formel, mit der man den Freier zunächst

vertrösten könne, bis seine Existenz gegründet sei; denn das stand ihr fest, an einen Prozeß durfte Martha ihre Zukunft nicht knüpfen. Aber es hatte keine Gefahr; ehe sie den Gedanken ausdenken konnte, hatte Felsen in seiner leichten, gewinnenden Weise ihr gesagt, daß er heute erst im Gespräch mit der Frau Hofräthin darauf gekommen, wie sie die Frau Verwalter Großmann sei, bei der seine Großmutter, Frau von Ehrenstein, früher einmal so freundliche Unterkunft gefunden, die sie in dankbarem Herzen bewahrt habe, und wie er nun die Stadt nicht verlassen könne, ohne ihre Bekanntschaft zu machen.

Die Großmutter erinnerte sich im Augenblick der jungen, schönen Offiziersfrau, die im Begriff, ihren Mann in's Feld zu begleiten, auf der Durchreise durch ihren früheren Wohnort erkrankt und von ihr aus dem schlechten Gasthof zu sich eingeladen worden war. Sie hatte ihr später noch einmal geschrieben und ihr ein goldenes Medaillon mit ihren Haaren geschickt. Daß das aber die Großmutter des hier so viel besprochenen Herrn Felsen gewesen, hatte sie nie geträumt. Felsen selbst wäre es wohl nie eingefallen, da er eben keine erstaunliche Pietät für Familientraditionen hatte, wenn er nicht des Processes wegen alle alten Papiere so gründlich hätte studiren müssen. — Nun entspann sich ein äußerst lebendiges Gespräch zwischen der alten Frau und dem jungen Mann, der sich ihr so hingebend widmete, als ob er nie ein anderes Interesse gehabt, und Martha erst allmälig in's Gespräch zog, als sie nach flüsternder Unterhaltung mit Anna sich von der Ueberraschung etwas erholt hatte. Aber er mußte nach Tisch abreisen; er brach auf, verabschiedete sich sehr höflich von der Großmutter, und Martha bot er die Hand zum erstenmal. Wie zitterte die ihrige in der seinen! — Leben sie wohl, Fräulein Martha. Auch Ihnen habe ich zu danken für die Güte und Freundlichkeit, mit der Sie dem Fremden begegnet, und die ich hier so reichlich erfahren durfte. Einen fröhlichen Lenz! Möge uns in besseren Tagen ein Wiedersehen beschieden sein!" — Martha stand

ganz still, es wollte keine Sylbe über ihre Lippen, bis er geschieden war.

Als die Großmutter von seiner Begleitung zurückkehrte, war Martha nicht mehr im Zimmer, sie hatte ihr Stübchen gesucht, und als sie wieder kam, bemerkte die Großmutter abermals die rothen Augen nicht, durch die ein glückliches Lächeln schimmerte. Nun hatte sie doch Abschied von ihm genommen und er war bei ihr gewesen! Die schlichte Stube war nun geweiht für alle Zeiten, die Sophaecke, wo er gesessen, der Geraniumstock daneben, mit dem seine Finger während des Gesprächs gespielt, die Stelle, wo er ihr Lebewohl gesagt, das alles waren nun geheiligte Stätten, das waren Reichthümer für ihre Erinnerung, und wegen der Frau Lieutenant selig war er eigentlich doch wohl nicht zur Großmutter gekommen. Die Trennung bekümmerte sie nicht; der jungen Mädchenliebe genügt der ‚Duft der Blüthe, vom Golde schon der Glanz.' Sie ist in ihren Träumen reicher als in der Wirklichkeit; das Sehen, das Beisammensein hat nur Werth, weil es den Träumen neuen Stoff gibt. Daß der so unerwartete Besuch schon jetzt einen reellen Zweck haben könnte, daran hatte nur die alte Frau gedacht, das junge Mädchen nicht; das wäre ihr zu rasch gekommen. O, sie konnte sich gedulden!

Die Großmutter war äußerst wohl aufgelegt. Sie liebte den Verkehr mit jungen Leuten, zumal mit jungen Männern; es freute sie, sich noch beachtet zu sehen, und hatte dießmal Felsen den Zaun um des Gartens willen gegrüßt, nun, so hielt sie das auch für keine Sünde. Daß er sich nicht erklärt, war recht vernünftig, aber sie zweifelte nicht, daß ein so charmanter junger Mann seinen Weg in der Welt machen würde, auch ohne die Erbschaft; es schien ihr das sogar für ihre Martha der glücklichere Fall, denn ob er mit der Erbschaft noch kommen würde, nach dem Kinde zu sehen, das war ihr höchst zweifelhaft.

Inzwischen ließ sie die Sache gehen und stehen, wie sie ging und stand. Sie hatte nichts dawider, wenn die Rede mit Martha auf Felsen kam, wobei diese sich sehr kühl,

nüchtern und vernünftig benahm. Sie redete auch wohl hie und da mit dem Doktor, der in allen Stücken ihr geheimer Rath war, von der Sache, aber da schien sie nicht viel Anklang zu finden; er blieb meist kürzer als sonst, und zuletzt gab sie in Gedanken der Martha nicht so ganz Unrecht, die gemeint hatte, zum Verlieben sei der Doktor just nicht geschaffen.

Und wieder war's Winter, kein frischer, kalter, klarer, sonnenheller Winter im blanken Panzer von Eis, den blendend weißen Sammtmantel übergeworfen: trüb und feucht, schwer und nebeldicht lag er auf der Erde, und Muth und Lust und Gelegenheit fehlten zu all den winterlichen Freuden, die im vergangenen Jahr die kurzen Tage so fröhlich und die langen Nächte so hell gemacht hatten. Keine telegraphischen Zeichen flatterten mehr an Annas Fenster, Martha hätte auch gar nicht Zeit gehabt zu dem eifrigen Hin- und Herspringen, wie im letzten Winter. Die Großmutter kränkelte; Martha hat ihr liebes, trauliches Stübchen verlassen und sich zu der Kranken gebettet. Es war die erste trübe Zeit ihres Lebens, und es war ihr oft, als sei es mit aller Freude vorüber. Nicht immer: Ein Stern war ihr auch im trüben Winter nicht erbleicht, und hielt sie aufrecht in langen, dunkeln Nächten. Wohl war im Ernst des Lebens der glänzende Traum etwas erbleicht, aber im Hintergrund ihrer Seele, da schlummerten sie noch, die traulichen Gedanken von der stillen verborgenen Treue, die nach langen Jahren des Harrens glänzend hervortritt; aber sie wagten sich gar selten an's Licht.

Anna freilich that ihr Bestes, der Flamme Nahrung zu geben, sobald ihr einmal Martha an einem besonders schönen Mondscheinabend im allertiefsten Vertrauen ihr Herz erschlossen hatte. Nächst der süßen Rolle einer Geliebten gibt es keine wichtigere und angenehmere, als die einer Vertrauten, und es ist gewiß ein gutes Zeichen für die Verläugnungs- und Liebefähigkeit weiblicher Herzen, daß sie sich dieser Rolle so aufopfernd hingeben, so willig in den Hintergrund zurücktreten können. Manchmal sind Vertraute weise, kühl, be-

lehrend, selbst wenn sie kaum achtzehn Jahre alt sind, und haben für die Freundin viel Weisheit übrig, deren sie selbst noch recht bedürftig wären; oft aber ergänzen sie aus überfließender Herzensfülle, was etwa der Freundin noch abgeht, und steigern durch treuliche Beihülfe ein Gefühl, das sonst leicht wie ein Traum vorübergegangen wäre.

Im letzteren Fall war Anna, die selbst eine sehr romantische Richtung hatte. Sie war unermüdet, mit Martha jeden Augenblick jener glückseligen Zeit wieder durchzuleben, jedem Blick Felsens, jeder Sylbe, die er gesprochen, die höchst mögliche Bedeutung zu geben und das schöne Zukunftsbild, das Martha nur im fernsten Nebelduft vorschwebte, zu zweifelloser Gewißheit zu erheben.

Die Großmutter hatte einen recht erträglichen Tag und saß im Lehnstuhl am Fenster, als Anna raschen Schrittes eintrat, wie Eine, die gute Botschaft bringt. „Nun, Fräulein Anna, was bringen Sie gutes Neues? sind Sie Braut?“ — „Ich nicht,“ rief Anna mit wichtiger Miene; „Herr Felsen hat seinen Prozeß gewonnen!“ — „So? Nun das ist ja schön, wenn nur das Glück den jungen Menschen nicht übermüthig macht.“

Martha war ganz still, sie wußte nicht warum, aber sie konnte sich nicht recht freuen. Der Erbe eines Landhauses und eines unermeßlichen Vermögens war ihr in unabsehbare Ferne gerückt; sie hatte sich ihn immer unglücklich gedacht, vom Geschick getäuscht; sie hatte nie sein Glück geliebt und seine glänzenden Hoffnungen, nur Ihn. — „Vermelden Sie unsere schönsten Glückwünsche, wenn die Frau Mama schreibt,“ sagte die höfliche Großmutter. — Anna hätte gern Martha noch allein gesprochen, aber diese verstand nichts und blieb bei der Großmutter sitzen. Sie schalt sich selbst über ihre Theilnahmlosigkeit und ihren Egoismus, aber sie konnte nicht anders, die Glücksbotschaft lag ihr wie Blei in den Gliedern.

„Wer weiß, ob das des Menschen Glück ist!“ hob die Großmutter wieder an. „Wenn er nicht gewonnen hätte, hätt' er mehr seine eigene Kraft brauchen müssen.“ — „Ja, und Manche, die sich vor seinem Glanz schüchtern zurückzieht,

würde mit Freuden Sorge und Armuth mit ihm getheilt haben!" rief Martha mit erglühenden Wangen, schwieg aber plötzlich erschrocken still. — „Was das anbelangt," sagte die Großmutter bedächtig, „so ist's zwar um's Theilen eine schöne Sache, aber die Armuth kann's nicht so recht vertragen, die genießt man lieber aparte. Sie singen wohl: „Getheilter Schmerz ist halber Schmerz," wenn ich aber ein schmales Brod theile, so wird's alleweil noch schmäler, was weniger angenehm ist. Aber der Felsen hat ja das Seine gelernt, hat einen guten Kopf und ist sauber von Leibesgestalt; der hätte schon ein anständiges Auskommen auch für zwei finden können."

Bei der Großmutter war von der Sache nicht weiter die Rede; Martha wollte alle vermessenen Gedanken und Hoffnungen in strenger Hut halten, aber Anna ruhte nicht mit schmeichelnden Bildern, bis sie die Freundin in einen Zustand glückseliger Erwartung versetzt hatte, so daß diese im Stillen jede Stunde des Prinzen mit der goldenen Kutsche gewärtig war, wie sie in Mährchen angefahren kommen. Nur der leidende Zustand der Großmutter dämpfte wieder den innerlichen Jubel.

Martha saß mit dem Strickzeug am Bett der schlummerden Großmutter, die heute sich recht krank und müde fühlte, als Anna wieder herüber kam, nicht so freudig und leichtfüßig, wie vor einigen Wochen, wo sie die Botschaft vom gewonnenen Proceß verkündet: indessen hielt sie auch dießmal einen Brief in der Hand. Martha winkte ihr zu schweigen und leise aufzutreten, Anna selbst schien heute nicht besonders zu Mittheilungen aufgelegt; sie legte den Brief auf's Bett neben Martha und schlich sich fort.

Es war ein Brief Felsens an die Hofräthin. Mit bitterem Humor dankte er der verehrtesten Freundin für ihre Gratulation. „Das Erbe, das ich antreten soll, ist im brillantesten Zustand. Das Landhaus ist durch den alten Cyniker und durch die charmante Familie Zeyher in einen Zustand

versetzt, der einen Verkauf wie eine Herstellung gleich unmöglich macht. Nicht nur die Bäume des Gartens, nicht nur Parketböden und Treppengeländer sind verkauft und als Brennholz verbraucht worden, sogar die Fensterscheiben sind herausgenommen, und die fünf Jahre, in denen es unbewohnt war, haben es zur Ruine gemacht. Mit einem Theil des Kapitalvermögens, das ursprünglich nur etwa den zehnten Theil von der Summe betrug, die unsere Familientradition annahm, hat sich ein Sachwalter aus dem Staub gemacht; der Rest ist so elend angelegt, daß mir kein Jude ein Viertel dafür gibt. — So ist's vorüber mit meinen Beglückungsplanen für die Menschheit im Allgemeinen und insbesondere. Ein Rest bleibt mir freilich, mit dem ein redlicher, sparsamer Mensch neben einer ordentlichen Praxis leben könnte, mit einer Frau, die sich darauf versteht, auch Mannskleider zu flicken und übrig gebliebenes Rindfleisch zu dämpfen. Dazu bin ich aber weder geboren noch erzogen u. s. w.

Als Anna wieder kam, traf sie Martha in ihrem Stübchen; sie gab ihr den sorgfältig zusammengelegten Brief zurück und sagte leise in gepreßtem Ton: „Es ist gut so, es ist vorüber," und mit den heißen Thränen, die ihr nun entströmten, trug sie ihre Jugendliebe zu Grabe. — „Aber, Martha," stellte die Freundin vor, „das ist nur Schüchternheit, weil er nun nicht reich ist, und siehst du, ein Advokat hat ein ungewisses Einkommen, und er ist an so vieles gewöhnt, aber er ist gewiß edler, als er sich ausspricht." — „Ich hoffe das zu Gott!" sagte Martha mit traurigem Lächeln. „Geliebt hat er mich nie. Sei nur ruhig, Anna, ich klage ja nicht."

Die Großmutter schlief noch, als sie hinüber kam. Martha barg ihr Haupt am Fußende des Betts und weinte sich so recht satt.

Ein Frühling und ein Sommer waren dahin gegangen, gar still für die still gewordene Martha, die selten der Großmutter Krankenstube verließ. Es schien ihr oft, als

liege ihre Jugend schon hinter ihr in unvordenklicher Ferne und werde nie mehr wiederkehren. — Da kam der erste Novemberabend wieder, wo die Großmutter sonst die Kunkeln angelegt für Martha und Ursula und Aepfel gebraten hatte. Martha hatte sich immer so gefreut auf die traulichen, langen Lichtabende. Heute schnurrte kein Rädchen in der Stube und die fleißigste Spinnerin lag tief im Grabe. Es war sehr still im Zimmer, hinter dem Ofen saß Ursula und schlief; sie pflegte alle Abende, wenn sie in's Zimmer kam, zu weinen, um ihre gute, alte Herrin, bis sie sich in Schlaf geweint.

Martha schlief nicht; in tiefe Trauer gekleidet, saß sie im Lehnstuhl der Großmutter, ihre Arbeit ruhte unberührt in ihrem Schooß. Die schönen, blauen Augen, die ein gut Theil ernster blickten als vor zwei Jahren, sahen auf zu dem Doktor, der vor ihr stand, den festen, tiefen Blick auf sie geheftet. Es mußte etwas recht Ernstes und Wichtiges sein, was die zwei zu besprechen hatten.

Es war an dem, daß Martha die liebe, traute Wohnung verlassen sollte, in der einst das verwaiste Kind eine so volle Herzensheimath gefunden. Schon vor zwei Monden hatte sie der Großmutter die Augen zugedrückt, aber bis jetzt hielt sie noch ängstlich fest an den Räumen, in denen all ihre Erinnerung, ihre ganze Jugend ruhte, und sie hatte sorgsam alles unverrückt wie zu den Zeiten der Großmutter erhalten.

Nun ging das nicht mehr; das junge Mädchen konnte nicht allein bleiben, und sie hatte nur zu wählen, bei welchem der Seitenverwandten der Großmutter sie zunächst ihre Heimath suchen wollte, die ihr recht freundlich angeboten wurde.

Die Großmutter war hellen Geistes und getrosten Muthes gestorben; das lange Krankenlager hatte ihren klaren Sinn nicht trüben können. — „Für dich sorgen kann ich nicht, Herzenskind," sagte sie zu Martha, die in Thränen aufgelöst an ihrem Lager kniete; „die Sorge für die Lebenden gehört dem Herrn, nicht den Sterbenden; ich kann nur für dich beten. Ganz arm bist du nicht und verlassen wirst du auch nicht sein. Unsere Familie hat immer zusammen gehalten.

So lange du ein Plätzchen ausfüllst in der eigenen Familie, mußt du nicht unter Fremde gehen. Um deine Zukunft kümmere dich nicht. Der Herr heißt uns nur um unser täglich Brod bitten. Für heute Brod, für heute Licht, für heute Kraft, so ist's genug; nur der verlorene Sohn hat sein ganzes Erbe zum voraus wollen. Geht dir's nicht nach deinem Wunsch, so geht dir's doch nach Gottes Willen, und zuletzt siehst du dann immer, daß Der Recht gehabt hat."

Der Doktor hatte sich als ein treuer Freund gezeigt und war Martha zu unbeschreiblichem Trost gewesen; bei Tag und Nacht war er unermüdet der Kranken zur Seite und pflegte sie wie ein treuer Sohn, nicht nur wie ein gewissenhafter Arzt. Besuche wollte die alte Frau nicht mehr annehmen; so hatte sich während der letzten Wochen der Krankheit die Außenwelt für Martha fast ganz geschlossen, und nur die ernste Seite des Lebens war ihr zugewendet. Wie ein älterer Bruder hatte der Doktor mit ihr die Kranke gepflegt, wie ein älterer Bruder hatte er nach ihrem Tode für sie gesorgt. Er, der sonst so ausschließlich für seinen Beruf lebte und ein wahres Grauen hatte vor Correspondenzen, vor amtlichen und Geldgeschäften, hatte sich ihrer Angelegenheiten angenommen mit einer Umsicht und Pünktlichkeit, die er sich selbst nie zugetraut hätte.

Nun erst, als die Zeit kam, die sie der alten Heimath entführen sollte, hatte er zu Martha's unaussprechlichem Erstaunen eine andere als eine brüderliche Frage an sie gestellt, die Frage, ob sie nicht an seiner Seite ihre Heimath finden wolle für immer, und jetzt, zu dieser Stunde stand er vor ihr, um von ihren eigenen Lippen die Antwort darauf zu holen. O, wenn sie nicht so viel Ernstes in der letzten Zeit erlebt hätte, diese Stunde hätte sie gar nicht überleben können vor innerer Beklemmung! Was sollte sie dem Doktor sagen, der so gut war und so edel, und den sie eben doch nicht lieben konnte?

„Ich will Sie nicht drängen, liebe Martha," sagte er, und sie fand zum erstenmal, daß der tiefe Ton seiner Stimme etwas Angenehmes hatte. „Entscheiden Sie sich mit aller

Ruhe und Freiheit, ein Entschluß für's Leben darf nicht übereilt werden." — „Ich nehme Ihre Geduld so lange schon in Anspruch," sagte Martha in einem sanften, fast schüchternen Ton, den der alte Freund nicht an ihr gewöhnt war; „wirklich, ich glaube gar nicht, daß ich Ihnen genügen könnte." — „Das lassen Sie meine Sorge sein," sagte der Doktor lächelnd. Sie hatte unbewußt hier eigentlich einen bestimmteren, lebhafteren Widerspruch erwartet, obgleich es ihr mit dem Zweifel Ernst gewesen. — „Sie sind so gut, Sie haben so viel für die Großmutter gethan, und für mich!" — „Das darf Ihren Entschluß nicht bestimmen, Martha. Dasselbe hätte ich für meine gütige alte Freundin gethan, auch wenn ich Sie nie gesehen hätte; was ich für Sie thun konnte, war einfache Pflicht eines Freundes und Hausgenossen, die ein Anderer nur besser erfüllt hätte."

‚Aber er hat auch gar nichts Feines, nichts Gefühlvolles,' dachte Martha, die denn doch oft im Stillen die Hingebung für die Großmutter noch andern Motiven zugeschrieben. ‚Warum kann ich denn eigentlich doch nicht Nein sagen?' — „Ich habe Ihnen nicht verschwiegen —" begann sie wieder mit gesenktem Blick und tiefem Erröthen. — Der Doktor fiel ihr in das Wort: „Ich danke Ihnen herzlich für die Offenheit, mit der Sie mir, mit Ueberwindung Ihres Gefühls, selbst mitgetheilt, was mir kein Geheimniß war. Ich habe auch einmal geträumt, Martha, wenn ich Ihnen gleich nicht aussehe wie ein Träumer; geträumt von einer Knospe, die unter meinen Augen aufgekeimt, auch einst unter meinen Augen erblühen würde, für mich erblühen, in Glück und Liebe. Der Traum ist zu Schaum geworden und die Schuld ist wohl mein, daß ich die Knospe nicht zu wecken verstand. Ich bin kein Sonnenstrahl, Martha, höchstens ein gutes warmes Herdfeuer. Wollen Sie sich aber daran wagen, liebe Martha, so denke ich, auch Ihr Herzenstraum und Ihr Herzeleid sollen nicht Steine in unserem Wege sein, sondern Stufen, auf denen wir höher steigen wollen."

„Aber — freilich, Sie sind so allein, so einsam im Leben; wenn Sie sich begnügen könnten mit meiner schwester-

lichen Zuneigung, meiner Treue, meiner Hochachtung —“ Sie hielt plötzlich erschrocken inne; das würde er am Ende schon für ein Jawort nehmen? und so hatte sie's doch nicht gemeint.

„So genügsam bin ich nicht, liebe Martha,“ sagte der Doktor mit ernstem Lächeln. „Ihre erste Liebe konnte ich nicht gewinnen, aber Ihre ganze Liebe ist das einzige Ziel, das mir begehrenswerth ist. Sie können und dürfen nur mein sein mit vollem Herzen, mit Ihrem ganzen Willen; kein Gedanke als der an Gott darf zwischen uns beiden stehen, es darf keinen möglichen äußern Fall im Leben geben, der Sie Ihr Ja auch nur eine Sekunde bereuen ließe. Es muß Ihnen klar und fest stehen, daß Ihr Entschluß Gottes Wille ist, daß Sie Ihre ganze Seele in meine Hand legen können, damit wir gemeinsam unsern Weg zum Himmel suchen. — Die Einsamkeit meines Herzens und Lebens darf Sie nicht zum Mitleid bewegen,“ fuhr er ruhiger fort; „ich bin allein, es ist wahr, und ich werde mich sehr einsam fühlen, wenn Sie fort sind und diese Thüre geschlossen ist. Aber ich habe gelernt, allein zu sein mit Gott und mein Leben auszufüllen mit meinem Beruf; ich habe gelernt, auch ohne Hoffnung zu lieben, ohne darum herzkrank zu sein. Sagen Sie also ja nicht Ja aus Mitleid, liebe Martha.“

„Warum will er mich denn aber, wenn er mich nicht braucht?“ dachte Martha. — „Nun, liebe Martha,“ sagte der Doktor, dessen rasches Auf- und Abgehen mehr als seine Worte seine innere Bewegung gezeigt hatte, indem er vor ihr stehen blieb, „nun lasse ich Sie noch einmal allein mit Gott und Ihrem Herzen. Er lenke Ihren Sinn nicht nach meinem, sondern nach Seinem Willen. Gut Freund bleiben wir auf jeden Fall, Martha,“ setzte er im alten gemüthlichen Ton des Hausfreundes hinzu, indem er sein Lämpchen anzündete und gute Nacht sagte.

Marthas Licht war tief herabgebrannt, als sie Ursula weckte und zu Bette schickte, in deren Schlummer keine Ahnung von der Lebensfrage gedrungen war, die vor ihr besprochen worden. — Martha blieb lange noch auf mit ihren

Gedanken. „Hat denn wohl je in aller Welt einer so um ein Mädchen geworben?“ fragte sie sich. „Wer weiß, wenn er mir seine stille Liebe und seine Einsamkeit so recht beweglich vorgestellt hätte, was ich hätte thun können, der Großmutter zu Lieb, die sich gewiß im Himmel noch darüber gefreut hätte! Statt dessen beweist er mir in einem fort, daß er mich eigentlich nicht braucht, und ist dazu noch so anspruchsvoll, daß er mich nicht einmal will, wenn ich ihn aus Achtung nehme! Und doch kann ich nicht Nein sagen!“

Die arme, bedrängte Martha schlief endlich ein. Der Doktor hatte Recht: er war kein Sonnenstrahl, wenigstens kein gewaltiger, aber ihr letzter Gedanke beim Einschlummern und ihr erster beim Erwachen war dennoch: „Warum kann ich denn nicht Nein sagen?“

Ich weiß nicht, warum wir in dieser Geschichte so viel mit Wintertagen zu thun haben. Aber ich kann es nicht ändern; es war in der That wieder ein trüber, neblicher, sonnenloser Tag zu Ende Februars und es wurde Nacht, ehe es recht Tag geworden war. Da und dort blinkten an den Fenstern die Lichter auf, die Laden wurden eilig geschlossen, ein paar Buben, die sich mit dem spärlichen Schnee erlustigt hatten, zogen sich auch in die Häuser zurück und nur noch ein Mann im wohl zugeknöpften Winterrock schritt eilig durch die Straßen. Er schritt einem Licht zu, das von dem Fenster eines netten Hauses ganz besonders freundlich und einladend seinen Schein auf die Gasse warf. Wer gute Augen hatte, konnte sogar erkennen, daß eine Frau bei diesem Licht noch emsig arbeitete, und der gestrenge Eheherr, der auf diesen Schein lossteuerte, bereitete sich schon auf einen Verweis vor für die ungehorsame Frau, die gegen sein Verbot bei Licht noch nähte. Gar zu scharf wird er übrigens nicht ausfallen, denn er schaut hellen Auges nach dem Schein, der ihm eine gute, trauliche Heimath erleuchtet, und denkt der langen Jahre der Einsamkeit, wo kein Licht und kein Herz seiner wartete, wo kein Auge heller blickte,

wenn er heim kam, und überzählt nun den Reichthum, den Gott ihm verliehen.

Endlich war das Haus erreicht und er wollte eben an der Klingel ziehen, als in athemloser Hast ein Bursche um die Ecke gerannt kam und ihn auf der Schwelle seines häuslichen Glücks am Rocke zurück riß. „Herr Doktor," keuchte der Jüngling, in dem er den Kellner des ersten Gasthofs, der Post, erkannte; „Herr Doktor, kommen Sie geschwind zu uns! geschwind! so schnell Sie können!" — „Nun, was gibt's?" fragte der Doktor, in diesem Augenblick gar nicht erbaut von dem Verlangen. — „Ein Herr, ein ganz vornehmer Herr — ein Graf — ein Fürst oder ein Herzog ist bei uns abgestiegen. Sein Begleiter, wahrscheinlich ein etwas geringerer Prinz, ist beim Aussteigen gefallen und hat den Arm gebrochen oder sonst was. Kommen Sie doch geschwind!"

Ohne weitere Fragen riß der Doktor an der Klingel, eilte mit flüchtigem Gruß an der Frau vorbei, achtete der Kinder kaum und rannte mit seinen Instrumenten wieder fort, indem er nur noch der Magd zurief, wo er zu finden sei.

Die junge Frau oben hatte seit zwei Stunden auf ihn gewartet. Allerlei kleine Delikatessen, mit denen sie ihn zum Vesper überraschen wollte, standen zierlich geordnet auf dem Tischchen vor dem kleinen Sopha; auf dem Lehnstuhl lag Schlafrock und Hausmütze, am Ofen standen Pantoffeln, um ihn recht gründlich zu erwärmen, wenn er von dem kalten Gang nach einem nahen Dorf zurückkehren würde. Auch von den Kindern erwarteten den Heimkehrenden allerlei Ueberraschungen. Alfred, dem ältesten Sohn, hatte der Präzeptor ein ehrendes laudo mit rother Dinte unter sein Argument geschrieben, die fünfjährige Dorothee hatte den ersten Strumpf fertig gebracht, Annchen, die auch nicht zurückbleiben wollte, erklärte, sie habe dem Vater auf ihre Tafel eine Kutsche gemalt, damit er fahren könne, und Wilhelm, der kleinste, hatte heute die ersten selbstständigen Schritte gemacht.

Aus allen diesen schönen Dingen war nun nichts geworden. Seufzend stellte Frau Martha die Speisen zurück,

legte den kleinen zu Bett und suchte die Mädchen zu bereden, ihre Ueberraschungen bis morgen zu versparen. Alfred mit seinem laudo war am allerunzufriedensten und meinte vorlaut: „Aber das ist doch nicht recht vom Vater, daß er so an uns vorbei rennt und gar nicht nach uns sieht, wenn wir ihm eine Freude machen wollen.“

„Der Vater denkt zuerst an seine Pflicht,“ sagte die Mutter dem Knaben und sich selbst zur Belehrung. „Bei uns zu sein, wenn ihr brav seid, das ist seine Freude, aber die gönnt er sich erst, wenn er seinen Beruf erfüllt hat. Sieh, darum steht der Vater so in Ehren bei Hoch und Niedrig vor vielen vornehmeren Leuten, weil er so treu ist in allem, was ihm anvertraut ist, und dabei nicht an sich denkt. Wenn du einmal groß bist,“ sagte sie mit feuchtem Auge, „so wirst du erst wissen, was für ein Gut dir der Vater in seinem guten Namen erworben. Meine Mäuschen gehen nun zu Bett, und den Strumpf und die schöne gemalte Kutsche geben wir dem Papa morgen zum Frühstück; der große Alfred darf noch aufbleiben, wenn er sich hübsch still unterhalten will.“

Mit guten und ernsten Worten gelangte die Mutter endlich dazu, das kleine Volk zur Ruhe zu bringen. Die Magd, die auf eigene Rechnung auf's Rekognosciren ausgegangen, brachte Kunde von dem vornehmen Herzog auf der Post und dem fast ebenso vornehmen Herrn, der die Hand gebrochen, und der wahrscheinlich des Herzogs Bruder sei. Alfred war für sein Warten reichlich entschädigt durch die Erwartung der merkwürdigen Dinge, die der Vater zu erzählen haben werde, und wir wollen nicht dafür stehen, ob nicht Frau Martha schon im Geiste ihren Gatten wegen besonderer Verdienste mit einem Orden geschmückt erblickte.

Endlich ertönte die Hausglocke, und dießmal unbehindert von einem schnellfüßigen Kellner, trat der Doktor müde und erfroren in die behagliche warme Stube. Es war unser alter Freund, der Doktor Enchelmaier, und er schien sich in den zwölf Jahren, seit wir ihn nicht mehr gesehen, fast verjüngt zu haben, trotz der Falten auf seiner Stirn. Es lag

ein behaglicher Ausdruck in seinen ernsten Zügen, den sie früher nicht gezeigt: ein Zug von Daheimsein. Von der jungen Frau, die ihn mit einem herzlichen Kuß begrüßt, und in der wir längst die rosenwangige Martha wieder erkannt, könnten wir eben nicht sagen, daß zwölf Jahre spurlos an ihr vorüber gegangen wären. So schlank ihre Gestalt noch war, so war es doch keine Mädchengestalt mehr, und es begegnete ihr nur noch selten, daß man sie „Fräulein" anredete und den Doktor für ihren Papa hielt, was in den ersten Jahren ihres Ehestandes zu ihrem unbeschreiblichen Ergötzen oft geschehen war; aber die sonst fast allzu blühende Röthe ihrer Wangen war einer feinen Rosenfarbe gewichen, in den lachenden blauen Augen war ein milderes und tieferes Licht aufgegangen, und wenn die zwölf Jahre sie nicht jünger gemacht, so konnte man doch im Zweifel sein, ob sie sie nicht schöner gemacht hätten, was des Gemahls Fall nicht war, der im Artikel der Schönheit nie große Geschäfte gemacht hatte.

Während wir in der Eile diese Personalien geben, ist der Doktor glücklich im Schlafrock und Hausmütze und in seine gewohnte Sophaecke gekommen; nur die Pantoffeln hat er verschmäht, ein Zeichen, daß er noch einmal ausgehen wird. Alles Fragen beim Nachhausekommen war längst verboten, und Frau Martha war darin so gehorsam, daß nicht einmal ihr Gesicht mehr neugierig aussah. Alfred hatte es nicht so weit gebracht; obgleich er nicht fragte, war doch sein ganzes Gesicht Ein Fragezeichen. Wie eine Militärbedeckung begleitete er den Vater mit offenem Munde auf jedem Schritt, um ja nichts von der wichtigen Mittheilung zu verlieren, die bevorstand, so daß der ernste Doktor hell auflachen mußte.

Nun war alles arrangirt, und die geschäftige Hausfrau saß in Ruhe an des Mannes Seite und legte ihm Suppe vor. In diesem außerordentlichen Fall war doch wohl das Fragen erlaubt und sie hob an: „Was hast du denn so spät noch für einen Patienten erhalten?" — „Den Sekretär, Hofrath, oder wie man ihn titulirt, des regierenden Fürsten

von Biberstein-Kahleneck-Bergheim, der mit dem Fürsten hier durchreiste und die Hand gebrochen hat." — „Ist es bedeutend?" — „Gefährlich eben nicht, aber langwierig. Der Patient ist höchst ungeduldig und unglücklich, wochenlang hier verharren zu müssen, statt mit der Durchlaucht nach Italien zu reisen. Nach Tische gehe ich noch einmal hin. Die Durchlaucht ist dennoch abgereist, so unendlich sie den Unfall des treuen Dieners beklagte; aber hier eine Nacht zuzubringen! Uebrigens hat er mir den Patienten auf's Dringendste empfohlen." — Man besprach den Vorfall zusammen, Alfred fand noch Gelegenheit, mit seinem laudo hervorzurücken, und legte sich befriedigt vom väterlichen Lob zur Ruhe.

Martha war allein noch auf und saß etwas schläfrig an ihrem Buch bei tief herabgebranntem Licht, als ihr Gatte nach Hause kam. „Weißt du, wer der fürstliche Hofrath ist?" fragte er sie, nachdem er sie begrüßt. — „Nein, wie sollt' ich?" — „Er heißt Felsen," sagte der Doktor langsam, „und ist ein alter Bekannter." Ein tiefes Erröthen flog über Marthas Gesicht; mit einem fragenden Blick bog sich der Doktor von hinten über ihren Stuhl und sah ihr in die Augen. Er konnte zufrieden sein mit der Antwort, die ihm in dem langen, tiefen Blick der jungen Frau entgegen kam, mit dem glücklichen Lächeln, mit dem sie aufstand und ihre Arme um seinen Hals schlang und ihr Haupt ausruhen ließ an seinem treuen Herzen.

Der Doktor besorgte treulich und emsig seinen ungeduldigen und ziemlich unliebenswürdigen Patienten, der keinen alten Bekannten in ihm vermuthete, wenn ihm auch je und je vorkam, er sollte ihn schon gesehen haben. Martha hatte gerade nicht Zeit, viel über dieses wundersame Zusammentreffen nachzudenken und sich auf das Wiedersehen vorzubereiten, denn sie erwartete einen lieben Besuch. Anna hatte sich auf einige Wochen angesagt, und wenn auch der Doktor das verheißene Vergnügen etwas kühl aufnahm, da er nie ein besonderer Verehrer Annas gewesen war, so freute er sich

doch der Freude seiner Frau, die mit gewissenhafter Treue das Gefühl einer Freundschaft festhielt, der sie durch ihre innere Entwicklung ziemlich entwachsen war.

Es war noch Fräulein Anna, die mit der verwittweten Mutter und den Schwestern jetzt in der Residenz ein ziemlich langweiliges Leben führte, wie vielfach es auch durch Concerte, Theater und Vorlesungen gewürzt war. Anna hatte nicht innere Kraft, nicht Demuth und Selbstverläugnung, nicht Liebethätigkeit genug, um ihr einsames Dasein klar und harmonisch zu gestalten; aber sie war zu gutmüthig, um verbittert und böswillig zu werden und durch Schmähen über andere sich für verfehltes Lebensglück schadlos zu halten. Sie begnügte sich, ganze Hefte voll Gedichte abzuschreiben, lauter Variationen über das Thema:

„Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder,
Mir hat er abgeblüht."

und solche mit schmelzender, wenn auch nicht immer schmelzreicher Stimme zur Guitarre zu singen. Ihrer Freundin Martha gönnte sie ihr häusliches Glück von Herzen und war die Pathin ihres jüngsten Töchterleins; aber das prosaische Aussehen des Doktors half ihr noch mehr als Freundschaft und Herzensgüte über jedes Gefühl von Neid oder Bitterkeit hinweg. Sie fand es recht vernünftig, daß Martha diesen Entschluß hatte fassen können; sie ihrerseits wäre das nicht im Stande gewesen, und es war ein Glück für die Welt, daß nicht viel solcher zartbesaiteten Seelen waren, die lieber einsam verklingen wollen, als ihrem Ideal entsagen.

Da es des Doktors Eigenthümlichkeit war, jeden Ausdruck des Gefühls fast ängstlich dem Auge anderer zu entziehen, so daß er seine Frau fast eher noch vor andern gescholten als geküßt hätte, so hielt ihn Anna auch wirklich für den trockenen Michel, für den er sich gab, und betrachtete Martha mit einem gewissen schonenden Mitleid, das sie nicht mahnen wollte an die Ideale, die ihr zerronnen waren. Martha dagegen, die einem Mädchen kein besseres irdisches Loos wünschen konnte als einen so braven Mann, wie den ihren, gab ihr in Gedanken dieses Mitleid reichlich zurück.

und so war zwischen ihnen, neben aller wirklichen Zuneigung und äußern Herzlichkeit, wenig inneres Verstehen.

Gegen Abend zog die Doktorin mit ihrer kleinen Familie auf die Post, um Anna abzuholen. Alfred hatte es zuerst unter seiner Würde gefunden, mit zu gehen, und ließ sich erst bewegen, als die Mutter ihm sagte, er müsse an des Vaters Stelle gehen. So machte sich die kleine Karawane auf, Wilhelm auf der Mutter Arm. Endlich kam der Wagen, und die Kinder, die sich Annas nicht mehr erinnern konnten, waren etwas enttäuscht; sie hatten sich unwillkürlich etwas besonders Reizendes und Schönes gedacht. Alfred sagte leise zu Dorothee: „Du, sie ist nicht schön!" — „Aber ihr Kleid und ihr Hut!" flüsterte Dorothee. Anna umarmte die Freundin, herzte und küßte die Kinder, und aus ihrer Tasche sah eine große, vielsprechende Düte hervor, so daß das kleine Volk sehr hoffnungsvoll voran hüpfte.

An einem Fenster des Posthauses stand ein etwas blasser Mann, den Arm in der Schlinge, und sah auf die Damen, als eine Abwechslung in seiner trostlosen Langeweile. Aber rasch fuhr er zurück, als Martha zufällig den Kopf gewandt hatte. „Wäre es möglich?" fragte er sich, und die Einförmigkeit seiner Krankenstube war heute etwas belebt durch alte Gedanken und Erinnerungen.

Anna war im traulichen Gaststübchen untergebracht, wo ihr die Freundin alles so comfortabel als möglich bereitet hatten. Die alten Herrlichkeiten der Mädchenstube spielten noch immer eine Rolle beim Aufputz des Gastzimmers. Dorothee schaute mit offenem Munde zu, wie der Gast die feinen Kragen, Shäwlchen und Mantillen in die Schubladen räumte; Martha half ihr und hörte daneben ein Privatissimum über das Neueste, was man trug, und obgleich Anna versicherte, solche Dinge haben nicht den mindesten Werth für sie, und Martha erklärte, sie habe weder Zeit noch Geld, an neue Moden zu denken, so wurde das Thema doch mit bedeutendem Interesse verhandelt.

Für Kinder sind Gäste ein allzeit willkommenes Ereig-

niß, für Frauen ist zeitweise das Vergnügen ein mäßiges. Gäste, die zu Wagen anfahren, die Umstände erwarten und ein geheiztes Gastzimmer, junge Mädchengäste, die Anspruch auf besondere Vergnügungen machen und ein Ballkleid im Koffer haben, männliche Gäste, namentlich halbgewachsene Jünglinge, die entsetzlich langweilig an den Fenstern herum lehnen — diese alle können zu Zeiten ein zweifelhaftes Glück gewähren. Aber behagliche Gäste, bei denen die strenge Regel des Hauses etwas gelöst ist, ein bescheidenes Leibgericht, oder ein Kuchen den Tisch ziert, für die sich der Mann ein Erholungsstündchen von der Arbeit gönnt, alte Freunde, die einen frischen, geistigen Lebenshauch in die nüchterne Häuslichkeit bringen, mit denen man aufsitzt in interessanten Gesprächen bis um Mitternacht, oder weibliche Gäste, die sich mit ihrer Arbeit in einer stillen Zimmerecke niederlassen, den Kindern Geschichten erzählen und mit der Hausfrau die Arbeitsstunden verplaudern, diese gehören gewiß zur Würze des häuslichen Lebens. Man fühlt erst recht, wie es ein Großes und ein Schönes ist um den eigenen Herd, wenn man für den Freund Raum daran machen kann.

Und so waren es, auch für Martha behagliche Stunden, wenn sie mit Anna an dem kleinen Nähtisch saß, Dorothee auf einem Stühlchen mit dem Strickzeug daneben und Annchen mit Wilhelm auf dem Boden herum krabbelnd, wenn sie von alten Zeiten plauderten oder in alten Poesiebüchern blätterten, die sie als Mädchen entzückt. Es geschah wohl freilich hie und da, daß die Kinder recht ungeschickt diese Reminiscenzen unterbrachen und etwas ungeduldig zur Ruhe verwiesen wurden. Was aber die Ordnung des Hauses und der Küche betraf, da gestattete sich Frau Martha keine Versäumniß; denn, wie Anna mit Seufzen bemerkte und sie selbst mit Lächeln zugab, sie *fürchtete* ihren Mann; eine Wolke auf seiner Stirn, eine etwas verdrießliche Bewegung, mit der er bei Tisch den Teller früher zurückschob, ging ihr viel tiefer zu Herzen als früher tüchtige Scheltworte der Großmutter. Nun war der Doktor zwar sicherlich kein Haustyrann und seine Frau hatte noch kein rauhes und unzartes

Wort aus seinem Munde gehört, aber er kam zu Zeiten müde und verstimmt nach Hause, und da es unter tausend Männern kaum Einen gibt, der es versucht, aus eigener Kraftanstrengung eine üble Laune auf der Schwelle des Hauses abzuschütteln, so ist nicht zu erwarten, daß er gerade einer dieser Seltenen war. „Kein Gefühl für weibliche Würde mehr!“ sagte Anna kopfschüttelnd bei sich, wenn sie bemerkte, wie Martha mit kleinen Aufmerksamkeiten, mit guten Worten, auch da, wo sie nichts verfehlt, dem Mann seine Verstimmung nach und nach wegschmeichelte. Martha aber trug ihre Erniedrigung mit merkwürdig gutem Muth und lachte Anna aus, wenn sie ihre Gedanken errieth. Das bischen üble Laune, das konnte jedermann sehen, wie lieb ihr Mann sie aber hatte und wie hoch er sie hielt, das wußte sie ganz allein.

Anna wußte so viel zu erzählen aus den alten Zeiten, auch Begebenheiten, deren sich Martha trotz ihres guten Gedächtnisses nicht mehr so recht entsinnen konnte, von allerlei stillen Verehrern, die nicht gewagt, um sie zu werben, oder von solchen, die förmlich um sie geworben. Bei jedem Besuch, den Anna gemacht, hatte sich die Zahl dieser möglichen und wahrscheinlichen Aspiranten um ihre Hand vermehrt. Die gutmüthige Anna erschien zuletzt als eine wahre Turandot, und sie glaubte selbst steif und fest daran.

Jener glänzende Winter mit den Eispartien und dem Ball spielte natürlich auch eine Rolle in diesen Memoiren, aber nähere Anspielungen auf Felsen und die Bedeutung, die er für Martha gehabt, wagte Anna doch nicht. Es lag etwas in dem sonst so offenen Wesen der jungen Frau, das dergleichen Mittheilungen abschnitt. Die Handschuhe hatte Martha noch aufgehoben, die ihr damals der Doktor gebracht. „Und denke nur,“ fügte sie lachend hinzu, „obgleich er mir Ballhandschuhe gekauft, hat mich doch der Tyrann nachher kein einziges mal auf einen Ball gelassen! Es schicke sich nicht für eine Frau zu tanzen, wenn der Mann nicht tanzt. Ich sage dir, es war mir recht weinerlich am ersten Abend, als die prächtigen Walzer und Polkas herüber tön-

ten." — „Und so läßt du dir wie ein Kind verbieten und befehlen?" fragte Anna empört. — „Das ist gar nicht mehr nöthig," sagte Martha lächelnd. „Das war nur zu Anfang, jetzt sehe ich ihm schon lang an den Augen an, was ihm recht ist und nicht. Es ist gut, daß er mich erzogen hat, ehe ich die Kinder zu erziehen hatte." — „Nein, diese Erniedrigung!" seufzte Anna wieder; „so hätte ich es nicht ertragen können!" Die erniedrigte Martha ging aber ganz getrost ihrer Wege und gönnte der Freundin ihre weibliche Hoheit.

„Heute Abend will ich einen Gast zum Thee bringen," sagte der Doktor an einem der nächsten Tage. „Ich kann meinen unmüßigen Patienten nicht mehr im Zimmer halten. Richte dich darauf, Kind." — „Welchen Patienten?" fragte Anna. — „Den Hofrath eines reisenden Fürsten, der hier die Hand gebrochen hat," sagte Martha. Wollte sie Anna überraschen oder was war es sonst, was sie abgehalten, ihr mitzutheilen, wer eigentlich der Fremde sei? Auch der Doktor hatte kein Wort davon gesagt.

Der Theetisch war sehr hübsch arrangirt, die große schöne Lampe angezündet; das Zimmer strahlte im freundlichsten Schmuck, Martha's bescheidener Silberreichthum blinkte auf dem Tisch. Gewiß eine sehr verzeihliche Koketterie, daß sie ihr ganzes kleines Besitzthum in's schönste Licht setzen wollte.

Auch sie selbst hatte wohl ein bischen mehr in den Spiegel geschaut, als bei einem bloßen Familienthee der Fall zu sein pflegte. Das kornblaue Kleid, das sie trug, war zwar lang nicht ihr schönstes, aber gewiß ihr kleidsamstes. Anna, obwohl ahnungslos, hatte dem fürstlichen Hofrath zu Ehren ihren höchsten Schlag losgelassen, ein bunt karrirtes Seidenkleid und trug rothe Chenillen im Haar.

Und so etwas wie Herzklopfen spürte Martha doch, als der Doktor eintrat mit dem schönen, feinen, blassen Mann, der mit dem Arm in der Schlinge nur um so interessanter aussah. „Fräulein Anna Vogt — meine Frau," stellte der Doktor vor; „Herr Hofrath Felsen. Sie sind, wie ich glaube,

alte Bekannte." — Dießmal war Martha im Vortheil, die auf das Wiedersehen vorbereitet war, Anna aber konnte sich gar nicht zurecht finden über diese wunderbare Fügung, und Felsen selbst war etwas verblüfft. „Wohl glaubte ich vor einigen Tagen diese blauen Augen wieder zu erkennen," stotterte er, „aber ich traute meinem Blick nicht. Wirklich, Fräulein Martha?" — „Nun Frau Doktor Enchelmaier," sagte Martha lächelnd. „Haben Sie bis jetzt meinen Mann nicht erkannt?" — „Wirklich nicht, ich glaube, ich hatte nur Einmal das Vergnügen." — „Ach ja," lachte Martha, „und das war von hinten, als ihm meine Amalie aus der Tasche nickte."

Erheitert durch diese Erinnerung, setzte sich die kleine Gesellschaft um den Theetisch. Anna erholte sich von ihrem Erstaunen und ließ nur hie und da unendlich wehmüthige Blicke von Martha zu Felsen gleiten, der immer noch nicht ganz seine alte Sicherheit wieder gewonnen hatte. Martha dagegen, das früher so schüchterne, erröthende Kind, das zu dem gewandten Weltmann wie zu einer Art von höherem Wesen aufgeblickt hatte, bewegte sich mit der harmlosesten Sicherheit und Unbefangenheit.

Allmählig, in einer Skizze, die er von seiner Vergangenheit gab, fand Felsen seine glänzende Unterhaltungsgabe wieder. Mit köstlichem Humor erzählte er von seinem Triumph beim gewonnenen Proceß, von den Champagnerdejeuners und Festen, mit denen er ihn gefeiert, den Pferden und Equipagen, die er gleich bei der ersten Kunde angeschafft, und wie dann der wirkliche Erfund des Erbes seine glänzenden Illusionen eine nach der andern zu nichte gemacht. Ueber einige Jahre, wo er als Rechtsanwalt an verschiedenen Orten Versuche gemacht, ging er flüchtig weg, und schilderte dann wieder mit farbiger Detailmalerei sein Zusammentreffen mit dem Fürsten, die Art, wie er ihm unentbehrlich geworden, und seine jetzige glänzende Stellung bei ihm.

In ergötzlicher Weise zeichnete er den neckischen Dämon, der ihn überall im Leben verfolgt und ihn hier noch, beim Beginn einer anziehenden Reise, die Hand brechen ließ, um ihm statt des Dufts der Orangenhaine den Stallgeruch des

Postzimmers zuzuwehen. „Aber eine kleine wohlthätige Else folgt doch immer diesem Kobold auf dem Fuß und mildert seine Unthaten. Sie hat mich auch jetzt zurückgezaubert in eine der reizendsten Episoden aus der Zeit, wo auch ich noch gehofft und geträumt habe.“

Die Unterhaltung um den kleinen Theetisch belebte sich immer mehr. Alte Pappelburger Erinnerungen wurden aufgefrischt, die Großmama am Spinnrad, der Eislauf und andere gesellige Freuden; nur jenes Balles erwähnte niemand. — Der Doktor hatte nicht viel zum Gespräch beigetragen, nach zehn Uhr mahnte er, Kraft seines Amtes, den Patienten, die Ruhe zu suchen, warf ihm trotz alles Widerstrebens seinen alten warmen Reitmantel noch über den Burnus, und geleitete ihn nach Haus. Seufzend erbat sich Felsen die Erlaubniß, in dieser anmuthigen Villa hie und da Zuflucht suchen zu dürfen vor der entsetzlichen Langeweile und Unbehaglichkeit des Wirthszimmers, was ihm auch bereitwillig gewährt wurde.

Martha half, wie gewöhnlich, der Freundin noch beim Auskleiden. Anna war immer noch außer sich über die Merkwürdigkeit dieses Zusammentreffens: „Aber, Martha, wie interessant! Und so ganz zufällig! Hat ihn dein Mann erkannt?“ — „Gewiß, aber Felsen ihn nicht.“ — „Begreiflich,“ sagte Anna in unbewußter Unhöflichkeit. „Aber es ist doch zu merkwürdig! Warum hast du mir's nicht gesagt?“ — „Nun, ich wollte dich überraschen. Gute Nacht, Anna!“

Wenn auch Felsen seine Verwunderung nicht so geräuschvoll äußern konnte, wie Fräulein Anna, so hatte doch das unerwartete Wiedersehen einen Eindruck auf ihn gemacht, über den er selbst erstaunt war. Er hatte allerdings je und je immer noch an die frische Rosenknospe gedacht, an das blühende Kind mit den blauen Augen, das er einst so huldvoll angeblickt, so glücklich gemacht mit seinen Aufmerksamkeiten, aber doch als an etwas Fernes und Abgethanes. Nun aber stand die Knospe vor ihm in voller Blüthe fraulicher Anmuth, sicher, wie es schien, im Gefühl einer erreichten Bestimmung, eines ausgefüllten Lebens. Und Er? —

Er hielt es für besser, zunächst keine Parallele zu ziehen, nur das hätte er gern gewußt, ob dieses Zusammentreffen auf die Frau denselben, oder einen noch tieferen Eindruck gemacht, als auf ihn.

Schon am folgenden Vormittag erschien er wieder in des Doktors Haus; er hatte Fräulein Anna einen Liebertext versprochen. Martha, die eben ihren Kleinen mit Brei fütterte, grüßte ihn unbefangen, als alten Bekannten: „Guten Morgen, Herr Hofrath, wie haben Sie geschlafen?“ — „Nicht eine Minute,“ sagte er mit mehr Ernst als Wahrheit. — „O, das ist mir leid; unser Thee ist gewiß unschuldig, aber es war Ihr erster Ausgang. Ich habe auch die halbe Nacht nicht geschlafen.“ — „Wirklich?“ fragte Felsen noch bedeutsamer. — „Ach ja, mein Kleiner da hat bis drei Uhr gehustet, und bei Tag ist er nun munter, als ob nichts geschehen wäre, der kleine Schelm.“ Die lachenden Augen der Mutter und des Kindes begegneten sich, und der melancholische Blick, den Felsen auf sie heftete, ging ganz verloren.

Nun erschien Anna, in empfindsames Blaßblau gekleidet, und die Unterhaltung kam in lebhaften Gang. „Es scheint warm heute,“ bemerkte Martha etwas prosaisch. — „Ein Tag voll Lenzahnung,“ sagte Felsen feurig; ich höre von meinem Zimmer aus den losgebundenen Bach rauschen, ein verborgenes Schwellen und Drängen überall, der Frühling fordert seine alten, heiligen Rechte wieder.“ — „Glauben Sie, daß der Mühlbach ausgetreten ist?“ fragte Martha besorgt. „Mein Mann hat heute noch einen Krankenbesuch in Ellingen zu machen, da könnte der Weg gefährlich sein.“ — „Ich weiß nicht,“ sagte Felsen, etwas abgekühlt und verstimmt, und stellte sich an's Fenster. — Anna aber probirte das mitgebrachte Lied, die Schlußstrophen von Byrons farewell, auf dem Piano und hob an zu singen:

Dein Name erklingt mir
Wie Todtengeläut.
Wie warst du so lieb mir!
Es schauert mich heut.

Sie wissen nicht, wie ich
So gut dich gekannt;
Wie ich dich beweinte,
Kein Wort hat's genannt.

Wir sah'n uns verstohlen,
Und stumm ist mein Schmerz.
Daß dein Sinn konnte täuschen,
Vergessen dein Herz.
Und seh'n wir uns wieder,
Wenn Jahre sind um,
Wie soll ich dich grüßen?
In Thränen und stumm.

Leise verklangen die Töne, Felsen sah sich um nach Martha; sie hatte unter dem Gesang den Kleinen auf ihren Armen in Schlummer gewiegt und sah lächelnd auf ihn nieder. Sie winkte Felsen zu sich! er flog hinüber. „Bst! da sehen Sie einmal!" flüsterte sie, indem sie mit hohem Ergötzen auf den Kleinen deutete. Der kleine Bursche hatte den Breilöffel mit dem Händchen gepackt und hielt ihn fest, während er in süßem Schlummer lag, die reichlichen Spuren seiner Mahlzeit auf dem vollen, rosigen Gesicht. „Ist das nicht köstlich?" flüsterte sie. — „Entzückend," flüsterte Felsen, konnte aber in der That nicht begreifen, was es denn so Außerordentliches sei um ein Kind, das im Schlaf seinen Breilöffel hält. — „Ist diese Gleichgültigkeit ein Pique über frühere Vernachlässigung von meiner Seite, oder stellt sich die junge Frau so ruhig, weil sie für ihre Ruhe fürchtet? O, sie darf unbesorgt sein, ich bin kein Don Juan, und begehre nicht ihr hausbackenes Glück zu stören."

Für Anna war der interessante Freund in der kleinen Stadt, die sie noch unbedeutender fand als vor Zeiten Pappelburg, ein unbezahlbarer Fund. Sie hatte dießmal Einsicht genug, um zu wissen, daß sie weder eine alte, noch eine neue Liebe Felsens sei, aber auch der bloß freundschaftliche Verkehr, zu dem er sich sehr gerne hergab, hatte großen Reiz

für sie. Es gab immer Lieder auszutauschen, Bücher zu entlehnen, Besprechungen darüber; der kranke Arm machte ihn so hülflos, und Martha überließ meist ihr die kleinen Dienste, deren er bedurfte, und die sie ihm mit vieler Grazie leistete. So kam es bald, daß Felsen täglicher Gast in des Doktors Hause, und fast zu allen Stunden dort zu treffen war. Des Doktors gute Laune schien dadurch nicht eben zu gewinnen. Er und Felsen verstanden sich nicht besonders gut, und die für jenen wenig anziehenden Gespräche, die dieser aufbrachte, und die Ueberlegenheit, die er dabei geltend zu machen wußte, erfüllten nicht selten den Doktor mit verbissenem Aerger. Er war gastlicher Natur, aber seine Gäste mußten auch *seine* Gäste sein; er liebte es nicht, seinen häuslichen Herd allzulange von Fremden belagert zu sehen, die sich auf eigene Rechnung daran amüsirten. Die beständige Gegenwart Felsens und Anna's that ihm auch in seinen häuslichen Gewohnheiten einen gewissen Zwang an, der ihm um so lästiger wurde, als er sich eben nicht recht gesund fühlte. Obgleich herzgut und liebevoll, war er doch nicht frei von der menschlichen, besonders *männlichen* Untugend, eine Verstimmung, die man nicht an den rechten Mann bringen kann, an den, oft ganz unschuldigen liebsten und nächsten Personen auszulassen. Er kam oft in übler Laune nach Haus, und Martha, die eben jetzt ihr häusliches Glück gerne im schönsten Glanze hätte leuchten lassen, fand ihn verstimmt, unfreundlich sogar, wie sie dieß nie zuvor erfahren.

War es die Weichheit, die jede Genesung mit sich bringt, oder war es ein neu erwachendes tieferes Gefühl? Felsen zeigte, zumal im Verkehr mit den Damen allein, viel weniger den vornehmen, etwas ironischen Ton des Weltmanns, als eine poetische Stimmung mit einem leisen Anflug von Wehmuth, die Martha, die von jeher in Freud und Leid alles gern ernstlich und geradezu genommen und von jeder Art Ironie verwirrt wurde, viel besser gefallen mußte.

Eines Abends saß sie mit Anna und Felsen zusammen, Felsen trug mit unnachahmlichem Ausdruck ein Gedicht By-

rons in guter deutscher Ueberſetzung vor. Seine ganze Seele ſchien er in die Stelle zu legen:

„Die Dame ſeiner Liebe war vermählt
Mit Einem, der nicht heißer ſie geliebt.“ — —

Da trat eben der Doktor ziemlich durchnäßt in's Zimmer. „O Ludwig!“ rief Martha erſchrocken, „ich habe gar nicht bemerkt, daß es regnet!“ — „Ich hatte dich gebeten, mir zu Müllers einen Schirm zu ſchicken,“ ſagte er kurz und ärgerlich. — „Es thut mir leid, ich hatte es ganz vergeſſen.“ — „Natürlich, weil es mich angeht.“ Die junge Frau ſchwieg gekränkt über den ungerechten Vorwurf. Anna machte die ſehr natürliche Bemerkung: „Aber warum nahmen Sie keinen Schirm von Müller mit?“ — „Weil ich nicht fremden Leuten läſtig fallen will,“ ſagte der Doktor noch ärgerlicher, weil er ſelbſt einſah, daß ſie Recht hatte und daß er aus einer Art Trotz im Regen fortgelaufen ſei, und ging in's Nebenzimmer. Martha eilte ihm nach, um für trockene Kleider zu ſorgen und — um ihre Thränen zu verbergen. Mit unendlicher Wehmuth blickte ihr Anna nach. „O, ſie trägt viel im Stillen!“ antwortete ſie leiſe auf Felſens fragenden Blick; „ſie iſt ein ſtarkes Herz!“ Anna hatte nie den Gedanken los werden können, daß Martha ein Opfer ſei.

Felſen hatte ſo ſeine eigenen Gedanken über die Verſtimmung des Doktors, und ſie waren ihm nicht ganz unangenehm. „Eiferſucht? Natürlich. Nun, der gute Mann darf ruhig ſein. Nur wiſſen möcht' ich einmal, woran ich bin mit der kleinen Frau; dann will ich ja gern das Ehepaar ſeinem häuslichen Glück und ſeinen kleinen Breilöwen überlaſſen.“

Welche Erniedrigung weiblicher Würde Martha ſich wieder hatte zu Schulden kommen laſſen, als ſie ihren Bären in warmem Schlafrock und Pantoffeln in ganz leidlich guter Laune aus dem Nebenzimmer hervorbrachte, das geſtand ſie Anna nicht; aber die blauen Augen, die ſich ſo leicht mit Thränen füllten, von denen der Doktor gar kein Freund war, glänzten wieder ganz hell. Das Ehepaar ſchien allerlei geheime Einverſtändniſſe mit einander zu haben, und Anna

hatte Felsen allein zu versorgen, auf den sich allmählig des Doktors üble Laune zu vererben schien, so daß er einen frühen Abschied nahm.

Er konnte es nicht verwinden, daß diese ganz einfache Frau so ruhig, so unbesorgt ihm gegenüber stehen sollte, während er nicht nur aus eigener Wahrnehmung, sondern auch aus Annas bereitwilligen Mittheilungen wußte, was er ihr einst gewesen. Es mußte eine künstliche Ruhe sein, und Verstellung konnte er nicht ungestraft lassen. Nur Einmal, ein einzigmal nur mußte er sie zum Geständniß bringen, daß auch auf ihr Herz die Vergangenheit noch ihre Rechte habe; dann wollte er ja weiter ziehen und ihren Frieden nicht stören. Er bemerkte nicht, daß er selbst, während er Fäden anlegte, um zu ziehen, längst gezogen ward, gezogen von seinem eigenen unerzogenen Herzen, das nie gelernt, sich eine Schranke zu setzen.

Er sah im tagtäglichen Verkehr in des Doktors Hause neben den Lichtseiten auch die Schattenseiten der Häuslichkeit: unartige Kinder, die Stürme der Wasch- und Putzfeste, ungeschickte Dienstboten, die junge Frau zu Zeiten müde und verstimmt darüber; er sah, wie der Doktor oft in der rastlosen Uebung einer mühevollen Pflicht kaum Viertelstunden fand für häusliche Ruhe, für den Verkehr mit den Seinen; und doch, er mochte sich diese Kehrseiten des Familienglücks noch so oft und noch so karrikirt vor die Augen halten, eine unabweisbare Stimme sagte ihm: „Das ist doch Leben, und dein Beruf ist keines Mannes Beruf!“

Für unerhörtes Glück hat es gegolten, daß ihm, dem Verwöhnten und vom Glück Verstoßenen, die Gunst des Fürsten und mit ihr ein bequemes Schlaraffenleben wie aus den Wolken zufiel, und er hatte sich auch viel Schönes weiß gemacht über die Bedeutung seiner Stellung als Vertrauter eines Mächtigen; aber statt eines berathenden Freundes, war er nicht vielmehr der Diener seiner Launen? Was ihn an den Fürsten fesselte, war es der gelinde Grad von Zuneigung und Anhänglichkeit, die er für ihn empfand, war es die Sorge für Angehörige, deren Existenz er zu sichern hatte,

oder war es nicht vielmehr seine eigene Weichlichkeit, die nicht ein Jota aufgeben wollte von dem Luxus und Comfort des Lebens, den er sich zum Bedürfniß gemacht? Ohne diese Weichlichkeit hätte er, auch ohne das Erbe des Großonkels, seinen Weg suchen und bahnen können wie andere, denen Gott einen hellen Geist und einen gesunden Arm gegeben, hätte sich die Blume pflücken können, die er achtlos am Wege stehen lassen, weil er sich gefürchtet hatte vor einem Leben der Arbeit und Beschränkung.

Es war selten, daß er solche Gedanken in sich wach werden ließ; aber gerade jetzt gab es oft Zeiten, wo er nicht nur den Doktor beneidete, sondern den niedersten Taglöhner, bei dem er denken mußte: „Du gibst deine Mühe und deinen sauren Schweiß doch um Brod für Weib und Kind; ich aber verschleudere meine Kraft und Zeit um feine Cigarren und edle Weine, um seidene Sophas und amüsante Reisen!“ Er wußte gar nicht, woher ihm solche Gedanken kamen, und der Aerger darüber wurde ihm wieder zu einer Art von Rachegefühl gegen den philisterhaften Doktor und seine Frau.

Und nun kam allmählig die goldene Frühlingszeit, warme Märzwinde, die liebliche Mähren erzählten von vergangenen Träumen, die man ihnen mitgegeben vor langen Jahren und die sie immer wieder mitbringen auf ihren leichten Schwingen und neckisch an der Seele vorüber führen und altes süßes Leid damit aus dem Schlummer locken. Die Syringen knospeten und die Vögel zwitscherten; und die kleine Doktorsfrau mit den schönen, tiefen blauen Augen, die sollte allein ganz unbewegt und vergnüglich unter ihren Kindern und Kochtöpfen sich bewegen? Nein, er mußte ihr noch ein Zeichen des Gefühls entreißen, ehe er ging, oder wenn wirklich in Küchendampf und Kinderstube jeder Funken tieferen Gefühls in ihr erstickt war, so sollte sie wenigstens seinen Hohn fühlen.

An Anna hatte er eine bereitwillige Bundesgenossin. Sie war längst gekränkt über das, was sie Mangel an Vertrauen bei der Freundin nannte. Seit Felsens erstem uner-

warteten Erscheinen hatte sie jeden Abend erwartet, daß ihr Martha mit Thränen in den Augen um den Hals fallen, ihr gestehen werde: „Die alte Liebe erscheinet, sie stieg aus dem Todtenreich!“ Dann hatte sie ihr beistehen wollen, den Riesenkampf der Pflicht zu kämpfen. Sie hatte sich eine schöne tragische Scene gedacht, voll Liebe und Entsagung, wo Felsen mit verhülltem Antlitz fortstürzen und wo Martha erkennen würde: „daß auf des blühenden Traumes Grunde ihr ganzes Leben ein Schatten war,“ und hinfort in edler Resignation ihr Leben ertragen und ihre Tage beschließen. Statt dessen ging Martha in keinen einzigen ihrer einleitenden Seufzer ein und strickte fort an ihres Mannes Socken, während sie ihr sang:

Alles ist vergangen,
Alles um mich her,
Habe kein Verlangen
Hier auf Erden mehr.

Anna meinte es nicht schlimm mit der Freundin; sie schrieb und dachte die schönsten Phrasen über Tugend und Religion und hätte Martha um keinen Preis ihrer Pflicht untreu machen wollen. Aber nur wissen hätte sie mögen, ob sie denn wirklich ganz abgestorben sei für jedes tiefere Gefühl, ob es nicht möglich sei, einen Funken der vergangenen Liebe zu wecken; dem hölzernen, gefühllosen Doktor würde ja dadurch kein Leid geschehen.

Von seinem Unmuth verblendet, hatte Felsen mit weniger Klugheit, als ihm sonst eigen war, sich Anna anvertraut. Sie hatte längst Martha beibringen müssen, daß sie jedenfalls seine Erkorene gewesen wäre, wenn ihn das Glück mehr begünstigt, und wie nur edelmüthige Scheu, sie an sein unsicheres Geschick zu binden, ihn abgehalten, um sie zu werben. Martha war bei der Eröffnung erröthet, hatte sie aber mit demselben ruhigen Lächeln aufgenommen, das Anna schon oft zur Verzweiflung gebracht hatte. Nun war seine Hand geheilt; der Doktor behauptete scherzend, er trage sie nur noch in der Schlinge, weil es so interessant aussehe; der Fürst

schrieb ihm ungeduldig. Er konnte nicht länger verweilen, aber einmal, nur Einmal wollte er Martha sprechen, ganz ruhig und ungestört, und dann fliehen; „vielleicht auch bleiben," sagte er sich im Stillen, wenn er der jungen Frau gar zu lieb war. Anna versprach ihm dazu zu helfen.

„Felsen wird nun wohl in den nächsten Tagen abreisen," hob Anna an, als die Freundinnen einmal wieder Morgens bei der Arbeit saßen. — „Mein Mann," erwiederte Martha, sagte schon letzte Woche, er könne es wagen, und ich glaube in Italien ist die schönste Zeit bald vorüber." — „Martha!" sprach Anna, sie bedeutsam anblickend. — „Anna?" fragte Martha lächelnd. — „Ist dir's wirklich ganz gleichgültig, wenn er geht?" — „Du fragst, als wären wir noch siebzehnjährige Kindsköpfe," sagte Martha erröthend und etwas ernster. „Ich denke, wir Alle werden ihn manchmal vermissen, hier, wo so wenig Wahl des Umgangs ist." — „Ich weiß wohl, du hast kein Vertrauen zu mir," sagte Anna empfindlich; „ich will mich auch nicht eindrängen, nur eine Bitte muß ich dir noch vortragen: Felsen möchte von dir Abschied nehmen, aber von dir allein und ungestört. Das, denke ich, wirst du ihm bewilligen können."

Martha schwieg. Ein anderes Ohr als das ihre hatte, ohne daß es die Beiden ahnten, Anna's Bitte gehört, ein anderes Herz stand still und harrte in athemloser Spannung auf ihre Antwort. „Du weißt," sagte Martha endlich ruhig, „daß ich an jedem hellen Morgen im Gehölz im Hausgarten bin." — Die Magd rief sie ab; es ward nichts mehr davon gesprochen, aber Anna, die sonst so gutmüthige Anna, voll Tugend und Religion, lächelte manchmal vor sich hin in stiller Schadenfreude. Nun mußte sie doch aufgehen, die sich so fest verschlossen! Hätte ihr Martha eine Herzensschwäche bekannt und sie um Beistand gebeten, sie selbst hätte Felsen beschworen, zu fliehen und die Ruhe ihrer Freundin nicht zu gefährden, aber so war es Martha's eigene Schuld; warum war sie so falsch und verschlossen? — Unbemerkt von den beiden Frauen war der Doktor, den sie lang über alle Berge geglaubt, noch im Nebenzimmer gewesen; er hatte seine Frau

noch etwas fragen wollen. Er fragte jetzt nicht, er ging still und unbemerkt davon, mit wie viel schwererem Herzen als er gekommen war!

Der schönste sonnenklare Märzmorgen lag über Thal und Land, ein durchsichtig blauer Himmel, keine Spur einer Wolke, und so recht in der Ahnung der nahen Lenzherrlichkeit lachte der Hausgarten, Martha's kleines Paradies. Das hübsche kleine Wohnhaus, das der Doktor sich gebaut, wurde beschattet von einem schönen Akazienbaume, der so alt war als sein Glück. Hinter dem Hofe stand die Remise und die Stallung, die Behausung des steten alten Fuchsen, der den Doktor über Land führte; an dieses Gebäude lehnte sich der Hausgarten. Martha war eben keine Gärtnerin ersten Rangs; der kleine Küchengarten neben dem Wohnhaus konnte sich nie sehen lassen neben den Gärten der Frau Stadtschultheißin und der Apothekerin, aber bei der Anlage des Hausgartens hatte der Doktor so recht ihren Geschmack errathen. Es war ein Grasplatz mit den schönsten Obstbäumen, der sich einen sanften Abhang hinunter zog; der grüne Grund war mit geschlängelten Wegen durchschnitten und mit kleinen Blumenstücken unterbrochen, die Terrasse mit einer Rosenhecke eingefaßt. Oben, um den Stall zu verdecken, war ein kleines Gehölz gepflanzt, das bereits lustig das niedrige Gebäude überwuchs. Hier standen kunstlose Sitze und Tische, und hier war Martha's Lieblingsplatz, das einzige Asyl, wohin sie sich oft ohne die Kinder flüchtete. Im Sommer ward hier auch gespeist und an festlichen Tagen gefrühstückt. Der Platz war so still, so ganz abgeschnitten von allem Lärm und Schaffen der Menschheit. Vögel nisteten fast auf jedem Busch und Baum; man sah nichts als grüne Bäume, aus denen sich im Hintergrund ruhig ein altes Friedhofkirchlein hob, die einzige Fernsicht.

Am kleinen Fenster der Remise, das in den Garten ging, lehnte diesen Morgen der Doktor als Lauscher zum ersten und einzigen mal in seinem Leben, mit Gefühlen, so qualvoll, wie er sie noch nie empfunden. Es ist etwas Entsetzliches um den ersten Zweifel in einem arglosen Gemüth,

wenn dieſer Zweifel das Fundament des Lebens angreift. Die Anweſenheit des Fremden war ihm bis jetzt nicht eben angenehm geweſen, ſein ganzes Weſen ſagte dem ſeinigen nicht zu. Ein Mann, der ſeine Frau liebt, kann wohl nie mit ganz gleichgültigen Augen den ſehen, der einſt ihrem Herzen nahe geſtanden; aber nie, in ſeine leiſeſten Gedanken nie, hatte ſich ein Zweifel an ſeine Frau geſchlichen. Seit jenem Einen Blick in der erſten Nacht von Felſens Ankunft war nicht ein Wort, nicht ein Blick mehr über die Sache zwiſchen ihnen gewechſelt worden. Die eheliche Liebe iſt eine ſo heilige und keuſche Blume, daß ein Hauch ihre Heiligkeit verletzen kann. Wo Gatten ihre Liebe und Treue zu einem Gegenſtand geſelliger Scherze machen können, da iſt im beſten Fall die Würde und die Poeſie des Verhältniſſes abgeſtreift.

Kein Schatten eines Zweifels; — und nun willigte Martha freiwillig in ein Rendezvous mit dem Manne, der ein ſtrafbares Gefühl für ſie bekannte! Es war zum erſten mal, zum letzten mal, zum Abſchied — gleichviel, in der Liebe und Treue gibt es nichts Halbes. Der Doktor wußte wohl, ſie würde nichts Unrechtes thun in den Augen der Welt: für ihn aber war es vorüber mit allem Glück für immer!

Er ſchämte ſich vor ſich ſelbſt, als Horcher dazuſtehen, und doch mußte er es, er mußte klar wiſſen, woran er war, um ſeiner ſelbſt willen, er mußte nahe ſein um ſeines Weibes willen. Er war früh herabgegangen, um ſich unbemerkt hier einſchließen zu können, und die Viertelſtunde, die er warten mußte, wurde ihm zur Ewigkeit voll bitterer Qual. Er dachte ſeiner langen, treuen, ſtille Liebe für dieſes Kind, wie er ihre Entfaltung belauſcht, wie er mit tiefem Herzweh ihr entſagt um eines Jüngeren, Schöneren, Geliebten willen, wie ſelig er ſie dann doch als ſein Eigenthum in die Arme geſchloſſen, und wie der Gedanke an ſie indeß, bewußt und unbewußt, das Ziel und der Zweck all ſeines Thuns und Denkens und Wirkens geweſen; wie er mit ihr, in ſeinen Kindern, am eigenen Herd den Glauben und die ewige Hoffnung gefun-

den, um die er Jahre zuvor einsam gerungen und gekämpft. Und nun?

Aber eine Stimme anderer Anklage erhob sich auch in seiner Seele, ein Gericht über sich selbst. Wohl hatte er sie geliebt und nie eine andere, aber hatte er ihr diese Liebe auch gezeigt, der er sich so unwandelbar bewußt gewesen? Hatte er Rücksicht genommen auf das Bedürfniß einer schwächeren, liebebedürftigen Natur, die da sehen will, um glauben zu können? Hatte er bedacht, daß jede edlere Pflanze und vor allem die Liebe, die edelste von allen, einer Pflege bedarf? Wohl hatte er sich kein hartes und unedles Wort, nicht Eine absichtliche Kränkung gegen die Gattin vorzuwerfen; aber hatte er nicht seinem Unmuth über kleine Versehen oft rücksichtslos nachgegeben, und bedurfte es mehr als einer finsteren Stirn, einer kurzen Antwort, um einem weichen Gemüth unverschuldet wehe zu thun, wo eine freundliche Rüge besser gewesen wäre: „Ihr Männer, liebet eure Weiber!" das war ihm bisher als ein überflüssiges Gebot erschienen, das sich bei ihm wenigstens von selbst verstand; jetzt begriff er es besser, und vielleicht sollte es übersetzt werden: Ihr Männer, zeiget euren Weibern eure Liebe. — Aber: Zu spät! tönte es in seiner Seele.

Nun endlich klirrte die Gartenpforte. Martha kam und setzte sich an ihren gewohnten Platz. Sie legte ein Buch vor sich auf den Tisch, aber sie las nicht. Er konnte ihr Gesicht nicht sehen, aber er sah, daß ihre Hände zusammengelegt waren wie zum Gebet, und daß sie ruhig vor sich hinaus blickte. Mit einem Gefühl wie von ewigem Abschied sah er hin auf die liebe, wohlbekannte Gestalt. Er mochte sich tausendmal sagen, daß sie sein eigen sei und bleibe, daß eine leise Verirrung des Gefühls ja leicht zu verzeihen sei, daß sie vielleicht bis jetzt lange und redlich gekämpft; wieder und wieder sagte eine Stimme in seinem Herzen: Verloren!

Nun hörte er in der Stille des Morgens einen elastischen männlichen Tritt. Es war Felsen, er kam unten durch den Garten herauf, nicht oben durch die Pforte, natürlich!

Wie Martha das Haupt seitwärts bog, um ihn mit leichtem Kopfneigen zu grüßen, sah der Doktor, daß ihr Gesicht einen Augenblick von einer tiefen Röthe überfluthet wurde. „Endlich," begann Felsen mit tiefer, leidenschaftlicher Stimme, „endlich bin ich so glücklich, Sie allein zu sehen — vor dem Scheiden," fügte er bitter hinzu. — „Sie haben mich alle Tage gesehen," sagte Martha, und in ihrem Ton war ein leises Beben. „Alle Tage!" rief er wieder mit Bitterkeit; „ach ja, umgeben von Ihrem ganzen Hofstaat, von Mann und Kindern, Freundin und Mägden! Und Sie hätten mich nicht fürchten dürfen — o nein! ich wollte Ihren Frieden nicht stören, nicht als Schlange in Ihr häusliches Paradies mich drängen; nur Einmal wollte ich hören, ob jede Erinnerung an eine süße Vergangenheit in Ihnen erstorben ist, ob Sie mir eine anscheinende Untreue verzeihen können, ob nicht Ein, nicht ein einziger Gedanke in Ihrem Herzen geblieben für Einen, der ihm nicht ganz fremd war! Dann wollte ich ja willig gehen und einsam sterben."

Martha's Bewegung, durch eine so ungewohnte Situation hervorgerufen, wich bei diesen gar zu leidenschaftlichen Worten einem unmerklichen Lächeln. „Ich hoffe, Sie dürfen weder einsam leben noch sterben," sagte sie im Ton ruhiger Güte. „Ich bitte, setzen Sie sich; ich möchte Ihnen gern sagen, warum ich Ihnen dieses Plätzchen noch zeigen wollte. — Sehen Sie," fuhr sie fort, als Felsen sich auf einen Stuhl in ihrer Nähe gesetzt, mit herzlichem Ton, „nun sind es zwölf Jahre, daß mich mein Mann zum erstenmal in seine und meine eigene Heimath einführte. Er selbst hatte diesen freundlichen Wohnsitz an dem neuen Ort seiner Bestimmung für uns ausgebaut, und hier habe ich zum erstenmal nach langen Monaten, die ich nach der Großmutter Tod unter entfernten Verwandten verlebt, das volle selige Gefühl der eigenen Heimath empfunden. Es ist meines Mannes Sache nicht, viel über seine Gefühle zu reden, hier aber haben wir einander unsere tiefste Seele aufgeschlossen, so ganz und offen, wie es überhaupt dem Menschen nur selten im Leben gegeben ist.

Hier habe ich erst recht erkannt, welch Kleinod mir Gott in diesem edlen Herzen, in dieser treuen Liebe anvertraut. Die ganze innige Gewißheit meines Glücks kam über mich und ich hatte keinen Wunsch, keine Bitte mehr, als dieses Herzens werth zu bleiben. — Man hatte mir vorher oft bange gemacht, daß das Glück der Ehe nicht so bestehen könne, wie es zu Anfang sei, und ich fürchtete mich selbst, aus dieser Stunde der Verklärung hinabzusteigen in's Alltagsleben. Da sah ich auf zum blauen Himmel, und ich beschloß, mein Glück in Gottes Hand zu legen, daß er es mir bewahre, und es täglich neu aus dieser Hand zu nehmen."

Martha hatte sich selbst vergessen in dieser Erinnerung und mit verklärten Blicken zu dem blauen Himmel aufgesehen, demselben, der sich über jener Stunde des Glücks gewölbt hatte. Nun erst wandte sie sich zu Felsen, der stumm neben ihr saß und in das Angesicht blickte, in dem eine höhere Schönheit als die der blühenden Jugend aufgegangen war. — „Es sind keine schweren Gewitter über unser Glück gezogen," fuhr sie fort, „aber die grauen Tage sind nicht ausgeblieben, die kühlen Regengüsse, die unfreundlichen Winde. So oft ich aber fühlte, daß sie mir die freudige Liebe, den Glauben an mein Glück, den guten Muth aus der Seele entführen wollten, suchte ich einen ruhigen Augenblick, um mich hier zu sammeln, um meinen Schatz wieder zu suchen, da wo ich ihn niedergelegt. Und ich darf vor Gott sagen," schloß sie mit dem süßen Lächeln inniger Gewißheit, „daß ich nicht Einmal diese Stätte verlassen habe, ohne mich reich gesegnet zu fühlen, ohne den frohen Muth, auf's Neue zu beginnen.

„Ich hätte Ihnen das alles gerne gesagt," hob sie nach kurzer Pause mit klarer Stimme wieder an, „weil ich in der Erinnerung an meine fröhliche Jugend herzlichen Antheil an Ihnen nehme, und weil ich Ihnen einen Gottessegen wünsche, wie er mir verliehen worden. Darum möchte ich, daß Sie es recht ernst und heilig nehmen möchten mit jedem Herzensgefühl, und recht leicht und freudig mit dem Leben, wenn Sie einmal in rechtem Ernst gewählt haben." Sie

reichte ihm herzlich die Hand und erhob sich. Der gebildete, weltgewandte Mann aber stand stumm neben der einfachen Doktorsfrau und wußte nicht Ein Wort zu erwiedern.

In diesem Augenblick hörte man fröhliches Getümmel die Gartentreppe herab, und ein festlicher Zug nahte, voran Alfred, auf einem mächtigen Papierbogen ein lateinisches Carmen tragend, dem er in Rücksicht auf der Mutter Unwissenheit eine deutsche Uebersetzung beigefügt; Dorothee hielt in hellem Triumph ein etwas mangelhaftes Machwerk, ein Paar Strumpfbänder vorstellend, in der Hand; Annchen trug einen Veilchenstrauß, so groß ihn ihre Händchen umspannen konnten, und selbst der Kleine auf den Armen der Kindsmagd hielt noch ein paar rosenrothe Leberblümchen in den Händchen. „Nicht wahr, Mutter!“ rief Alfred triumphirend, „ich hab' daran gedacht! Der Vater hat's richtig wieder vergessen, daß heute dein Geburtstag ist, und auch Fräulein Anna; aber ich wußt' es, und ich habe keiner Seele davon gesagt als Dorchens Strickfrau, daß sie die Bänder stricken ließ, und die Blumen hab' ich den Kleinen geholt. Nicht wahr, Mutter, das hättest nicht geglaubt?“

In dem allgemeinen Jubeltumult, mit dem nun die Kleinen die Mutter umgaben, erschien unversehens auch der Doktor, kein Mensch wußte woher. Er sah etwas verlegen und beschämt aus, wahrscheinlich weil er wieder seiner Frau Geburtstag vergessen. Seine und Martha's Augen begegneten sich, und zum erstenmal in seinem Leben schloß er in Gegenwart Dritter sein Weib in die Arme; sein eigen Weib!

Anna, die in großer Spannung, aber mit etwas bösem Gewissen sich in ihrem Zimmer aufgehalten, wußte nicht, was für ein Getümmel unter den Kindern los sei, bis Alfred, stolz, daß er allein der Mutter Geburtstag behalten, heraufstürmte, um zu verkünden, daß den Nachmittag eine Luftfahrt gemacht und Chokolade getrunken werde. Felsen hatte die Einladung dazu abgelehnt, auch Anna war ziemlich schweigsam bei der Nachricht.

Am folgenden Tage reiste Felsen ab. Er erbat sich

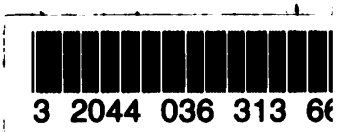
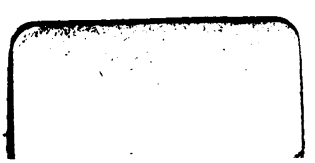
keine einsame Abschiedsaudienz mehr, aber er gab beim Abschied Martha die Hand und sagte mit vielsagendem Blick: „Ich danke Ihnen.“

Anna hat nicht erfahren, was bei jenem Rendezvous vorgefallen war, und gekränkt über diesen Mangel an Vertrauen, ist sie bald darauf abgereist.

Ob der Doktor je Martha vertraut, wo er an jenem Morgen gewesen und was er gehört, das wissen wir nicht; aber Martha dünkte es oft, ihrer Liebe sei eine ganz neue Brautzeit angebrochen, und ihr Geburtstag ist von jenem Tage an kein einzigmal mehr vergessen worden.

Inhalt.

Heimkehr 7
Verfehlte Wahl 107
Daheim 219


3 2044 036 313 6